KULTURBILDER AUS HELLAS UND ROM

Hermann Göll





Kulturbilder

aus

Hellas und Rom

von

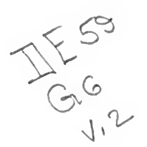
Hermann Göll.



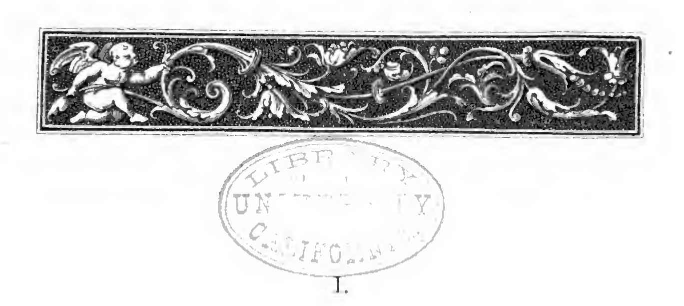
Dritte berichtigte und vermehrte Auflage.

Zweiter Band.

Leipzig und Berlin.
Verlag von Otto Spamer.
1880.



Inhalt.



I.

Die Hellenen in Rom.

Kaum giebt es einen interessanteren Vorgang in der Kulturgeschichte, als die in Rom vollzogene Assimilation und Aneignung der Formen des hellenischen Geistes und die dadurch bewirkte Erhaltung und Rettung der für alle Zeiten mustergiltigen Schöpfungen Griechenlands in Sprache, Kunst und Wissenschaft. Es erfolgte diese Uebersiedelung der griechischen Kulturelemente theils durch die Eroberung Griechenlands und des hellenisirten Orients und durch das aus verschiedenen naheliegenden Ursachen entspringende Hinströmen der Römer in die besiegten Länder, theils aber auch unmittelbar durch die Griechen selbst, welche ihre seit dem Verluste der politischen Freiheit immer mehr und mehr verarmende Heimat mit dem an Trugbildern der Hoffnung reichen Aufenthalte in der Hauptstadt der damaligen Welt vertauschten. Schon lange vor den makedonischen Kriegen hatte aber diese persönliche Einwirkung von Seite der Hellenen begonnen. Abgesehen von der sagenhaften, von Cicero zu hoch angeschlagenen Einwanderung des korinthischen Künstlers Demaratos in Tarquinii, der seine Söhne, die Tarquinier, in griechischer Sprache und Wissenschaft unterrichtet haben soll, worauf dann auch Servius Tullius diesen Bildungsschatz von Tarquinius Priskus überkommen hätte, deuten viel Umstände darauf hin, daß der besonders durch den Handel bedingte Verkehr mit den nahen griechischen Kolonien in Unteritalien schon in sehr früher Zeit ein überaus reger gewesen sein muß.

Eine Menge griechischer Wörter bürgerte sich in die römische Sprache ein; aus dem kampanisch-griechischen Kumä erhielten die Römer die Buchstabenschrift; die älteste Baukunst zeigt unverkennbare Spuren hellenischen Einflüsses; die Servische Verfassung hat viele Aehnlichkeit mit der Solonischen; die offizielle Berücksichtigung griechischer Kultusformen konnte nicht ohne genaue Kenntniß

derselben vorkommen. Verfolgt man aber die Spuren der in Rom auftretenden und sich aufhaltenden Griechen nach den einzelnen Gebieten, denen sie angehören, so mögen dem eigentlichen Handwerkerstande die wenigsten zuzurechnen sein. Die Römer selbst zwar hielten das Handwerk, wie jeden Lohndienst für schimpflich, selbst der Plebejerstand begriff wol meist Landwirthe und Feldarbeiter in sich, und so bestand denn die große Masse der im Klientelverhältniß lebenden Handwerker, welche nach Dionys von Halikarnaß sehr bald die Zahl der eigentlichen Bürger um das Doppelte überstiegen haben soll, aus Fremden, ja selbst die Zunft der Kaufleute und Krämer machte hiervon keine Ausnahme. Allein wenn man auch annehmen muß, daß der griechische Kosmopolitismus und der Krämergeist ihrer sinkenden Periode sich leichtsinnig über die auch den Hellenen angestammten Vorurtheile gegen das Gewerbe hinwegsetzte und die Verarmung auch den Handwerker zwang, sein Brot in fremdem Dienste zu suchen, so rekrutirte sich doch nachweislich der Handwerkerstand in Rom meist aus freigelassenen Sklaven, und zudem hinderte die bald einreißende Sitte der Römer, für alle Bedürfnisse des Hauses durch die Hände der eigenen Sklaven sorgen zu lassen, jedes erquickliche Gedeihen eines freien Handwerkerstandes. Außerdem wissen wir auch über die einzelnen Klassen der Gewerbetreibenden zu wenig, um das Verhältniß der Griechen zu den anderen Fremden auch nur einigermaßen bestimmen zu können.

Die Thonbildnerei war von römischen Meistern, die durch die aus Griechenland massenhaft eingeführten Fabrikate immerwährend Anregung erhielten, wol tüchtig vertreten; zu feineren Arbeiten nahm man aber doch Griechen. So lebten schon ums Jahr 500 v. Chr. zwei sicilische Thonbildner und Maler, Damophilos und Gorgasos, in Rom und schmückten den Tempel der Ceres am Cirkus Maximus mit Malereien und thönernen Ornamenten. Plinius berichtet ferner, daß zu Varro's Zeit ein gewisser Posis irdene Trauben und Fische verfertigte, die man von natürlichen nicht zu unterscheiden vermochte. Arkesilaos, ein Freund des Lukullus, pflegte seine Modelle den Römern theurer zu verkaufen, als andere ihre fertigen Statuen. Ein Handwerk ferner, das durch Griechen erst in Rom eingeführt worden ist, war das der Barbiere. Bis 300 v. Chr. trugen die Römer ihr Haar nach seinem natürlichen Wuchse. Da brachte ein gewisser P. Ticinius Mena die ersten Haarkünstler aus Sicilien nach Rom; Scipio, der Besieger Hannibal's, ließ sich schon täglich das Haar verschneiden, und das gesellige Leben gewann ohne Zweifel dadurch, daß nun nach griechischer Manier die Frisenrstuben die beliebtesten Unterhaltungsörter abgaben. Endlich können ferner die Griechen auch als Verfeinerer der römischen Gastronomie nicht unerwähnt bleiben, welches Amt sie seit den Kriegen mit Philipp III. von Makedonien und Antiochos, dem Großen von Syrien, zu üben anfingen. „Damals“, schreibt Livius,

„begann der Koch, bei den Alten nach Schätzung und Gebrauch der verachtetste Sklave, im Preise zu steigen und was früher für einen Dienst galt, wurde jetzt für eine Kunst erachtet." Als Beispiel von griechischen Köchen sei hier nur des Menogenes Strabo gedacht, dessen Herr, der Vater des berühmten Pompejus, wegen seiner Aehnlichkeit mit ihm den Spitznamen Strabo erhielt. Auch die Zunft der Feinbrod- und Kuchenbäcker scheint ungefähr zu derselben Zeit in Rom durch griechische Lehrmeister entstanden zu sein.

Am ansehnlichsten und auffallendsten aber blieb immer die Anzahl der griechischen Namen auf dem eigentlichen Kunstgebiete. Es herrschte in Rom anfangs dieselbe Verachtung gegen die Künstler wie gegen die Kunstwerke, und als es Mode wurde, Häuser und Landgüter mit Kunstsachen auszuzieren, brandschatzte man die an Werken der schönen Künste so reichen Ostprovinzen und füllte die Hauptstadt mit vielem Mittelmäßigen, dabei aber auch mit dem Besten der berühmtesten Meister. „Damals", sagt Juvenal, „war jedes Haus (in den Provinzen) angefüllt und mit den Gemälden des Parrhasios und den Bildsäulen Myron's zusammen lebte des Pheidias Elfenbein; überall stieß man auf die Arbeiten Polyklet's; selten war ein Tisch ohne Gefäße von Mentor's Hand. Dann folgten sich aber ein Dolabella und ein Antonius und der Tempelräuber Verres. Sie trugen auf hohen Schiffen heimliche Beute davon und manche im Frieden erstrittene Triumphe." Gleichzeitig mit dem erwachenden Geschmacke der Sieger an der Kunst eilten auch die Künstler, gerufen und ungerufen, nach Rom und verdunkelten die aufstrebenden römischen Talente theils durch wirkliche Ueberlegenheit, theils durch den Ruf ihrer Heimat. Ein Römer von edlerem Geschlechte konnte sich nicht gut mit der Ausübung der Kunst befassen, ohne hartem Tadel oder Spott zu verfallen. Am deutlichsten zeigt sich dies am Beispiel des bekannten Patriziers Quintus Fabius, der im Jahre 304 v. Chr. die Wände des Salustempels bemalte. Seine Familie erbte den ihm wegen so pöbelhafter Liebhaberei gegebenen Beinamen „Maler", und Cicero schreibt in Beziehung auf ihn in seinen „tuskulanischen Untersuchungen:" „Hätte es nicht auch bei uns viele Nachfolger des Polyklet und Parrhasios gegeben, wenn es dem berühmten Fabius zum Lobe gereicht hätte, daß er malte? Die Ehre fördert die Künste und Jedermann wird durch den Ruhm zu neuen Bestrebungen entflammt; es liegt aber dasjenige immer darnieder, was bei Allen Mißbilligung findet." Auch nennt Plinius außer Fabius Piktor nur noch den tragischen Dichter Pakuvius als Maler aus den vornehmen Kreisen. „Später," setzt er hinzu, „ist die Kunst von anständigen Händen nicht getrieben worden." Selbst die kleine Stadt Ardea ließ ihren Junotempel von dem griechischen Freigelassenen Lykon aus Aetolien schmücken und beschenkte denselben mit dem Bürgerrechte. Als Aemilius Paullus den König Perseus besiegt hatte, bat er die Athener, ihm einen renommirten Philosophen als Hauslehrer

und einen guten Maler zur Verherrlichung seines Triumphes zu senden, und diese befriedigten beide Wünsche in der einen Person des Metrodoros. Wahrscheinlich war auch das von Scipio Asiatikus im Kapitol geweihte Gemälde von der Schlacht bei Magnesia das Werk eines Griechen. Zu Anfang des ersten vorchristlichen Jahrhunderts füllten nach Plinius die Portraitmaler Sopolis und Dionysios die Bildersäle der Noblesse, und auch eine Portraitmalerin, Jaja aus Kyzikos, übte sowol die enkaustische Malerei auf Elfenbein, als auch die gewöhnliche auf Holz, verdiente viel Geld und setzte die Römer dadurch in Staunen, daß sie sich selbst vor dem Spiegel portraitirte. Der Byzantiner Timomachos malte dem Diktator Cäsar einen rasenden Ajax und eine Medea für die enorme Summe von 80 Talenten (über 350,000 M.). Später bemalte Artemon die Wände der Oktavischen Säulenhalle. Doch finden sich aus späterer Zeit immer auch römische Namen unter den Malern. Der Römer Ludius zeichnete sich unter Augustus durch Erfindung eines neuen Dekorationsstiles aus. Zu Verona befanden sich nach Plinius schöne Bilder des römischen Ritters Turpilius. Aber noch Amulius, der im goldnen Hause Nero's als Maler beschäftigt war, gaubte es der römischen Würde schuldig zu sein, daß er nicht anders, als in der feierlichen Toga auf dem Gerüste den Pinsel führte und täglich nur wenige Stunden arbeitete!

Die Plastik dagegen blieb fast ausschließlich in den Händen von Griechen und Halbgriechen. Schon um das Jahr 170 v. Chr. rief Metellus griechische Künstler nach Rom, um seine Säulenhalle mit den Tempeln der Juno und des Jupiter auf dem Marsfelde auszuführen. Es waren bei diesem Bau beschäftigt: der Salaminier Hermodoros als Architekt, die Lakedämonier Sauros und Batrachos als Architekturbildhauer, Dionysios und Polykles, Söhne des berühmten athenischen Bildhauers Timarchides, als Verfertiger der Tempelstatuen. Für denselben Tempelbezirk arbeiteten später Philiskos aus Rhodos und Heliodoros, vorzüglich aber der Erzgießer Bildhauer und Ciseleur Pasiteles, der eine elfenbeinerne Zeusstatue lieferte. Seine Schüler Stephanos und Menelaos hatten ebenfalls ihren Aufenthalt in Rom und Diogenes aus Athen stellte im Pantheon Agrippa's seine Karyatiden auf. In dem Cäsarenpalaste des Palatin lobt Plinius die Arbeiten des Krateros, Pythodoros, Polydektes, Hermolaos, Artemon, Aphrodisios.

Zuweilen führte auch das Geschick die Künstler unfreiwillig nach Rom, wie den Bildhauer Aulanios Evander aus Athen, der, von Antonius nach Alexandrien gebracht, von da unter den Gefangenen nach Rom transportirt wurde. Das den griechischen Künstlern günstige Verhältniß blieb auch in der Kaiserzeit, wo selbst beim Sinken des Kunstgeschmackes die Kunstkenner-

schaft und Kunstliebhaberei noch lange zu den Erfordernissen einer guten Erziehung gehörte. Aus einer Menge von Namen heben wir nur den berühmten Steinschneider Dioskorides heraus, der den Kopf des Kaisers Augustus in Stein gravirte, den Erzgießer Zenodoros, der die 110 Fuß hohe Kolossalstatue Nero's schuf, und den genialen Baumeister Apollodoros aus Damaskos, welcher die Prachtbauten Trajan's leitete und jedenfalls die Idee zu der berühmten Trajanssäule und dem ganzen Trajanischen Forum angab. Der letzte war, wie es scheint, nach Künstlerart, Dilettanten gegenüber etwas schroff und wurde der Sage nach von Hadrian aus der Stadt verwiesen, weil er bereits früher einmal, als er mit Trajan über die auszuführenden Werke sprach und der kaiserliche Adoptivsohn Hadrian dreinreden wollte, zu diesem gesagt hatte: „Geh Du doch fort und male Deine Gurken; denn von dem da verstehst Du nichts!“ und später einen von dem nunmehrigen Kaiser verfertigten Tempelriß unverhohlen und stark getadelt hatte.

Auch auf dem musikalischen Felde wurden bald griechische Lehrmeister nöthig, sowie überhaupt die römische Musik sehr früh durch die griechische verdrängt worden ist. Wie es aber noch anderthalbhundert Jahre v. Chr. mit dem musikalischen Geschmacke in Rom aussah, beweist eine von Polybios aufbewahrte Anekdote. Als im Jahre 167 der Prätor L. Anicius seinen Triumph über den illyrischen König Gentius hielt, hatte er die berühmtesten Flötenspieler Griechenlands, namentlich Theodoros aus Böotien, Theopompos und Hermippos kommen lassen und hieß sie auf einer im Cirkus errichteten Bühne mit den Chorsängern zusammen auftreten. Während aber Musik und Tanz im schönsten Gange waren, ließ ihnen der Triumphator sagen, das Flötenspiel gefalle ihm nicht; sie sollten lieber einen Wettkampf unter einander aufführen. Die verblüfften Künstler wußten nun nicht, was sie anfangen sollten, bis ihnen ein Liktor zu verstehen gab, sein Herr meinte wol gar ein Scheingefecht! Kurz gefaßt stellten sich also die Musiker an die Spitze der Balettabtheilungen und führten durcheinander blasend dieselben nach Art der heimischen Pyrrhiche oder des Waffentanzes gegen einander und wechselsweise rückwärts, und als endlich einer der Tänzer sich aufschürzte und dem sich ihm gegenüber nähernden Flötenspieler die Faust unter die Nase hielt, brachen die Zuschauer in ein unbändiges Gelächter und Klatschen aus! Nimmt man nun noch dazu, daß gleichzeitig mit dieser improvisirten Vorstellung zwei Kunsttänzer in der Orchestra unter besonderer Musik sich sehen ließen und vier Faustkämpfer nebst Trompetern und Hornisten die Bühne betraten, so kann man sich von der Höhe dieses Kunstgenusses eine Vorstellung machen! Noch im Jahre 115 wurden alle musikalischen Instrumente mit Ausnahme der einfachen latinischen Flöte von den Censoren untersagt. Diese spartanische Maßregel beweist bereits, daß sich die Barbarei anfing zu mildern. Besonders bei den Festspielen fehlten nun

die griechischen Virtuosen fast nie, und diese brachten die hellenische Kitharödentracht mit; die lange, golddurchwirkte, mit Aermeln versehene Tunika und den buntfarbigen, meist purpurnen Mantel nebst dem, oft goldenen, Kranz für das Haupt. In der Kaiserzeit war der Musikunterricht ein einträgliches Geschäft. Nero berief Terpnos, den berühmtesten Zitherspieler, zu seiner Ausbildung aus Griechenland zu sich. Diesem und seinem Kollegen Diodoros ließ später Vespasian bei der Einweihung des wiederhergestellten Theaters des Marcellus je 200,000 Sesterzen auszahlen. 186 v. Chr. waren aber auch zugleich mit dem heimkehrenden asiatischen Heere die griechischen leichtfertigen Psalter- und Harfenspielerinnen in Rom eingewandert, die ja fast nie bei den Symposien ihrer Landsleute fehlen durften und von nun an auch der hauptstädtischen Prostitution immer neuen Zuwachs lieferten.

Zur Befriedigung der steigenden Schaulust suchte man auch die hellenische Agonistik in Rom einzubürgern und der Konsul M. Fulvius war der erste, der zu den während des ätolischen Kriegs gehaltenen Spielen im Jahre 186 griechische Athleten in Rom auftreten ließ. Später gab M. Aemilius Skaurus ein gleiches Schauspiel. Ja, Sulla ließ, um die Feier seines Triumphes zu erhöhen, die gymnischen Agonisten, welche eben bei den olympischen Spielen agiren sollten, insgesammt außer den Wettläufern nach Rom schaffen! Pompejus und Cäsar ahmten diesen Beispielen nach. Auch Augustus ließ auf dem Marsfelde ein Stadion mit hölzernen Sitzbänken für die Athleten herrichten. Dieselben müssen auch schon damals bleibenden Aufenthalt in Rom gehabt haben; denn Sueton sagt von ihnen ausdrücklich: „Oktavian bestätigte und erweiterte ihre Privilegien.“ Diese Vorzüge bestanden aber in der ganzen Kaiserzeit fort und verliehen den Athleten Korporationsrechte mit besonderen Vorstehern und mit Gebänden zu ihren Uebungen und Berathungen. Wenn aber auch einzelne Kaiser, wie Nero, ihnen äußerst gewogen waren, so fand die Athletik doch bei der großen Menge weniger Anklang als die blutigen Gladiatorengefechte und Thierhetzen.

Natürlich hat es auch unter den Schauspielern in Rom, deren Kunst so deutlich in ihren Anfängen auf Griechenland hinweist — Livius Andronikus, ein Kriegsgefangener aus Tarent, der erste Uebersetzer griechischer Werke, trat auch als Schauspieler auf — Griechen genug gegeben. Da aber die Komödiantentruppen meistens aus Sklaven und Freigelassenen bestanden, so kann man aus den vorkommenden griechischen Namen nicht sicher auf die Nationalität schließen. So war z. B. Antiphon, der sich bei den Spielen Milo's Beifall errang, der Sohn einer Sklavin, und ebenso Panurgos und Eros, Schüler des berühmten Komikers Roscius. Gleichzeitig werden noch genannt Aesopos, erster tragischer Held, und von demselben Fache Diphilos; dann Doterion, Stephanion, Menogenes, Pamphilos, Spinther; als

Mimen: Sorix und Metrobios, die Lieblinge Sulla's, und als Ballettänzerinnen, die bereits der Männerwelt ebenso gefährlich waren wie die heutigen, Dionysia, Lykoris und Kytheris. Daß übrigens griechische Schauspieler fortwährend in Rom thätig waren, sieht man aus der dritten Satire Juvenal's, wo es über die Griechen heißt: „Wo wäre ein Besserer, wenn er die Rolle der Buhlerin Thais giebt, oder als Komiker eine Ehefrau darstellt, oder die in kein Mäntelchen gehüllte Doris? Traun, keine Maske vermeint man sprechen zu hören, sondern wirklich ein Weib, leibhaftig vom Scheitel bis zu den Zehen. Und doch ist bei ihnen weder ein Antiochos der Bewunderung werth, oder ein Stratokles, noch Demetrios mit dem zärtlichen Hämos; die ganze Nation ist Schauspielerin!" Besonders füllten griechische Künstler die Reihen der am höchsten gefeierten Pantomimen. Schon die Erfinder dieser auf römischem Boden erwachsenen Kunst waren Pylades, ein Kilikier, und Bathyllos, ein Alexandriner; ihnen folgten Hylas, der beste Schüler des Pylades, Mnester, der Liebling Kaligula's, Paris, der Tanzlehrer Nero's, und ein zweiter Paris, der unglückliche Günstling der Gemahlin Domitian's. Auch scheinen den Andeutungen einiger Schriftsteller zufolge die den Balletten zu Grunde liegenden Texte zuweilen in griechischer Sprache abgefaßt gewesen zu sein.

Endlich findet man auch auf noch zweideutigeren Gebieten die Griechen in Rom vorherrschend vertreten. Sowie man in der Kaiserzeit ihrer größeren Gelenkigkeit und Beweglichkeit halber vorzugsweise griechische Fechtmeister bei der Armee anstellte, so eigneten sich die Griechen auch besser, als die Römer, zu Thaumaturgen aller Art und die Koryphäen des Seiltänzer-, Gaukler- und Taschenspielergewerbes stammten meist aus Großgriechenland und den verweichlichten griechischen Kolonien Kleinasiens, besonders Kyzikos, Mitylene und Antiochia. Aber auch die von Chaldäa über Babylon nach Westen gewanderte astrologische Pseudowissenschaft, die während der Kaiserperiode in Rom so räthselhaft gewaltigen Anklang fand, daß endlich Niemand bei der Geburt eines Kindes es versäumte, des zu stellenden Horoskopes wegen genau die entscheidende Stunde zu notiren, sendete ihre Vertreter aus dem Schooße der griechischen Nation nach Rom. Außer den Bd. 1. genannten hervorragenden Astrologen mögen auch unter den vagabundirenden Sterndeutern, die den Zukunftsdurst des gemeinen Mannes stillten, sehr viele Griechen gewesen sein. Wenigstens läßt Petronius seinen Trimalchio erzählen: „Als ich mein Geschäft nicht mehr treiben wollte, ermunterte mich wieder dazu ein Sterndeuter, der zufällig in unsere Kolonie gekommen war, ein Grieche, Namens Serapa, ein Geheimrath bei den Göttern. Dieser sagte mir auch das, was ich vergessen hatte. Bis aufs Haar setzte er mir Alles auseinander; er kannte meine Eingeweide; es fehlte nur noch, daß er mir sagte, was ich am Tage

vorher gegessen hatte. Da hieß es: „„Du bist nicht glücklich mit Deinen Freunden, Niemand vergilt Dir mit gleichem Dank, Du besitzest große Landgüter, Du nährst eine Natter an Deinem Busen, Du hast noch dreißig Jahre, vier Monate und zwei Tage zu leben.““

Wendet man sich ferner ernsteren und für die menschliche Gesellschaft nothwendigeren Beschäftigungen zu, so fällt hier sofort die Heilkunde ins Auge, die, wie im ersten Bande gezeigt worden ist, in Rom beinahe so ausschließlich den Griechen gehörte, wie die Apothekerkunst in Rußland bis vor kurzem den Deutschen.

Noch viel direkter, als griechische Handwerker und Künstler, wirkte aber auf die Römer der persönliche Umgang mit den sich um sie schaarenden griechischen Dichtern, Philosophen und Rhetoren. Ueberhaupt machte der Hellenismus in den letzten zwei Jahrhunderten v. Chr. merkwürdig rasch Propaganda in Latium und bildete einen Strudel, in den endlich das ganze Römerthum hineingezogen wurde. Dies tritt am deutlichsten im Fortschreiten der griechischen Sprachkenntniß hervor. Bereits 281, vor dem Krieg mit Pyrrhos, hatte es der römische Gesandte Postumius in Tarent versucht, eine griechische Anrede zu halten, war aber der schlechten Aussprache wegen von der leichtsinnigen Menge verhöhnt worden. Dagegen verhandelten die 169 nach Griechenland gesandten Diplomaten C. Oktavius und C. Popillius bereits ohne Dolmetscher mit den verschiedenen Staaten. Tib. Gracchus veröffentlichte eine griechische Rede, die er in Rhodos gehalten hatte, und Flamininus erwiderte die Schmeicheleien der Hellenen in derselben Sprache. Auch Aemilius Paullus kleidete seine Vorwürfe an den gefangenen König Perseus nach Livius in griechische Worte, und als er später in Amphipolis den makedonischen Deputirten die Beschlüsse des römischen Senates eröffnete, sprach er wol lateinisch, sein Prätor Oktavius aber übersetzte seine Worte ins Griechische. Der Konsul Krassus Mucianus gab 131 auf seinem unglücklichen Feldzuge in Asien in fünf griechischen Mundarten als Richter Bescheide. Sulla erlaubte es sogar im Jahre 87, daß der Gesandte der Rhodier, Apollonios Molon, ohne Dolmetscher im Senate einen griechischen Vortrag halten durfte. Auch fehlte es bald nicht an schriftstellerischen Versuchen in griechischer Sprache. Schon gleich nach dem Hannibalischen Kriege entstanden die griechischen Geschichtsbücher des Quintus Fabius Piktor und des Publius Scipio. Postumius Albinus, einer der 10 Gesandten, die 146 nach Achaja geschickt wurden, schrieb ebenfalls eine römische Geschichte in griechischer Sprache, womit er freilich seiner Schwatzhaftigkeit und widrigen Hellenisirungssucht wegen weder bei Griechen noch bei Römern Ehre einlegte. Lukullus dagegen schämte sich, rein griechisch zu schreiben, und ließ absichtlich in seine Geschichte des marsischen Krieges einige Solöcismen einfließen. Anders

handelte Cicero, indem er seinem Freunde Attikus gestand, daß etwaige Sprachfehler in der griechischen Geschichte seines Konsulates sich gegen seinen Willen eingeschlichen haben würden.

Die Griechen, welche zu Rom in Sprache und Wissenschaft die Lehrer der Römer wurden, waren ebenfalls theils gezwungen, theils aus freien Stücken dorthin gelangt. Zu den ersten gehörten Gefangene und Gesandte. Der bereits genannte Tarentiner Andronikos, der die Bekanntschaft der Römer mit dem griechischen Drama vermittelte, hatte eine große Menge Schicksalsgefährten an den im Jahre 167 aus der Mitte der patriotischen Partei des achäischen Bundes zur Verantwortung nach Rom zitirten und dort als Geiseln zurückgehaltenen 1000 vornehmen Griechen, unter denen auch der Geschichtschreiber Polybios war und von denen nach siebzehnjähriger Gefangenschaft kaum 300 in ihr Vaterland zurückkehrten. Auch der Grammatiker Tyrannion aus Amisos wurde als Gefangener im Mithridatischen Kriege von Lukullus nach Rom gebracht und gelangte hier zu Ansehen und Reichthümern. Ebenso kam durch den Krieg zwischen Oktavian und Antonius der gelehrte Diokles nach Rom, wurde von Cicero's Gemahlin Terentia gekauft, lehrte dann als Freigelassener Grammatik und half Cicero's Bibliothek ordnen. Selbst August's berühmter Bibliothekar Hyginus war eine Sklave aus Alexandria. Der Zufall fügte es, daß ums Jahr 167 v. Chr. der einer Gesandtschaft des Königs Attalos von Pergamon beigegebene Gelehrte Krates, aus Mallos in Kilikien, zu Rom eines Beinbruches wegen längere Zeit zu verweilen gezwungen wurde. Er benutzte diese Muße zu vielbesuchten Vorlesungen über die Homerischen Gedichte. Vierzehn Jahre später schickten die Athener, um einen Straferlaß zu erreichen, drei ihrer ausgezeichnetsten und beredtesten Philosophen, Karneades aus Kyrene, Diogenes aus Seleukia und Kritolaos nach Rom. Welchen Einfluß diese Vertreter von drei verschiedenen philosophischen Schulen auf die römische Jugend ausübten, sieht man daran, daß der ältere Kato, als Eiferer für altrömische Zucht, sich große Mühe gab, sie baldmöglichst aus der Stadt zu entfernen, wie er denn bereits früher die Vertreibung der epikuräischen Philosophen Alkäos und Philiskos durchgesetzt hatte. Dennoch konnte sich der alte Starrkopf selbst so wenig der Einwirkung des Zeitgeistes entziehen, daß er in seinen hohen Jahren noch die „überseeische und ausländische Wissenschaft“ (der Griechen) erlernte! Der schon erwähnte Rhodier Molon kam zweimal als diplomatischer Vertreter seiner Insel nach Rom und bei ihm machte Cicero rhetorische Studien. Ebenso erwarb sich der Stoiker Poseidonios bei seiner zweimaligen Anwesenheit als Gesandter Freunde und Schüler, die ihn dann wieder in Rhodos aufsuchten und hörten. Bevor es aber noch bei den vornehmeren Römern Sitte wurde, ihre Söhne sich den letzten Schliff der Bildung in Hellas selbst suchen zu lassen, fanden sich genug

Lehrmeister von dort ein, die geradezu ihr Brot durch Unterrichten zu verdienen suchten. Schon vor dem Kriege mit Perseus wurden die Kinder des Aemilius Paullus von griechischen Grammatikern, Rhetoren und Philosophen unterrichtet, und aus dem Jahre 161 wird berichtet, daß sich in der Hauptstadt bereits mehrere Lehranstalten für griechische Deklamationsübung befanden. Als der Sohn des Aemilius Paullus, der jüngere Scipio Afrikanus, gegen Polybios die Befürchtung ausgesprochen hatte, daß es ihm und seinem Bruder Fabius an griechischen Lehrern fehlen dürfte, sagte ihm der Geschichtschreiber, man sähe ja, daß solche Leute schaarenweise nach Rom strömten! Und in der That findet man von dieser Zeit an in der Biographie jedes hervorragenden Mannes auch der griechischen Lehrer gedacht; denn der Unterricht in den griechischen Bildungswissenschaften blieb von nun an ein integrirender Bestandtheil der römischen Erziehung. Zugleich stiegen auch die im Griechischen bewanderten Sklaven im Preise, und es wurden oft 1—200,000 Sesterzen für Literatursklaven gezahlt. Der reiche Kalvisius Sabinus, ein Zeitgenosse Seneka's, gab 1,100,000 Sesterzen oder beinahe 240,000 Mark für 11 Sklaven, von denen einer den Homer, der zweite den Hesiod, die übrigen die lyrischen Dichter auswendig wußten!

Noch auffallender tritt die zur Mode werdende Hinneigung zum hellenischen Elemente in der Sitte an den Tag, einen Griechen, gewöhnlich einen Philosophen, als Gesellschafter, Begleiter und Hausgenossen förmlich zu engagiren. So begleitete Polybios seinen Gönner Scipio nach Spanien und Karthago; noch mehr aber war an die Person des letzteren der bekannte Stoiker Panätios attachirt, der ganz im Scipionischen Hause lebte und seinen Patron nach Karthago und zwei Jahre später nach Aegypten und Asien begleitete. Im Gefolge des Lukullus während des ersten und dritten Mithridatischen Krieges befand sich der Platonische Philosoph Antiochos von Askalon. Auch das Haus des Lukullus in Rom stand gastfreundlich allen Griechen offen und dieselben bewegten sich täglich ungenirt in seiner Bibliothek. Kornelia, die hochgebildete Mutter der Gracchen, hatte ebenfalls nach dem Tode ihrer Söhne auf ihrem Landgute zu Misenum stets einen Zirkel von Gelehrten und Griechen um sich versammelt. Cicero's Zeitgenosse Pupius Piso hatte als junger Mann mehrere Jahre lang den Peripatetiker Staseas aus Neapel in seinem Hause. Cicero selbst behielt den stoischen Philosophen Diodotos, seinen Jugendlehrer, bei sich; dieser erblindete in seinem Alter und hinterließ Cicero gegen 100,000 Sesterzen. Seinem Freunde, Papirius Pätus, einem lebensfrohen Epikuräer, wirft es Cicero im Scherze vor, daß er mit seinem Hausphilosophen Dion nur gastronomische Fragen verhandle. Athenodoros aus Tarsos, genannt Kordylion, früher Vorsteher der pergamenischen Bibliothek, wurde in seinem Alter noch von dem jüngeren Kato nach Rom

mitgenommen und starb wahrscheinlich vor seinem Gönner, da dieser in seiner Sterbestunde die Griechen Demetrios und Apollodoros um sich hatte. Cäsar's Mörder, Brutus, hatte Ariston von Askalon, einen Philosophen, und Empylos, einen Rhetor, in seinem Hause. Aus der Milonischen Rede Cicero's wissen wir, daß sein Feind Klodius keinen Ausflug ohne „Griechlein“ unternahm. Der Triumvir Krassus wollte auch dem guten Tone nachkommen. Wie er aber verfuhr, ist der Mühe werth bei Plutarch nachzulesen: „Er hatte in der Philosophie einen gewissen Alexander zum Lehrer, welcher durch seinen Umgang mit Krassus eine große Probe von Geduld, Uneigennützigkeit und Sanftmuth ablegte. Denn man konnte nicht leicht sagen, ob Alexander ärmer zu Krassus gekommen oder ärmer bei ihm geworden sei. Er war der einzige, den Krassus vor allen seinen Freunden auf Reisen mitnahm, und mußte dennoch bei der Zurückkunft stets den Regenmantel zurückgeben, den ihm Krassus zur Reise geliehen hatte.“

Ueberhaupt war die Stellung dieser bestimmten Häusern einverleibten Griechen eine viel weniger beneidenswerthe, als die der in unabhängiger Weise ihren Unterhalt in Rom verdienenden. Auf der einen Seite Nationalstolz und aristokratischer Hochmuth, auf der anderen spezielles Vorurtheil gegen den griechischen Volkscharakter und gegen die Sitten der Philosophen insbesondere wirkten zusammen, um ihr Verhältniß zu einem für freie Männer oft unerträglichen zu stempeln. Man brauchte und schätzte die Waare und verachtete doch die Kaufleute! Die Abneigung und Eifersucht gegen Fremde war bei den Bewohnern der Hauptstadt zu jeder Zeit sehr lebendig. Deutlich spricht sich solche Antipathie in Juvenal's Worten aus: „Soll denn ein Mensch vor mir sein Siegel auf eine Urkunde drücken und einen geehrteren Platz an der Tafel einnehmen, der mit demselben Winde nach Rom gekommen ist, welcher die Damaszenerpflaumen und syrischen Feigen bringt? Ist es denn so gar nichts, daß unsere Kindheit die Luft des Aventin geathmet hat und mit sabinischer Frucht genährt ist?“ Die unteren Schichten waren in dieser Hinsicht am schlimmsten und so wie sich Cicero in den Reden gegen Verres dem Volke gegenüber stellt, als kenne und schätze er gar nicht die schönen Wissenschaften und Künste, so läßt er auch in dem Buche „Ueber den Redner“ M. Antonius sagen, der Redner werde dem Volke am angenehmsten sein, der gar keine Hinweisung auf griechisches Wesen fallen lasse. „Ich bin der Meinung gewesen, da die Griechen so wichtige Dinge unternehmen und treiben und versprechen, den Leuten Anweisung zu geben, die dunkelsten Sachen zu durchschauen und recht zu leben und wortreich zu sprechen, man müsse weniger als Mensch sein, wenn man ihnen nicht das Ohr leihen oder, falls man sie nicht öffentlich zu hören wagte, um seinen Ruf bei seinen Mitbürgern nicht zu schmälern, nicht heimlich auf ihre Worte horchen und von fern auf ihre Vorträge merken wollte.“

Die Behandlung der Hofmeister und Hausphilosophen war wol sehr verschieden, im Allgemeinen aber doch so, daß die aristokratische höhere Stellung des Prinzipals dem gemietheten Hausgenossen fühlbar wurde. Cicero schreibt seinem Attikus, daß sein gelehrter Sklave Dionysios, der ihm untreu geworden war, in seinem Hause geehrter und rücksichtsvoller behandelt worden sei, als Panätios bei Scipio Afrikanus. Der Zeitgenosse des letzteren, der Satirenschreiber Lucilius, sagt wol im Sinne vieler seiner Zeitgenossen: „Nützlicher ist mir mein Gaul, mein Reitknecht, Mantel und Zeltdach, als der Philosoph." Selbst der Griechenfreund Lukullus gab einigen Griechen, die mehrere Tage lang herrlich und in Freuden bei ihm geschmaust hatten und eine neue Einladung unter dem Vorgeben ablehnten, als wollten sie ihm nicht allzugroße Kosten verursachen, zur Antwort: „Einiges, Ihr Leutchen, geschieht wol nur Euretwegen; das Meiste aber geschieht des Lukullus wegen". Die Griechen in der Umgebung des Diktators Sulla konnten sich keines Vorzuges vor den Komödianten und Possenreißern rühmen, an denen ihr Herr Gefallen fand. Der Feind Cicero's, C. Piso, stapelte seine Griechen bei den Mahlzeiten, wo es mehr als einfach herging, fünf und mehr Mann hoch auf einem Speisesopha auf, während er selbst allein ein Polster einnahm. Der Epikuräer Philodemos wohnte ganz bei ihm, und Cicero erzählt, daß der Philosoph ungeheuern Beifall von ihm einerntete, so lange er vom Vergnügen sprach, das Piso stets nur auf die sinnlichen Genüsse bezog; wollte er aber Eintheilungen machen und auf das höchste Gut zu sprechen kommen, predigte er stets tauben Ohren und mußte abbrechen. Er entschädigte sich durch seine, die Sitten Piso's abschildernde Epigramme, zu denen ihn der Idiot selbst aufforderte.

Ueberhaupt war es ein sehr schwieriges Amt, täglich den Hausherrn durch Witz und Scherz erheitern oder die Gesellschaft durch wissenschaftliche Erörterungen und sofortige Beantwortung aufgeworfener Vexierfragen unterhalten oder sich zur Ergötzung der Gäste mit einem groben Kollegen über dogmatische Fragen herumboxen zu müssen. Man kann es daher dem Grammatiker Seleukos aus Alexandria, der ein Tischgenosse des Tiberius war und in Erfahrung gebracht hatte, daß der Kaiser die Themata zu den Tischgesprächen stets aus seiner Lektüre wählte, nicht verargen, daß er durch einen guten Freund unter der Dienerschaft sich täglich die Schriften nennen ließ, welche Tiberius am Morgen in der Hand gehabt hatte, und dann jedesmal gut präparirt bei Tafel erschien. Leider bekam es ihm schlecht; der Kaiser entließ ihn nicht nur, sondern zwang ihn auch zum Selbstmord. Am schlimmsten aber war die Lage der Rhetoren, Philosophen und Grammatiker im Dienste reicher Damen, die in der späteren Kaiserzeit ebenfalls anfingen mit der Wissenschaft zu tändeln, griechische Verse zu machen und damit zu prahlen, daß ein Philosoph mit langem Barte und kurzem spartanischen Mantel ihre Sänfte

begleitete. Wie Lukian erwähnt, pflegten diese Schönen zu keiner anderen Zeit Muße zum Anhören ihrer Gelehrten zu haben als beim Frisiren oder bei Tafel. Oft sei es dann vorgekommen, daß, während der Philosoph ein Kapitel aus der Moral durchnahm, die Kammerzofe das Billet eines Liebhabers überbrachte und die Rede über die Sittsamkeit nun so lange unterbrochen werden mußte, bis jene die Antwort niedergeschrieben hatte und dann zurückkam! Thesmopolis, ein alter Stoiker, der bei einer reichen Dame im Hause lebte, mußte dieselbe einst auf einer Reise begleiten. Aber zunächst ärgerte es ihn, daß er mit einem glattrasirten, durch Harzpflaster enthaarten, geschminkten, ewig trillernden Lieblingssklaven, gegen den sein borstiges Aeußere einen lächerlichen Kontrast bildete, einen Wagen theilen mußte. Bald jedoch ließ ihn die Herrin rufen und bat ihn unter großen Umschweifen, Artigkeiten, Klagen und Thränen um die Gefälligkeit, ihr maltesisches Schooßhündchen mit unter seinen Mantel zu nehmen! Die kleine Myrrhine war aber natürlich, wie alle verzogenen Geschöpfe, sehr unartig, kläffte ewig mit dünner Stimme, beleckte den langen Bart ihres Beschützers und hielt schließlich auf dem Philosophenmantel ihre Niederkunft! Lukian schreibt dies in der speziell unseren Gegenstand berührenden, als Warnung an einen Freund gerichteten Schrift „Ueber die für Lohn in fremden Häusern Lebenden", worin er als Hellene seine tiefste Empörung über die Herabwürdigung seiner Landsleute in den römischen Familien ausspricht.

Seine interessante Schilderung ergänzt vollständig die aus den angeführten Einzelheiten zu ziehenden Schlüsse. Man pflegte es sich so schön zu denken, sagte er, die edelsten Römer zu Freunden zu haben, prächtige Schmausereien ohne Unkosten mitzumachen, in einem schönen Hause zu wohnen, in eine herrliche Equipage zurückgelehnt Lustreisen zu machen und für alles dies auch noch eine gute Bezahlung zu erhalten. Allein zuerst erfordere es schon große Mühe, die Aufmerksamkeit eines Magnaten auf sich zu ziehen. Man müsse sich gute Kleider anschaffen, täglich am frühen Morgen antichambriren, mit dem Trinkgelde für die Kammerdiener nicht kargen, bei den Ausgängen des Patrons unter dem Trosse der Klienten und Diener den Vortrab bilden. Endlich kommt der ersehnte Moment, wo der reiche Mann den armen Schelm zu sich ruft und irgend eine Frage an ihn richtet, die derselbe stotternd und verlegen beantwortet. Dann erscheinen wieder viele Tage voll Furcht und Hoffnung; die Kabalen von Nebenbuhlern sind im Zuge; man forscht nach den Kenntnissen des Bewerbers; der Klatsch eines Nachbars kann Alles verderben; die Frau des Hauses, selbst der Haushofmeister dürfen nicht dagegen sein. Endlich erfolgt eine Einladung zum Mittagessen, wobei der einladende Sklave nicht unter fünf Drachmen Trinkgeld bekommen darf. Der Kandidat macht die feinste Toilette und nachdem er Skrupel darüber empfunden, daß er zu bald oder zu spät beim Diner erscheinen könnte, was Beides unanständig war, betritt er das Haus und wird sehr artig empfangen.

Aller Augen sind auf ihn gerichtet, selbst die Lakaien haben geheimen Befehl, auf sein Benehmen genau zu achten. Bald bricht sein Angstschweiß aus; denn er wagt nicht zu trinken, um nicht als Liebhaber des Weinglases zu erscheinen; er weiß nicht, nach welcher von den mannigfaltigen Speisen er dem Anstande gemäß seine Hand zuerst ausstrecken soll, und schielt verstohlen nach dem Nachbar. Auf das Diner folgen die Trinksprüche. Der Hausherr fordert einen mächtigen Humpen und leert ihn zum Neide der anderen Parasiten „auf das Wohl des Lehrers“, der dann pflichtschuldigst in seinem Erwiderungstoaste stecken bleibt. Mittlerweile hat der Geplagte doch mehr als gewöhnlich starken Wein getrunken und während die Ohren und Augen der Gäste von mancherlei Genüssen entzückt werden, hört und sieht er nichts und wünscht ein Erdbeben oder eine Feuersbrunst herbei, um entwischen zu können! Nach einer seinerseits übel zugebrachten Nacht schreitet man nun zum eigentlichen Engagement. Da wird denn dem künftigen Hausgenossen zu seiner Ueberraschung auseinandergesetzt, daß es eigentlich gar nicht nothwendig sei, sich über eine bestimmte Geldsumme zu einigen, da man wohl wisse, daß er nur der zu erwartenden Ehre und Hochachtung wegen nach Rom gekommen und daß er bei seiner philosophischen Bildung über den Mammon erhaben sei! Dann werden ihm Geschenke an den Festtagen in Aussicht gestellt und endlich der Gehalt auf zwei bis vier Obolen, also höchstens auf 50 Pfennige täglich festgesetzt. Beneidet von Vielen, tritt der Glückliche sein Amt an. Allein bald schwinden alle seine goldenen Träume schon vor dem Gefühle des Freiheitsverlustes und es beginnt ein Leben voll sauerer Lakaienarbeit, wobei es ihm immer klarer wird, daß er zu weiter nichts als zum Prunke des Hauses da sei, daß eigentlich nur sein schöner Bart und zierlich gefalteter Mantel im Dienste stehe. Täglich erneuert sich der ermüdende Vorläufer- und Adjutantendienst auf der Straße, und bald erfährt er auch bei Tische Zurücksetzungen, die mit der anfänglichen Bevorzugung im Widerspruche stehen. Als letzter Tischgenosse bekommt er oft nur Knochen anstatt Fleisch, ja, es werden ihm überhaupt geringere Speisen und Getränke vorgesetzt. Dabei muß er im Schmeicheln und Loben der Erste sein und wehe ihm, wenn ein Ohrenbläser ihm nachsagt, daß er den Tanz oder das Zitherspiel eines Lieblingssklaven der Herrin allein nicht gelobt hat! Die versprochenen Geschenke sind kaum der Rede werth und werden dadurch vertheuert, daß jedes einzelne von trinkgeldsüchtigen Sklaven herbeigebracht wird. An den Jahresgehalt endlich muß der Herr und sein Kassenführer erst besonders erinnert werden und gewöhnlich wandert er sogleich in die Hände des Kleiderhändlers, Arztes oder Schuhmachers!

Freilich giebt Lukian auch zu, daß diese schlechte Behandlung und überhaupt die schlechte Meinung über die Griechen von den vielen Abenteurern und Schwindlern herrühre, die sich zu solchen Diensten anböten. Solche Leute waren dann auch in ihrer Bedientenhaftigkeit zu Allem fähig. Sie beförderten

selbst, wie Nikias Kurtius zu Cicero's Zeit, Liebesbriefe! Am meisten Dank verdienten sie sich damit, falsche Stammbäume und Ahnentafeln zu fertigen und eiteln Emporkömmlingen Vorfahren unter Griechen und Trojanern zu verschaffen. So führte ein gewisser Eulogios in einer Schrift den Beweis, daß die Vitellier unter dem fabelhaften König Faunus über ganz Latium geherrscht hätten. Aristodemos aus Nysa, der Erzieher der Kinder Pompejus, des Großen, wollte dem Gebieter sogar dadurch schmeicheln, daß er Homer für einen gebornen Römer erklärte! Wahrheit und Gewissen standen vielen von ihnen für Geld feil. Und es waren dieser Leichtsinn und diese Heuchelei nicht bloß Fehler der nach Rom ziehenden Miethlinge, sondern bereits der ganzen gesunkenen Nation. Cicero, der so großen Werth auf die griechische Wissenschaft legte, urtheilte doch gering von den „Griechlein" (Graeculi), wie man sie verächtlich zu nennen pflegte. „Ich anerkenne ihre Wissenschaft," sagt er in einer Rede, „ich lasse ihnen die Kenntniß vieler Künste, ich spreche ihnen nicht ab Witz in der geselligen Unterhaltung, geistigen Scharfsinn, Beredsamkeit, und habe nichts dawider, wenn sie noch einige andere Vorzüge beanspruchen: Gewissenhaftigkeit und Zuverlässigkeit im Zeugnißablegen hat jene Nation nie beobachtet; sie kennen überhaupt gar nicht die Bedeutung, die Würde, das Gewicht dieser Sache." Und wenn er auch hier im Interesse eines Klienten spricht, so schreibt er doch vertraulich an seinen Bruder Quintus: „Auch vor dem vertrauten Umgange mit Griechen muß man sich sorgfältig hüten, sehr wenige Leute ausgenommen, die des alten Griechenlands würdig sind. Wie es jetzt steht, giebt es sehr viele Ränkemacher und Leichtsinnige und durch die immerwährende Sklaverei zu allzu großer Schmeichelei ausgebildete Menschen unter ihnen. Im Ganzen muß man sie also nach meiner Ansicht mit verbindlicher Freundlichkeit behandeln und mit den Besten auch Freundschaft schließen; der allzu vertraute Umgang mit ihnen ist nicht verläßig; denn sie wagen es wol nicht, sich unserem Willen zu widersetzen, aber Neid und Scheelsucht erfüllt sie nicht nur gegen uns, sondern auch untereinander."

Am stärksten rügt alle Fehler der in Rom sich niederlassenden Hellenen die dritte Satire Juvenal's: „Dieser vom hohen Sikyon, jener von Amydon, der da von Andros, jener von Samos, von Tralles oder dem ionischen Alabanda: Alle ziehen ein zum esquilinischen und viminalischen Hügel, und nisten sich ein in großen Palästen als künftige Herren. Gewandt ist ihr Geist, heillos ihre Frechheit, geläufig ihre Zunge und sprudelnder als die des Isäos. Sag' an, was Du glaubst, daß jener Mensch sei? Welche Rolle Du willst, hat er mit sich gebracht; er ist Grammatiker, Rhetor, Geometer, Maler, Bader, Seher, Seiltänzer, Arzt, Magier, Alles kann er. Zum Himmel empor wird ein hungerndes Griechlein steigen, wenn Du es gebeutst. Kurz, kein Maure war es, kein Thraker oder Sarmat, der einst die Flügel versuchte; er war

mitten in Athen geboren. — Lobt nicht das der Schmeichelei kundige Völklein die Rede des ungebildeten, das Antlitz des häßlichen Freundes und vergleicht den langen Hals des Schwächlings mit dem Nacken des Herakles, der hoch empor von der Erde Antäos hält? Er bewundert eine dünne Stimme, die nicht besser klingt, als wenn der Hahn die Henne beißt. Dasselbe dürfen ja auch wir loben, aber uns glaubt man nicht. Du lachst? Er wird noch von gellenderem Gelächter geschüttelt. Er weint, wenn er Thränen im Auge des Freundes erblickt, ohne sich zu grämen. Verlangst Du zur Winterszeit ein Feuerchen, gleich legt er den Pelz an; sagst Du: „Mir ist heiß," so schwitzt er. Wir sind also einander nicht gleich; den Vorzug hat, wer immer und zu jeder Stunde bei Tag und Nacht eine fremde Miene annehmen kann, stets bereit ist, Handküßchen zu werfen und zu loben. Außerdem ist ihnen nichts heilig und nichts sicher vor ihrem Gelüste, nicht die Matrone des Hauses, nicht die jungfräuliche Tochter, nicht selbst der noch bartlose Verlobte und der sonst züchtige Sohn. Ist es nichts mit diesen, so buhlt er mit der Großmutter des Freundes. Wissen wollen sie die Geheimnisse des Hauses, um gefürchtet zu werden. — Nicht ist einem Römer zu weilen vergönnt, wo ein Protogenes regiert, oder Diphilos, oder Erimachos, der nach des Volkes Lasterbrauch mit Niemandem einen Freund theilt, sondern ihn allein haben muß. Denn wenn er in offenes Ohr nur wenig von dem angeborenen und heimischen Gift geträufelt, so schließt sich mir die Thür und der langen Knechtschaft Frist bleibt ohne Lohn." Treibt nun auch der Satiriker hier die Verachtung auf die Spitze, so sieht man doch aus dem Ganzen, daß den Einwanderern gegenüber die nationale Opposition vielfach im Recht war. Schon Cicero's Großvater hatte gemeint, die Römer glichen den syrischen Sklaven: je besser einer griechisch verstände, desto schlechter wäre er! Und der alte polternde Kato hatte doch im Ganzen nicht falsch prophezeit, wenn er seinem Sohne schrieb: „Von diesen Griechen werde ich an seinem Orte sagen, was ich zu Athen über sie in Erfahrung gebracht habe, und will es beweisen, daß es wol nützlich ist, ihre Schriften einzusehen, nicht aber, sie zu studiren. Es ist eine grundverdorbene und verstockte Race — glaube mir das, es ist wahr wie ein Orakelspruch, — und wenn dieses Volk einst uns seine Bildung übermachen wird, so wird es Alles verderben." Aber auch Marius verschmähte griechische Literatur und Weisheit, weil sie ja ihren Lehrern selbst in sittlicher Hinsicht keinen Nutzen gebracht hätte.







II.

Die hellenischen Nationalfeste.

Wie die Familie ihre fröhlichen Festtage begeht, an denen alle Angehörigen ihres verwandtschaftlichen Zusammenhanges sich erst recht klar bewußt werden, so fühlen sich auch die Nationen gedrängt, von Zeit zu Zeit die Frische und Gesundheit ihrer politischen Gliederung durch gemeinschaftliche, öffentliche Festversammlungen zu bezeugen, und wo die nationale Freude nie zum Durchbruch kommt, da ist es sicher auch übel bestellt mit dem nationalen Bewußtsein und der patriotischen Gesinnung. In Griechenland zeigte sich die Rivalität der verschiedenen Staaten und der Partikularismus, auch was die größeren Feste anlangt, in dem Bestreben jeder Stadt, ihren Festversammlungen eine möglichst weite Ausdehnung und Anerkennung zu verschaffen; allein schon sehr früh gelangten die vier Feste der Olympien, Pythien, Nemeen und Isthmien zu so allgemeiner Bedeutung, daß sie wirkliche Nationalfeste wurden, hinter denen selbst die vielbesuchten Panathenäen und Eleusinien der stolzen Theseusstadt zurückstehen mußten. Das älteste und angesehenste dieser Feste war bekanntlich das olympische. Olympia selbst war nicht eine Ortschaft, sondern eine in der peloponnesischen Landschaft Elis, unweit der schon in alter Zeit von den Eleern zerstörten Stadt Pisa gelegene, kleine Thalebene. Freundliche, dichtbelaubte Hügelreihen mit den Bergen Olympos und Kronion umgaben hier den besonderen Schauplatz der Festfeier, den in einer vom Flusse Alpheios und dem Bache Kladeos gebildeten Ecke liegenden, ummauerten Hain Altis, und eine $7^1/_2$ Meilen lange Straße, der heilige Weg genannt, verband diesen mit der Stadt Elis. Unter den zahlreichen Heiligthümern, die unter den Platanen und wilden Oelbäumen des heiligen Bezirkes sich befanden, nahm der dorische Tempel des Zeus die erste Stelle ein. Hier stand das Kolossalbild des Gottes von Gold und Elfenbein, das berühmteste Werk des berühmtesten

Meisters der Plastik, Pheidias. Umgeben von Malereien und Reliefs saß der Göttervater auf einem Throne, das Haupt mit dem Olivenkranze geziert, das Gewand mit goldenen Lilien durchwirkt, auf der Rechten eine Siegesgöttin, in der Linken sein prächtiges, mit einem Adler gekröntes Szepter haltend. Von dem ergreifenden Gesammteindrucke solchen Glanzes können wir uns schwerlich einen Begriff machen; doch tadelt Strabon das falsche Verhältniß des Tempelgebäudes zum Gotte, der aufrechtstehend über das Dach hinausgereicht haben würde. Außerdem verdienen noch erwähnt zu werden der Tempel der Hera und der Göttermutter Kybele, und vor Allem der große Brandopferaltar des Zeus, dessen viereckige Basis 125 Fuß im Umfange maß, dessen Höhe mit dem aus der Asche der Opfer und dem Wasser des Alpheios gekneteten Obertheile zu Pausanias' Zeit 22 Fuß betrug. Endlich befanden sich noch daselbst die Schatzhäuser derjenigen Staaten, welche Weihgeschenke nach Olympia gesandt hatten, ein Gebäude zu öffentlichen Festschmäusen, ein Rathhaus und die speziellen Schauplätze der Spiele: der Hippodrom und das Stadion.

Auf das hohe Alter der olympischen Festspiele deuten die mit ihnen verknüpften Mythen und elischen Priestersagen hin. Dieselben reichen bis in die idyllische Zeit des goldenen Kronosregimentes zurück, und Pelops, der Stammvater der vorhellenischen Halbinseldynastie, Pisos, der fabelhafte Gründer von Pisa, und Herakles, der Ahnherr der dorischen Fürstenfamilien, werden als Stifter und Festordner bezeichnet. Die geschichtliche Periode beginnt mit dem Eleer Iphitos, einem Zeitgenossen Lykurg's. Als nämlich damals verheerende Seuchen und Zwietracht zwischen den Staaten den Peloponnes belästigten, fragte derselbe, wie der Tourist Pausanias erzählt, das delphische Orakel, welches ihm als einziges Mittel die Wiedererneuerung der in Verfall gerathenen Zeusfeste anrieth, ein Beweis, daß die delphische Priesterschaft mit richtigem Takte in solchen Festfeiern eine Handhabe erblickte, um das Gefühl der Zusammengehörigkeit bei aller staatlichen Zersplitterung in den Hellenen zu wecken und zu nähren. Iphitos stellte zuvörderst im Vereine mit Lykurg den Gottesfrieden wieder her, der die Landschaft Elis für alle Zeit und die Festgenossen während des heiligen Festmonates auf ihrer Reise vor allen feindlichen Angriffen schützen sollte. Plutarch und Pausanias erwähnen eine metallene Scheibe, „Diskos des Iphitos" genannt, auf der in kreisförmig laufender Schrift die Vereinbarung eingegraben war und die noch in so später Zeit im Heratempel zu Olympia aufbewahrt wurde. Auch stand im Zeustempel die Statue der Schutzgöttin des Gottesfriedens (Ekecheiria), den Iphitos bekränzend. Hinsichtlich der Unverletzlichkeit, welche Elis beanspruchte, schreibt Strabon: „Elis sollte dem Zeus geheiligt sein und derjenige für einen Verbrecher und Uebelthäter gehalten werden, der dieses Land feindlich anfallen, oder, falls es von einem Anderen angegriffen würde, keinen Beistand leisten wollte. Daher kam es, daß diejenigen,

welche später die Stadt Elis erbauten, dieselbe mit keiner Mauer umgaben, und daher erhielten sie auch das Vorrecht, daß bewaffnete Heere, die durch Elis zogen, ihre Waffen beim Eintritte in das heilige Gebiet abgeben mußten und dieselben erst an der Grenze wieder erhielten."

Dieser Neutralität des Landes gemäß weigerte sich auch in älterer Zeit das Orakel des olympischen Zeus, über Kriege der Hellenen gegen Hellenen Antwort zu ertheilen. Aber die Eleer selbst betheiligten sich bei mancherlei kriegerischen Unternehmungen und konnten im eigenen Lande die Waffenruhe nicht aufrecht erhalten, da die Bewohner des Distriktes Pisatis, als ehemalige Schutzherren Olympia's, wiederholt mit bewaffneter Hand das Heiligthum den Eleern zu entreißen versuchten. Auch die Spartaner respektirten das Verbot so wenig, daß sie mehrere Male unter dem König Agis in Elis einfielen, und im thebanischen Kriege kam es 365 v. Chr. sogar während der Spiele im Haine Altis zu einem hitzigen Gefechte zwischen den Arkadern, die Olympia okkupirt hatten, und den mit Achaja verbündeten Eleern. Sonst hatte sich die Befriedung während des heiligen Monats, der in jedem fünften Jahre in den Hochsommer oder genauer in die Vollmondszeit nach dem Sommersolstitium fiel, einer allgemeineren Beobachtung zu erfreuen. Bürgern der Stadt Makistos lag die Verpflichtung ob, als Friedensherolde das Fest den hellenischen Staaten anzukündigen und die Aufhebung aller Feindseligkeiten und Fehden zu fordern, damit die Angehörigen jedes Landes als Wettkämpfer und Zuschauer unbehindert das elische Gebiet erreichen konnten. Die Kampfordner und Kampfrichter, Hellanodiken genannt, deren Ansehen zu jeder Zeit sehr groß war, hatten das Recht, jeden Staat, der den Gottesfrieden brach, mit einer Geldstrafe zu belegen und sogar von der Theilnahme am Feste auszuschließen, so lange er die Buße nicht zahlte. Es widerfuhr dies den Lakedämoniern im peloponnesischen Kriege, als sie nach Verkündigung der Waffenruhe einen Einfall in Elis gemacht hatten. Die Hellanodiken forderten als Strafe für jeden Soldaten zwei Minen (157 Mark) „nach dem Gesetze", und als die Lakedämonier sich weigerten, weil ihnen die Nachricht zu spät zugekommen wäre, wurden sie vom Opfer und den Spielen ausgeschlossen und die Spartaner, die ihre Rosse nach Olympia geschickt hatten, sahen sich genöthigt, dieselben unter fremden Namen rennen zu lassen.

War nun die Einladung zum Feste offiziell erfolgt, so meldeten sich zunächst die aktiven Theilnehmer bei dem elischen Festkomité an, dem es oblag, ein genaues Programm der Spiele aufzustellen, in welches der Name, die Herkunft, das Vaterland, die Kampfart jedes Agonisten eingetragen werden mußte. Dann wurden die Angemeldeten nach Elis zitirt, wo die Hellanodiken einen Monat lang in dem dortigen Gymnasium ihre Kampffähigkeit untersuchten, sie nach dem Alter und nach der Geübtheit zusammenstellten und jedenfalls Manchen als unbrauchbar zurückwiesen. Namhaften und bereits siegreich bestandenen Athleten

scheint man jedoch diese Probe erlassen zu haben, durch welche die Behörde nur jede Täuschung der Zuschauer vermeiden wollte. Auch die jungen Pferde prüfte man zuvor, sowie die Knaben, die, von ihren nächsten Verwandten oder Lehrern begleitet, anlangten. Vor allen Dingen mußten alle sich Betheiligenden vor der Statue des eidschirmenden Zeus im Rathhause schwören, daß sie noch keine frevelhafte oder ehrlose That begangen hätten, daß sie nicht gegen die Gesetze der Wettkämpfe verstoßen wollten, daß sie sich mindestens zehn Monate lang auf die abzulegenden Proben ihrer Geschicklichkeit vorbereitet hätten und daß sie freie Hellenen, keine Barbaren oder Sklaven wären. Als daher der makedonische König Alexander, der Erste, (er regierte bis 454 v. Chr.) als Wettläufer aufgetreten war, protestirten die Mitstreiter gegen ihn, als einen Barbaren, bis er seinen Stammbaum auf Argos zurückführte. Bei der Verbannung der Mörder machte das Gesetz zugleich die Ausschließung von den Bundesheiligthümern und den Nationalfesten namhaft, „weil die Wettkämpfe," wie Demosthenes sagt, „Allen gemeinschaftlich angehören sollen, so daß dann, sofern Alle dabei Zutritt haben, auch der Ermordete dazu befähigt gewesen wäre; darum soll sich auch der Mörder fern davon halten." Aber auch die Prüfenden leisteten einen Eid, daß sie unbestechlich und gerecht urtheilen und über die besonderen Umstände der Zurückgewiesenen Stillschweigen beobachten wollten. Nach Vollendung dieser Vorbereitungen wurden die Agonisten wieder entlassen und ihnen eine bestimmte Frist gesetzt, bis zu der sie bei Strafe der Ausschließung in Olympia eintreffen mußten. Wie Pausanias erzählt, entschuldigte sich einst der Alexandriner Apollonios wegen seines Zuspätkommens damit, daß er im Archipel durch widrige Winde aufgehalten worden wäre. Man wies ihm aber nach, daß er nur zuvor andere Kampfspiele in Kleinasien hatte mitmachen wollen, und er wurde nicht zugelassen.

Rückte endlich die Festfeier näher und war der heilige Monat selbst angebrochen, so machten sich auch die Zuschauer auf den Weg, und zwar bereits von 600 v. Chr. an nicht nur aus dem eigentlichen Hellas, sondern auch aus Kleinasien, Sicilien und Großgriechenland. Auch von Seiten der Staaten wurden Festdeputationen, Theoren genannt, abgeordnet, welche dem olympischen Zeus Opfer und Geschenke brachten, eine Sitte, die auch Platon in seinen Gesetzen als nothwendig bezeichnet. Die Kosten der Gesandtschaften bestritt zwar größtentheils die Staatskasse; da aber bei den Opfern und Aufzügen gern ein Staat den andern durch die Pracht der Kleider und Geräthe und durch die Menge des Personals zu überstrahlen trachtete, so hatte das Haupt der Gesandtschaft oder der Architheoros gewöhnlich selbst bedeutende Ausgaben nöthig, um seine Absender würdig zu repräsentiren. An diese Deputationen schlossen sich nun gewöhnlich auch viele Privatleute an, die als Zuschauer oder Handelsleute dem Festorte zuströmten. Das Zusehen war weder Barbaren

noch Sklaven verwehrt. Was dagegen das schöne Geschlecht betrifft, so wäre es mit der athenischen Sitte unvereinbar gewesen, Frauen und Töchter den Augen so vieler Männer und dem durch die örtlichen Verhältnisse gebotenen freieren Umgange der Geschlechter bloß zu stellen und ihnen den Anblick der nackten Kämpfergestalten zu gestatten. Von ihrer Anwesenheit kann also keine Rede sein, wenn auch kein Gesetz dieselbe verbot. Die dorische Sitte dagegen, welche besonders den Jungfrauen große Freiheit gestattete, sah in der Theilnahme derselben nichts Unrechtes. Bei einer peloponnesischen Festkarawane, die einst nach Plutarch auf dem Zuge nach Delphi in Megara beleidigt wurde, befanden sich Kinder und Weiber. Und daß die verheirateten Frauen auch nicht zu Hause blieben, läßt sich aus dem schließen, was Livius über das Benehmen des ausschweifenden Philipp, des Dritten, von Makedonien bei den nemeischen Spielen des Jahres 208 v. Chr. erzählt. Weder Töchter noch Ehefrauen waren vor ihm sicher und namentlich verführte er Polykrateia, die Gattin eines vornehmen Achäers. Am grausamsten verfuhren die Eleer selbst gegen ihre Ehehälften. Sie verboten ihnen gänzlich den Zutritt und schon das Ueberschreiten des das heilige Gebiet begrenzenden Alpheios an den Festtagen zog die Strafe nach sich, von dem in der Nähe liegenden typäischen Felsen herabgestürzt zu werden. Wie Pausanias berichtet, war eine gewisse Kallipateira, die sich in Männertracht eingeschlichen hatte, die Einzige, die als Uebertreterin jenes Gebotes ertappt wurde; man entließ sie aber straflos, da sie es aus Liebe zu ihrem Sohne gethan hatte, der zum ersten Male als Wettkämpfer auftrat und siegte. Eine gewiß vielbeneidete Ausnahme machte allein von den Eleerinnen die Priesterin der Demeter Chamyne, welche auf einem weißen Altare im Stadion, den Preisrichtern gegenüber, ihren Ehrensitz hatte.

Es gab zwar in Elis besondere Beamte, welche die Gesandten fremder Städte zu empfangen hatten, und wahrscheinlich erhielten letztere auch Gastgeschenke in Viktualien von den Eleern. Aber was das Quartier anlangt, so wird es ihnen nicht viel anders gegangen sein, als allen anderen Gästen. Es läßt sich nämlich zwar nicht bezweifeln, daß in Olympia, wie bei anderen Wallfahrtsorten, wenn auch nicht große, hotelartige Gebäude, wie z. B. beim platäischen Heratempel (wo man freilich auch weiter nichts als Obdach und Bettstellen fand), so doch öffentliche Zelte und Buden den Fremden Unterkommen gewährten. Es weist darauf nicht nur eine bestimmte Erwähnung von einem Scholiasten zu Pindar hin, sondern auch Aelian's Erzählung von Platon, der zu Olympia mit ganz unbekannten Leuten in einem Zelte zusammen wohnte und, ohne sich zu erkennen zu geben, dieselben durch seine Unterhaltung so fesselte, daß sie ihn später in Athen besuchten. Sicher gab es neben der Altis auch Etablissements von spekulativen Wirthen, bei denen man außer dem Logis auch die Kost mit erhalten konnte; aber die gebildete Klasse pflegte, wie Lukian von denselben

Einrichtungen beim Tempel der Aphrodite in Knidos erwähnt, sie selten zu besuchen, und wer es machen konnte, brachte sein eigenes Zelt mit. So hatte Alkibiades ein prächtiges, persisches Zelt, das ihm die Ephesier verehrten, während ihm Chios Opfervieh und Pferdefutter, Lesbos Wein und Alles, was er zu seiner Tafel nöthig hatte, lieferte; auch die Gesandten des syrakusischen Tyrannen Dionys ließen eine Menge herrlicher Zelte dort aufschlagen, die dann freilich von der über die Eitelkeit des Fürsten unwilligen Menge geplündert und niedergerissen wurden. Dasselbe Schicksal drohte auf Themistokles' Rath dem glänzenden Zelte des Königs Hieron von Syrakus. Schlimm mag es in der Nacht nach dem oben erwähnten Gefechte zwischen Eleern und Arkadern um die Festversammlung gestanden haben, da die Arkader die Bäume des Haines und das Pfahlwerk der Zelte zur Verpalissadirung benutzten! Neben den Zelten, die zum Wohnen dienten, gab es aber auch eine große Masse von Buden, in denen Kaufleute ihre Waaren ausstellten, unter welchen Lebensmittel aller Art und Schmucksachen die Hauptartikel bildeten. Darum läßt Cicero den Pythagoras sagen, das Leben der Menschen scheine ihm der Messe zu gleichen, die während der pomphaften Spiele und der zahlreichen Versammlung zu Olympia gehalten würde. Einige kämen dahin, um für ihre wohlgeübten Leiber Ruhm und die Ehre des Kranzes zu holen, Andere würden hingeführt wegen des Erwerbes und Gewinnes beim Kaufen und Verkaufen; endlich gäbe es dort noch eine Klasse, und zwar eine sehr anständige, welche weder Beifall noch Gewinn suchte, sondern nur des Schauens halber käme.

Die Dauer des olympischen Festes wuchs allmählich mit der Ausdehnung und Vermehrung der Wettkampfarten. So lange der einfache Wettlauf Sitte war, genügte ein Tag vollkommen, um wenigstens die gymnischen Spiele zu vollenden. Später füllte die Feier mindestens fünf Tage aus, die auf den elften bis fünfzehnten Tag des heiligen Monats gefallen sein sollen. Außer den Kampfspielen nahmen einen großen Theil dieser Zeit die Opferhandlungen, die Prozessionen und die Opfer- und Siegesmahle hinweg. Die Opfer waren ursprünglich die Hauptsache, traten aber dann wegen des allgemein auf die Spiele gerichteten Interesses sehr in den Hintergrund. Sie wurden theils von den Theoren im Namen ganzer Staaten, theils von Privatleuten, besonders von den Wettkämpfern selbst dargebracht, und nicht bloß der olympische Zeus, dem die Eleer eine Hekatombe weihten, sondern auch die Altäre der übrigen Götter und Heroen bekamen ihre Spenden. Die Opfer wurden übrigens theils am Anfange und Ende, theils in der Mitte der Spiele verrichtet. Die Wettkämpfe selbst bestanden in dem Laufe, dem Ringen und dem Faustkampf, wozu bald das Pentathlon oder der Fünfkampf trat. Dann folgten die glorreichsten und ritterlichsten Uebungen: das Wett-Fahren und Reiten. Mit der Zahl der Kämpfe vermehrten sich auch die Kampfrichter. Während anfangs nur zwei

durch das Loos aus einer vom Volke vorher gewählten Anzahl von den Eleern ernannte Hellanodiken fungirten, wurden später neun angestellt, die wahrscheinlich für jede Festfeier sich erneuerten und zehn Monate lang im Hellanodikeion zu Elis von einer besonderen Behörde in ihren Pflichten unterrichtet wurden, worauf bei den Spielen drei bei dem Roßwettrennen, drei bei dem Pentathlon und drei bei den übrigen Kampfarten präsidirten. Später kam noch ein zehnter hinzu.

Die Schauplätze der Spiele waren das Stadion mit dem Hippodrome. In jenem begannen am ersten Tage die Kämpfe. Die Rennbahn zu Olympia bedurfte weder der Länge noch der Breite des lediglich zum Wagenrennen dienenden Hippodroms, und seine Länge (600 griech. Fuß = 180,97 Meter) diente in Griechenland zur einhelligen Bestimmung des Wegemaßes. Da die Räumlichkeiten des heiligen Bezirkes kein Thal in sich schlossen, dessen Sohle man zum Wettkampfplatz und dessen terrassirte Hügelränder man zu Sitzreihen hätte benutzen können, so bestanden die Einfassungen des Stadions aus einem Erdaufwurfe, in welchem die steinernen Sitze angebracht waren. Die beiden Längenseiten schloß, ungefähr wie beim römischen Cirkus, auf der einen Seite eine gerade Mauer, wo sich die Schranken befanden, an denen der Lauf begann, auf der anderen Seite ein aufgemauerter, oben mit einem Peristyl versehener Halbkreis, dessen Sitzreihen für das vornehme Publikum, die Theoren und die Hellanodiken, dessen unterer Raum speziell für die Leistungen der Ringer und Faustkämpfer bestimmt waren.

Am Morgen des ersten Tages begaben sich die Kampfrichter, mit Purpurgewändern und Kränzen geschmückt, nebst den Kämpfern nach dem Stadion und betraten dasselbe durch einen künstlichen, unterirdischen Eingang. Sofort ertönte ein Trompetensignal. Ein Herold rief die Wettläufer in die Schranken, nannte den Namen und das Vaterland derselben und fragte bei jedem Einzelnen, ob Jemand gegen die freie bürgerliche Stellung oder gegen den sittlichen Lebenswandel desselben etwas einzuwenden hätte. Erfolgte kein Einspruch, so loosten die Konkurrenten unter sich, nur daß hier gewöhnlich vier Läufer zusammengestellt wurden, während z. B. bei den Ringern das Loos nur die Paare bestimmte. Die Loose, kleine Täfelchen von der Größe einer Bohne, lagen in einer silbernen Urne des Zeus und waren je nach der Zahl der zugleich auftretenden Wettstreiter mit gleichen Buchstaben bezeichnet, so daß z. B. beim Wettlaufe vier mit A, vier mit B, u. s. w. bezeichnete Loose vorhanden waren. Die Sieger aus den einzelnen Abtheilungen hatten schließlich noch einmal mit einander zu kämpfen, und beim Laufe entschied sich hier der Sieg; bei den Ringern und Faustkämpfern aber wiederholte sich natürlich das Loosen und der Zweikampf so oft, bis nur ein einziges Paar über den endlichen Sieg zu kämpfen hatte. Zuweilen war aber auch die Zahl der Loosenden ungleich und ein Einzelner blieb mit

seinem Buchstaben isolirt. Dieses Loos erachtete man für ein Glück; denn man hatte dann zu warten, bis alle Paare durchgekämpft hatten, und nahm es erst mit dem letzten Kämpfer auf, dem man seine noch vollen Kräfte entgegensetzte. Freilich ist dabei zu bedenken, daß der aus mehreren Kämpfen bereits siegreich hervorgegangene Athlet voraussichtlich ein tüchtiger Kämpfer war und mit gesteigertem Muthe dem frischen Gegner sich stellte. Indem der Agonist das Loos zog, rief er Zeus um Beistand an; dann hielt ihm aber ein daneben stehender Peitschenträger von der den Hellanodiken zu Gebote stehenden Polizei die Hand, damit er nicht eher seinen Buchstaben ansehen konnte, als bis alle Uebrigen gezogen hatten.

Der Wettlauf bestand zunächst in dem einfachen Durchmessen der Bahn von den Schranken bis zu dem halbrunden Endpunkte. Hier kam es bei der verhältnißmäßigen Kürze des Weges weniger auf die Ausdauer, als auf die Schnelligkeit an. Deshalb sieht man auch auf Vasenbildern die Wettläufer mit weit ausgreifenden, schwebenden Füßen und gleichmäßig dazu die Luft durchrudernden Armen dahin eilen. Man bemaß ferner die Tüchtigkeit des Läufers nach den leichteren oder tieferen Eindrücken der Fußtapfen im Sande. Das Stadion liefen seit der siebenunddreißigsten Olympiade auch Knaben, deren Sieger auf den Inschriften stets den eigentlichen Stadioniken, nach denen die Olympiaden gezählt wurden, vorangehen. In der vierzehnten Olympiade kam der Doppellauf hinzu, bei welchem die Läufer die Länge des Stadions zweimal zurückzulegen hatten, indem sie von den Schranken bis zu dem Halbkreise und von da bis zu dem Absprungspunkte zurückliefen. Zu diesem Zwecke standen der Länge nach im Stadion drei Spitzsäulen, die eine dem Anfange, die andere dem Ende der Bahn zunächst, die dritte in der Mitte. Die erste trug die Inschrift: „Sei wacker!“ Die mittlere: „Beeile Dich!“ Die dritte: „Wende um!“ Kam es bei dieser Gattung des Wettlaufes schon mehr darauf an, seine Kräfte zu sparen und nicht zu rasch zu vergeuden, so war dies noch mehr der Fall beim Langlauf, einem wirklichen Dauerlauf, dem verschiedene Angaben eine Länge von 7—24 Stadien zumessen. Im letzten Falle betrug der zu durchlaufende Raum mehr als eine halbe deutsche Meile, und man glaubt es gern, daß, wie Lukian sagt, viel Kraft und Athem dazu gehörte, diese Schwierigkeit zu überwinden, weshalb auch das Wort „Langlauf“ gradezu sprichwörtlich für etwas Langwieriges wurde. So kam es auch, daß der berühmte spartanische Läufer Ladas nach errungenem Siege todt niedersank. Mit krampfhaft eingezogenen Weichen, den entfliehenden Athem gleichsam mit der Lippe festhaltend, stellte ihn die von Myron gearbeitete Siegerstatue dar. Ein gewisser Polites dagegen gewann in allen drei Laufarten an demselben Tage den Preis und der Argiver Argeios soll noch an demselben Tage, an dem er im Langlauf gesiegt hatte, von Olympia nach Argos gelaufen sein, um dort seinen Sieg

persönlich zu melden! Uebrigens betraten die Wettläufer schon seit der fünfzehnten Olympiade völlig nackt und mit Oel gesalbt das Stadion. Zweihundert Jahre später wurde auch der Waffenlauf eingeführt, den man im Helme, mit Beinschienen und mit dem Schilde antrat. Später, als das Geschlecht weichlicher und schwächlicher wurde, lief man nur noch mit dem Rundschilde ohne Helm und Beinschienen. Diese Art der militärischen Turnübungen war recht praktisch, besonders da die Griechen, ähnlich den heutigen Franzosen, sich oft in vollem Laufe auf den Feind warfen, wie z. B. schon in der Schlacht bei Marathon. Platon will daher diese Uebung fleißig betrieben wissen. Wie die Krieger suchten auch die Läufer ihre Ausdauer durch mächtiges Geschrei zu erhöhen und wurden außerdem durch den Zuruf der Zuschauer ermuthigt.

Obgleich jede Beeinträchtigung der Mitkämpfer gesetzlich verboten war und mit Ruthenstreichen und Verlust des Siegespreises bestraft wurde, so fehlte es doch nicht an böswilligen Versuchen mancherlei Art. Lukian schreibt hierüber: „Der gute Läufer strebt, wenn das Seil gefallen ist, nur vorwärts, richtet seinen Sinn nach dem Ziele, auch wenn er in seinen Füßen die Hoffnung auf den Sieg birgt, und übt keinen Betrug an seinem Nebenbuhler, noch braucht er nach Art anderer Agonisten allerhand Kunstgriffe. Der schlechte und nicht streitbare Kämpfer dagegen wendet sich, an der Schnelligkeit seiner Füße verzweifelnd, der Arglist zu; deshalb richtet er sein ganzes Augenmerk darauf, den Laufenden irgendwie anzuhalten oder zu hemmen, in der Meinung, daß, wenn ihm dies bei jenem nicht glückt, er nie siegen könne!“ Der Sieger erhielt aus den Händen der Hellanodiken, (wie beim Wettlaufe, so auch bei den übrigen Kampfarten) einen Palmzweig; sein Name wurde durch des Herolds Stimme bekannt gemacht und er selbst auf den sechzehnten Tag des Monats zur eigentlichen Krönung wieder vorbeschieden. Zu bemerken ist endlich noch, daß der Waffenlauf nicht mit den übrigen Wettläufen verbunden war, sondern den Schluß aller gymnischen Uebungen bildete. Denn auf den Langlauf folgte der Ringkampf.

Die Ringkunst war die ausgebildetste und kunstvollste Art der hellenischen Gymnastik. Nachdem die Körper, um, wie Lukian sagt, die Glieder zu schmeidigen und zu stärken, das zu heftige Schwitzen zu verhindern und die nachtheilige Wirkung der Zugluft abzuhalten, mit Oel eingerieben, zugleich aber auch mit Staub bestreut worden waren, um das allzuleichte Entgleiten aus den Umwindungen der Gegner zu erschweren, suchten die beiden Athleten die günstigste Stellung hinsichtlich der Sonne zu gewinnen, legten dann, den Oberkörper zurückbeugend, beide Arme gegen einander aus, und nun kam es darauf an, mit festem Auge, vorsichtiger Deckung, schulgerechten Griffen und Finten, durch raschen Ruck oder Stoß, durch Aufhebung in der Umschlingung, durch Beinstellen, Drosseln und Pressen den Gegner zum Falle zu bringen und ihn zu zwingen, sich für besiegt zu erklären. Verpönt dabei war, mit der Faust oder den

Füßen zu schlagen, oder zu beißen; erlaubt aber, die Finger des Gegners zu quetschen und zu brechen, so daß derselbe, durch Schmerz besiegt, vom Kampfe abstehen mußte. In letzterer Kunst erfahren war nach Pausanias der Sykionier Sostratos, dem man den Beinamen „Fingerspitzler" gab, und Leontiskos, der das Niederwerfen der Gegner gar nicht verstand. Die Ausbildung des Ringkampfes schon in der heroischen Zeit bezeugen viele Schilderungen Homer's, unter denen wir als die charakteristischste den Kampf zwischen Odysseus und Ajax hier hervorheben. „Als sich beide gegürtet, da traten sie vor in den Kampfkreis, faßten sich dann einander, umschmiegt mit gewaltigen Armen, wie die vom Baumeister verschränkten Balken eines hohen Hauses. Beiden knirschte der Rücken, von stark umspannenden Armen angestrengt und zuckend, und niederströmte der Schweiß rings. Aber häufige Striemen an Seiten und Schultern, roth von schwellendem Blut, erhoben sich und mit Begier rangen sie Beide nach Sieg um den schön gegossenen Dreifuß. Weder vermochte Odysseus im Ruck auf den Boden zu schmettern, noch auch Ajax war es im Stande. — Doch der List nicht sparte Odysseus, schlug ihm von hinten die Beugung des Knies und löste die Glieder: rücklings warf er ihn hin und es sank von oben Odysseus ihm auf die Brust."

Nach den Ringern traten die Faustkämpfer auf, deren Leistungen seit der dreiundzwanzigsten Olympiade bei dem olympischen Feste Eingang gefunden hatten. Es war dies unstreitig die schwerste und gefährlichste Kampfart, bei welcher Leben und Gesundheit auf's Spiel kam. Denn mit dem Schlage der einfachen Faust begnügte man sich nicht lange. Zwar das Geflecht aus weichen Riemen, womit man die Mitte der Hand bis zu den Fingern anfangs umgab, scheint weniger den Zweck gehabt zu haben, den Schlag zu verstärken, als die Hand und besonders das Gelenk an der Pulsader zu schützen. Als man aber noch Streifen gehärteten, scharfen Leders und endlich gar metallene Nägel, Knoten und Buckel hinzufügte, mußte jeder gutgezielte Schlag Beulen und Blutspuren hinter sich lassen. Natürlich ging auch diesem Kampfe eine Loosung voran. Bisweilen entspann sich darauf das von Flötenmusik begleitete Gefecht sogleich um die günstigste Stellung, oder, wenn man über dieselbe übereingekommen war, beschrieben wol auch die Klopffechter einige Fechthiebe durch die Luft, um die Gelenkigkeit ihrer Arme zu erproben. Dann traten sie, beide Arme vorsteckend, einander entgegen, Hals und Kopf soweit als möglich zurückbeugend. Wie beim Ringkampfe waren hier Behendigkeit, Vorsicht und Schlauheit Haupterfordernisse zum Siege. Besonders hütete sich der erfahrene Faustkämpfer, seine Kraft durch unbesonnenes Anstürmen zu verschwenden, hielt sich lieber anfangs in gedeckter Stellung und suchte durch Pariren und Ausbeugen den Gegner zu ermüden. Der berühmte Redner Dion Chrysostomos hielt dem unter Titus lebenden Faustkämpfer Melankomas zwei Lobreden,

worin es unter Anderem heißt, daß Melankomas zwei Tage lang, ohne zu ermüden, mit ausgelegten Armen ausharren könnte, und daß er niemals einen Schlag erhalten habe und deshalb am ganzen Körper unversehrt gewesen sei. Die Schläge, welche die Agonisten, auf die Zehen emporgerichtet, mit der rechten und linken Hand auszutheilen pflegten, waren größtentheils nach dem Oberkörper gerichtet, so daß die Schläfe, Ohren, Wangen, die Nase und das Kinn die hauptsächlichsten Zielscheiben bildeten. Der Skythe Anacharsis sagt darum bei Lukian, als er zum ersten Male die gymnastischen Uebungen sieht: „Und jener Unglückliche scheint mir die Zähne ausspucken zu wollen; so mit Blut und Sand ist sein Mund gefüllt, nachdem er mit der Faust einen Schlag auf die Wange erhalten hat." Auch Seneka meint, derjenige Athlet könne keinen Muth haben, dessen Zähne nicht schon unter der Faust gekracht hätten. Aelian erzählt, daß ein Athlet dadurch seinen Partner verblüfft und bezwungen habe, daß er die ihm eingeschlagenen Zähne muthig hinabschluckte! Auch die Ohren kamen oft sehr schlimm bei diesem Kampfe weg und geschlitzte und zerklopfte Ohren gehören selbst zu den Merkmalen der Athletenstatuen. Der Epigrammendichter Lukillios sagt von einem fast unkenntlich gewordenen Faustkämpfer:

„Vormals, Freunde, besaß hier dieser Olympikos Alles:
Augen und Ohren und Kinn, Brauen und Nase wie wir.
All' das fehlet ihm jetzt, als rüstigem Streiter im Faustkampf;
Und nun wird er sogar auch noch des Erbes beraubt.
Denn jetzt kommt sein Bild vor Gericht in den Händen des Bruders,
Und er verliert den Prozeß, weil er dem Bilde nicht gleicht."

Das Umschlingen, Zerren und Ausschlagen mit den Füßen war beim Faustkampfe verboten, sowie jeder absichtliche Todtschlag. Dennoch kam dieser vor, besonders wenn die Gegner bei längerer Dauer des Kampfes übereinkamen, vom Pariren abzusehen und die Schläge hinzunehmen, wie sie fielen. So machten einst in Nemea die beiden Faustkämpfer Damoxenos und Kreugas aus, daß Einer um den Andern einen Schlag aushalten sollte. Kreugas schmetterte nun seine Faust zuerst auf des Gegners Kopf. Damoxenos aber hieß den Kreugas seinen Arm emporheben und führte dann mit ausgereckten Fingern einen solchen Hieb in dessen angespannte Weiche, daß sie zerriß und die Eingeweide herausfielen. Die Argiver krönten hierauf den todten Kreugas und verwiesen den Damoxenos von Nemea. Noch tragischer ist, was Pausanias über Kleomedes von Astypalaea erzählt. Dieser hatte den Epidaurier Ikkos bei den olympischen Spielen getödtet und die Kampfrichter sprachen ihm wegen der Verletzung der Gesetze den Sieg ab. Darüber verlor er den Verstand, kehrte in seine Heimat zurück, stellte sich an ein Schulgebäude, in welchem gerade gegen sechzig Knaben unterrichtet wurden, hob, wie Simson,

die Säulen des Daches in die Höhe und begrub die Unschuldigen unter den Trümmern. Heiterer dagegen ist die Geschichte des Glaukos aus Karystos. Dieser arbeitete anfangs als Knecht auf seines Vaters Feldern. Als aber einst die Schar am Pfluge losgegangen war und Glaukos mit der bloßen Hand sie wieder hineinhämmerte, glaubte der Vater darin die Bestimmung seines Sohnes zur Klopffechterei zu erkennen und brachte ihn nach Olympia. Hier wurde er wol zugelassen, aber beim Kampfe trotz seiner Stärke so zugerichtet, daß er beim Zusammentreffen mit dem letzten Gegner zu unterliegen drohte. Da rief ihm der Vater zu: „Lieber Sohn! nur den vom Pfluge!“ worauf dieser sich ermannte und einen solchen Hammerschlag herabsausen ließ, daß der Andere den Kampf aufgab.

Im Faustkampf traten seit der einundvierzigsten Olympiade auch Knaben auf. Ihm folgte bis zur siebenundsiebenzigsten Olympiade das Pankration, von da an das Pentathlon. Das Pankration bestand in einer Verbindung des Ring- und Faustkampfes, erforderte eine außerordentliche Entwickelung der gesammten Muskulatur und setzte fast alle Theile des Leibes in angreifende und abwehrende Bewegung. Jede Art der Gewalt und der List war hier erlaubt; auch endete der Kampf nicht mit dem Niederstürzen des einen Theiles, sondern wurde noch auf dem Boden im Ringen fortgesetzt. Die Schläge sollten hier nicht mit geballter Faust, sondern nur mit gekrümmten Fingern gegeben werden und der Gebrauch der Zähne war auch hier verpönt. Die Schlagriemen kamen bei Pankration auch nicht in Anwenduug, und das Haar wurde oben in einen Schopf zurückgebunden, um nicht so leicht erfaßt werden zu können. Daß auch dieser Kampf leicht in Rohheit und Brutalität ausartete, sieht man an einem ebenfalls von Pausanias erzählten Falle. Den Pankratiasten Arrachion hielt sein Gegner mit den Füßen umschlungen und preßte zugleich mit den Händen seinen Hals zusammen. Arrachion selbst zerquetschte aber unterdessen eine Zehe seines Feindes und als dieser vom Schmerz überwältigt um Schonung bat, war er selbst bereits verschieden und die Eleer zierten nun seinen Leichnam mit dem Siegerkranze.

Das Pentathlon endlich war unstreitig derjenige Theil der gymnischen Wettstreite, in welchem die Trefflichkeit eines nach allen Seiten hin harmonisch ausgebildeten Körpers sich am vollkommensten bewähren konnte; denn es bestand im Sprunge, Laufe, Diskoswerfen, Wurfspießschleudern und Ringen. Alle diese Uebungen wurden, um das Feierliche zu erhöhen und die Kämpfer anzufeuern, unter Flötenklang ausgeführt. Interessant ist zunächst der Weitsprung schon deshalb, weil sich die Alten dabei anstatt der Springstangen einer Art von bleiernen oder auch steinernen Hanteln bedienten, eines Gerätthes, das beim heutigen Turnen nur zur Stärkung der Armmuskeln in Geltung gekommen ist. Man findet deren auf Bildwerken zweierlei Art, sowol halbrunde mit Handhaben

zum Hineinstecken der Hände, als auch kolbenförmige, die in der Mitte etwas schwächer sind, um sie bei fehlender Handhabe bequemer fassen zu können. Nach den vorhandenen Abbildungen, nach den Andeutungen der Schriftsteller und den Versuchen der neueren Turnkunst streckte der Springende die beiden Arme mit den Halteren (so hießen die Gewichte) nach vorn aus und ließ sie bei dem vorletzten Anlaufsschritte wieder sinken, um mit dem letzten Schritte des Anlaufs, der zugleich der Aufsprung war, sie kräftig nach vorn zu schwingen. Da der Ort des Aufsprunges allemal bedeutend höher lag, als das mit einer Furche bezeichnete Ziel, so leisteten die Gewichte dem Springer auch Dienste, indem sie ihn im Gleichgewichte hielten und sogleich fest auf die Füße kommen ließen. Unbegreiflich ist uns freilich, wie der in ganz Hellas gefeierte Krotoniate Phayllos im Sprunge 55 Fuß zurückgelegt haben kann, da unsere Turner kaum die Hälfte dieser Sprungweite vermittelst der Springstangen erreichen.

Den Diskos oder die Wurfscheibe, ebenfalls ein uraltes Turngeräth, beschreibt Solon dem Anacharsis bei Lukian als einen ehernen, runden, kleinen Schild, ohne Handhabe und Riemen, schwer und wegen seiner Glätte nicht leicht zu fassen. Die Haltung des Diskoswerfers, die mit der des Kegelschiebers die meiste Aehnlichkeit hatte, veranschaulicht am besten der in einigen Nachbildungen noch erhaltene Diskoswerfer des berühmten Myron, über den Hettner sagt: „Gerade in dem Augenblicke erfaßt, wo er den Diskos abschleudert, ist sein Oberkörper vorwärts übergebeugt; der Blick wendet sich prüfend nach dem Diskos, den er in der rechten Hand hält. Er hat diese rückwärts in die Höhe gestreckt, um weit ausholend dem Wurfe nachhaltigen Schwung zu geben; das eine Knie ist ein wenig eingebogen, das andere (rechte) hält er mit der linken Hand, damit er im Wurfe nicht ausgleite. Ein Augenblick — der Diskos ist abgeschleudert, und der Körper richtet sich, wie Lukian in seiner Beschreibung ausdrücklich hervorhebt, zugleich mit dem Wurfe in die Höhe.“ Man warf die Scheibe von einer kleinen Erhöhung aus in einem mäßigen Bogen, und wenn auch ein bestimmtes Ziel abgesteckt war, so entschied doch den Sieg stets der weiteste Wurf, wobei es nicht auf das endliche Liegenbleiben des kollernden Diskos, sondern auf dessen erstes Auffallen ankam.

Das Speerwerfen nach bestimmtem Ziele war schon im heroischen Zeitalter eine sehr beliebte Uebung und bereitete ebenfalls unmittelbar auf den Krieg vor. In den Gymnasien bedienten sich die Epheben dabei stumpfer Stäbe, die unseren Geren ganz gleich waren. Der Speerwurf bildete mit dem Diskosschleudern und Wettlaufen die nothwendigsten Bestandtheile des Fünfkampfes, der zuweilen, wenn die Zeit fehlte, sich auf dieselben beschränken mußte, so daß dann das Ringen und der Faustkampf in Wegfall kamen. Wer aber den Sieg erringen wollte, mußte in jeder einzelnen Kampfart Allen überlegen gewesen

sein, und der hervorragende Ruhm der Pentathleten ergiebt sich daraus von selbst. Nur einmal hatte man in Olympia auch den Versuch gemacht, die Knaben das Pentathlon durchkämpfen zu lassen, und der junge Spartaner Eutelidas gewann dabei den Kranz. Vielleicht fürchteten die Hellanodiken, daß die lakonischen Knaben wegen ihrer Ueberlegenheit in der körperlichen Abhärtung und Stärke allemal den Preis davontragen würden, vielleicht sahen sie aber auch ein, daß die gesteigerte Kraftanstrengung des Fünfkampfes eine zu große Erschöpfung der Jugend nach sich zöge. Letzteres hebt besonders auch Aristoteles hervor, indem er in seiner Schrift über den Staat die zu seiner Zeit herrschende Sitte, die Knaben in den eigentlichen Athletenkünsten zu unterrichten, tadelt und dann fortfährt: „Bis zur Mannbarkeit müssen leichtere Uebungen angewendet werden und die Zwangsdiät und das übertriebene Sichanstrengen fern gehalten, damit nicht das Wachsthum des Körpers gehemmt werde. Der Beweis dafür, daß man letzteres bewirken könne, liegt sehr nahe. Denn unter den olympischen Siegern findet man nur zwei oder drei, die als Knaben und auch als Männer gesiegt haben, deshalb, weil ihnen durch die übermäßigen Uebungen in der Jugend Kraft und Stärke entzogen worden ist."

Oft wird es vorgekommen sein, daß die Geschwindigkeit der Füße oder die Stärke der Gliedmaßen ihrer Kinder die Aeltern bestimmten, dieselben von Jugend auf systematisch dem Athletenberufe zu weihen. That dies doch sogar nach Pausanias die Mutter des Deinolochos, weil ihr geträumt hatte, ihr Kind läge bekränzt auf ihrem Schooße! Ueberhaupt verband sich mit dem freier Männer würdigen, die körperliche Tüchtigkeit fördernden und zum Bewußtsein der menschlichen Schönheit führenden Streben nach persönlicher Auszeichnung und nationaler Ehre nur zu bald etwas Handwerksmäßiges und gänzlich Materielles. Es konnte nämlich bei dem großen Ansehen und Ruhme der Sieger nicht anders kommen, als daß Leute aus den niedrigsten Ständen sich von Jugend an auf die gymnischen Spiele vorbereiteten und dann die Sache gewerbmäßig betrieben, von einem Feste zum andern herumreisend und gleichsam Vorstellungen gebend. Denn wenn es auch später nicht mehr so war, wie in der heroischen Zeit, „wo die Helden", wie Pindar singt, „gewannen im Wettkampfe die Preise und schmückten die Hallen sich aus mit goldenem Glanz, mit Dreifüßen, Becken und goldenen Schalen," so existirten doch auch später noch Wettkämpfe, wo reelle Gewinne, Geld, vielleicht schon sogar silberne Pokale zu gewinnen waren, und zuweilen scheuten sich auch die Athleten nicht, bei den Zuschauern Geld einzusammeln und zu dem reinen Golde des Ruhmes die Scheidemünze der Bettelei zu fügen. Ein solcher Virtuos war der obenerwähnte Alexandriner Apollonios, der in Olympia zu spät ankam, weil er die Geldpreise bei den kleinasiatischen Spielen sich nicht hatte entgehen lassen wollen. Ueber den Korinther Nikolaidas heißt es in einem Epigramme:

„Hier dies Standbild weiht der Korinther Nikolaidas
Der im delphischen Kampfe siegte.
Auch in den Panathenäen geschmückt mit dem Kranze gewann er
Fünfmal Eimer des Oels zum Siegespreis.
Dreimal wurden ihm auch nach einander des heiligen Isthmos
Kränz' am Ufer des Meerbeherrschers.
Dreimal siegt' er auch ob zu Nemea, auch in Pellana
Viermal und am Lyäos zweimal.
Ihn pries Tegea, Theben und Megara's Volk und Aegina,
Auch Du, muthiges Epidauros.
Endlich des Sieges erfreut auf phliuntischer Bahn in dem Fünfkampf,
Bracht' er Freude der edeln Heimat."

Keiner erreichte aber wol den Thasier Theagenes, der als Läufer, Ringer und Faustkämpfer, wie Pausanias behauptet, 1400 Siegeskränze erbeutet haben soll. Erschien ein solcher Agonist auf dem Schauplatze, so überließen ihm manchmal die ihm durchs Loos zufallenden Gegner freiwillig den Sieg, wenn es auch bis Pausanias nur einmal vorgekommen ist, daß ein Kämpfer, der sich angemeldet hatte und auch gekommen war, aus Furcht heimlich verschwand! Den Griechen selbst ist diese Ausartung der Agonistik und die Nutzlosigkeit der künstlichen Athletik keineswegs entgangen. Weder Alkibiades noch Epameinondas, noch Alexander, der Große, noch Philopömen hielten etwas von der Athletik. Sokrates tadelt im Xenophontischen Gastmahl an derselben, daß sie zum Kriege untüchtig mache, weil bei den Läufern die Beine auf Kosten der Schultern, bei Faustkämpfern die Schultern auf Kosten der Beine ausgebildet und gekräftigt würden. Am meisten spottete man über die Wohlbeleibtheit der Faustkämpfer und Pankratiasten, die durch eine besondere Diät oder geradezu Mästung hervorgebracht zu werden pflegte, um dem Leibe mehr Wucht zu verschaffen. Früher bildeten die Hauptspeisen der Athleten frische Käse, getrocknete Feigen und Weizen; aber später waren es große Massen Fleisch, besonders von Schweinen, Rindern und Ziegen, und schweres Brot (das man vom Fleische getrennt zu sich nahm). Nach dem Essen überließ man sich einem langen Schlafe. Von der Gefräßigkeit mancher olympischen Sieger erzählte man sich Unglaubliches. Der schon genannte Theagenes soll einen ganzen Ochsen zu Mittag verspeist haben; der Krotoniate Milon aß für gewöhnlich zwanzig Pfund Fleisch und eben so viel Brot, in Olympia aber einst ein vierjähriges Rind, das er vorher auf seinen Schultern herumgetragen hatte. Der Milesier Astydamas, der dreimal hinter einander im Pankration siegte, verzehrte beim Perser Ariobarzanes Alles, was für neun Männer gekocht worden war. Darum läßt auch Lukian in den Todtengesprächen Hermes zu einem Athleten sagen, der von Charon über die Styx gefahren sein will, wobei man ohne alle beschwerende Kleidung sein sollte: „Du bist ja

nicht nackt, mein Lieber, da Du so viel Fleisch um Deine Knochen hast!“ Am stärksten spricht sich aber Euripides in einem Fragmente aus, wo es heißt: „Von tausend Uebeln, die es in Hellas giebt, ist keines schlimmer, als der Athleten Geschlecht, welche richtig zu leben weder verstehen noch vermögen. Denn wie wird ein Mann, der seiner Kinnbacken Sklave, seines Bauches Knecht ist, mehr Glückseligkeit erringen, als sein Vater? Auch nicht in Armuth zu leben und sich in Schicksalsschläge zu schicken sind sie im Stande; denn an schöne Sitte nicht gewöhnt, söhnen sie sich schwer aus mit dem Ungemach. Glanzvoll und als Götterbilder der Stadt gehen sie in der Jugend einher; wenn aber das bittere Alter sie befällt, gleichen sie fadenscheinigen Mänteln. — Was hat wol je ein guter Ringer oder ein schnellfüßiger Mann, oder der den Diskos schleuderte, oder die Zähne wohl einzuschlagen verstand, seiner Vaterstadt genützt dadurch, daß er den Kranz gewann? Kämpft man mit den Feinden den Diskos in der Hand und schlägt man mit dem Schilde die Feinde aus dem Land?“ Wenn daher Dion Chrysostomos erzählt, daß Theagenes nach Beendigung seiner Athletenlaufbahn ein wackerer Bürger und guter Staatsmann gewesen sei, so ist dies eine Ausnahme. So lange freilich der Athletik das Gewerbmäßige fehlte, versteht es sich von selbst. So nahm z. B. der Athlet Phayllos aus Kreta mit einem eignen Schiffe auf Seite der Hellenen an der Schlacht bei Salamis Theil und der rhodische Pankratiast Dorieus kämpfte im peloponnesischen Kriege mit eigenen Fahrzeugen gegen die Athener.

Unter diesen Umständen ist es kein Wunder, daß überhaupt das Wagen- und Rosserennen, das in Olympia den zweiten Tag ausfüllte, bis in die späteste Zeit vor den gymnischen Kämpfen den Vorrang behauptete und den glänzendsten Theil des Festes ausmachte. Bei dem verhältnißmäßig hohen Preise der Pferde (Exemplare edler Race kosteten gegen 1000 Mark) und bei dem großen Risiko, das die Art des Wettkampfes selbst für die Besitzer mit sich brachte, blieb die Betheiligung immer etwas Aristokratisches, eine noble Passion der Reichen und Fürsten. Klar ergiebt sich dies unter anderen Stellen aus Isokrates, wo ein wegen eines Gespannes Angeklagter von seinem Vater erzählt: „Als er das olympische Fest von aller Welt geliebt und bewundert werden sah und wie die Hellenen dort von ihrem Reichthume, ihrer Stärke, ihrer Bildung Probe ablegten, wie die Athleten wetteiferten und die Städte der Sieger an Ruf gewannen, sah er von den gymnischen Kämpfen ab, nicht weil er an natürlichen Anlagen und Gesundheit Jemandem nachstand, sondern weil er wußte, daß einige von den Athleten von schlechter Herkunft wären, aus kleinen Städten stammten und einen niedrigen Bildungsgrad besäßen. Dagegen wandte er sich der Pferdezucht zu, die eine Beschäftigung der Reichen ist und die kein geringer Mann treiben kann, und übertraf nicht nur die Mitkämpfer, sondern die Sieger aller Zeiten.“ So findet man denn auch

in dem Verzeichnisse der Sieger, das bekanntlich im Jahre 776 mit dem Siege des Koröbos begann, die Könige Theron von Agrigent, Gelon und Hieron von Syrakus, Archelaos von Makedonien, Agis und Pausanias von Sparta und mehrere griechische Städte.

Der Schauplatz der ritterlichen Kämpfe war zu Olympia, wie anderwärts, der Hippodrom, von dem Pausanias eine ziemlich detaillirte Beschreibung gegeben hat. Bei dieser Rennbahn hatte man die Böschung eines Hügels zu einer Längenseite gewählt und die zweite vielleicht erst später, als der Hügelabhang für die Sitze der sich immer mehrenden Zuschauer nicht mehr ausreichte, in Gestalt eines Dammes oder Erdwalles parallel aufgeführt. Auf der einen Seite, wo sich der Ablaufstand der Rosse befand, schloß eine vom Architekten Agnaptos erbaute Halle im rechten Winkel die beiden Langseiten. Am entgegengesetzten Ende lehnte sich der Erdwall in einem halbkreisförmigen Bogen an den Hügel und in dieser Rundung befand sich, wie beim römischen Cirkus, ein Durchgangsbogen. Der Hippodrom war wahrscheinlich doppelt so lang als das Stadion, also 366 Meter; seine Breite betrug etwa 120 Meter. Da sich keine Andeutung dafür findet, daß im Hippodrom (wie im Cirkus) mitten zwischen den beiden Längenseiten eine erhöhte Linie (spina) sich hingezogen habe, so muß man annehmen, daß dieselbe wenigstens durch hinter einander stehende Säulen bezeichnet war, an deren beiden Enden die von Pausanias ausdrücklich genannten Ziele standen, von welchen das der Rundung zunächst befindliche die Mitte, das entgegengesetzte das eigentliche Endziel des Laufes bezeichnete, weshalb hier auch die eherne Statue der Hippodameia ihre Stelle hatte, ihren Bräutigam Pelops bekränzend. Komplizirt und deshalb immer noch streitig ist die Einrichtung der Schranken beim Ablaufspunkte. Dieselben bildeten nämlich nicht eine gerade Linie wie beim römischen Cirkus, sondern ragten „wie das Vordertheil eines Schiffes“, also ungefähr wie die beiden gleichen Seiten eines rechtwinkligen Dreieckes, dessen Hypotenuse dann die Halle des Agnaptos bildete, in die Bahn hinein. An diesen beiden Seiten waren staffelförmig die Schuppen für Wagen und Pferde angebracht, die den einzelnen Konkurrenten durchs Loos zufielen, bevor das Rennen begann. Auf ein Trompetensignal, wobei gleichzeitig von einem in der Mitte des Ablaufdreieckes stehenden Altare ein eherner Adler sich durch einen besonderen Mechanismus zu solcher Höhe erhob, daß er von allen Anwesenden erblickt werden konnte, während ein an der Spitze des Dreiecks auf einem Balken ruhender Delphin herabsank, fielen die die Schranken absperrenden Stricke und zwar so präzis nach einander, daß, wenn endlich die beiden vordersten Schranken geöffnet wurden, alle Gespanne oder Reiter in gleicher Linie dem Innern der Rennbahn zurennen mußten.

Die griechischen Hippodrome waren deshalb breiter als die römischen,

weil sich die Griechen mit der in Rom feststehenden Zahl von vier wettfahrenden Gespannen nicht begnügten. Wie viele aber gewöhnlich certirten, läßt sich nicht mehr nachweisen. Pindar erwähnt in einer pythischen Ode, daß Karrhotos, der Wagenlenker des kyrenäischen Königs Arkesilaos, allein von vierzig Genossen seinen Wagen unverletzt davon gebracht habe, und es klingt das zwar unglaublich, aber auf der anderen Seite kann man auch kaum begreifen, wie dann unter vierzig Wagenlenkern in mehreren Rennen nur ein einziger Sieger bleiben konnte. Denn daß bei jedem Rennen der Preis zuerkannt wurde, bezeugt die Nachricht, daß von den sieben Wagen, die der verschwenderische Alkibiades nach Olympia sandte, der erste, zweite und vierte Preis gewonnen wurde. Sophokles läßt, freilich in einem Wagenrennen der heroischen Zeit, zehn Gespanne auftreten und man thut wol am besten, anzunehmen, daß die Zahl der zugleich mit einander rennenden Gespanne sich nach der Gesammtzahl der angemeldeten richtete. Die Wagen waren in ihrer Konstruktion den Streitwagen des heroischen Zeitalters beinahe völlig gleich, zweirädrig, mit ovalen, hinten offenen Kästen, in denen die Wagenlenker standen. 270 Jahre lang wurde das in der fünfundzwanzigsten Olympiade eingeführte Wagenrennen mit Viergespannen gehalten. Dann wurden auch zweispännige Wagen zugelassen, und ein Vierteljahrhundert später kam das Rennen mit Füllen-Viergespannen und später auch Zweigespannen auf. Dagegen erhielt sich das Wettfahren mit Maulthieren nur kurze Zeit, weil es keinen angenehmen Anblick gewährte. Vom Dichter Simonides erzählt Aristoteles: Als ihm ein Sieger mit Maulthieren einen geringen Sold gab, wollte er nicht singen, weil es schmachvoll sei, Maulthiere zu besingen; als jener zur Genüge gab, sang er: „Heil Euch, Ihr Töchter der sturmgeschwinden Rosse!“ Ein meisterhaftes Bild des Wettrennens selbst liefert uns Sophokles in seiner Elektra in folgender Weise:

„Und als sie standen, wie des Kampfes Richter dort
Die Loose warfen und die Wagen ordneten:
Da schmettert' Erzdrommetenschall, fort stürzten sie,
Befeur'ten ihre Ross' im Flug und schüttelten
Die Zügel; nun mit einmal war die Bahn erfüllt
Von lautem Wagenrasseln; hoch auf wölkte sich
Der Staub, es rannten alle durch einander hin
Und schonten nicht der Geißeln, um vorbeizufliehn
Die Räder und das schnaubend wilde Roßgespann.
Denn alle Rücken und zugleich der Räder Spur
Benetzte dampfend Schaum und Hauch der Rosse rings.
Schon lenkt' Orestes um die letzte Säul' herum,
Die Nabe stets hindrängend und dem rechten Roß
Den Zügel lassend, zog er mehr sein linkes an.

Anfänglich gingen allzumal die Wagen gut,
Bis eines Aeniers Ross' mit hartem Maul
In Sturmeseil ausrissen, und rechtshin gewandt
Den sechsten oder sieb'nten Lauf erfüllend schon,
Die Stirne rannten auf die Wagen Libya's,
Und nun zerschmettert' einer durch den Einen Fehl
Den andern, stürzte nieder, und zerbrochener
Rennwagen Trümmer deckten rings das Phokerfeld.
Dies sah der kluge Zügellenker aus Athen;
Drum lenkt' er auswärts, hemmt' der Rosse Lauf und ließ
Vorbei der Wagen Strudel, der die Bahn durchwogt.
Auf diesen folgend, trieb Orestes sein Gespann
Als allerletzter, bauend auf des Kampfes Ziel.
Wie jener sah den Einen, der noch übrig war,
Da jagt er, hell aufdröhnend traf sein Ruf das Ohr
Der schnellen Renner, und in gleichem Laufe flohn
Die Beiden hin, nun dieser, nun der andre
Das Haupt vom Wagen nach den Rossen vorgestreckt.
Und all' die andern Bahnen wohl vollendete
Der Arme sonder Fährde, fest auf festem Stand;
Da ließ er nach den Zügel, als das linke Roß
Sich wendend umbog, und den Rand der Säule traf
Er unversehens; mitten brach die Nabe durch;
Vom Kranz des Wagens glitt er und verwirrte sich
Im langen Riemenzeug; und als er niederfiel,
Floh'n seine Rosse durch die Bahn in wilder Flucht."

Wie Sophokles hier andeutete, bewährte sich die Festigkeit der Hand, das sichere Auge des Lenkers hauptsächlich beim Umfahren der beiden Ziele, da es natürlich sein Vortheil erheischte, um Raum zu ersparen, hier den möglichst kleinen Bogen zu schneiden. Darum mußte aber auch das Drängen, die Verwirrung und die Gefahr an diesem Punkte stets am größten sein, und man nannte deshalb einen Altar (wahrscheinlich Poseidon's), der entweder selbst das obere Ziel bildete oder demselben gegenüber am Erdwalle lag, Taraxippos, d. h. „Pferdeentsetzen". „Er hat die Gestalt eines runden Altars," schreibt Pausanias, „und wenn die Pferde daran vorüberlaufen, so ergreift sie ohne sichtbare Veranlassung große Furcht, und aus der Furcht geht Unruhe und Verwirrung hervor; daher denn hier oft die Wagen zerbrochen und die Wagenlenker verwundet werden." Aus den Uebungsfahrten kannten natürlich die Pferde ihre Aufgabe ganz genau, und daß sie vor dem gefährlichen Wendepunkte scheueten, war also ganz natürlich. Laut schmetterten die Trompeten, wenn die Gefahr überstanden war, um Roß und Mann zu neuer Eile zu beflügeln; denn zwölfmal mußte die obere Zielsäule umkreist werden, wenn ausgewachsene Rosse, achtmal, wenn Füllen den Wagen zogen. Am

Ende der Bahn genügte endlich der geringste Vorsprung, um den Sieg zu entscheiden. Befremdlich aber bei dem Wagenrennen und dem Prinzipe der gymnischen Agonen geradezu widersprechend, doch ganz mit der Sitte des modernen Sports harmonierend ist es, daß nicht die Wagenlenker, sondern die Besitzer der Gespanne den Kranz erhielten und als Sieger gefeiert wurden. Pindar hebt es in der ersten isthmischen Ode als außergewöhnlich hervor, daß Herodot von Theben selbst seine Rosse gelenkt: „Nun ich dem Herodotos ausrüste den Dank zu des Viergespannes Ruhm, weil er mit Fremdlings Händen nicht der Rosse Zügel lenkt.“ Als daher 420 v. Chr. die Spartaner nicht an den olympischen Spielen Theil nehmen durften und der Spartaner Lichas deshalb sein Gespann für ein der Stadt Theben gehöriges ausgegeben hatte, aber, als sein Wagenlenker siegte und Theben als Siegerin ausgerufen wurde, sich so weit vergaß, daß er hinabstieg und seinen Jockey mit der zum Kranze gehörenden Binde bekränzte, so ließen ihn die Hellanodiken mit Ruthen auspeitschen. So kam es denn, daß auch Abwesende siegen konnten, wie bei mehreren der oben genannten Könige erwiesen ist. Ja, selbst Frauen gewannen den Kranz, wenn sie Wagen und Kutscher gesendet hatten. Die berühmteste Siegerin ist Kyniska, die Schwester des Agesilaos und von diesem selbst dazu veranlaßt. Außer ihr wird von Pausanias noch Belistiche, eine Makedonierin, und Euryleonis, eine Spartanerin, erwähnt. Aus Dankbarkeit ließen gewöhnlich die Sieger neben ihrer Statue auch die des siegenden Wagenlenkers aufstellen. Auch Kaiser Nero lenkte bei den olympischen Spielen persönlich sein Zehngespann, warf dabei um, wurde wieder hineingehoben, mußte endlich vom Wettkampfe abstehen, wurde aber doch als Sieger bekränzt. Die Hellanodiken erhielten von ihm dafür ein Geschenk von 200,000 Sesterzen; leider nahm es ihnen der Kaiser Galba wieder ab!

Dem Wagenrennen sehr ähnlich war das Wettreiten, das bereits in der dreiunddreißigsten Olympiade eingeführt worden war. Beinahe vierhundert Jahre später begann der Schnellritt auf Fohlen. Auch Knaben durften sich beim Rennen zu Pferde betheiligen. Eine Zeit lang bestand eine eigene Art des Kampfes, die auf Stuten ausgeführt wurde, und bei welcher die Reiter zu Anfang des letzten Umrittes absprangen, das Pferd am Zügel nahmen und zu Fuß dem Ziele zueilten. Mehrere Renner haben sich bei den Nationalfesten der Hellenen unsterblichen Ruhm erworben. Von Hieron's Siegesroß Pherenikos singt Pindar: „Wolan, die dorische Harfe nimm von der Wand ob des Ruhmes des Pherenikos, des edelsten Renners, den Geist in wonniges Sinnen versenkt. Wie er dahinbraust dort am Alpheios, ohne stachelnden Sporn, die schöne Gestalt, seinen Herrn zum Siege tragend.“ Der Korinther Pheidolas hatte zwei Rosse, Lydos und Aura. Jenes siegte zweimal in Olympia und einmal auf dem Isthmos. Aura warf einst in Olympia gleich anfangs ihren

Reiter ab, setzte aber als gutes Schulpferd das Rennen fort, bog richtig um die Zielsäulen, beschleunigte nach dem Trompetentusche ihren Lauf und blieb endlich als Siegerin vor den Hellanodiken stehen. Solche Rosse wurden dann auch im Alter sorgfältig gepflegt, anständig beerdigt und durch Bildnisse geehrt. Vielen wird es freilich auch gegangen sein, wie demjenigen, vom welchem ein Epigramm sagt:

„An des Alpheios Ufern errang ich mir Kränze des Wettlaufs;
Zweimal ward ich gekrönt an dem kastalischen Quell.
Preisend verkündete mich auch Nemea; über des Isthmos
Rennbahn flog ich vordem, gleich dem beflügelten Wind.
Nun ach! wälz' ich im Alter dem kreisumlaufenden Mühlstein
Hart am Joche gedrückt, strahlenden Siegen zur Schmach."

Die Zuschauer der olympischen Wettkämpfe hatten bei aller Annehmlichkeit des Schauspieles auch vieles Ungemach auszustehen. Schon vor Sonnenaufgang mußten sie sich ihre Plätze sichern, denn es scheint allenthalben an Platz gemangelt zu haben. Dies sowol als auch die Sitte, daß die Landsleute bei einander zu sitzen pflegten, erkennt man aus folgender von Plutarch mitgetheilten Anekdote. Ein Greis, der in Olympia die Spiele sehen wollte, fand keinen Platz. Er durchwanderte alle Sitzreihen, wurde aber überall mit Verachtung und Spott abgewiesen und Niemand rückte zur Seite. Als er aber zu den Lakedämoniern kam, standen alle Knaben und viele Männer auf und boten ihm ihre Plätze an. Da beklatschte die ganze Versammlung diesen Beweis von guter Sitte; der Alte aber sagte weinend: Wol kennen alle Hellenen das Schöne und Schickliche, aber nur die Lakedämonier üben es aus!" Zu dem Gedränge kamen aber noch die Sonnenhitze der heißesten Jahreszeit und die vom Sande aufwirbelnden Staubwolken. Bezeichnend genug für das zu Erduldende und höchst drollig zugleich ist, was Aelian von einem Sonderling erzählt: „Ein Mann aus Chios," schreibt er, „der auf seinen Sklaven zürnte, sagte zu demselben: Ich werde Dich nicht in die Mühle schicken, sondern nach Olympia mitnehmen! Er hielt es nämlich für eine viel bitterere Strafe, in Olympia als Zuschauer von den Sonnenstrahlen gebraten zu werden, als in der Mühle die Mühlsteine drehen zu müssen." Auch der Autor, welcher in einem dem Lukian fälschlich beigelegten Schriftchen die Makedonier zu einer Vorlesung in einer makedonischen Stadt einladet, verspricht denselben dort eine bessere Aufnahme, als „wie sie Olympia gewährt mit seinem engen Raume, seinen Zelten, seinen Buden und seiner erstickenden Hitze." Der weise Thales, der sich, dem hundertsten Jahre nahe, nach Olympia begeben hatte, soll sogar in Folge der Hitze und des Durstes gestorben sein. Das Aufregende des Anblickes und die lebhafte südländische Natur

überhaupt veranlaßten die Zuschauer, ihren Antheil an den Wettkämpfen auf die lauteste und ungestümste Weise zu äußern. Man sprang vom Sitze auf, um zu klatschen und suchte durch Schreien aufzumuntern. Isokrates z. B. sagt im Euagoras: „Ich werde dasselbe thun, was die Zuschauer bei den gymnischen Kämpfen; auch diese treiben nicht die zurückbleibenden Läufer durch Zurufe an, sondern die um den Sieg ringenden.“

Der Zusammenfluß so vieler Menschen aus den verschiedensten Gegenden gab aber auch Gelegenheit, ausgezeichneten Persönlichkeiten Aufmerksamkeiten und Huldigungen zu widmen. Wie später bei den nemeischen Spielen einst, wo Philopömen zugegen war, die ganze Festversammlung das Freiheitslied eines Virtuosen auf den hochsinnigen Helden des achäischen Bundes bezog und unter Beifallklatschen nach ihm hinblickte, so erhob sich das Publikum zu Olympia von seinen Sitzen, als Themistokles nach der Schlacht bei Salamis im Stadion erschien, schenkte ihm mehr Aufmerksamkeit als den Agonisten und zeigte ihn unter Bewunderung und Beifallklatschen den anwesenden Fremden, so daß er erfreut seinen Freunden gestand, er genieße nun die Frucht seiner Bemühungen um Hellas. Auch Platon soll bei seinem Erscheinen in Olympia Aller Augen auf sich gezogen und die schmeichelhaftesten Beweise der Gunst erhalten haben. Andere benützten die günstige Zeit, um aus der Dunkelheit zum Ruhme emporzusteigen, und produzirten vor den Augen und Ohren der müßigen Menge ihre Leistungen in Kunst und Wissenschaft. Besonders seit Ende des fünften Jahrhunderts wurde es Sitte, in Olympia Reden und Gedichte zu rezitiren. Bekannt ist, daß Herodot einen Theil seines Geschichtswerkes hier vorgelesen haben soll. Auch der berühmte Redekünstler Gorgias aus Sicilien ermahnte in einer Prunkrede die im peloponnesischen Bruderkriege begriffenen Hellenen zur Einigkeit gegen die Barbaren. Der eitle Sophist Hippias erbot sich einst, über jedes beliebige Thema sofort sprechen und alle an ihn gestellte Fragen beantworten zu wollen. Ja, um seine Befähigung zum Universalgenie zu dokumentiren, behauptete er, daß er nicht bloß Geometrie, Musik, Literatur, Poesie, Naturgeschichte, Ethik und Politik gründlich verstehe, sondern auch seinen Ring, seinen Mantel, seine Schuhe eigenhändig verfertigt habe. Von Isokrates und Dion Chrysostomos sind die in Olympia gehaltenen Festreden sogar noch vorhanden. Nach Athenäos trug der Rhapsode Kleomenes die Sühnungslieder des Empedokles vor. Dionysios, der Aeltere, von Syrakus, hatte die unglückliche Idee, ein Dichter sein zu wollen, worin ihn natürlich seine Hofschranzen bestärkten. Darum sendete er denn im Jahre 388 v. Chr. eine pompöse Festgesandtschaft zu den olympischen Spielen. Allein, obwol er seine Verse in des Aeschylos Schreibtafel geschrieben hatte und obwol die trefflichsten Deklamatoren und Sänger sie vortrugen, so ermüdete doch endlich der geistlose Inhalt die Zuhörer so, daß der gekrönte Dichter die

schimpflichste Verhöhnung erntete. Als nun noch dazu die mitgesandten Gespanne im Hippodrom Fiasko machten und endlich das Schiff mit den Theoren an der italischen Küste Schiffbruch litt, behaupteten böse Zungen in Syrakus, die Gedichte des Tyrannen hätten den Pferden, den Deklamatoren und dem Schiffe Unheil gebracht; am Hofe hieß es aber natürlich: alles Schöne sei ein Gegenstand des Neides und erst später der Bewunderung!

Endlich fanden auch Wettstreite von Herolden und Trompetern statt, wobei Preise ausgetheilt wurden, und Kaiser Nero schämte sich nicht, sich trotz seiner schwachen Stimme als Schreier hören zu lassen! Der merkwürdigste Trompeter der alten Zeit war wol Herodoros aus Megara, der auf zwei Trompeten zugleich das Trommelfell ergötzte und sechzehnmal in allen vier Nationalspielen siegte; freilich war der Mann auch sieben Fuß hoch und nahm nach Athenäos keine Kleinigkeit von Wein, Brot und Fleisch zu sich. Wie Lukian sagt, ließ der Maler Aëtion ein Gemälde, die Hochzeit Alexander's und der schönen Roxane vorstellend, in Olympia sehen und wurde dadurch der Schwiegersohn eines Hellanodiken, der, wie gewöhnlich, ein reicher Mann war; und zur Zeit des Perikles hatte ebendaselbst der Astronom Oenopides aus Chios eine astronomisch-chronologische Tafel aus Erz aufgestellt, die einen Zeitraum von neunundfünfzig Jahren umfaßte. Auch ganze Staaten und Gemeinden benutzten die Gelegenheit, hier vor ganz Griechenland Bündnisse und Verträge zu schließen oder wenigstens öffentlich bekannt zu machen, und die Festgesandtschaften waren deshalb wol oft mit politischen Missionen betraut. So ließen die Byzantiner an allen vier Nationalfesten durch Herolde verkünden, daß sie dem athenischen Volke aus Dankbarkeit einen goldnen Kranz gewidmet hatten, und die Bedingungen des durch Nikias zu Stande gekommenen Friedens standen auf Säulen gegraben in Olympia, Delphi und auf dem Isthmos.

Zu allen diesen Unterhaltungen, zu welchen die bereits erwähnten Opferfeierlichkeiten kamen, hatten die Theilnehmer Zeit, da zwischen den Spielen und der Bekränzung der Sieger, dem eigentlichen Ende des Festes, immer ein paar Tage lagen. In dieser Zeit entschied auch der olympische Senat in letzter Instanz über Beschwerden, die über die Urtheile der Hellanodiken an ihn gelangten. Bei den ersten olympischen Spielen sollen die Sieger noch Werthpreise erhalten haben. Dann wurde aber auf den Rath des delphischen Orakels der Kranz eingeführt; sogar den wilden Oelbaum im Haine Altis hatte der Gott bezeichnet, von dem die Zweige genommen werden sollten und der bis in die späteste Zeit mit einer Einhegung umfriedigt war. Ein elischer Knabe, der beide Aeltern noch besitzen mußte, schnitt mit goldenem Messer die Zweige, von denen jeder einen Kranz gab. Mit Bändern geschmückt, wurden die Kränze, bevor sie vertheilt wurden, auf einem ehernen Dreifuße, später auf einem aus

Gold und Elfenbein gearbeiteten Tische in der Vorhalle des Zeustempels ausgestellt. Einer der Hellanodiken hatte das Amt, der Sieger Häupter mit wollener Binde zu umwinden und darüber den Kranz zu setzen. Zugleich wurde nochmals durch den Herold Name und Vaterland der Sieger den Anwesenden kund gethan. Unter die allgemeinen Ausbrüche der Freude und Bewunderung mischte sich zuweilen das Zischen der Bürger von solchen Staaten, die mit dem Heimatslande der Gekrönten in Feindschaft lebten. Zuweilen ist es auch vorgekommen, daß sich Athleten als aus einer fremden Stadt gebürtig angaben, von der sie Geschenke bekommen hatten. Dionys soll öfter in Olympia Bestechungsversuche gemacht haben, um seiner Hauptstadt das Glück und den Ruhm des Sieges zuzuwenden.

Denn obgleich, wie Xenophon den Simonides zu Hieron sagen läßt, keine Waare wohlfeiler war, als was die Menschen durch Siegespreise erkauften, so umfaßte doch ein olympischer Olivenkranz bis in die spätesten Zeiten den Inbegriff der höchsten menschlichen Glückseligkeit. Dem hochbegeisterten, tief religiösen Sänger der bei den Nationalfesten gewonnenen Siege, Pindar, erscheint der Sieger als ein Gottbegünstigter, der die Säulen des Herakles erreichte, von wo den Sterblichen verboten ist, weiter vorzudringen; ja, er warnt glückliche Fürsten vor Uebermuth, der auf der Höhe des errungenen Glückes sich leicht einstellte. Selbst einem der sieben Weisen Griechenlands, Chilon, brachte die Freude über den Sieg seines Sohnes den Tod, und auch der Rhodier Diagoras, der, als Olympionike zwei seiner Söhne siegen sah, gab den Geist auf, als im Stadion zu Olympia die Jünglinge ihn umarmten und ihre Kränze auf sein Haupt setzten, während das Volk jauchzte und ihn mit Blumen überschüttete. Ein Spartaner hatte ihn vorher zugerufen: „Stirb, Diagoras! denn Du wirst doch nicht in den Himmel steigen!" Im Rausche der Freude, unter Flötenklang und begleitet von der Menge, zogen die Sieger nach der Preisvertheilung zu den Opferaltären, um den Göttern ihre Spenden darzubringen. Hier sowol als bei dem großen Festmahle, welches die Eleer ihnen zu geben pflegten, wurden von Chören Siegeslieder, die theils älteren Urspunges, theils von ausgezeichneten Dichtern, wie Pindar, Simonides, Euripides, neu gedichtet waren, abgesungen. Die Gesänge wurden beim Einzuge der Sieger in ihre Städte wiederholt und offiziell aufbewahrt, wie z. B. Pindar's Siegeshymne auf Diagoras zu Lindos auf Rhodos im Tempel der Athene mit goldenen Buchstaben geschrieben prangte. Nach dem öffentlichen Schmause bewirtheten die Sieger ihre Freunde auf eigene Kosten und reiche Leute dehnten die Einladung zuweilen auf alle Anwesenden aus. Es thaten dies z. B. Alkibiades und Leophron, und vor diesen der reiche Kallias. Dem Themistokles wurde es zum Vorwurfe gemacht, daß er bei einem solchen Schmause die Gäste nur mit kaltem Fische bewirthet hätte.

Empedokles aber, der Großvater des gleichnamigen Philosophen, der als Pythagoräer sich blutiger Opfer und Fleischspeisen enthielt, ließ aus Myrrhen, Weihrauch und anderen köstlichen Gewürzen ein Rind formen und vertheilte dieses unter die Festgäste. Wie schon erwähnt, war mit dem Siegeskranze zugleich das Recht verbunden, seine Statue im heiligen Bezirke aufstellen zu lassen, wobei aber, wie Plinius erwähnt, erst beim dritten Siege das Privilegium hinzukam, der Bildsäule Portraitähnlichkeit geben zu lassen. Die Menge der Standbilder in der Altis muß erstaunlich groß gewesen sein. Pausanias zählt zweihundert und einige dreißig Statuen von Kämpfern auf; es waren dies aber, wie er ausdrücklich bemerkt, nur die hervorstechendsten. Der ältere Plinius sagt, daß sich noch zu seiner Zeit dreitausend Bildsäulen auf Rhodos und nicht weniger in Athen, Delphi und Olympia befunden hätten. Wenn übrigens Sueton berichtet, daß Nero, um zu Olympia als einziger Sieger in Andenken zu bleiben, die Standbilder der Sieger der Vorzeit habe niederreißen lassen, so mildert Dio Kassius dies dahin, daß er den berühmten, aber schon hochbetagten Athleten Pammenes zwang, mit ihm zu kämpfen, und nach Besiegung desselben auch seine Bildsäulen umstürzen ließ.

Noch größere Ehre und Verherrlichung als am Schauplatze ihrer Thaten erwartete die Sieger auf der Rückkehr in befreundeten Städten und besonders bei der Ankunft in ihrer Vaterstadt. Cicero sagt in einer Rede, daß ein Olympionike in Hellas beinahe höher geehrt worden sei, als ein Triumphator in Rom, und dies ist fast keine Uebertreibung. Von Freunden und Verwandten zu Roß und zu Wagen begleitet und von der Volksmenge umjubelt, in prächtigem Gewande auf einem hohen, von vier weißen Rossen gezogenen Wagen stehend, hielt er seinen Einzug und zwar gewöhnlich durch eine besonders dazu bereitete Bresche in der Stadtmauer, weil, wie Plutarch sagt, in einer Stadt, die solche Männer besäße, keine Mauern nöthig wären. Den Wettläufer Epänetos holten die Agrigentiner nach Diodor mit dreihundert weißen Zweigespannen ein! Nero kopirte die griechische Sitte genau; denn über seine Ankunft in Rom liest man bei Dio Kassius: „Bei seinem Einzug wurde ein Stück der Stadtmauer niedergerissen und ein Theil der Thore abgebrochen, weil beides zu Ehren der Sieger in den Wettkämpfen so zu geschehen pflegt. Voran zogen Männer mit Siegeskränzen, die er gewonnen hatte; ihnen folgten andere mit Täfelchen an Stangen, auf welchen der Name und der Ort des Wettkampfes geschrieben stand, auch daß Kaiser Nero der erste aller Römer war, der seit ewigen Zeiten die Siegespalme errungen. Hierauf kam er selbst auf einem Triumphwagen in einem goldgestickten Purpurgewande, das Haupt mit einem Olivenkranze geziert, den pythischen Lorbeerkranz in der Hand haltend. So zog er, von Soldaten, Rittern und Senatoren begleitet, nach dem Kapitol, während die ganze Stadt mit Guirlanden behängt und von Wohlgerüchen

durchduftet war und das ganze Volk schrie: „„Heil Dir, olympischer, pythischer Sieger!““ Auch in der Heimat erforderte es der gute Ton, daß der Sieger seinen Bekannten einen Festschmaus gab, der freilich wol gewöhnlich, wie ein von Demosthenes erwähnter, den Chabrias in der kleinen attischen Ortschaft Kolias veranstaltete, mit allgemeiner Trunkenheit endigte.

Bei den bloßen Ehrenbezeigungen, zu welchen noch das Recht des Vorsitzes bei allen öffentlichen Festspielen und in Sparta die Ehre hinzukam, in unmittelbarer Nähe des Königs in der Schlacht fechten zu dürfen, hatte es aber nicht sein Bewenden. Bereits zu Solon's Zeit wurden den Olympioniken 500 Drachmen (390 Mark) aus dem Staatsschatze als Prämie gereicht. Hierzu kamen auch noch lebenslängliche Pensionen. Plutarch erzählt, daß die Athener einer Enkelin des Aristeides zu ihrem Unterhalte so viel gegeben hätten, als den olympischen Siegern. Außerdem wird vielfach von öffentlicher Speisung derselben im Prytaneion gesprochen. Der komische Dichter Timokles z. B. vergleicht in einem Fragmente bei Athenäos die Parasiten oder Schmarotzer mit den Siegern, als Kostgängern an dieser Staatstafel. Doch scheint es beinahe, als wären nur die Sieger des Hippodroms hier gespeist worden, da Sokrates, der bekanntlich seinen Richtern gegenüber die Speisung im Prytaneion als Belohnung für seine Lebensweise beanspruchte, ausdrücklich bei Platon sagt: „Ein solcher Mann ist viel mehr werth, in Prytaneion beköstigt zu werden, als wenn Jemand von Euch mit dem Rennpferd oder dem Viergespanne, oder dem Zweigespanne gesiegt hat!“ Auch in der römischen Kaiserzeit dauerten die Jahrgelder der Sieger fort und ein Reskript der Kaiser Diokletian und Maximian bestätigte noch Allen, die drei Kränze sich erworben hätten, Freiheit von allen Staatsleistungen. Wahrscheinlich haben diese Privilegien bis zur Einstellung der hellenischen großen Festspiele gegolten, die im sechzehnten Regierungsjahre des Kaisers Theodosius erfolgte.

Dem olympischen Feste kam an Bedeutung das pythische am nächsten. Der Schauplatz desselben war die südwestlich von Delphi, dem durch den Apollodienst, das Orakel und die Amphiktyonen so wichtigen Centralpunkte Griechenland's, gelegene, dem Apollon geweihte, kahle krissäische Ebene. Demetrios Poliorketes hielt einmal die pythischen Spiele in Athen, weil die Aetoler die delphischen Päße besetzt hielten. Stattliche Aufzüge, Festschmäuse, Gesang und Tanz sind wie überall, so gewiß auch hier mit den Hauptfesten des hochberühmten Tempels schon in uralter Zeit verbunden gewesen, und sicher hat die Sage Recht, welche den musikalischen Theil der Spiele als den ältesten bezeichnet und aus dem Gesange eines Festhymnus auf den delphischen Gott, als Vorsteher der Musen, hervorgehen läßt. Vor dem ersten heiligen Kriege wurde das pythische Fest alle neun Jahre gefeiert; die delphische Priesterschaft hatte dabei den Vorsitz und es fand bloß ein Wettstreit

zwischen Sängern statt, die sich selbst auf der Zither zu begleiten hatten. Dann nahm aber der delphische Amphiktyonenbund die Leitung dieses Nationalfestes in die Hand, verwandelte die Feier in eine im fünften Jahre wiederkehrende und fügte das mit Gesang verbundene Flötenspiel, aber auch die üblichen gymnischen und ritterlichen Kämpfe hinzu. Die Feier fiel stets in das dritte Olympiadenjahr, und zwar wahrscheinlich in die Herbstzeit. Die Verkündigung des Gottesfriedens ging auch hier voraus, und laut einer Inschrift mußten sich die Festgesandtschaften der zur Amphiktyonie gehörenden Staaten beinahe sechs Monate vor dem heiligen Monat in Delphi einfinden. Der thessalische Fürst Jason, der um das Jahr 370 v. Chr. im Sinne hatte die pythischen Spiele selbst zu leiten, bestimmte jeder seiner Städte die Zahl der zu liefernden Opferthiere, setzte einen goldenen Kranz als Prämie für den schönsten Stier aus und hoffte nicht weniger als 1000 Rinder und mehr als 10,000 Schweine und Ziegen zusammenzubringen. Ihre Festgesandten zu Delphi wählten die Athener aus dem Senate, und, wie Demosthenes in einer Rede andeutet, wurden sie von den sechs Archonten, die Thesmotheten hießen, begleitet. Die pythischen Gesandtschaften müssen sehr zahlreiches Personal gehabt haben, denn Herodot erzählt, daß allein die Chier einst einen Chor von 100 Jünglingen zum Feste schickten. Plutarch erwähnt des traurigen Schicksales einer nach Delphi bestimmten peloponnesischen Festgesandtschaft, die auf megarischem Gebiete mit Weibern und Kindern in ihren Wagen am Ufer eines Sees übernachteten und von betrunkenen Megarensern mit den Geschirren ins Wasser gestürzt wurden, so daß viele Personen umkamen. Die Amphiktyonen bestraften darauf die Verletzer des Festfriedens mit Tod und Verbannung.

Nachdem die Amphiktyonen die Leitung der pythischen Spiele an sich genommen hatten, bestellten sie jedes Mal, wie es scheint, aus ihrer Mitte besondere Administratoren und Kampfrichter. Außerdem traf auch die Versammlung der amphiktyonischen Gesandten selbst, die jährlich zweimal gehalten wurde, mit den Pythien zusammen, wie sich schon aus einer Stelle des Aeschines ergiebt, wo es heißt: „In wenigen Tagen werden die pythischen Spiele gehalten werden und der hellenische Kongreß zusammentreten.“ Natürlich wurde auch in Delphi die Einschreibeliste der Agonisten nur eine bestimmte Zeit offen gelassen und Plutarch gedenkt in seinen Tischgesprächen eines Musikers, der zu spät angelangt und deshalb ausgeschlossen worden war. Die Wettkämpfe begannen mit dem musikalischen Theile, als dem ältesten. Voran ging das Kitharaspiel mit Gesang. Schönheit der Stimme neben vollkommener Beherrschung des Instrumentes wurde hier gleichmäßig verlangt und Pausanias erzählt, daß der berühmte Dichter Hesiod nicht zugelassen wurde, weil er nicht genug des Kitharaspieles kundig war. Dagegen kam es weniger auf den Vortrag eigener Komposition an; denn Pausanias sagt von dem Sieger

Eleuther, daß er mit starker und wohltönender Stimme einen fremden Gesang vorgetragen habe. Recht veranschaulicht wird das Auftreten der Kitharöden im Theater durch eine Erzählung, die sich in der dem Lukian beigelegten Schrift gegen einen wissenschaftliche Bildung affektirenden Geldbrozen findet. Euangelos aus Tarent, einen reichen und einfältigen Mann, plagte die Ruhmsucht, und da sein Körper zu den gymnastischen Künsten untauglich war, ließ er sich von seinen Speichelleckern überreden, sein Heil mit der Musik zu versuchen. Weil die Barden in besonderer Kleidung und bekränzt aufzutreten pflegten, ließ er sich einen goldenen Lorbeerkranz mit Smaragdbeeren fertigen und betrat das Theater zu Delphi, eine Laute von reinem Golde und mit Edelsteinen besetzt in der Linken, mit goldgesticktem Purpurgewande, nicht geringe Erwartung bei den Zuschauern erweckend. Zwei Mitbewerber waren vorhanden und das Loos wies ihm die zweite Stelle an. Thespis erntete Beifall. Als nun aber der geputzte, strahlende Tarentiner begann, brach das Publikum in ein schallendes Gelächter aus, weil er mit dünner und ungehobelter Stimme sang und bei den ersten Griffen drei Saiten zersprengte, und die Kampfrichter ließen ihn mit Ruthen hinauspeitschen. Der Eleer Eumelos, dessen Instrument alt und mit hölzernen Wirbeln versehen war, dessen Kleidung sammt dem Kranze kaum zehn Drachmen werth war, gewann dann den Sieg.

Der Gesang mit Flötenbegleitung wurde sehr bald wieder abgeschafft, weil er den Kampfordnern zu elegisch und traurig zu sein dünkte. Außerdem ließen sich aber später Kitharaspieler und Flötisten ohne Gesang hören. Den Flötenspielern wurde dabei zur Bedingung gemacht, eine eigene, nach einem voraus bestimmten Schema gearbeitete Komposition zu liefern, welche nach Strabo den Kampf Apollon's mit dem Drachen Python zum Vorwurf hatte und aus fünf Theilen bestand, nämlich dem Vorspiel, dem Angriffe, der Aufmunterung, der Schmähung, dem daktylischen Siegeslied und dem Zischen des verendenden Drachen. Man sieht also, daß die epische Tonmalerei der modernen Musik keinen Anspruch auf Neuheit der Erfindung hat! Die gymnischen Kampfarten und das Wettrennen der Rosse wurden, wie in Olympia, zur Aufführung gebracht und wie dort gingen den Kämpfen der Männer stets die der Knaben voraus. Später fügte man zu den musikalischen Wettkämpfen auch poetische hinzu. Aber man bereute es; denn, wie Plutarch sagt, drängten sich nun, wie durch ein geöffnetes Thor, Ohrenweiden aller Art zu und die Kampfrichter kamen in mannichfache Verlegenheit und zogen sich viele Feindschaften zu, besonders von den Schriftstellern zweiten Ranges, die immer auf Abschaffung dieser Konkurrenz drangen, weil sie die Koryphäen ihrer Kunst beneideten und selbst am Siege verzweifelten. Die Sieger erhielten sofort den symbolischen Palmzweig, wie auch bei den isthmischen und nemeischen Spielen, und dann Lorbeerkränze, deren Zweige ein Knabe unter Flötenspiel aus dem berühmten

Thal Tempe holte. In der späteren Zeit werden auch Aepfel von den dem Gotte geheiligten Bäumen als Preise erwähnt.

Die nemeischen und isthmischen Spiele wurden in so geringer örtlicher Entfernung von einander gefeiert, daß ein guter Fußgänger bequem in einem Tage von dem einen Schauplatze den andern erreichen konnte. Das Thal Nemea, wo Argos die Io bewacht, Herakles den Löwen erlegt haben sollte, lag südwestlich von Korinth in der Landschaft Argolis. In einem Cypressenhaine, der auch einen Tempel des nemeischen Zeus in sich schloß, fand das Fest statt. Die Geschichte desselben bis in die Sagenzeit zurück zu verfolgen, ist von geringem Interesse. Die Wettkämpfe entwickelten sich hier ebenfalls aus einer rein religiösen Festfeier; aber erst spät, um 500 v. Chr., gelangten die Nemeen als Nationalfest zu allgemeiner Anerkennung. Sie kehrten, wie die Isthmien, alle zwei Jahre wieder und wurden abwechselnd im Frühjahr und Herbst oder Winter abgehalten. Da Nemea im Gebiet der Stadt Kleonä lag, so hatten ursprünglich die Kleonäer die Besorgung und Leitung des Festes. Bald aber bemächtigten sich die Argiver der Oberherrlichkeit und behielten mit Ausnahme einer kurzen Zwischenperiode die Oberaufsicht. Weil das politische Verhältniß zwischen Argivern und Spartanern fast stets ein gespanntes war, machten sich jene bei drohendem Kriege zuweilen den Gottesfrieden zu Nutzen und ließen ihn durch die festlich bekränzten Herolde auch zu ungesetzlicher Zeit ansagen. Der spartanische König Agesipolis fragte aber einst in einem solchen Falle (390 v. Chr.) den olympischen Zeus und den delphischen Apollon um Rath und machte dann mit Erlaubniß beider Götter seinen Einfall ins Land. Später, als die Achäer unter Aratos Kleonä besetzt hielten, wurden die nemeischen Spiele doppelt, nämlich in Nemea und Argos gehalten. „Damals," sagt Plutarch, „geschah es zum ersten Male, daß man die öffentliche Freiheit und Sicherheit, welche denjenigen, die sich bei solchen Spielen in Wettstreite einließen, gewährt wurde, verletzte, indem die Achäer Alle, die den nemeischen Spielen in Argos beigewohnt hatten und durch ihr Land zogen, auffingen und als Kriegsgefangene verkauften." Daß Festdeputationen von anderen Staaten nach Nemea geschickt wurden, beweist hinreichend des Demosthenes Beispiel, der selbst Vorstand einer nemeischen Gesandtschaft war. Die Spiele bestanden, wie die pythischen, aus musikalischen, gymnischen und ritterlichen Kämpfen. Auch hier traten Kitharöden auf, und es was ihnen ebenfalls erlaubt, sich fremder Kompositionen zu bedienen. Wenigstens erzählt Plutarch, daß während der Anwesenheit Philopömen's Pylades aus Megalopolis „die Perser", ein Lied vom Milesier Timotheos, gesungen habe. Der Siegespreis war in Nemea ein Eppichkranz.

Die isthmischen Spiele endlich haben an Glanz und Ansehen wol die nemeischen übertroffen. Die treffliche Lage Korinth's auf dem Mittelpunkte

zweier sich kreuzenden Weltstraßen, sein Reichthum und sein behäbiges Leben voll sinnlicher Genüsse wird natürlich die Anziehungskraft des auf der Landenge, neben dem im heiligen Fichtenhaine liegenden Heiligthume Poseidon's gefeierten Festes verstärkt haben. Darum heißt es bei Strabo ausdrücklich, daß die Zahl der Besucher zur Festzeit sehr groß gewesen sei, und Livius sagt vor der Schilderung des Eindruckes, den die auf Befehl des römischen Feldherrn Quinctius Flamininus erfolgte Unabhängigkeitserklärung Griechenlands im Jahre 196 hervorbrachte: „Es war nun das isthmische Fest herangekommen, das immer auch sonst zahlreich besucht war, nicht nur wegen der jenem Volke angeborenen Schaulust, sondern auch weil wegen der günstigen Lage des Ortes, der vermittelst zweier verschiedener Meere alle Bedürfnisse herbeischafft, ein Sammelplatz für die ganze Welt, ein Messe für Griechenland und Asien hier stattfindet." Dion Chrysostomos erwähnt deshalb Zuschauer aus Italien, Sicilien, Libyen, Thessalien, Kleinasien und vom Dnepr. Selbst Sokrates, der sonst nie sein Vaterland verlassen hatte, reiste einmal nach dem Isthmos, sowie auch die Dichter Aeschylos und Jon unter den Besuchern genannt werden. Die mythische Urgeschichte der Isthmien ist ungemein reich und geht in phantastischen Sprüngen bis auf die Götterwelt zurück. Doch scheint der anfängliche Kult des Melikertes oder Melkarth, des phönikischen Herakles, auf dem Isthmos durch den ionischen Poseidon verdrängt worden zu sein und Theseus wird als Gründer der dem Poseidon geheiligten Wettkämpfe angesehen. Wie Plutarch berichtet, brachten Hellanikos und Andron aus Halikarnaß mit dieser Stiftung das spätere Recht der Athener in Verbindung, den Ehrensitz bei den Spielen auf der korinthischen Landenge einzunehmen und so viel Platz zu beanspruchen, als das ausgespannte Segel des Theorenschiffes deckte. Für die frühe Berühmtheit der Isthmien spricht auch die Nachricht Plutarch's, daß Solon jedem Sieger auf dem Isthmos hundert Drachmen als Belohnung ausgesetzt habe.

Die Anordnung und Leitung der Spiele hatten die Korinther; aber als im Jahre 392 v. Chr. die Argiver Korinth inne hatten, trafen sie im heiligen Monate Anstalten, die Isthmien anzustellen, wurden aber vom heranrückenden Spartaner Agesilaos daran verhindert, der nun mit den zurückkehrenden Korinthern das Fest in der herkömmlichen Weise feierte. Dennoch hielten die Argiver nach seinem Abzuge das Fest noch einmal und so kam es, daß in jenem Jahre Manche zweimal in derselben Kampfart den Sieg davon trugen. Nach Korinths vandalischer Zerstörung übernahm Sikyon die Leitung der Isthmien, bis Cäsar den Wiederaufbau der Stadt vermittelte und den Korinthern ihr altes Recht zurückgab. Auf eine alte Rivalität zwischen den olympischen und isthmischen Spielen weist es hin, daß die Eleer das isthmische Fest nicht offiziell beschickten und daß keine Kämpfer aus Elis hier zugelassen wurden.

Die Bestandtheile der Wettkämpfe waren dieselben, wie in Olympia, nur daß später auch ein musischer Agon hinzutrat. Plutarch erwähnt, daß sogar eine Dichterin, Aristomache aus Erythrä in Jonien, auf dem Isthmos gesiegt habe. Hinsichtlich des Zeremoniels bei Eröffnung der Spiele erfahren wir aus Livius, daß ein Herold mit einem Trompeter mitten in das Stadion trat, „von wo aus mit hergebrachter Formel die Spiele angesagt zu werden pflegten", und nach einigen Trompetenstößen auszurufen begann. Den isthmischen Siegespreis pflegt man sich nach Schiller's bekannter Romanze als Fichtenzweig vorzustellen. Allein erweislich ist der an Poseidon's Dienst erinnernde Fichtenzweig erst in der Zeit Plinius, des Aelteren, wenn auch Plutarch in den Tischgesprächen behauptet, er sei damals nur wieder in sein altes Recht eingesetzt worden. Vorher wird stets der Eppichkranz genannt. Pindar erwähnt denselben mehrere Male und auch Plutarch schreibt in seinem Timoleon: „Korinth krönte damals (336 v. Chr.) die Sieger in den isthmischen Spielen mit Eppich und hat einen Eppichkranz von langen Zeiten her für heilig gehalten. Denn man hat erst nach Timoleon's Zeit angefangen, die Ueberwinder in den isthmischen Spielen mit einem Fichtenkranze zu belohnen." Ibykos, der lyrische Sänger, lebte aber ums Jahr 536. Diogenes, der Kyniker, welcher sich auch sonst über alle Schranken des Anstandes und der Sitte hinwegsetzte, spazierte einst mit einem Eppichkranze auf dem Haupte unter der Festversammlung herum, wurde aber von den Kampfrichtern bedeutet, diese Gesetzwidrigkeit sein zu lassen. Aus derselben Zeit erzählt Dion Chrysostomos, daß sich im Tempel Poseidon's viele Sophisten versammelten, mit lauter Stimme sich bemerkbar zu machen suchten und einander haranguirten. Geschichtschreiber und Dichter trugen ihre größtentheils geschmacklosen Produkte vor; außerdem gab es aber auch Zeichendeuter, Gaukler und endlich Rhetoren, die verwickelte Rechtsfälle explizirten.

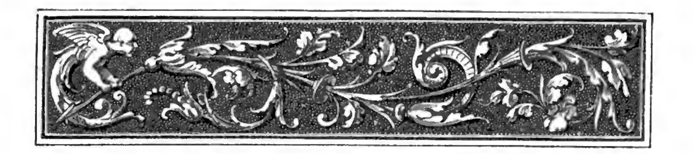
Bei aller Anerkennung, die man dem Bestreben der Hellenen zollen muß, die leibliche Trefflichkeit, welche bei den Nationalfesten durch Proben höchster Kraft und Gewandtheit zu beweisen war, mit ewigem Ruhm und glänzender Ehre auszuzeichnen, kann man doch nicht umhin, zu gestehen, daß, auch abgesehen von der Entartung der Athletik, in der Vergötterung der gymnastischen Kunst eine einseitige Uebertreibung lag, die durch die theilweise eingeführten musischen Elemente nicht ausgeglichen wurde. Und dies hat man auch im Alterthum gefühlt. Schon Isokrates wagt es, gleich im Eingange seiner panegyrischen Rede zu sagen: „Bereits oft habe ich mich gewundert, daß diejenigen, welche die Festversammlungen zusammenberufen und die gymnischen Kämpfe eingerichtet haben, die Trefflichkeiten der Körper so großer Geschenke würdigten, denjenigen aber, die für das Gemeinwohl auf eigene Hand sich es sauer werden lassen und ihre geistigen Kräfte so ausbilden, daß sie damit auch den Uebrigen

nützen können, keinerlei Ehre zuertheilen, während sie auf dieselben noch mehr Bedacht hätten nehmen sollen. Denn wenn auch die Athleten zweimal so viel Kraft als solche Leute erwerben, so fällt ja für die Anderen nichts davon ab; von einem einzigen, mit Klugheit begabten Manne dagegen können Alle Vortheil ziehen, wenn sie an seiner Einsicht Theil nehmen wollen". Noch stärker lautet das Urtheil des von dem Werthe der Weisheit tief durchdrungenen Xenophanes aus Kolophon:

„Eitelen Sinnes hat dies man festgesetzt; denn es ist unrecht,
Höher als würdige Kunst schätzen des Leibes Gewalt.
Nicht ja wenn kundig des Fäustegefechts bei den Völkern ein Mann wohnt,
Oder des Fünfkampfs auch, oder im Ringen gewandt,
Oder begabt mit der Füße Geschwindigkeit, welches der Kräfte
Zierde man nennt, so viel Männer entfalten im Kampf,
Wird im gesetzlichen Segen darob mehr blühn die Gemeinde:
Wenig Gewinn für die Stadt kann sich ergeben daraus,
Wenn wettkämpfend ein Bürger gesiegt an den Ufern des Pisas,
Denn dies füllet mit Gut nimmer die Speicher des Staats."

Was nun aber endlich noch den Einfluß betrifft, den diese Feste auf das nationale Gesammtbewußtsein der hellenischen Kleinstaatsbürger ausübten, so lassen sich allerdings keine bestimmten Fälle in der Geschichte aufzeigen, wo durch dieselben zwischen größeren Staatenkomplexen eine Einigkeit herbeigeführt oder zwischen befehdeten Stämmen Friede gestiftet worden wäre. Genützt aber haben sie sicherlich im nationalen Sinne, als ein alle zerstreuten hellenischen Elemente umschlingendes, gemeinsames Band, während so viele Hebel thätig waren, die Nation zu spalten. Aus dem Gottesfrieden der Feste entwickelte sich allmählich eine Art von Völkerrecht, und Viele vergaßen, wie Isokrates hervorhebt, ihre Feindschaften, um sich zu gemeinschaftlichen Opfern und Gebeten zu vereinigen, altes Gastrecht zu erneuen, neue Verbindungen anzuknüpfen und auf diese Weise „Saaten des Wohlwollens für künftige Zeiten auszustreuen". Im Bewußtsein derselben Sitte, Freude, Sprache, mußten sie sich auch als zusammengehörig, als Söhne eines Vaterlandes fühlen, und dieser Vortheil war schon bedeutend genug.





III.

Wein und Bier.

Der Genuß des edlen Rebensaftes regt wol einerseits alle Leidenschaften und Begierden des Menschen gewaltig auf und kann denselben herabwürdigen, ja, bis zum Thiere erniedrigen; andererseits aber kräftigt und stärkt er nicht nur den Körper, sondern beseligt und erhebt auch das Gemüth und befähigt es zur Erfassung höherer Lebenstendenzen. Der Weinstock ist daher bei allen Nationen ein stehendes Symbol der Veredelung, ein Merkmal der Zivilisation, und besonders die Griechen haben auf den vom Weine bewirkten Erregungsprozeß eine an poetischen Anschauungen reiche Religionsform gegründet und das physische Walten des Dionysos zu psychischer Reinigung und Läuterung verklärt. Schon im heroischen Zeitalter war die Kultur der Rebe allgemein verbreitet; mehrere Gegenden und Städte nennt Homer „weinreich" und „vieltraubig", und von den rohen Kyklopen erwähnt er es besonders, daß sie den Weinstock nicht pflanzten. Wie in der Folgezeit war auch bereits der Wein allgemeines Getränk. Nicht nur in den Palästen der Fürsten, an der Tafel der üppigen Freier Penelope's, im Lager der Soldaten war der „brandfarbige, röthliche Wein" unentbehrliche Zugabe des Mahles, sondern auch die ärmere Klasse versagte sich nicht den Genuß desselben. Der treue Schweinhirt Eumäos bewirthet den in Bettlergestalt vorsprechenden Odysseus neben dem sonst gering geachteten Ferkelbraten mit Wein; selbst seine Unterknechte trinken denselben aus ihren Holzbechern und als Nausikaa mit ihren Mägden zum Waschen an den Meeresstrand fahren will, giebt ihr die Mutter außer Speise auch einen Schlauch voll Wein mit. Und wie hoch eine edle Sorte geschätzt wurde, beweist deutlich die Schilderung des Weines, durch den Odysseus den Kyklopen Polyphem berauscht und den er im thrakischen Ismaros vom Fürsten Maron zum Geschenke erhalten hatte. „Süß war er und unverfälscht,

ein göttliches Getränk. Ihn kannte weder der Sklaven noch der Diener einer im Hause, sondern nur er selbst und die liebe Gattin und die Schaffnerin allein. Wenn er diesen trank, den honigsüßen Rothwein, goß er davon einen vollen Becher an zwanzig Maß Wasser; ein süßer Geruch duftete aus dem Mischkessel, ein herrlicher; dann war es nicht angenehm sich des Trinkens zu enthalten." Die märchenhafte Stärke dieses Weines findet in der späteren Zeit einen Pendant an dem samagoreischen, von dem Aristoteles behauptet hat, daß von drei Kotylen (= $^4/_5$ Liter) über 40 Mann benebelt worden seien! Als einen starken Rothwein bezeichnet auch Homer den pramnischen, der nach Plinius bei Smyrna seine Heimat hatte.

Das Mischen des Weines mit Wasser, welches nach einer Sage der attische König Amphiktyon von Dionysos selbst gelernt haben soll, war eine Nothwendigkeit, die durch die Beschaffenheit des feurigen und erhitzenden Rebensaftes, den die südliche Sonne an den Abhängen der griechischen Gebirge zeitigte, geboten war. Das Mischungsverhältniß giebt Homer nicht an. Hesiod gestattet aber nur einen Theil Wein zu drei Theilen Wasser. Daß sogar die Heroenkinder recht bald an den Wein gewöhnt wurden, zeigt das Beispiel des Achilleus, den sein Erzieher Phönix in zarter Jugend auf dem Schooße fütterte und trotz alles Sprudelns mit Wein traktirte! Auf den Imbiß freilich, den man zu jener Zeit zum Weine nahm, würden wir gern verzichten; aber auch die späteren Griechen wunderten sich über den seltsamen Geschmack ihrer Altvorderen. Denn wenn auch Zwiebeln und Knoblauch die allbeliebteste Speise des niederen Volkes blieb, so bildete sich doch mit der steigenden Bildung und Milderung der Sitten allmählich ein Widerwille gegen die herbe Kost aus, und Plutarch sagt deshalb, Zwiebeln zum Weine zu essen schicke sich mehr für Matrosen als für Könige! Da ein ausgezeichneter Appetit und ein demselben entsprechender Durst die Homerischen Helden beglückte, so mögen sie wol in ihrer Art dem Dionysos reichlich genug geopfert haben; am meisten aber dem Genusse des Weines gewogen scheint der jugendliche Greis Nestor gewesen zu sein. Wenigstens beginnt das vierzehnte Buch der Ilias mit den Worten: „Dem Nestor aber entging der Schlachtlärm nicht, so sehr er auch mit Trinken beschäftigt war," und unter seinem Feldgepäck befand sich ein kunstvoll gearbeiteter, niedlicher Pokal, von dem es heißt: „Ein Anderer bewegte ihn mit Anstrengung vom Tische, wenn er gefüllt war; Nestor, der Greis, aber hob ihn ohne Mühe empor."

In der historischen Zeit wurde der Wein ebenfalls in solchem Ueberflusse gebaut, daß er das allgemeinste, ja einzige Getränk der Hellenen außer dem Wasser bildete. Selbst der Handwerker und Sklave trank seinen Wein, wenn auch geringen, zuweilen aus den Weinträbern nachgebrauten. So sagt Demosthenes in der Rede gegen Lakritos: „Sowol die koische Wein=

ladung, aus 80 Krügen abgestandenen Weines bestehend, als auch die Salzfische wurden auf dem Schiffe von Pantikapäon nach Theodosia verschifft für einen Landwirth, der damit seine Feldarbeiter beköstigen wollte." Ein solcher Grüneberger war auch der korinthische Landwein, den der Komiker Alexis „ein Folterinstrument" nennt. Die Preise des Weines waren unverhältnißmäßig niedrig, und zwar besonders deshalb, weil aus den damaligen Weinländern eine nur sehr geringe Ausfuhr zu den keltischen, germanischen und slavischen Völkern des übrigen Europa's stattfand. Es hatte also Niemand nöthig, sich über den unbekannten Bösewicht den Kopf zu zerbrechen, der ihm alljährlich die bei der Berechnung der Weinproduktion im Verhältniß zur Kopfzahl auf ihn fallende Portion entfremdete! Kostete doch vom attischen Landwein zu Demosthenes' Zeit der Metretes, 39 Liter, nur 4 Drachmen = 3 Mark! Dagegen kamen die feinen Sorten auch schon recht hoch zu stehen, und vom besten Chierwein kostete bereits zu Sokrates' Zeit der Metretes 1 Mine = 78 Mark. Der Hellene wußte übrigens sehr wohl die trefflichen Eigenschaften des Weines zu schätzen. Seine lebendige, elastische Natur ließ sich gern vom Blute der Traube erregen und in gehobene Stimmung versetzen, und zugleich war es auch seine religiöse Weltanschauung, besonders seine Scheu vor dem trostlosen Jenseits, dem Dämmerleben unter den gespenstigen Schatten des Hades, die ihn und auch den ernsteren Römer veranlaßte, ihr einziges Glück und Heil im Genusse des diesseitigen Seins zu suchen und den Gedanken an Alter und Tod im Becher zu ertränken. An unzähligen Stellen tritt dieses Haschen nach dem Vergnügen der fliehenden Stunde an den Tag, und oft wiederholt sich der Rath, den zwei griechische Epigramme in folgender Weise ertheilen:

„Trinke, genieße der Zeit! Was bringt Dir der Morgen, die Zukunft?
Niemand weiß es; wolan! Laufe nicht, mühe Dich nicht!
Gönne Dir Gutes, so lang Du's vermagst; iß, denke des Todes.
Sein und Nichtsein trennt nur ein unmerklicher Punkt.
Nur ein Moment ist Leben und eigen Dir ist, was Du nimmst, nur;
Stirbst Du, so bleibet Dir nichts, Andern wird Alles zu Theil."

Dies nur, dies heißt Leben: Genuß heißt Leben. Hinweg denn
Sorgen, die Zeit ist kurz für den Sterblichen! Jetzo noch labet
Bacchos, jetzt der Tanz und der blühende Kranz und die Frauen.
Heute genieß' ich der Zeit; denn das Morgende liegt im Verborgnen!

Die alten athenischen Sänger und Seher Musäos und dessen Sohn Eumolpos hatten sogar gelehrt, daß für die Gerechten in der Unterwelt ein herrliches Trinkgelage bereit stehe, „indem sie," wie Platon sagt, „einen ewigen Rausch für die köstlichste Belohnung der Tugend erachteten." Besonders an den verschiedenen Dionysosfesten, wo ausgelassene Lustigkeit und vorwurfsfreie

Ungebundenheit herrschte, war das Weintrinken eine Art Pflicht und wurde die Trunkenheit durch die dem Gott gebührende Dankbarkeit entschuldigt. In Sparta, wo alljährlich einmal betrunkene Heloten den Jünglingen als abschreckende Beispiele vorgeführt wurden, galt jedoch auch jener religiöse Grund nicht als Vorwand zur Unmäßigkeit, und darum sagt der Spartaner Megillos im Platonischen Dialoge über die Gesetze: „Man sieht bei uns weder auf dem Lande noch in den Städten, die unter spartanischer Botmäßigkeit stehen, Zechgelage, und was mit diesen zusammenhängend alle Lüste gewaltig aufregt. Jeder, der einem berauschten Schwärmer begegnet, legt ihm sofort eine große Strafe auf und wird ihn nicht einmal laufen lassen, wenn er die Dionysien zur Ausrede nimmt, wie ich einst die Leute bei Euch auf Wagen gesehen habe. Auch zu Tarent, bei unseren Kolonisten, habe ich die ganze Stadt um die Zeit der Dionysosfeste berauscht gefunden. Bei uns dagegen kommt so etwas nicht vor."

Dagegen lautet die Meinung Platon's selbst an einer anderen Stelle: „Bis zum Rausche zu trinken, ziemt sich nur an den Festen des den Wein spendenden Gottes." Der ägyptische König Ptolemäos XI., der sich selbst den Beinamen „Dionysos" gab, führte den Kultus des Weingottes in allen seinen Konsequenzen so leidenschaftlich durch, daß er zu gewissen Zeiten die Nüchternheit bei seinen Unterthanen streng ahndete und daß der Platonische Philosoph Demetrios, wie Lukian berichtet, weil er an einem Feste allein Wasser trank und keine Weiberkleider anlegte, sein Leben eingebüßt haben würde, wenn er nicht sogleich am Morgen seiner Vorladung vor Aller Augen Wein getrunken, in einer tarentinischen Robe die Cymbeln geschlagen und dazu getanzt hätte! Aber auch außer den Dionysien scheint Unmäßigkeit im Trinken recht häufig gewesen zu sein und das auf die Mahlzeit folgende Trinkgelage oder Symposion fast gewöhnlich mit einiger Verwirrung der Begriffe geendigt zu haben. Man könnte dazu viele Belege, besonders aus den Rednern beibringen, und schon die eine Rede des Demosthenes gegen Konon beweist, daß es in Folge des Zechens nach Tische mit der Sicherheit in den Straßen Athens eben nicht glänzend bestellt war; allein am klarsten erhellt, wie viel man trank, aber auch theilweise vertragen konnte, wenn man einen Blick auf die von Platon und Xenophon geschilderten Symposien wirft, in denen selbst ein Sokrates hinsichtlich der Mäßigkeit im Genusse des Weines von dem griechischen Typus keine Ausnahme macht. Bei Platon gestehen gleich bei Beginn des Gelages Pausanias und Aristophanes, daß sie bereits am vorhergehenden Tage zu den „Begossenen" gehört hätten und deshalb nicht geneigt wären, des Guten wieder zu viel zu thun. Mit Sokrates wäre es anders; denn dieser stellte stets seinen Mann beim Trinken. Im Verlauf des darauf folgenden geistreichen Gespräches über den philosophischen Eros erscheint Alkibiades, schon halb berauscht, mit anderen Zechbrüdern, nimmt an der Unterhaltung Theil, und

trinkt, weil ihm kein anderes Trinkgeschirr groß genug dünkt, ein über zwei Liter haltendes Kühlgefäß dem Sokrates vor, und dieser thut sofort Bescheid und bewahrheitet dadurch, was auch Alkibiades beim Vorsteigen von ihm gerühmt, daß er nämlich so viel trinken könne, als man von ihm verlange, ohne je einen Rausch zu bekommen. Später, erzählt der Berichterstatter, sei abermals ein Schwarm von lustigen Gesellen durch die zufällig sich öffnende Thür hereingerathen und nun habe erst recht das allgemeine Zechen begonnen. Er selbst sei eingeschlafen. „Als ich aber gegen Morgen aufwachte", fährt er fort, „sah ich die Anderen theils schlafen, theils fortgehen; Agathon aber und Aristophanes und Sokrates waren wach und tranken aus einer großen Trinkschale die Reihe herum." Sokrates führte die Unterhaltung über die Behauptung, daß ein guter Trauerspieldichter im Lustspielfache dasselbe zu leisten im Stande wäre, und als endlich seinen beiden Zuhörern auch die Augen zufielen, stand er auf, ging in das Lykeion, wusch sich und legte sich erst am nächsten Abend zur Ruhe nieder.

Der Xenophontische Sokrates aber sagt: „Ich schlage vor, daß wir trinken; denn wirklich schläfert der Wein, indem er die Seele erquickt, wie Alraun die menschlichen Sorgen ein, die Fröhlichkeit aber weckt er, wie Oel die Flamme;" und dann beweist er am Beispiel der Pflanzen, daß es beim Konvivium zuträglicher sei, oft und in kleinen Bechern den Wein zu genießen, als auf einmal und im Uebermaß. Wenn nun also das ältere Geschlecht sich so wenig scheute, den Genuß des Weines zu übertreiben, so läßt sich denken, was sich die Jugend erlaubte, gegen die man überhaupt so außerordentlich nachsichtig war, bevor sie den Nacken unter das Ehejoch beugte. Wenn es auch zuweilen vorgekommen sein mag, was Platon irgendwo nebenbei erwähnt, daß strengere Väter ihre Söhne sammt deren lustigen Zechbrüdern aus dem Hause jagten, so braucht man nur die schon erwähnte Rede des Demosthenes und die des Lysias gegen Simon nachzulesen, um zu sehen, wie viel Unfug gerade von berauschten jüngeren Leuten ausging. Unter den Grabschriften der griechischen Anthologie fehlt es auch nicht an solchen, die, wie folgende, auf den Rausch als unmittelbare Ursache des Todes hinzeigen:

„Soll ich Dich wol jetzt schelten, o Bromios? Geb' ich Kronion's
Regen die Schuld? Unstet machen sie beide den Fuß.
Denn jüngst kam vom Schmause Polyxenos über das Feld her,
Und von der schlüpfrigen Höh' glitt er zum Grabe hinab,
Weit vom äolischen Smyrna entfernt. O meidet zur Nachtzeit,
Seid Ihr trunken vom Wein, Pfade vom Regen benetzt!"

Athenäos hat ein Verzeichniß von berühmten Weintrinkern der Unsterblichkeit überliefert, das an Länge sein Register der Wassertrinker weit übertrifft. Darunter befindet sich ein Athener, Namens Diotimos, „der

Trichter" genannt, weil er durch ein solches Instrument in sich hinablaufen ließ, so viel man eingoß, und ein Rhodier, der das Ehrenprädikat „Faß" führte. Unter den Fürsten zeichnen sich die syrakusischen, ägyptischen und syrischen Könige aus; doch stehen sie alle hinter Alexander, dem Großen, weit zurück, der die Liebe zum Weine von seinem Vater Philipp geerbt hatte. Einst trank er dem Proteas ein Trinkgefäß von sechs Liter vor, und dieser leerte nicht nur dieselbe Quantität unter dem Beifall der Mittrinker, sondern stieg wieder dem Könige dasselbe Maß. Da aber unterlag Alexander, indem er zurückfiel und den Pokal aus den Händen gleiten ließ. Ein anderes Mal trank er in Thessalien den anwesenden 20 Tischgästen zu und erwiderte dann jedem Einzelnen dieselbe ihm gewidmete Höflichkeit. Der Geschichtschreiber Chares aus Mitylene erzählt, daß er in Indien ein Preistrinken in lauterem Wein veranstaltet habe, wobei der erste Preis ein Talent (4715 Mark), der zweite ein halbes Talent und der dritte 10 Minen (785 Mark) gewesen. Der Theilnehmer an diesem Wettkampfe müssen viele gewesen sein, denn, wenn der Berichterstatter nicht aufschneidet, so starben 35 auf der Stelle und 6 kurz nachher! Promachos aber, der Sieger, lebte nur noch vier Tage und hatte 13 Liter vom stärksten Wein vertilgt. Bei einem ähnlichen, von Dionys, dem Jüngeren, veranstalteten Wett-Trinken gewann der Philosoph Xenophanes den goldenen Kranz. Jedenfalls hatte der Skythe Anacharsis ganz Recht, der bei einer solchen Gelegenheit als Gast Periander's von Korinth den Siegespreis beanspruchte, weil er zuerst unter den Gästen betrunken ward, und dann sich damit entschuldigte, daß er geglaubt hätte, es müßte beim Zechen so zugehen, wie beim Wettlauf, wo derjenige den Kranz erhielte, der zuerst das Ziel erreichte! Wenn es aber nun ferner bei Athenäos heißt, daß der lyrische Freiheitsdichter Alkäos und der unübertreffliche Aristophanes Begeisterung und Witz aus dem Rebensafte geschöpft und im Rausch gedichtet hätten, so ersieht man wenigstens daraus, in wie früher Zeit schon die Literaten von boshafter Klatschsucht zu leiden hatten!

Aber auch das schöne Geschlecht bleibt nicht ganz frei von dem Vorwurfe allzu starken Durstes. Bei den Massiliern freilich und Milesiern waren die Weiber gesetzlich bloß auf das Wassertrinken angewiesen und auch bei den Lakedämoniern tranken die Jungfrauen entweder gar keinen Wein, oder wenigstens sehr stark verwässerten. Aber die Komiker und Epigrammatiker geben genug Andeutungen, daß in Athen manche Frauen dem Dionysos huldigten, und Antiphanes meint sogar, es sei nur im Lande Skythien räthlich zu heiraten, weil dort der Weinstock nicht wachse. Derselbe Dichter läßt auch in einem Stücke eine Frau sprechen: „Neben mir wohnt ein Schenkwirth, der weiß allein, wenn ich durstig zu ihm komme, wie mir die Mischung gemacht wird, weder zu wässerig, noch zu stark." Doch gehörten solche Liebhaberinnen wol zu den

Ausnahmen und noch mehr Virtuosinnen, wie Myrtas, von der es im Epigramme heißt:

„Myrtas, welche vordem an der heiligen Kelter des Bacchos
Reichliche Becher geschöpft, nimmer mit Wasser gemischt,
Deckt nicht dürftiger Erde Geschenk: ein geräumiges Weinfaß,
Froher Genüsse Symbol, ist ihr ergötzliches Grab."

Von ganzen Völkerschaften und Gemeinden standen im Geruche des starken Weintrinkens die Byzantiner, welche sogar ihre Stadtmauern nicht eher regelmäßig gegen den Feind schützten, bis man die Weinschenken auch hinauf verlegen ließ, die Thraker, bei denen überhaupt die Völlerei zu Hause war, die Illyrier, die ihre Weiber an den Gelagen theilnehmen und tapfer mitzechen ließen, die Korinther und Argiver, die es nicht liebten, den Wein mit vielem Wasser zu verdünnen, die Tarentiner, bei denen es nicht auffiel, am Morgen schon zu trinken und zu Mittag betrunken zu sein, die Tapyrer in Medien, die sich sogar mit Wein salbten. Endlich stehe hier noch ein komisches Beispiel von Trunkenheit, das der Geschichtschreiber Timäos der Erwähnung werth gehalten hat und das sich in Agrigent auf Sicilien ereignet haben soll. Mehrere junge Leute kamen dort in einem Hause beim Zechen zu dem Grade von Delirium, daß sie sich einbildeten, bei heftigem Sturme auf dem Meere zu schiffen. Um nun das Schiff seines Ballastes zu entledigen, warfen sie alle Möbel und Geschirre hinaus auf die Straße, wo natürlich das Meiste gestohlen wurde. Als es Tag ward, schlug sich die städtische Behörde ins Mittel und befragte die Jünglinge über den Grund solchen Gebarens. Diese blieben aber dabei, sie hätten, vom bösen Wetter genöthigt, die Last des Schiffes erleichtern wollen, und der Aelteste fügte sogar noch hinzu: „Ich, Ihr Herren Tritonen, kroch aus Furcht in den untersten Raum." Kurz, man mußte sie entlassen, verbot ihnen aber noch mehr Wein zu sich zu nehmen, und jene bedankten sich und sagten beim Scheiden zu der verblüfften (vielleicht auch betrogenen!) Polizei: „Wenn wir den Hafen erreichen und diesem Wogenschlage entronnen sein werden, wollen wir Euch, als unsern Rettern, die uns zu guter Stunde erschienen sind, unter den andern Meeresgöttern unsere Verehrung bezeigen."

Trotz aller Exzesse aber, zu denen der übermäßige Genuß des Weines führte, darf man nicht glauben, daß dabei die besseren Seiten des hellenischen, besonders des attischen Volkscharakters gelitten haben. Die strenge Herrschaft der Sitte, das angeborene ästhetische Gefühl, verhinderten doch, daß man die widrigen Erscheinungen der Trunkenheit schicklich oder nur ergötzlich fand und schränkten wenigstens nach Zeit und Ort den Hang zum Pokuliren ein. Schon 550 Jahre v. Chr. warnte der Megarenser Theognis:

„Trinkend wer das Ziel mißachtete, nimmer hinfort ja
Bleibt ein solcher der Zung' oder des Herzens noch Herr.

Nein, Ungefüges erzählt er, was Nüchternen gräulich bedünket,
Und vor keinerlei That scheut er sich trunkenen Muths,
Kluger Gesinnung zuvor, nun kindischer! Solches im Geiste
Wahrend, genieße Du nie über Gebürniß des Weins.
Sondern bevor Du berauschet, erhebe Dich, daß nicht, dem Schalksknecht,
Welcher um Taglohn fröhnt, gleich, Dich besiege der Bauch:
Oder verbleib', doch trinke nicht mehr!" —

Das Trinken vor der Hauptmahlzeit, die erst nach Sonnenuntergang eingenommen wurde, von Aelian an den Tarentinern getadelt, wird von Demosthenes den Söhnen Konon's selbst beim Felddienste zum Vorwurf gemacht. In der besseren Zeit, wo die Sittenaufsicht des Areopages noch gefürchtet war, wurden auch die liederlichen Bürger von diesem zur Verantwortung gezogen und bestraft. Ferner waren die öffentlichen Weinschenken so verrufen, daß ein anständiger Mann sich scheute, sie zu besuchen. Von der früheren Zeit sagt Isokrates geradezu: „In einem Weinhause zu speisen oder zu trinken, wagte nicht einmal ein anständiger Sklave. Man gab sich eher Mühe, ein vornehmes Wesen zur Schau zu tragen, als sich wegzuwerfen." Ja, noch Demosthenes schämte sich, dem Rufe des Diogenes in eine Schenke zu folgen und der Kyniker meinte dann, er schämte sich, an einem Orte getroffen zu werden, den sein Herr (das Volk) doch täglich besuchte! Nach Athenäos wäre sogar einst ein Areopagit aus dem Kollegium gestoßen worden, weil er ein Wirthshaus besucht hatte, und Diogenes aus Laërte berichtet, daß der Archon, welcher sich öffentlich im Rausche blicken ließ, ungestraft habe getödtet werden können.

Auch sonst suchten manche Gesetzgebungen der Trunkenheit Schranken zu setzen. So hatte Pittakos, einer der sieben Weisen und Gesetzgeber von Milet, das eigenthümliche, schon von Aristoteles getadelte Gesetz gegeben, daß die von Berauschten verursachten Schläge und Wunden mit doppelter Strafe zu büßen wären! Endlich wurde der Weingenuß gezügelt durch die bereits erwähnte Sitte, den Wein nie ungemischt zu trinken. Nur die Barbaren genossen den Wein ohne Wasser und Platon hebt namentlich die Perser, Karthager, Kelten, Iberer, Thraker und Skythen hervor. Von den letzten lernte es auch der spartanische König Kleomenes I. und seine Landsleute verfehlten nicht, seinen späteren Wahnsinn dieser Unsitte zuzuschreiben. Wie Aelian schreibt, verbot der Gesetzgeber der unteritalischen Lokrer, Zaleukos, selbst den Kranken, ohne ärztliche Vorschrift ungemischten Wein zu sich zu nehmen, und die Todesstrafe sollte den Zuwiderhandelnden treffen, — auch wenn er mit dem Leben davon käme! In Athen galt noch die Mischung zu gleichen Theilen für gefährlich, weil dabei noch nicht, wie Platon will, „der rasende Wein von einem anderen, nüchternen Gotte gebändigt worden war."

Aus den Quellen erhellt, daß es auch bestimmte Weinschauer gab, die

darauf hin bei den öffentlichen Schmäusen die Mischung zu untersuchen hatten. Sie gehörten zu den niederen Beamten und verabreichten den Gästen zugleich die Beleuchtung. Das gewöhnliche Verhältniß zwischen Wein und Wasser ist schwer zu bestimmen, da natürlich viel auf die Schwere des Weines und noch mehr auf Geschmack, Alter und Geübtheit der Trinkenden ankam. Es gab Sorten, die einen dreifachen Zusatz von Wasser recht gut vertrugen, während andere schon an sich dünn genug waren. So kommen denn die Proportionen 5 : 3 und 5 : 2, 3 : 2 und 3 : 1 und 2 : 1 vor; die homöopathischeren unter ihnen nannte man freilich im Scherze: Froschwein! Das Vermischen geschah, wie bereits in der Homerischen Zeit, in großen Urnen oder Krateren von gebranntem Thone oder Metall, aus denen dann wieder vermittelst Schöpfkannen oder Instrumenten, die unsern Punschlöffeln nicht unähnlich sind, in die Trinkbecher geschöpft wurde. Zuweilen bereitete man aber auch die Mischung sogleich im Becher. Außerdem macht Theophrast die Bemerkung, daß man in alter Zeit nicht das Wasser an den Wein, sondern den Wein zu dem Wasser gegossen habe. Natürlich wurde nach dem Durste der Gäste das Getränk mehrmals gebraut. Die Wirkung der einzelnen Mischkessel, die sich folgten, schildert der Komiker Eubulos recht nett, indem er den Dionysos selbst sprechen läßt. „Nur drei Krüge mische ich für die Verständigen, den einen der Gesundheit wegen, den zweiten zu Liebe und Lust, den dritten als Schlaftrunk. Weise Leute gehen dann nach Hause. Der vierte gehört nicht uns mehr an, sondern der Ausgelassenheit, der fünfte führt zu Geschrei, der sechste zu Neckerei, der siebente zu Schlägen, der achte zu Zeugenaufrufen, der neunte zu Zorn, der zehnte zu Raserei, so daß er auch zum Falle bringt. Denn viel Wein, in ein kleines Gefäß gegossen, schlägt leicht dem Trinkenden ein Bein."

Das Wasser mußte je nach der Jahreszeit entweder warm oder kalt sein. Im heißen griechischen Sommer liebte man natürlich den Trunk so kühl als möglich, und nach Athenäos verstand man sich schon darauf, das Wasser künstlich zu erkälten, indem man es am Tage den Sonnenstrahlen aussetzte, und in der Nacht in irdenen Krügen, die von außen immerwährend mit Wasser besprengt wurden, auf der höchsten Stelle des Hauses im Freien stehen ließ. Aber außerdem bediente man sich auch des Schnees. Daß dieser verkauft wurde, ersieht man aus einem Fragment des Euthykles, eines Dichters der alten Komödie, wo es von einem Gourmand heißt: „Er weiß zuerst, ob Schnee zu verkaufen ist; er muß die erste Honigscheibe verzehren." Wie das abgekühlte Wasser, stellte man auch den Schnee in Spreu, um ihn aufzubewahren, doch kannte man auch schon Eisgruben. Gewöhnlich kühlte man wol nicht den Wein oder das Wasser im Schnee ab, sondern warf denselben hinein, und darum sagte die Hetäre Gnathäna zu ihrem Verehrer, dem Lustspieldichter Diphilos, der die Kälte ihres Brunnens beim Trinken lobte: „Kein Wunder ist's; denn

wir werfen ja von Deinen Stücken immer etwas hinein!“ Warmes Wasser mit Wein gemischt, wird von Xenophon und Platon als Getränk erwähnt, jedoch scheint sein öfterer Genuß zu den Zeichen der Verwöhnung gehört zu haben. Wenigstens erzählt Athenäos von dem als Dichter, Musiker und Witzbold berühmten Stratonikos aus Athen (der sich jeden Abend vor dem Schlafengehen etwas zu trinken bringen ließ, wie er sagte, nicht weil er Durst hätte, sondern um keinen zu bekommen!), derselbe habe die Rhodier „Freier der Penelope“ und „weiße Kyrenäer“ genannt, weil er sah, daß sie der Schwelgerei ergeben waren und die warmen Getränke liebten.

Was ferner die Weinsorten selbst betrifft, so sind wir eigentlich über die griechischen weniger unterrichtet, als über die italischen, da überhaupt die Römer gar bald in der Kunst der Feinschmeckerei die Hellenen übertrafen. Der attische Wein war geringer Qualität; die vorzüglichsten Arten baute man auf den Inseln, besonders auf Thasos, Lesbos und Chios. Der letzte stand im höchsten Ansehen. Als Demetrios, ein Enkel des als Staatsmann und Redner berühmten Demetrios aus Phaleron, vom Areopage zu Athen bedeutet wurde, sein ausschweifendes Leben aufzugeben, erwiderte er: „Ich lebe jetzt ganz anständig; denn ich habe die schönste Maitresse, thue Niemandem Unrecht und trinke Chierwein, und meine Einkünfte reichen zu dem Allen aus.“ Der im heroischen Zeitalter so hoch gefeierte pramnische Wein mundete später den Athenern nicht mehr; sie fanden ihn zu herbe, „die Augenbrauen und den Unterleib zusammenziehend.“ Die Koer mischten den Most mit Seewasser, um den Wein heller oder angenehmer zu machen, oder ließen die Fässer eine Zeit lang im Meerwasser liegen, doch scheint diese Künstelung, die ein diebischer Sklave unfreiwillig erfunden hatte, erst zur römischen Zeit recht in Gebrauch gekommen zu sein. Man verschnitt aber auch oft einen Wein mit dem andern, und zwar vermählte man am liebsten eine magere, aber lieblich duftende Sorte mit einer fetteren, der Blume ermangelnden. Daß solche Mischlinge schnell berauschen, wußte man sehr wohl, „und darum“, sagt Plutarch, „vermeiden die Trinker den gemischten Wein; die Mischenden aber suchen es zu verbergen.“ Außerdem kannte man recht wohl Würzweine, Honigweine und Obstweine. Nach Theophrast trank man besonders an der Staatstafel des Prytaneions von Thasos einen lieblich schmeckenden Wein, den man bereitete, indem man einen aus Weizenmehl und Honig gekneteten Teig in den Wein warf. Auch parfümirte Weine sind sehr üblich gewesen und es werden von ihnen, die eigentlich die Stelle unserer Liqueure vertraten, mehr als fünfzig Sorten genannt. Man zog dieselben entweder von Blumen, Kräutern oder wohlriechenden Holzarten ab oder machte sie mit fertigen Oelen an. Uebrigens zog man alten Wein dem jungen vor, und Athenäos sagt: „Alter Wein ist nicht nur des Genusses, sondern auch der Gesundheit wegen zuträglicher; denn er macht die Speisen

verdaulicher, giebt den Leibern Kraft, dem Blut Farbe und bewirkt ruhigen Schlaf." Auch Pindar setzt dem Lobe des alten Weines das der neuen Blüten lyrischer Dichtkunst gegenüber. Freilich scheint der griechische Wein kein sehr hohes Alter erlangt zu haben, da Athenäos erzählt, daß Gnathäna, als Jemand in einem kleinen Gefäße recht wenig Wein vorsetzte und sich damit entschuldigte, daß es sechzehnjähriger sei, erwiderte: „Freilich ist er für so viele Jahre wenig gewachsen."

Nach Plutarch setzten die Bewohner von Euböa und die Anwohner des Po ihren Weinen Harz zu, um ihre Haltbarkeit zu vermehren, und aus demselben Grunde wurden die großen irdenen Weinfässer (hölzerne Fässer und Reife brauchte man noch zu Plinius' Zeit nur in den Alpengegenden), welche die geschickteren griechischen Töpfer bis zu einer Größe von 9—10 Hektolitern verfertigten (man denke an das Wohnen des Kynikers Diogenes in einem Fasse!) allgemein ausgepicht. Der importirte Wein wurde wol gewöhnlich sogleich im Peiräeus von den Großhändlern an die Besitzer der Weinstuben verkauft. Letztere scheinen sich wenigstens sehr geärgert zu haben, wenn der Weinhändler selbst, wie ein von Diphilos geschilderter, die Flasche unter dem Arme, in der Stadt nach der Probe verkaufte und so den Kleinhändlern ins Gewerbe pfuschte. Der Privatmann sah sich daher mit seinem Bedarfe an den Krämer gewiesen. Lukian läßt sich von Hermotimos fragen: „Hast Du schon einmal selbst Wein eingekauft?" und antwortet darauf: „Sehr oft." „Gehst Du dabei," fährt der Fragende fort, „bei allen Weinschenken in der Stadt herum, die Weine kostend und vergleichend?" Auf die verneinende Antwort Lukian's erklärt er dann, man müsse die Waare von demjenigen entnehmen, der sich als der Beste bewährte. Solche reelle Verkäufer waren nur leider selten. Denn sowie das Publikum den Kleinhandel überhaupt als etwas Entehrendes tief verachtete und besonders beim Weinverkauf Betrügerei und Verfälschung überall und sprichwörtlich voraussetzte, so entsprachen auch meist die Höker selbst ihrem schlechten Rufe. Darum heißt es bei Lukian: „Die Philosophen lehren die Wissenschaften, wie die Händler den Wein verkaufen, indem sie verdünnen, verfälschen und schlecht messen." Auch der Redner Dion Chrysostomos sagt von ihnen: „Die Weinhändler, die im Maße betrügen und davon leben, haßt Ihr wegen ihrer schändlichen Gewinnsucht." Auch die Schenkwirthinnen waren in dieser Kunst geübt, und der Lustspieldichter Theopompos verglich deshalb die Lakedämonier mit solchen Weibern, da sie erst den Griechen den süßen Trank der Freiheit zu kosten gegeben und ihnen dann Essig eingeschenkt hätten! Lysander kurirte die Marketender seines Heeres auf eigene Art, als die Soldaten über zu wässerigen Wein klagten: er befahl ihnen, nur mit Wasser bereits gemischten Wein zu verkaufen.

Wirft man nun noch einen Blick auf den Genuß des Weines selbst und

auf die dabei herrschenden Gebräuche, so muß vor Allem der hellenischen Eigenthümlichkeit gedacht werden, den Wein nicht während des Essens zu sich zu nehmen, sondern ganz gesondert nach der Mahlzeit zu trinken. War diese beendigt, so wusch man sich die Hände und spendete den Göttern eine Libation aus ungemischtem Weine; der Schluck, den man dabei nahm, war gewöhnlich der erste, und auf ihn folgte dann erst das Trinkgelage. Vor demselben pflegten Salben und vorzüglich Kränze den Gästen gereicht zu werden, die aus Myrten, Ephen oder Silberpappellaub bestanden, und mit Rosen oder Veilchen durchflochten waren. Man schrieb den Kränzen eine Kraft in Bezug auf die nachtheiligen Folgen des Weines zu, gegen die sich starke Trinker außerdem durch bittere Mandeln, Kohl oder Oel zu sichern bestrebten. Das Trinken war keineswegs allein der Grund zum Zusammenbleiben der Gesellschaft, sondern man suchte sich durch heitere Scherze, fröhliche Spiele, Gesang und Gespräche zu unterhalten, wenn letztere auch nicht stets so geistreicher Art waren, wie die des Sokrates und seiner Freunde. Als Alkibiades im Platonischen Gastmahl sogleich seine Kunstfertigkeit im Zechen zeigt und dabei stehen bleiben zu wollen scheint, sagt Eryximachos zu ihm: „Was thun wir nun? Reden wir gar nichts beim Becher und singen auch nicht, sondern trinken nur immer fort wie die Durstigen?“

Die geselligen Spiele, die man gewöhnlich anstellte, sind in Nr. V. des ersten Bandes erörtert worden. Bekanntlich unterwarf sich die Gesellschaft bei dem Gelage dem Regiment eines Symposiarchen oder Präses, der durch die Würfel gewählt zu werden pflegte. Dieser bestimmte das Verhältniß der Mischung; ihm gehorchten auch im fremden Hause die Diener; er diktirte die Aufgaben und Strafen. Die Forderungen waren oft solcher Art, daß sich keiner dem Austrinken seines Bechers entziehen konnte, der oft zur Schärfung der Strafe einen starken Salzzusatz enthielt und in einem Zuge geleert werden mußte; denn man befahl den Stammelnden zu singen, den Kahlköpfigen sich zu kämmen, den Lahmen auf einem Beine zu stehen. Zuweilen gingen die Aufgaben auch von den Einzelnen nach der Reihe aus, und dann fand der Gehänselte auch Gelegenheit sich wieder zu rächen. So verlangte ein gewisser Agapestor, der einen kleinen, verkrüppelten Fuß hatte, und deshalb vorher auf demselben nicht hatte stehen können, daß die ganze Gesellschaft, wie er, den einen Fuß in einen engen Krug stecken und so den Becher leeren sollte. Hing es nun schon hiernach weniger von dem Willen jedes Einzelnen ab, wie viel er trank, so wurde der Zwang noch vermehrt durch die allgemein übliche Sitte des Zutrinkens oder Vorsteigens. Man nahm dazu größere Becher und weniger dünnen Wein, und ließ das Trinkgefäß entweder nach der rechten Seite hin von Nachbar zu Nachbar weiter gehen, wobei jeder austrinken mußte, oder, was noch gewöhnlicher war, man stieg nach eigener Wahl einem Freunde vor, indem

man seinen Namen nannte. Cicero erwähnt in den tuskulanischen Gesprächen, daß Theramenes den Giftbecher im Gefängnisse mit den Worten geleert habe: „Ich trinke dies dem schönen Kritias vor!“ und setzte hinzu: „Denn die Griechen pflegen beim Trinkgelage denjenigen zu nennen, dem sie den Becher übergeben wollen.“ Man leerte auch den Becher auf das Wohl der ganzen Gesellschaft, und fügte wol dazu den Trinkspruch, dessen Stichus sich bei Plautus bedient: „Ihr sollt leben! Wir sollen leben! Du sollst leben! Ich soll leben! Es lebe auch unsere Stephanium!“ Diese „Verbrüderungs-“ oder „Freundschaftsbecher“ waren in Sparta verboten und bildeten wol auch den Hauptanlaß zur Unmäßigkeit im Trinken; und obgleich selbst der weise Platon meint, daß einige Uebung im Trinken und Kommersiren gerade nicht verwerflich sei, so klagt doch mancher Verständige über die Tyrannei des herrschenden Comments. Plutarch, bekanntlich ein Zeitgenosse Hadrian's, spricht übrigens von der Wahl eines Trinkvorstehers, als einer bereits ganz abgekommenen Sitte, und bei der großen Aehnlichkeit, welche die Symposien mit unseren studentischen Trinkgelagen haben, möchte man beinahe glauben, daß sich die feststehenden Regeln des Kommerses, die früher, wo die Alten immer jung blieben, von Allen beobachtet wurden, in einer späteren blasirten Zeit nur unter der Jugend forterbten und sich wie andere Gebräuche, z. B. die Vexationen der Novizen oder Füchse von den Universitäten des römischen Reiches auf deutschen Boden verpflanzten — wenn man nicht wüßte, daß unsere Urahnen bereits das Trinken kunstmäßig betrieben!

Das hohe Alter des italischen Weinbaues ist durch mannigfache Beweise gesichert, und Unteritalien besonders zeichnete sich durch Kultur des dem Lande verliehenen kostbaren Geschenkes aus. Die Natur förderte das Gedeihen der Reben in wunderbarer Weise. Plinius erzählt, daß ein Junotempel in der lukanischen Stadt Metapontum Säulen aus Rebenstämmen hatte und daß zu Populonia in Etrurien sich ein uraltes Standbild Jupiters aus Weinholz befand. Auch in Latium wuchs Wein, wie die Sage von tuskischen König Mezentius beweist, der nach Aeneas' Ableben die Stadt Lavinium belagerte und als Bedingung seines Abzuges den jährlichen Weinertrag des latinischen Landes, oder nach andern Nachrichten wenigstens einen Weinzehnten verlangte. Allein besondere Sorgfalt und Pflege scheint der ackerbauende Römer auf den Weinstock nicht vor dem siebenten Jahrhunderte der Stadt verwendet zu haben. Sein nüchterner, nur dem praktischen Leben zugewandter Sinn begnügte sich mit dem Landwein, dessen Reben in seinem Weingarten wucherten oder, an den Ulmen und Pappeln hinankletternd, das Leben des Schneitelers und Winzers gefährdeten. Daß derselbe gerade nicht sehr angenehm und fein schmeckte, erkennt man aus einer von Plinius mitgetheilten Anekdote. Kineas, der gewandte Unterhändler des Königs Pyrrhos, bewunderte zuerst bei Aricia die Höhe der mit den dortigen Ulmen verschlungenen Wein-

stöcke. Als er aber den daraus gekelterten Wein kostete, meinte er mit verzogenem Munde, es geschehe der Mutter dieses Weines schon recht, daß sie an einem so hohen Kreuze hange. Ferner sucht Plinius selbst darzuthun, daß man in alter Zeit sehr sparsam im Gebrauche des Weines gewesen sei und bessere, besonders ausländische Weine als die größte Rarität betrachtet habe. Romulus habe Milch, keinen Wein beim Opfer geweiht und bereits Numa habe es verboten, die Scheiterhaufen mit Wein zu besprengen, eine Bestimmung, die nach einer Andeutung Cicero's die Zwölftafelgesetze wiederholten. Das schlagendste Beispiel aber ist das des Konsuls Papirius, der im Jahre 459 der Stadt, vor der Schlacht bei Aquilonia im Samniterkriege, dem Jupiter ein kleines Becherchen Honigwein zu weihen versprach, bevor er selbst seinen Landwein tränke. Livius, der die Geschichte auch erzählt, setzte hinzu: „Dieses Gelübde gefiel den Göttern und die Auspicien gestalteten sich günstig."

Daß übrigens dem latinischen Landwein nicht zu trauen sei, hatte, nur sechzehn Jahre früher, die löbliche Flötenspielerzunft in Rom erfahren, als sie nach dem lustigen Tibur ausgewandert war, weil sie des Rechtes, auf dem Kapitol an einem Tage auf öffentliche Kosten bewirthet zu werden, verlustig gehen sollte. Da die Flötenspieler beim Opfer unentbehrlich waren, so ersannen die Tiburtiner aus Gefälligkeit gegen die Römer eine List, luden die Herren, „die", wie Livius sagt, „immer nach Wein dürsten," zu einem solennen Schmause und brachten ihnen richtig solche Haarbeutel bei, daß sie sich besinnungslos auf Wagen packen ließen und erst am Morgen auf dem römischen Marktplatze erwachten! Kato trank keinen andern Wein, als seine Knechte, und rühmte sich, als er von Spanien zum Triumphe zurückkehrte, unterwegs denselben Wein mit den Matrosen genossen zu haben. Als auch die besseren unteritalischen Sorten in Rom Eingang gefunden hatten, blieb der Verkaufspreis des griechischen Weines der Kontrole der Censoren und Aedilen unterworfen und man setzte den Gästen nur einen einzelnen Trunk von ausländischem Weine vor, gerade wie bei uns nach der Suppe ein magenstärkender südlicher Wein gereicht wird. Das nobelste Getränk der alten Zeit war der mit dem Nektar der Götter verglichene Myrrhenwein, ein mit ätherischen Oelen angemachter Wein. So gewürzten Wein setzten die Aedilen den an großen Buß- und Bettagen auf Polstern ausgestellten Götterbildern vor. Ihn erlaubten auch die strengen römischen Haustyrannen neben Rosinenwein, eingekochtem Most und anderen Süßigkeiten ihren schöneren Hälften zu schlürfen, während es wahrlich kein Spaß für eine Römerin war, beim Genusse des gewöhnlichen Weines ertappt zu werden. Daß Romulus den Ersten, der seine Frau, welche Wein aus dem Fasse genippt hatte, erschlug, frei ausgehen ließ, war ein böses Zeichen für die ganze Zukunft! — Das Lästigste und Lächerlichste zugleich bei der Sache war auch noch außerdem, daß die ganze Blutsverwandtschaft der Frau zu jeder Zeit

berechtigt war, durch einen Kuß sich zu überzeugen, ob Wein über deren Lippen gegangen war oder nicht.

Vom Jahre 600 der Stadt an hob sich allmählich der italische Weinbau. Man suchte bald seinen Ruhm in der Veredelung der Sorten und als endlich am Ende der Republik die Bewirthschaftung des Grundbesitzes im Kleinen verschwand, legte sich die Spekulation ausschließlich auf die Oel- und Weinkultur. Der Rigorist Kato war doch ein eifriger Rebenzüchter und giebt selbst in seinem Buche über den Landbau Anleitung zur Kultur des Weinstockes. Auch wußte er nebenbei die koischen Weine nachzukünsteln, indem er Meerwasser und Gyps zu gutem italischen Most nehmen und die Fässer ein paar Jahre an der Sonne stehen ließ. Das beste italische Weinjahr war das 633. der Stadt, das Konsulatsjahr des Opimius, nach dem man den ganzen Jahrgang nannte. Seine Berühmtheit wurde benutzt, um zwei Jahrhunderte lang das Publikum zu betrügen und die Blößen anderer Jahrgänge zu decken. Bereits 151 Jahre später zweifelte der Geschichtschreiber Vellejus an dem Vorhandensein von Wein aus jener Zeit. Aber noch Plinius will beinahe 200 Jahre nach Opimius eine Probe gesehen haben „zu einer Art von herbem Honig verdickt", und er berechnet, daß mit sechsprozentigen Zinsen, wenn der Einkaufspreis der Amphora (26 Liter) zu 100 Sesterzen angenommen würde, die Unze, d. h. 0,0456 Liter oder ein kleines Weinglas! zu seiner Zeit 44 Pf. kosten müßte. Selbst zu Martial's Zeit, der einige Jahrzehnte später lebte, gab es noch viele Leute, die sich einbildeten, ächten „schwarzen Opimianer" zu besitzen und zu trinken. Die Traubensorten vermehrten sich bald ins Unendliche und Plinius giebt es auf sie herzuzählen, wenn auch Demokrit sich gerühmt habe, alle griechischen Weine zu kennen. Dasselbe thut Kolumella, der die Zahl der Sorten mit dem Sande des Meergestades vergleicht. Auch hinsichtlich des Vorranges herrschte natürlich Streit, da Einzelne immer das Urtheil ihrer Zunge einer Masse Anderer octroyirten. „Ja, und wenn die Meinungen übereinstimmten," sagt Plinius, „der wievielste Theil der Sterblichen könnte dann die edelste Sorte genießen?"

In alter Zeit galt der Cäkuber für den vorzüglichsten. Er stammte aus der Gegend von Gaëta, war aber bereits zu Plinius' Zeit ausgestorben, theils durch Nachlässigkeit der Bauern, theils in Folge eines von Nero unternommenen Kanalbaues. Ihm folgte im Prinzipat der Wein von Setia, das östlich von den pomtinischen Sümpfen lag. Schon Augustus hatte ihn wegen seiner Milde geliebt. Die zweite Stelle auf der Weinskala der Feinschmecker behauptete der am Gebirge Massikus in Kampanien wachsende bernsteinfarbige Falerner, welcher so stark war, daß er brannte, aber zu Plinius' Zeit ebenfalls aus der Mode kam, weil die Weinbergsbesitzer mehr auf die Menge als auf die Güte ihres Produktes Rücksicht nahmen. Die dritte Klasse umfaßt meist kampanische

Weine, besonders den Surrentiner, der von den Aerzten den Rekonvaleszenten verordnet, aber vom Kaiser Tiberius, der, wie sein Spitzname „Biberius“ andeutet, dem Weine nicht abhold war, nur „ein edler Essig“ genannt wurde. Endlich gelangte seit Cäsar der in der Nähe Messina's gebaute Mamertiner in Ruf. Neben diesen feineren italischen Sorten trank man gern überseeischen, besonders griechischen, von welchem Lukullus mehr als 100,000 Faß unter das Volk vertheilte, der Redner Hortensius 10,000 Faß seinen Erben hinterließ. Auch Cäsar gab bei einem Triumphschmause den Falerner und Chier den einzelnen Tischgesellschaften faßweise.

Verrufene Sorten waren der vejentische und vatikanische. Einem gewissen Ammian ruft Martial zu: „Während Du eine Trinkschale besitzest mit einer von Myron's Hand ciselirten Schlange, trinkst Du Vatikaner? Gift trinkst Du!“ Einer Frau, Namens Lukka, schreibt er: „Warum gefällt es Dir, mit altem Falernerwein zu mischen den auf Vatikanerfässer gefüllten Most? Was hat Dir der schlechteste Wein Gutes gethan, oder was der beste Wein Böses? Was uns betrifft, so hat es nichts zu bedeuten; ein Verbrechen ist es, den Falerner zu erwürgen und dem kampanischen Edelblut fürchterliches Gift beizumischen. Deine Gäste haben vielleicht den Tod verdient; die so kostbare Amphora aber hat es nicht verdient, zu sterben.“ Von einem Geizhals heißt es bei ihm, er trinke „die trübe Hefe des röthlich schillernden Vejenters,“ und einem Parasiten nennt er unter den Bedingungen eines unabhängigen Lebens: „Wenn die vejentische Traube Deinen Durst stillen kann.“ Auch der korsische Wein war schlecht beleumundet, und „das schwärzliche Gift eines korsischen Fasses“ nennt ihn Martial im Gegensatz zum Setiner. Arbeitsleute und Sklaven bekamen auch Wein, aber entweder kahnigen oder aus den Weinträbern durch eine zweite Pressung mit einem Zusatz von Most bereiteten. Das Rezept zu dem Wein, den Kato seinen Knechten gab, ist noch vorhanden. Das Gebräu bestand aus 10 Theilen Most, 2 Theilen scharfen Essigs, 2 Theilen eingedickten Mosts, 50 Theilen süßen Wassers und $1^1/_4$ Theil Meerwassers. Sehr naiv heißt es am Schlusse: „Dieser Wein wird sich halten bis zur Sommersonnenwende; wenn aber dann noch etwas übrig ist, wird es der schärfste und schönste Essig sein!“ Ein gewöhnliches Getränk der armen Leute, sowie der Soldaten, war eine Limonade aus Essig und Wasser, die selbst der Kaiser Hadrian im Felde nicht verschmähte. Aurelian ließ dem Volke aus den kaiserlichen Kellern den Wein billig verkaufen, ja, er hatte sogar den Plan, den ganzen Weinbedarf des verwöhnten römischen Pöbels dadurch zu decken, daß er die unangebauten Strecken Etruriens mit Kriegsgefangenen bevölkern und überall Wein anpflanzen lassen wollte.

Die Weinpreise waren übrigens auch in Rom sehr niedrig. Im Jahre 250 v. Chr. kostete der congius (etwas über 3 Liter) 1 As oder ungefähr

9 Pf., zu Kolumella's Zeit (also in der Mitte des ersten nachchristlichen Jahrhunderts) der Hektoliter gewöhnlichen jungen Weines 12½ Mark und wenn Plinius sagt, daß zu seiner Zeit nur äußerst selten und nur bei luxuriöser Verschwendung der Hektoliter auf 837 Mark zu stehen komme, so erreicht dies doch noch nicht unsere höchsten Weinpreise. Die geringeren Sorten wurden sogleich vom Faß weg getrunken, sobald der Wein ausgegohren hatte, weil er das Lagern nicht vertrug. Die edeln und starken Weine wurden aber nicht vor dem zehnten bis fünfzehnten Jahre reif, der Surrentiner sogar erst vom einundzwanzigsten Jahre an. Einige verloren aber bereits nach wenig Jahren wieder an Güte.

Deshalb sagt Plinius: „Der Werth keiner anderen Sache erfährt eine solche Steigerung bis zum zwanzigsten Jahre und von da ab einen größeren Verlust (an Zinsen), indem der Preis nicht fortschreitet.“ Im Allgemeinen liebte man deshalb den alten Wein sehr, und zog selbst älteren geringen dem jungen besseren vor. Martial schreibt: „Von Spoletinerflaschen, vom Alter gemildert, willst Du lieber, als daß Du Falernermost trinkst.“ Schon bei Plautus liest man im Prolog zur „Kasina:“ „Wer alten Wein trinkt, den halte ich für weise, und wer gern alte Theaterstücke sieht.“ Es gehörte für einen reichen Mann zum guten Ton, alten Wein zu führen, und wie bei uns liebäugelte man am liebsten mit den Flaschen, welche Zeichen des Alters an sich trugen. So sagt Juvenal von einem vornehmen Manne: „Morgen wird er einen Wein trinken, dessen Vaterland und Etikette das Alter verlöscht hat durch den vielen Ruß der alten Flasche.“ Martial verspottet auch diese Liebhaberei. „Du trinkst Wein,“ schreibt er, „unter dem König Numa gefüllt“, und in den Xenien heißt es von einem Geschenk an Falernerwein: „Er stammt aus sinuessanischer Kelter. Unter welchem Konsul gefüllt? Es gab noch keinen;“ die Amphoren an der Tafel Trimalchio's bei Petron trugen die lächerliche Aufschrift: „Hundertjähriger Opimianischer Falerner“. Eine Beschleunigung des Alters wurde auch schon durch die eigenthümliche Behandlungsweise des Weines erzielt. Nachdem nämlich derselbe in kühlen Gewölben und in großen offenen Gefäßen, die zum Theil in die Erde eingelassen zu werden pflegten, seinen Gährungsprozeß durchgemacht hatte, wurde er auf ausgepichte Amphoren abgezogen, verkorkt und versiegelt und in die Rauchkammer, die im oberen Stocke lag, gebracht, weil man dem Rauch eine mildernde Kraft zuschrieb. Darum singt Horaz: „Dieser Tag, ein Fest im wiederkehrenden Jahre, soll den durch Pech gefesselten Kork lösen von der Amphora, die seit dem Konsul Tullus den Rauch zu trinken gelehrt ward.“ Darum wurde auch, was uns komisch klingt, der Wein „heruntergeholt“, und Horaz sagt selbst zur Flasche: „Steige herab!“

Natürlich wurde das Mittel der Räucherung vielfach gemißbraucht, um das Alter des Weines zu erzwingen. Plinius erklärt die ganze Methode für

höchst schädlich und für eine Erfindung der Weinhändler. Besonders berüchtigt waren in dieser Hinsicht die Weine aus Massilia, und von vielen Stellen, die Martial's Indignation gegen diesen Rauchwein verrathen, stehe hier nur das Epigramm auf einen Munna, der sich im südlichen Gallien aufhielt. „So viel nur die abscheulichen Räucherkammern Massilia's erzwingen mögen, jedes durch Feuer gezeitigte Faß kommt doch von Dir. Du sendest Deinen unglücklichen Freunden weit übers Meer das verruchte Gift, und daß Du seit langer Zeit nicht nach Rom kommst, das thust Du, glaube ich, deshalb, damit Du nicht Deine Weine trinkst." So sagt auch Plinius: „Ueber die Rebensorten im narbonensischen Gallien kann ich nichts Bestimmtes behaupten, da sie dort den Wein fabriziren, ihn mit Rauch tränkend; wenn sie ihn nur nicht mit Kräutern und Medikamenten versetzten!" Ueberhaupt könnte sich unsere Zeit, in welcher oft genug Wein in den Handel kommt, den die Rebe als ihren Sohn verleugnen würde, leicht trösten, wenn der Anblick fremden Leidens einen wirklichen Trost gewährte; die Verfälschungskunst hatte in Rom bereits eine so hohe Stufe erreicht, daß Plinius sagt: „Schon genießen nicht einmal die vornehmsten Leute reinen Wein. Dahin sind die Sitten gerathen, daß nur noch die Namen der Sorten verkauft und sogleich in den Kufen die Weinernten gefälscht werden." Deshalb stand auch auf den Amphoren nicht bloß die Sorte, der Jahrgang und das Maß des Inhaltes, sondern auch die Firma des Lieferanten. Bereits Kato weiß Mittel, die Blume zu verbessern und das Wasser im Wein zu erkennen. Besonders häufig mischte man zu ordinären Sorten die Hefe oder den Weinstein von edleren und suchte den herben Geschmack eines Krätzers durch süßen, eingekochten Most zu vertreiben. Einen ganzen Haufen von Rezepten zu Quacksalbereien aller Art enthält das elfte Buch des Palladius, eines Schriftstellers des 4. Jahrhunderts n. Chr. Auf dem Stande der Weinverkäufer lastete deshalb dieselbe Verachtung, derselbe Verdacht der Betrügerei wie in Griechenland. Horaz nennt sie „knauserig" und „unredlich" und Martial scherzt sarkastisch: „Durch ewige Regengüsse geplagt, trieft die Weinlese; auch wenn Du es willst, Schenkwirth, kannst Du nicht lauteren verkaufen!" Dagegen sagt derselbe umgekehrt über einen Weinverkäufer in dem an Trinkwasser armen, an Wein reichen Ravenna: „Neulich hat mich ein listiger Wirth in Ravenna betrogen; denn als ich gemischten Wein verlangte, verkaufte er mir lauteren." Nur Sklaven und Leute der niedrigsten Klasse besuchten diese Orte und nur in der Kaiserzeit verschmähten es liederliche Schlemmer nicht, dort ihr Geld zu verprassen.

Die Römer folgten beim Weintrinken insofern der griechischen Sitte nicht, als sie nicht nur beim Vorgericht süßen Most tranken, sondern auch zwischen den Speisen Wein. Dagegen wurde auch bei ihnen der Wein mit Wasser gemischt und der Genuß des reinen Weines galt ebenfalls für das Merkmal

eines Trunkenboldes. Das gewöhnlichste Verhältniß des Weines zum Wasser war wol 1 : 2 und so wurde auch den Magenkranken nach Plinius gewöhnlich der Wein verabreicht. Da der Wein nach der antiken Behandlungsart viel Bodensatz behielt, so mußte man ihn vor der Mischung klären und dies geschah entweder vermittelst eines Eies oder indem man ihn der Nachtluft aussetzte, oder am gewöhnlichsten durch Filtriren, wozu man einen metallenen Durchschlag oder (bei geringeren Sorten) einen leinenen Sack nahm. Freilich verlor dabei der Wein an Kraft, und man sprach deshalb auch von „Kastriren" desselben. Im Sommer pflegte man Schnee in das Sieb zu legen und den Wein darauf zu gießen. Ueberhaupt scheinen die Römer, als größere Feinschmecker, in der heißen Jahreszeit noch mehr Schnee und Eis konsumirt zu haben, als die Griechen. Seneka tadelt den Genuß des Schnees als eine luxuriöse Verwöhnung seiner Zeitgenossen am heftigsten. „Nicht einmal zufrieden sind sie mit Schnee," sagt er, „sondern Eis lassen sie kommen, als ob es vermöge seiner größeren Festigkeit sicherer Kälte entwickle, und dieses wird nicht von der Höhe geholt, sondern, damit es größere Kraft und durchdringendere Kälte besitze, aus Verstecken herausgegraben; daher hat es auch verschiedenen Preis. Die Lakedämonier haben die Salbenhändler einst aus ihrer Stadt vertrieben und des Landes verwiesen, weil sie das Oel verdürben. Was würden sie gethan haben, wenn sie unsere Eisgruben gesehen hätten und die Menge von Lastthieren, welche zum Transporte des gefrorenen Wassers dienen, dessen Farbe und Geschmack zudem durch die Spreu besudelt wird, die man zu seiner Aufbewahrung gebraucht?" Unter Nero's Regierung fand man sogar, daß der Geschmack des gekochten und wieder gefrorenen Wassers noch weit feiner sei, und ließ deshalb das gesottene Wasser in gläsernen Flaschen im Schnee zu Eis gefrieren. Schlechtem Weine gegenüber kam dann wol dieses Eis theurer zu stehen und Martial sagt darum: „Massilischen Rauch unter Schneewasser zu mischen unterlaß, damit Dir nicht mehr koste das Wasser!" Elagabal ließ ganze Schneeberge anfahren, um die Luft abzukühlen! — Aber auch dem Glühwein sprachen die Römer fleißiger zu und schon zu Plautus' Zeit gab es Restaurationen, in denen nur warme Getränke und Speisen verkauft wurden. Auch haben sich einige, zum Theil recht zierlich gestaltete, in der Konstruktion den Theemaschinen ähnliche Broncegefäße erhalten, die ohne Zweifel zur Bereitung der Calda bestimmt waren.

Vor der Hauptmahlzeit Wein zu trinken, galt auch in Rom lange für unanständig. Plinius nennt es „eine neue Erfindung", nüchtern zu trinken, und erklärt es für höchst schädlich. Ebenso spricht sich Seneka aus: „Scheinen Dir diejenigen der Natur nicht gerade zuwider zu leben, die nüchtern trinken, die den Wein mit leerem Magen aufnehmen und betrunken zum Essen übergehen? Aber dies ist gerade ein häufiger Fehler junger Leute, welche ihre Kräfte üben,

daß sie beinahe an der Schwelle des Bades trinken, ja sogar zechen. Nach dem Frühstücke oder Mittagsmahle zu trinken ist gemein, das thun die Bauern und Alle, die den wahren Genuß nicht kennen!"

Obgleich man nun bei der Mahlzeit Wein trank, folgte doch derselben häufig ein eigentliches Trinkgelage, das sich zuweilen bis tief in die Nacht ausdehnte. Im Allgemeinen waren diese Konvivia den griechischen Symposien sehr ähnlich, nur daß die Römer sich hinsichtlich der Unterhaltung passiver verhielten und sich lieber an den Vorstellungen von Musikern, Tänzern, Schauspielern, Gauklern und Gladiatoren ergötzten, als durch heitere Gesellschaftsspiele und angenehme Gespräche erheiterten. Es fehlten weder die Kränze noch die Trinkkönige, noch das Zutrinken und die übrigen Regeln des Comments. In einer Satire, worin er die in der Stadt schmerzlich vermißten Annehmlichkeiten des Landlebens schildert, sagt Horaz unter anderm: „Wie es Jedem beliebt, leeren die Tischgenossen ihre ungleichen Becher, nicht gebunden an unsinnige Gesetze, mögen sie nun als tapfere Zecher zu stärkeren Pokalen greifen, oder sich lieber mit mäßigen befeuchten." Cicero läßt seinen Kato die griechische Sitte loben, sagt aber von seinem Feinde Verres: „Jener gestrenge und pünktliche Prätor, der noch nie den Gesetzen des römischen Volkes gehorcht hatte, fügte sich genau den Gesetzen, welche beim Becher festgesetzt wurden." Eine neue Art, die Gesundheit der Geliebten und der Freunde zu trinken, kam in Martial's Zeit auf. Man ließ sich nämlich so viele Schöpflöffel (cyathus = $^1/_{25}$ Liter) in den Becher füllen, als der Name der erwähnten Person Buchstaben hatte. So liest man z. B. bei Martial:

„Lävia trink' ich mit sechs, mit sieben Bechern Justina,
Lykas mit fünf, mit vier Lyde, die Ida mit drei'n.
Jede der Freundinnen zähl' ein Pokal, gefüllt mit Falerner,
Und weil keine mir kommt, komme denn Du mir, o Schlaf!"

Zum Kommersiren gehörten besonders auch die in zierlich modellirte Thierköpfe endenden Trinkhörner, aus denen gewöhnlich eine kleine Oeffnung im Thierrachen den Weinstrahl entsendete, welcher dann vom Trinker geschickt aufgefangen werden mußte. Zuweilen brach auch, wie in Athen, die ganze Gesellschaft auf, um in einem anderen Hause ungeladen weiter zu zechen. Martial und Juvenal bezeugen, mit welchem Lärm und Tumult es oft bei solchen Orgien herging, wenn es auch nicht allemal so weit kam, wie bei denen des Verres, von welchen Cicero sagt: „Das Ende pflegte so zu sein, daß der Eine vom Trinkgelage wie aus einem Gefechte weggetragen, die Anderen für todt zurückgelassen wurden, die Meisten ohne Verstand und Besinnung dalagen, so daß Jeder, der es erblickte, nicht das Gastmahl eines Prätors, sondern das Schlachtfeld von Kannä zu sehen vermeint hätte." Der griechisch-römische Comment beim Trinken bestand übrigens bis zum Untergange des west-römischen Reiches.

Noch der heilige Ambrosius klagt über die Unsitte: „Wenn man die Reihen der verschiedenen Becher sieht", sagt er, „sollte man sie für eine geordnete Schlachtlinie halten. Wenn das Trinkgelage aber fortschreitet, entstehen verschiedene Kämpfe und großer Wettstreit darüber, wer im Trinken das Meiste leistet. Eine schwere Rüge trifft den, welcher sich entschuldigen will, welcher meint, man müsse den Wein verdünnen. So geht es schon bis zum Nachtisch fort. Ist aber das Mahl vorüber und glaubt man, es sei nun Zeit zum Aufstehen, so fangen sie das Trinken von Neuem an. Es wird das Maß festgestellt, vor dem Richter gewettet, nach dem Gesetze entschieden. — — Auch fließt der Wein durch ein Horn in die Kehlen und wenn Jemand dabei Athem holt, so hat er ein Verbrechen begangen und gilt für degradirt." Es wäre eine leichte Mühe, eine Galerie berühmter Trinker und Trinkerinnen aus der sinkenden Periode Roms zusammenzustellen; allein es geht den Koryphäen der grobsinnlichen Genußsucht jener Zeit bei ihrer Widerwärtigkeit selbst der Reiz des Komischen ab. Der berüchtigtste römische Trinker bis zu Plinius, des Aelteren, Zeit war der Mailänder Novellius Torquatus, genannt Trikongius, der selbst dem Kaiser Tiberius das Kunststück vormachen mußte, 3 congii = $9^4/_5$ Liter in einem Zuge zu leeren, „dem", wie Plinius sagt, „nie die Zunge den Dienst versagte, der gewissenhaft nie beim Schlucken Athem holte, noch etwas verschüttete, der nie eine Neige im Becher ließ, die, auf den Estrich geschleudert, einen Ton erzeugt hätte!"

Wo bleibt nun aber bei dieser Allgemeinheit des Weingenusses im Alterthume das edle Bier? Auf diese Frage des geneigten Lesers muß man freilich erwidern, daß weder Griechen noch Römer sich des Bieres oder anderer Surrogate bedient haben und daß Plinius bloß dem Weine nachsagt, daß die Menschen es ihm verdankten, allein von allen Geschöpfen trinken zu können, ohne Durst zu haben! Wie konnte er auch ahnen, daß einst eine Zeit erscheinen würde, wo die Bierkonsumtion sich tief in die Weingegenden hineindrängte, wo die Ruhe ganzer Länder theilweise von dem Preis des Gerstensaftes abhinge? Aber wenn die ächte Gabe des Dionysos auch in Hellas und Rom alle Nachahmungen überflüssig machte, so verfiel der Erfindungsgeist der von der Natur weniger begünstigten Länder schon in früher Zeit auf die Gerste, als Ersatzmittel des Weines, ja, Diodor von Sicilien, ein Zeitgenosse August's, erzählt, daß Dionysos selbst den aus Gerste bereiteten Wein erfunden haben sollte, „der an Wohlgeruch nicht viel hinter dem Wein zurücksteht." Gerade die ältesten Kulturvölker, die Inder und Aegypter, haben das Bierbrauen verstanden. Herodot erwähnt es, daß die Aegypter aus Mangel an Weinbergen sich Gerstenwein bereiteten. Athenäos erzählt dasselbe und fügt hinzu: „Die den Gerstenwein genießen, werden dort so fröhlich, daß sie auch singen und tanzen, und Alles thun, was wir an Weinberauschten wahrnehmen." In den

„Schutzflehenden" des Aeschylos ruft der argivische König den aus Aegypten kommenden Töchtern des Danaos zu: „Männlich werdet Ihr die Bewohner dieses Landes finden, nicht Trinker von Gerstenwein." Die berühmteste Bierstadt Aegyptens scheint das als der Schlüssel des Landes bekannte Pelusion gewesen zu sein. Wenigstens nennt Kolumella schon Rapunzel und Rettige als Reizmittel bei den Pokalen des pelusischen Bieres. Außerdem wurde auch in Alexandria viel Bier gebraut. Strabo erwähnt, daß der größte Theil der Bewohner dieser großen Stadt Bier anstatt Wein getrunken habe und nach einer Stelle des Dion Chrysostomos war dasselbe sogar oft mit Schuld an den berüchtigten Tumulten des dortigen Pöbels! Einige Spuren im alten Testamente weisen darauf hin, daß die Israeliten das ägyptische Gerstenweinrezept mit nach Kanaan genommen haben; freilich war das Land, wo Milch und Honig floß, auch reich genug an Wein. Nächst Aegypten ist Kreta zu nennen, wo, wie Poseidonios erwähnt, die ärmeren Leute eine Art Weizenbier, mit Honig gemischt, zu trinken pflegten, das sie Kurmi nannten. Auch den Griechen war das Bier nicht unbekannt, da ihre Nachbarn, die Thraker, es liebten. Sie nannten es Pinon, Bryton und Zython. Der letztere Ausdruck bezeichnet aber im Allgemeinen alle meth- und ciderartigen Getränke. Die Zehntausend Xenophon's machten Bekanntschaft mit dem armenischen Biere, als sie von den karduchischen Gebirgen herabgestiegen waren. Sie fanden in den Dörfern Kessel voll Gerstenwein, aber noch vermischt mit der Gerste selbst. Deshalb bediente man sich zum Trinken auch kleiner Rohrhalme. Das Getränk wird als berauschend geschildert und Xenophon bemerkt ausdrücklich, daß es sehr lieblich schmecke, wenn man sich daran gewöhnt habe.

Eine überraschende Beobachtung an den vom Bier Berauschten wollte Aristoteles gemacht haben, indem er in einem bei Athenäos enthaltenen Fragmente sagt: „Die von den übrigen geistigen Getränken Berauschten fallen nach allen Seiten hin zur Erde, sowol auf die rechte, als auf die linke, kopfüber und rückwärts. Diejenigen aber, die sich ihren Rausch im Biere geholt haben, neigen sich beim Fallen nur nach hinten und rücklings." Neben den Thrakern war der Gebrauch des Bieres bekannt bei den Illyriern, Dalmatinern und Pannoniern, welche Dio Kassius zu den Völkern rechnet, die am erbärmlichsten lebten, weil sie weder Oel noch Wein bauten, und Hirse und Gerste nicht bloß äßen, sondern auch tränken! Aus diesem Grunde wurde auch der aus Pannonien stammende Kaiser Valens bei der Belagerung von Chalkedon von den Städtern unter anderem „Sabajarius" geschimpft; denn Sabaja war nach Ammian ein Getränk armer Leute in Illyrien, „aus Gerste oder anderem Getreide, das man in eine Flüssigkeit verwandelt."

Ueberhaupt waren die aus Getreide bereiteten Getränke über den ganzen Norden Europa's verbreitet. Schon Pytheas, jener kühne Seefahrer des

vierten Jahrhunderts v. Chr., fand im Norden ein Getränk aus Honig und Getreide und **Virgil** sagt in seiner Schilderung der hyperboräischen Lebensweise: „Die Nacht bringen sie mit Spielen zu und ahmen den Rebensaft nach durch gegohrenen Trank und saure Sperberbeeren." Bekannt ist vor allem die Leidenschaft unserer Vorfahren für „die Flüssigkeit, die", wie **Tacitus** sie beschreibt, „aus Gerste oder Weizen zu einiger Aehnlichkeit mit Wein zugerichtet ward." Nur die nächsten Anwohner des Rheins kauften Wein, während die großen Stämme der Nervier und Sueven nach **Cäsar's** Bericht sogar die Weineinfuhr verboten, weil sie von diesem Luxusartikel entnervende Folgen fürchteten. Da nun aber, wenn Tacitus recht unterrichtet war, das Zechen Tag und Nacht fortdauerte und selbst die politischen Angelegenheiten beim Becher abgemacht wurden, so muß der Verbrauch des Gerstensaftes bereits ein ungeheurer gewesen sein.

Nächst den Germanen waren die **Kelten** in Gallien und Spanien in Bereitung und Vertilgung des Gerstenweines sehr erfahren. Um die Mitte des ersten Jahrhunderts schrieb **Poseidonios** (bei **Athenäos**) über das mittlere Gallien: „Das Getränk der Reichen ist Wein, der aus Massilia und Italien importirt wird. Die weniger Wohlhabenden begnügen sich mit Weizenbier, das mit Honig versetzt ist; die große Menge aber genießt es ohne diesen Zusatz und man nennt es Korma. Sie trinken alle aus demselben Fasse nicht mehr auf einmal, als einen kleinen Becher, aber dies thuen sie öfter hintereinander. Ein Diener reicht links und rechts das Getränk herum." Hat man doch vor zehn Jahren zu Paris eine antike thönerne Bierflasche gefunden, die auf zwei Seiten mit römischer Schrift bemalt ist; auf der einen steht: „Wirthin, fülle die Flasche mit Bier," und auf der anderen: „hier hast Du sie gefüllt." Die Gallier nannten ihr Bier „**Cervisia**", die Spanier „**Ceria**" oder „**Celia**". **Plinius** spricht sich über das gallische Bier folgendermaßen aus: „Auch die Völker des Westens haben ihre Trunkenheit und sie bewirken dieselbe durch gewässertes Getreide. Es giebt in Gallien und Spanien verschiedene Arten und Namen davon; die Bereitungsart bleibt dieselbe. Die Spanier haben diese Getränke bereits gelehrt, das Alter zu vertragen. In keinem Theile der Welt also fehlt die Trunkenheit. Sie schlürfen nämlich solche Getränke lauter, ohne sie, wie den Wein, durch Verdünnung zu mildern. Und doch schien die Natur dort nur Getreide hervorbringen zu wollen! Aber ach! mit der dem Laster eigenthümlichen, außerordentlichen Geschicklichkeit hat man erfunden, wie auch das bloße Wasser berauschend würde." Spricht hier der ernste Naturforscher mit deutlicher Verachtung vom Biere, so thut er dies noch mehr an einer anderen Stelle, wo er von der Anwendung des Bierschaums zur Erhaltung eines schönen Teints redet. „Denn was das Getränk selbst betrifft," fährt er dort fort, „so ist es vorzuziehen, zur Besprechung des Weines überzugehen." Zu

diesem Bierverächter bildet jener spanische König den besten Gegensatz, von welchem der Geschichtschreiber Polybios erzählt hat, daß mitten in seinem Palast goldene und silberne Gefäße standen, gefüllt mit Gerstenwein! Noch hat endlich auch in der alten spanischen Geschichte einmal das Bier eine Rolle gespielt. Als nämlich bei der heldenmüthigen Vertheidigung Numantia's zuletzt die Bewohner aus Verzweiflung beschlossen hatten, unter die Soldaten Scipio's herauszubrechen und den Tod zu suchen, da hielten sie zuvor, wie Florus erzählt, ein Leichenmahl, aus halbrohem Fleische bestehend, und befeuerten ihren Muth und ihre Kräfte durch Bier.

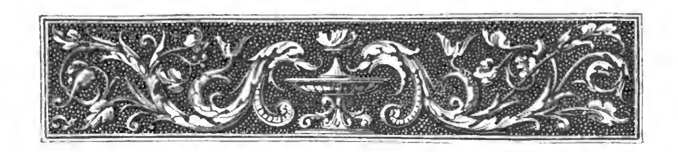
Ist nun also über den Gebrauch und die berauschende Kraft eines aus Gerste bereiteten Absuds kein Zweifel, so wissen wir fast nichts Näheres über die Bereitung und besonders über die in Spanien erfundene Kunst, dem Biere Haltbarkeit zu verleihen. Von der Anwendung des Hopfens findet sich keine Spur (erst im 9. Jahrhundert werden Hopfengärten in Deutschland erwähnt), und doch muß jenes Mittel irgend ein Pflanzendekokt gewesen sein. Jedenfalls nahm man dazu Baumrinde, bittere Kräuter oder Wurzeln, wie denn Hekatäos, von den Päoniern in Thrakien gesagt hat, sie hätten zu ihrem Biere als Zusatz Dürrwurz gebraucht. Am meisten lernt man noch über die Bereitung des Bieres aus Orosius, der in seiner zu Anfang des fünften Jahrhunderts n. Chr. entstandenen Weltgeschichte auch der Belagerung Numantia's gedenkt und als geborener Spanier besonderen Glauben verdient, wenn er über das dabei getrunkene Bier schreibt: „Jene feurige Kraft wird erweckt aus dem Keime des naß gemachten Getreides, das dann getrocknet und in Mehl verwandelt mit einem milden Safte vermischt wird, durch dessen Gährung die Herbheit des Geschmackes und die berauschende Glut erzeugt wird." Die Natur des „milden Saftes" bleibt zwar dunkel, aber sonst stimmt mit der Beschreibung die Angabe des Zosimos aus Panopolis in Aegypten, von dem noch der kleine Rest einer Schrift über das Bierbrauen vorhanden ist. Auch dieser spricht nur von Luftmalz, das geschroten und mit Sauerteig zu Brot gebacken werden soll und das dann mit einem Aufgusse von süßem Wasser gelind gekocht wird. Die Bereitung des Bieres aus Brot wird auch von Ulpian in den Pandekten erwähnt, da es in Frage kam, was bei einem Vermächtnisse unter dem Worte „Wein" verstanden werden sollte. „Das Bier wenigstens," sagt er, „das man in einigen Provinzen aus Weizen oder Gerste oder Brot bereitet, wird nicht mit inbegriffen sein."

Das Edikt Diokletian's über die Maximalpreise aller Waaren unterscheidet zwischen zythum und cervisia und setzt vom ersten den Sextarius (etwa $1/2$ Liter) zu 2, vom zweiten zu 4 Denaren an. Wenn nun auch der Werth dieser Münze zweifelhaft ist (man schwankt zwischen 8 und 3 Pf.), so erkennt man doch aus den Zahlen, daß das Bier keltischer Erfindung zu dem gewöhn-

lichen Gerstentranke in demselben Verhältnisse stand, wie heute das bairische Bier zu dem einheimischen. Aber auch das Preisverhältniß zwischen Bier und Wein hat sich nicht wesentlich geändert; denn den Sextarius vom Landwein bestimmt das Edikt auf 8 Denare, von den feineren Sorten auf 24—30.

Zum Schlusse theilen wir noch ein Epigramm des Kaisers Julian über das Bier seinem Inhalte nach mit, das freilich hinsichtlich des Geschmackes den Apostaten, der das gallische Bier sicherlich selbst gekostet hatte, in gleicher Linie mit Plinius erscheinen läßt: „Wer und woher bist Du, Dionysos? Denn beim wahrhaften Bacchus, ich anerkenne Dich nicht; nur des Zeus Sohn ist mir bekannt. Jener duftet nach Nektar, Du aber nach Bock. Aus Mangel an Trauben haben Dich die Kelten gefertigt aus Aehren. Deshalb solltest Du heißen Demetrios (von Demeter=Ceres), nicht Dionysos, Weizengeborener (im Griechischen Wortspiel mit: Feuergeborener), und Bromos (Hafer), nicht Bromios (der Lärmende, Beiname des Dionysos)!"





IV.

Die griechische und römische Küche.

Wenn man auch nicht nach dem Beispiele materialistischer Gutschmecker den Magen zum „Centrum aller Dinge" erheben darf, so läßt sich doch eine enge Verbindung zwischen den Empfindungen der Zunge und des Herzens nicht leugnen. Ja, das Wohlbehagen und die Zufriedenheit des Einzelnen, sowie die Ruhe ganzer Völker hängt mehr oder weniger von dem Vorhandensein und der Beschaffenheit gewisser Nahrungsmittel ab. Dies gilt freilich weit mehr von den Bewohnern kälterer Klimate, wo theils Mutter Natur nur gegen harte Arbeit ihre Gaben spendet, theils der Appetit mit der Rührigkeit des Fleißes und dem tieferen Stande des Thermometers wächst, als von den genügsameren und sich mehr mit vegetabilischer Kost begnügenden Naturen der Südländer. Daß man aber auch in diesem Himmelsstriche im Alterthume bereits die Wichtigkeit des Nahrungstriebes und der daraus entspringenden Genüsse erkannte, bezeugt besonders Vater Platon in folgender Aeußerung: „Ich sehe, daß alle menschlichen Dinge von drei Bedürfnissen und Trieben abhängen, aus welchen bei richtiger Leitung die Tugend, bei schlechter das Gegentheil entsteht. Es sind dies aber erstlich Speise und Trank; nach diesen fühlt jedes Geschöpf von Geburt an Begierde und ist voll Verlangen und taub gegen jede Stimme, die ihm etwas Anderes zu thun befiehlt, als allen hierauf bezüglichen Neigungen und Lüsten Genüge zu leisten und jede Betrübniß zu vermeiden. Der dritte und stärkste Trieb entbrennt wegen Fortpflanzung des Geschlechtes." Und eben weil die Sorge für die Beköstigung des Leibes so tief in alle Verhältnisse des Lebens eingreift, pflegen sich auch die Methoden, das menschliche Dasein durch Nahrung zu fristen, nach dem jedesmaligen Charakter der Zivilisation zu gestalten, so daß man beinahe zu dem einzelnen Volke sprechen könnte: „Sage mir, was Du issest, und ich will

Dir sagen, auf welcher Stufe der allgemeinen Kultur Du stehst!" Tritt freilich endlich durch Verweichlichung und Ueberfeinerung eine ungeregelte Neigung zu ausgesuchten, seltenen und theueren Lebensmitteln ein, wird die Gastronomie ein integrirender Bestandtheil der feinen Bildung, artet die Sorge für den Magen in Sorge für den Gaumen aus: dann ist auch dieses Erscheinen der rohesten aller Luxusgattungen ein sicheres Zeichen des Verfalles und Zurückgehens der Nation.

In solcher Weise betrachtet, zeigt schon das von Homer geschilderte heroische Zeitalter manche Aehnlichkeit mit den späteren mittelalterlichen Kulturzuständen. Auch in jener frühen ritterlichen Periode stand der Appetit der Fürsten und Edeln in richtigem Verhältniß zu dem bewegten Leben und dem steten Sichherumtummeln auf Kriegen und Jagden. Wie oft heißt es nicht in der Homerischen Erzählung: „So saßen wir denn den ganzen Tag bis zum Untergange der Sonne, unsäglich viel Fleisch und süßen Wein schmausend!" Es gehörte der fröhliche Genuß des Mahles einmal zur heiteren und derben Sinnlichkeit jener Weltanschauung, was am deutlichsten Odysseus an der Festtafel des Alkinoos in Scheria sagt, indem er in die Worte ausbricht: „Ich behaupte, daß es kein angenehmeres Ziel giebt, als wenn Frohsinn ein gesammtes Volk erfüllt und die Gäste im Palaste einem Sänger lauschen, der Reihe nach sitzend, während die Tische voll Brod und Fleisch sind und der Mundschenk, aus dem Mischkessel Wein schöpfend und herumtragend, die Becher vollschenkt: das dünkt mir im Herzen etwas Herrliches zu sein!" Die Veranlassung zu dieser von Platon und Lukian getadelten Aeußerung und ihr Accent liegt aber doch im Gesange des Barden. Das bloße Essen und Trinken gilt schon den Hellenen dieser Periode nicht als eigentlicher Genuß und Schmuck des Mahles, sondern eben die geselligen Freuden, besonders Tanz, Musik und Erzählung. Selbst die Bettler bedienen sich unter einander des Schimpfwortes „Fresser", und von dem berüchtigten Iros sagt der Dichter, er habe sich darin ausgezeichnet, „mit wahnsinnigem Magen ununterbrochen zu essen und zu trinken." Auch der fromme Sinn fehlte nicht, da ja bei den Hauptmahlzeiten das Schlachtthier zugleich Opferthier war und man dabei nie versäumte, den Göttern eine Spende darzubringen.

Die Hauptnahrung der Homerischen Helden bestand in gebratenem Fleische von Rindern, Schweinen, Schafen, wilden Ziegen und Hirschen. Die Zurichtungsart war sehr einfach. Die Thiere wurden gehäutet (die Schweine gesengt), in Stücke zerschnitten, an Bratspießen über dem Feuer gewendet und endlich vor dem Anrichten mit Mehl bestreut. Als das Leckerste wurden Ehrengästen Rückenstücke vom Rinde vorgelegt, und sowie Telemach und Nestor's Sohn, Peisistratos, bei dem Hochzeitsmahle in Sparta die Ehrenportionen bekamen, welche man vorher dem Könige Menelaos selbst vorgelegt hatte, machten nach

Herodot auch in der Folge die spartanischen konstitutionellen Herrscher auf den Lendenbraten beim Opferschmause Anspruch. Ueberhaupt pflegte jedem Gaste und auch den Hausgenossen ihre Fleischportion vorgelegt zu werden, eine Sitte, die später noch bei den spartanischen Männermahlen und auch anderwärts bei gemeinschaftlichen Opferschmäusen vorkam, aber von Plutarch als mit der verschiedenen Weite der Mägen nicht harmonirend und an die mathematische Gleichheit der Speisehansrationen erinnernd, getadelt und verspottet wird. Der Ferkelbraten scheint den Jungen jener Recken zu weichlich vorgekommen zu sein; denn Eumäos, der Schweinhirt, entschuldigt sich gegen seinen Gast Odysseus wegen dieser Speise in folgenden Worten: „Iß nun, o Fremdling, was da für die Knechte vorhanden ist, Ferkelfleisch; die Mastschweine aber essen die Freier." Später kam das verachtete Ferkel wieder zu großen Ehren und schon bei Aeschylos heißt es: „Ich lege dieses wohl gesäugte Ferkel in die rauschende Pfanne. Denn welches Gericht könnte es geben für einen Mann, besser als dieses?" Dagegen verschmähten die Freier der Penelope nicht eine Art von Blutwurst, welche aus Geismagen, mit Fett und Blut gefüllt, bestand. Eine solche Magenwurst setzten sie als Siegespreis aus für die sich boxenden Bettler Iros und Odysseus. Auch sie wurde nicht gekocht, sondern gebraten und den schlaflosen, unausgesetzt über das Verderben seiner Feinde nachsinnenden Odysseus vergleicht der Dichter naiv genug einem Manne, „der bei hell flackerndem Feuer einen mit Fett und Blut gestopften Magen geschickt hin und her wendet und ihn schnell gebraten wünscht!" Selbst die Kinder der Edeln wurden bald an nährende Fleischkost gewöhnt, wie denn Hektor's Söhnlein Astyanax „auf des Vaters Knieen Rückenmark aß und das fette Schmalz von Schafen." Merkwürdig ist es dagegen, daß bei Aufzählung der Speisen des Federviehes nie Erwähnung geschieht. Die Vogelbeize vermittelst abgerichteter Geier wird nur eine noble Passion gewesen sein und es scheint, als ob selbst die Gänsezucht von Helena und Penelope nur deshalb getrieben wurde, weil bei den Griechen überhaupt die Gans ein wegen seiner Schönheit bewundertes und beliebtes Hausthier war. Als daher bei der Abreise Telemach's aus Sparta ein Adler eine „riesige, weiße, im Hause aufgefütterte Gans" raubt, folgen ihm Männer und Weiber schreiend, damit er den Raub fallen lasse, und Penelope weint und schluchzt selbst im Traume über die Ermordung ihrer zwanzig Weizen fressenden Gänse durch einen Adler.

Noch auffallender aber ist bei der großen Beliebtheit der Fische in späterer Zeit, daß dieselben von Homer niemals unter den Gerichten der Tafel erwähnt werden. Schon den Alten fiel dies auf und Platon schreibt in seinem Buche über den Staat: „Du weißt, daß Homer seine Helden im Felde weder mit Fischen bewirthet, während sie doch am Hellespont lagerten, noch mit gekochtem Fleisch, sondern nur mit Braten, was für Soldaten auch wol am

bequemsten ist; denn es ist doch allenthalben leichter, das Feuer selbst zu gebrauchen, als sich mit Kochgeschirr zu schleppen." Allein diese Erklärung vom militärisch praktischen Gesichtspunkte aus ist nicht stichhaltig, da auch die Freier im Hause des Odysseus nie Seethiere genießen, obgleich das Meer um Ithaka so reich an Produkten war. Im Gegentheil betrachtete man überhaupt die Fischkost als gemein, als die Nahrung der Aermsten im Volke, und daraus erklärt sich der Widerspruch, daß Homer zwar des Fischfanges gedenkt und den Fischreichthum unter den Segnungen eines Landes aufführt, aber doch seine handelnden Personen nur zweimal in Fällen großer Noth, nachdem alle Lebensmittel ausgegangen waren, zu den Fischen greifen läßt, zuerst die Gefährten des Menelaos an der ägyptischen Küste, „die immer um die Insel schweifend mit gekrümmten Angelhaken fischten, während Hunger den Magen aufrieb," und dann die Leute des Odysseus auf der Insel des Helios, die auch nur „aus Noth" auf Fische und Vögel Jagd machten. Daß wenigstens in solchen Lagen auch die Auster gegessen wurde, erkennt man aus dem Spotte, in dem sich Patroklos über den kopfüber vom Wagen stürzenden Wagenlenker Hektor's ergeht: „Wenn dieser Mann im fischreichen Pontos wäre, könnte er Viele sättigen, Austern suchend, indem er vom Schiffe hinabspränge, wenn auch bei stürmischer See."

Wie die Fische dienten wol auch verschiedene Gemüse (der Dichter nennt Kichererbsen, Saubohnen, Zwiebeln und Mohn) und Obstarten (Feigen, Oliven, Granaten, Birnen und Aepfel) dem Volke zur Nahrung. Die Zwiebel setzt auch der greise Nestor neben frischem Honig in seinem Zelte seinen Gästen vor „als eine passende Zukost zum Wein". Aber auch hierin änderte sich später der Geschmack und Plutarch sagt, diese Zugabe sei passender für Matrosen und Schiffer gewesen, als für Könige! — Zum Fleische essen die Vornehmen nur Brot, bereitet aus dem auf Handmühlen von Weibern gemahlenen Weizen, den Homer, sowie die Gerste, „das Mark der Männer" nennt. Das grobe Gerstenmehl wurde wol auch in breiartigem Zustande genossen. Wenigstens nimmt Telemach auf Athena's Rath Mehl mit auf die Seereise und auf dem Schilde des Achilleus wird für die Schnitter von Weibern eine Mehlspeise bereitet, während Herolde abseits einen Stier schlachten und zurichten. Endlich liebte man eine dicke Kaltschale, zusammengebraut aus starkem pramnischen Wein, Honig und Ziegenkäse; dieselbe blieb in späterer Zeit ein hellenisches Labsal, wenn man auch Mehl nahm anstatt des Käses, der in der griechischen und römischen Küche eben so unvermeidliche Zuthat ist, wie heute in der norddgermanischen die Milch! Um die Milch zum Gerinnen zu bringen, wendete man den Saft des Feigenbaumes an.

Von Benutzung des Olivenöles in der Kochkunst, das in der historischen Zeit die Stelle der Butter und des Schmalzes vertrat und heute noch dem

Nordländer die Tafelfreuden des Südens vergällt, findet sich bei Homer noch keine Spur. Das Fleisch wurde im eigenen Safte gebraten. Unsere Butter stammt wol ihrem Namen nach aus Griechenland, wurde aber nie den Speisen zugesetzt, sondern ausschließlich als Medikament für Menschen und Vieh verwendet, äußerlich als Pflaster, innerlich gegen Vergiftung, Husten und Obstruktion. In einem Fragmente des Komikers Anaxandridas werden die Thraker „Butteresser" genannt und der Periegat Hekatäos erzählt ebenfalls von den Bewohnern jener Gegenden als etwas Merkwürdiges, daß sie Bier tränken und sich mit „Milchöl" salbten! Plinius aber sagt im Allgemeinen: „Aus der Milch wird auch Butter gemacht; dies ist eine sehr beliebte Speise barbarischer Völker und ihr Besitz trennt die Reichen vom Pöbel." Dabei denkt er vorzüglich an die Germanen, denen auch die Bereitung des Quarks wohlbekannt war. Aber auch sie, wie die Kelten und Slaven, hatten die leidige Sitte, die Butter an Stelle der Pommade zu verwenden. Plutarch erzählt, es sei einst zu Berenike, der Gattin des galatischen Fürsten Dejotaros, eine Spartanerin gekommen. Als sich aber die beiden Frauen näherten, wendeten sie sich sofort von einander ab, die eine, weil sie den Geruch der Salbe, die andere, weil sie den der ranzigen Butter unausstehlich fand! Daß endlich im heroischen Zeitalter die Gerichte mit Salz gewürzt wurden, ist aus mehreren Stellen Homer's ersichtlich, besonders aus denen, wo von Menschen, tief im Binnenlande, die Rede ist, „welche das Meer nicht kennen und keine mit Salzkörnern gemischte Speise essen."

Hinsichtlich des Geschmackes, den die späteren Griechen bei ihren Mahlzeiten zu erkennen gaben, und des höheren oder geringeren Werthes, den sie in Quantität und Qualität auf die Tafelgenüsse überhaupt legten, muß man wohl unterscheiden nach dem verschiedenen Charakter der einzelnen Stämme. Im Allgemeinen aber begnügte man sich während der guten Periode in Hellas mit einfacher Kost. Diese Anspruchslosigkeit und Mäßigkeit bildete besonders mit dem Tafelluxus der persischen Könige und Magnaten einen auffallenden Kontrast, bei denen das Fleisch in Unmasse und ein reichlicher Nachtisch Sitte war. So sagt denn auch Herodot: „An ihrem Geburtstage halten sie es für billig, ein volleres Mahl, als sonst, aufzutragen, und die Reichen lassen sich dann einen Stier, ein Pferd, ein Kameel, einen Esel, ganz im Ofen gebraten, vorsetzen; die Aermeren verspeisen aber kleineres Heerdenvieh. Die Perser haben wenig Gerichte, aber Vielerlei zum Dessert und zwar Eines nach dem Anderen. Eben darum behaupten sie auch, die Hellenen hörten hungrig auf zu speisen, weil ihnen nach der Mahlzeit nichts aufgetischt werde, das der Rede werth sei; würde ihnen etwas aufgetischt, so hörten sie wol nicht auf zu essen." Darum läßt auch Aristophanes in den „Acharnern" den aus Persien zurückgekehrten Gesandten erzählen: „Dann lud uns der König zu Tafel und setzte uns ganze

geschmorte Rinder vor," worauf der ehrliche Landmann Dikäopolis schreit: „Wer sah wol je ganze geschmorte Rinder? Ueber die Aufschneiderei!" Recht bezeichnend ist auch für diesen Unterschied die Aeußerung des Königs Pausanias, der sich nach der Schlacht bei Platää die herrliche Mahlzeit des persischen Feldherrn anftragen ließ und beim Anblicke derselben höhnisch ausrief: „Bei den Göttern! Ein rechter Gourmand war doch dieser Perser, daß er, im Besitze von so Vielem, zu unserem Brei gekommen ist!" Und mit Recht konnte auch der Spartaner Demarat zum König Xerxes sagen: „In Griechenland ist die Armuth zu Hause," und der Komiker Antiphanes die Hellenen „arme Schlucker" und „Blätterfresser" nennen.

Die äolischen Thessaler freilich, die in materiellem Wohlstand lebten, zeigten große Neigung zu den grobsinnlichen Genüssen und waren als Schwelger und Verschwender berüchtigt. Ihr Hunger war sprichwörtlich, und „thessalisch vorschneiden" hieß, große Stücke machen. Neben ihnen florirten die Böoter im Rufe der Vielesserei und Gutschmeckerei. Ihre sumpfigen Niederungen waren reich an Produkten, die dem Magen zusagten, besonders an fetten Gänsen, Hühnern und Enten, Hasen und prächtigen Aalen, und bei nicht zu leugnendem Mangel an geistiger Empfänglichkeit suchten sie Entschädigung in den Genüssen des Gaumens, wenn auch weniger mit raffinirter Leckerhaftigkeit als bäurischer Gefräßigkeit. Die komischen Dichter ihrer spottsüchtigen Nachbarn, der Athener, wimmeln von Anzüglichkeiten in dieser Hinsicht. Unter Anderem heißt es bei Eubulos: „Hierauf kamen sie nach Theben, wo man Tag und Nacht zu Tische sitzt und jeder seine Dungstätte vor der Thüre hat und wo es für einen satten Sterblichen weiter kein höheres Gut giebt." Polybios berichtet, daß unter den Thebanern nach der Zeit ihrer Glanzperiode die größte Liederlichkeit geherrscht habe, so daß die Kinderlosen ihr Vermögen gemeinschaftlich mit guten Freunden verpraßten und auch die Familienväter den größten Theil ihrer Habe den Tischgästen zuwendeten. Damit stimmt es vollkommen, wenn Kleitarchos, der Geschichtschreiber, behauptet haben soll, das ganze Vermögen der thebanischen Bürger bei Eroberung der Stadt durch Alexander, den Großen, habe nicht viel mehr als 2 Millionen Mark betragen. Bei dem großen Diner, welches der Thebaner Attachinos dem General Mardonios nebst fünfzig Kavalieren aus dessen Suite gab, soll es nach Athenäos Pasteten, Backfische, Sardellen, Würste und Schinken mit Erbsenmuß gesetzt haben, wenn nicht auch diese Speisekarte der übeln Nachrede ihren Ursprung verdankt! Denn weit in die römische Kaiserzeit hinein klebte der Vorwurf des Schlaraffenlebens den Böotern an und noch Plutarch erzählt, daß sein Bruder Lamprias bei einem Schmause in Eleusis wegen seines böotischen Appetites geneckt worden sei.

Die Korinther, Argiver und Eleer genossen eines kaum besseren Rufes. Die Mahlzeiten der an altväterischer Sitte festhaltenden Arkader waren sehr

reichlich und bestanden nach **Hekatäos** fast ausschließlich aus Grütze und Schweinefleisch. Die Einfachheit der spartanischen Kost ist ebenfalls bekannt. Bei den gemeinschaftlichen öffentlichen Mahlzeiten, zu denen jeder monatlich 78 Liter Gerstengrütze oder Mehl, 26 Liter Wein, 4 Pfund Käse, dritthalb Pfund Feigen und zehn äginetische Obolen (1 Mark 70 Pf.) an Geld beizutragen hatte, war das tägliche Hauptgericht die berühmte spartanische Blutsuppe, um deren willen sich einst einer der pontischen Könige einen Koch aus Sparta verschrieb. Sie wurde aus dem in seinem Blute gekochten Schweinefleisch bereitet und nur mit Essig und Salz gewürzt, glich also einigermaßen unserem Schwarzsauer. Käse, Oliven und Feigen bildeten den Nachtisch. Dabei war es jedoch dem Einzelnen unverwehrt, als freiwilligen Zuschuß zu den Mahlzeiten seine Jagdbeute oder Erträgnisse seiner Viehzucht sowie auch Weizenbrot den Tischgenossen zum Besten zu geben, und diese Gerichte waren dann zur Suppe das Nachgericht. So hatten denn die spartanischen Damen, die, von den Syssitien ausgeschlossen, allein zu Hause speisen mußten, nicht nöthig, sich argwöhnischen Gedanken über die Ausgaben und den Aufwand ihrer Männer hinzugeben! Bei solennen Festen und Opfermahlzeiten verstieg man sich etwas höher, schlachtete Ziegen und bewirthete die Gäste unter Zelten mit Mehlbrei, Weizenbrödchen, frischem Käse, Wurst, Fleisch und verschiedenen Hülsenfrüchten. Ein Beispiel von spartanischer Genügsamkeit liest man bei **Plutarch**. Ein reisender Spartaner kaufte sich in einer Herberge einen kleinen Fisch und gab denselben dem Wirthe zum Zurichten. Als dieser aber auch Käse, Essig und Oel dazu forderte, antwortete er: „Ja, wenn ich Alles dies gehabt hätte, würde ich mir nicht den Fisch gekauft haben.“ Bezeichnend ist auch die von **Athenäos** angeführte Aeußerung eines Sybariten, der in **Sparta** an der öffentlichen Speisung theilnahm: „Nun wundere ich mich nicht mehr, daß die Lakedämonier unter Allen die Tapfersten sind. Denn mancher Vernünftige würde wol tausendmal lieber sterben, als mit so armseliger Kost sich sättigen.“ Freilich bildete auch die raffinirte Ueppigkeit der Sicilier, Tarentiner und Sybariten einen argen Gegensatz zu der spartanischen Sittenstrenge. **Platon** stellt in dem Buche über den Staat den syrakusischen Tisch und das Vielerlei der sicilischen Küche mit der korinthischen Hetärenwirthschaft in eine Linie des Tadels und **Diodor** nennt die Sybariten Bauchknechte und Wollüstlinge.

Die athenischen Mahlzeiten zeichneten sich dagegen ebenfalls durch Einfachheit aus und werden deshalb öfter von den Lustspieldichtern bespöttelt. Ein Parasit, den man fragte, ob ihm die athenische Tafel besser behagte oder die in Chalkis, antwortete, die Entrées in Chalkis wären ihm lieber als die ganze Mahlzeit in Athen. Noch während der makedonischen Diadochenperiode, wo der Tafelluxus in Attika sehr gestiegen war, läßt der Komiker **Lynkeus** einen Gast zum Koche sprechen: „Mein Wirth, der heute opfert, ist aus Rhodos,

ich aber, der Geladene, aus Perinth. Keiner von uns liebt die attische Küche. Man trägt da eine große Schüssel auf, in welcher fünf kleine Schüsselchen sich befinden; davon enthält das eine Knoblauch, das andere zwei Seeigel, das dritte eine süße Mehlspeise, das vierte zehn Austern, das letzte ein wenig Fischsauce. Während ich nun esse, läßt mein Nachbar etwas Anderes verschwinden, während Jener aber ißt, vertilge ich dieses. Ich möchte nun aber gern, mein Bester, sowol von Jenem als auch von Diesem; allein mein Wunsch ist unerfüllbar, denn ich habe keinen fünffachen Mund. Die Sächelchen gewähren wol einen bunten Anblick, taugen aber nicht für den Magen; man füllt wol den Mund, wird aber nicht satt." Vereinigen sich nicht hierin die Klagen über Pariser Portionen und nordamerikanische Anrichteweise? Es scheint überhaupt, als ob der Athener den Genuß des Bechers, den er in dem auf das Mahl folgenden Symposion fand, den Freuden der Gutschmeckerei vorgezogen habe. Nirgend wird in den von Platon und Xenophon hinterlassenen Symposienschilderungen der vorangegangenen Gerichte Erwähnung gethan, obgleich in den Häusern des Agathon und des als Verschwender bekannten Kallias die Küche wohlbestellt gewesen sein wird. Platon selbst speiste höchst frugal und Plutarch wie Aelian erwähnen, daß der General Timotheos nach einem so einfachen und mit geistreicher Unterhaltung gewürzten Mahle geäußert habe: „Wer bei Platon zu Abend speist, befindet sich auch am nächsten Tage wohl," oder nach einer etwas ironischeren Version: „Ihr speist recht gut, mehr aber für den folgenden Tag, als für den betreffenden." Von den Bürgern seines idealen Staates meint derselbe Philosoph, sie sollten sich von Brot und Brei aus Gerste und Weizen nähren, und empfiehlt ihnen als Zukost: Salz, Oliven, Käse, Zwiebeln und Gemüse „wie sie auf dem Lande gekocht werden". Er geht damit auf die Sitte der alten Zeit zurück, die sich noch später im Leben der Armen und beim Felddienst wiederholte. Solon soll den im Prytaneion auf Staatskosten Speisenden Brot nur an Festtagen, sonst Mehlbrei vorzusetzen befohlen haben. Der Dichter Chionides sagte in seinen „Bettlern", wenn die Athener im Prytaneion die Dioskuren mit einem Frühstücke bewirtheten, so trügen sie Käse, Brei, reife Oliven und Lauch auf zum Andenken an die alte Lebensweise.

Das Knoblauchessen und die Käsekost ist bei Aristophanes ein immer wiederkehrendes Symptom des Soldatenlebens und der Feldherr Lamachos speist in den „Acharnern" Salz, mit Thymian abgerieben, Knoblauch und alten Salzfisch. Jene Lazzaroni Athens aber, welche am achten Tage jedes Monates im Theseustempel mit magerer Suppe abgefüttert wurden, sonst aber die der Göttin Hekate geweihten Töpfe mit gekochten Hülsenfrüchten zu plündern pflegten und in der kalten Jahreszeit sich an den heißen Oefen der Badestuben wärmten, waren noch schlimmer daran: sie kochten sich nach Aristophanes statt

nährender Brote Malvengemüse und statt Mehlbreis die Blätter des mageren Rettigs. Bei dem Komiker Alexis werden als Bestandtheile der Bettlermahlzeiten genannt: ein wenig Gerstenbrei, Bohnen, Lupinen, Grünzeug, Rüben, Schoten, Wicken, Bucheckern, Zwiebeln, Baumgrillen, Erbsen, wilde Birnen und Feigen. Die herumstreichenden kynischen Philosophen der späteren Zeit füllten ebenfalls ihre stets hungrigen Mägen mit solcher Kost, besonders mit Lupinen, und Lukian läßt darum Menippos dem stygischen Charon auf die Frage nach dem Inhalte seines Ranzens antworten: „Lupinen, wenn Du willst, und das Mahl der Hekate.“ Krates aus Theben, ein Schüler des Diogenes, der auch ein „Lob des Linsenmußes“ geschrieben hat, antwortete auf die Frage, welchen Gewinn er der Philosophie verdankte: „Täglich meine Kanne Lupinen und Befreitsein von Sorgen.“

Doch würde man irren, wenn man viele der genannten vegetabilischen Naturprodukte bloß als einen Nothbehelf für die Armuth ansehen wollte: sie bildeten auch gerade die Hauptbestandtheile der alltäglichen bürgerlichen Küche. Zuerst war die von uns bisher „Mehlbrei“ genannte Maza, die eigentlich in einem Teige aus Gerstenmehl bestand, welcher in einer Form getrocknet und vor dem Genusse mit Wasser befeuchtet ward, das hellenische Nationalgericht. Am deutlichsten beweist dies schon der oben erwähnte Ausruf des Pausanias. Auch Athenäos nennt diese Speise eine „im Volke gebräuchliche und gemeinschaftliche“, und in der „Frauenherrschaft“ des Aristophanes antwortet Praxagora, als sie gefragt wird, wie ein Raufbold büßen soll, nachdem er im Rausche Unbilden verübt: „Das büßt er an der Maza, mit der er genährt wird. Denn wenn Du die Kost ihm beschneidest, dann übt er nicht leicht wieder Gewalt.“ Das wirkliche, aus Weizenmehl bestehende Brot war, wie bei uns, je nach der Beimischung oder Absonderung der Kleie, weiß oder schwarz. Das beste war das zu Athen gefertigte Achillesbrot. Man buk die Brote theils im Ofen, theils röstete man sie am Spieße über dem Feuer. Gerstenbrot galt als bäurische und sklavische Kost. Die Säuerung scheint nicht bei allen Sorten stattgefunden zu haben; wenigstens ist es auffallend, daß bei dem Gastmahle, welches der thrakische Fürst Seuthes den Offizieren von Xenophon's Armee gab, die Brote ausdrücklich als „gesäuerte“ bezeichnet werden. Uebrigens pflegte man das Brot vom Bäcker zu kaufen, der seine Waare durch Hökerinnen vertreiben ließ, welche an Brutalität mit den Fischhändlerinnen wetteiferten.

Linsen- und Erbsenmuß und besonders Bohnen werden als gewöhnliche Hausmannskost am öftesten von den Komikern genannt. „Gäste wollen wir bewirthen,“ singt der Frauenchor in der „Lysistrata“, „aus Karystos kommen welche, feine und edle Männer; Hülsenmuß habe ich noch, habe auch ein geschlachtetes Ferkelchen, Euch zu laben an dem zarten, weichen Fleisch.“ So giebt es auch Theophrast als ein Merkmal des Stumpfsinnigen an, daß derselbe,

wenn er sich auf dem Lande ein Linsengericht koche, zweimal Salz in den Topf werfe und das Essen ungenießbar mache. Zwiebeln und Knoblauch wurden in großen Quantitäten aus dem benachbarten Megara eingeführt. Aus dem Knoblauch bereitete man auch einen Salat oder verwendete ihn als Würze der Fische. Auch Spargel, Artischoken, Lattich, Rettig, Kohl, Schwämme und andere Gemüse wurden häufig verspeist.

Die gewöhnliche Zukost bildeten gesalzene Fische, besonders aus der Klasse der Thunfische, die in ungeheuern Massen aus Byzanz und überhaupt dem Schwarzen Meere importirt wurden. Sie waren in Athen sehr billig. „Wohlfeiler als Salzfisch“ war eine sprichwörtliche Redensart, und Athenäos führt aus einem Lustspiele die Worte an: „Ich kaufte mir von einem trefflichen Salzfischhändler einen sehr großen Fisch, eine Drachme werth, für zwei Obolen; den können wir in drei, ja, in zwölf Tagen nicht aufzehren, so groß ist er.“ Am gewöhnlichsten wickelte man die Pöklinge, mit Oel bestrichen, in Blätter und briet sie in heißer Asche. Von den frisch gefangenen Fischen bildete eine Art Sardellen oder Sprotten eine Hauptnahrung der Bevölkerung Athen's. Sie wurden am vorzüglichsten gerade in der phalerischen Hafenbucht gefangen und von ihrer Wohlfeilheit scheint die gute Stimmung des Volkes sehr abhängig gewesen zu sein. So erzählt der Wursthändler in den „Rittern“ des Aristophanes, er habe sich einen Kranz als Belohnung durch die Botschaft verdient, daß die Sardellen troß des Krieges im Preise fallen würden, so daß man vielleicht hundert Stück um einen Obolos kaufen könnte; der Rath habe daher beschlossen, dem Kriege seinen Lauf zu lassen und er selbst sich noch außerdem die Gunst des Pöbels erworben, indem er Koriander und Knoblauch als Fischgewürz umsonst vertheilte! Sowie dann auf dem Fischmarkte den Fischhökern verboten war, ihre Fische mit Wasser zu begießen, um sie zu schnellerem Verkaufe zu nöthigen und die Preise herabzudrücken, schlägt er auch den Prytanen vor, den Töpfern ihre Gefäße wegzunehmen, um durch den Mangel an Töpfen denselben Zweck zu erreichen! Die athenische Sardelle war übrigens so zart, daß sie fertig gebraten war, sobald nur das Oel in der Pfanne aufzischte, und man sagte deshalb, sie dürfe bloß „das Feuer sehen“. Eine Aufzählung der vielen See- und Flußfische, die in der griechischen Küche zur Verwendung kamen, würde hier zu weit führen. Ausdrücklich erwähnen Plutarch und Athenäos, daß die Leckerhaftigkeit und Gutschmeckerei in Hellas nicht in der Liebhaberei zu Fleischgerichten, sondern in dem lüsternen Hange zur Ichthyophagie bestand und all die unzähligen Anekdoten, welche der Deipnosophist über Eßkünstler zusammengestoppelt hat, von dem Dichter Philoxenos an, der einen ellenlangen Meerpolypen bis auf den Kopf verzehrt hatte und, als er vom Arzte hörte, daß die hieraus entstandene Indigestion nothwendig seinen Tod herbeiführen würde, sich den Rest seiner Lieblingsspeise auftragen ließ,

6 *

bis zu dem gemeinen Schlingel herab, der bei einem Gastmahle in eine Schüssel spuckte, um deren delikaten Inhalt allein zu genießen, fallen in das Gebiet der Fischesserei. Gab es doch sogar einst zu Athen einen Fanatiker der Fischsiedekunst, welcher, von Haus zu Haus gehend, die Kessel und Pfannen untersuchte und, wo er es für nöthig hielt, eigenhändig Gewürze hinzufügte!

Nur der Aale sei hier noch gedacht, von denen die größten und schmackhaftesten der Kopaissee in Böotien lieferte. Wie hoch diese in Athen geschätzt wurden, geht aus vielen Stellen hervor. Als Lysistrata in dem gleichnamigen Lustspiel des Aristophanes den Wunsch ausspricht: „Möchten doch alle Böoter zu Grunde gehen!" sagt Kallinike: „Nicht alle, nein! die Aale, hoffe ich, nimmst Du aus;" und da der Böoter in den „Acharnern" seine Waaren anpreist, antwortet Dikäopolis: „O Du, der die den Menschen süßesten Bissen bringt, laß mich sie anreden, wenn es Aale sind!" und spricht dann zu den Knechten: „Tragt den Bratrost her und den Blasebalg! Schaut hier, Kinder, den allerschönsten Aal, der, heiß ersehnt, erst im sechsten Jahre kommt! Auch im Tode möchte ich nicht von ihm getrennt sein, wenn ihn Mangold einhüllt!" Er wurde nämlich entweder in Mangoldblättern gebraten, oder mit Salz und Wohlgemuth in Wasser gekocht, oder marinirt. Die den Römern unter dem Namen garum bekannte, aus den Eingeweiden der Makrele und des Thunfisches gewonnene Fischlake, war bereits in Griechenland sehr beliebt, ebenso wie man Austern und Schildkröten nicht verschmähte. Der Fischmarkt war also für die Gourmands ein sehr wichtiger Ort, und da die Herren bekanntlich selbst ihre Markteinkäufe zu besorgen pflegten, so mag es ein ergötzlicher Anblick gewesen sein, beim Ertönen der den Beginn des Verkaufes anzeigenden Signalglocke Jung und Alt in die Schranken des Fischmarktringes einströmen zu sehen!*)

Zu Fleischspeisen wurden Rinder, Schafe, Ziegen und Schweine verwendet. Auch fetter Eselsbraten, besonders das Bauchstück, galt für einen Leckerbissen. Das Ziegenfleisch hielt man für das nahrhafteste. Das Schweinefleisch verstand man bereits einzusalzen und zu räuchern. Auch die Wurstmacherkunst der heroischen Zeit war nicht verloren gegangen; nur daß man jetzt die Därme stopfte und dem Blute und Specke zuweilen schon nach gut norddeutscher Manier Grütze zusetzte. „Etwas Langes ist der Drache," sagt Aristophanes in den „Rittern", „lang ist auch die Wurst. Blutsäufer ist der Drache; Blut säuft auch die Wurst." Die Wurstverkäufer am Markte waren die angesehensten; die niedrigeren hielten an den Thoren feil und füllten nach Aristophanes ihre Würste wol auch mit Hunde- und Eselsfleisch!

---

*) Vergl. Band I, XVIII. S. 235.

Hinsichtlich des Wildprets trifft der römische Dichter Martial vollständig den griechischen Geschmack, wenn er schreibt: „Wenn etwas nach meinem Urtheile sicher ist, so ist der erste Leckerbissen unter den Vögeln die Drossel, unter den Vierfüßlern der Hase." Dieser, scherzhaft „Rauchfuß" genannt, war für den Athenienser eine große Delikatesse, und um unser „Schlaraffenleben" zu bezeichnen, sagte das attische Sprichwort: „In lauter gebratenen Hasen leben." In den „Rittern" wissen der Wursthändler und Kleon dem Repräsentanten des Volkes nichts Besseres aufzutischen, als Hasenbraten, und in den „Acharnern" ruft am Kannenfeste Dikäopolis seinem Gesinde zu: „Auf! Siedet, bratet, dreht den Spieß, zieht ungesäumt die Hasen ab, bringt die Gabeln her, die Drosseln dran zu stecken!" Der berühmte Gastronom Archestratos, ein Sicilier (um 350 v. Chr.), der alle damals bekannten Länder durchreiste, nur zu dem Zwecke, um die Produkte derselben hinsichtlich ihrer kulinarischen Brauchbarkeit zu untersuchen, und die Resultate seiner Forschungen in einem poetischen Werke niederlegte, welches der Stoiker Chrysippos „die Mutterstadt der epikureischen Philosophie" nannte, würde freilich unseren Geschmack in Zurichtung Freund Lampes nicht getroffen haben; denn er sagt, man solle ihn heiß vom Spieße weg essen, einfach mit Salz bestreut, und solle sich nicht scheuen, wenn das Fleisch noch etwas roh und blutig sei; „die anderen Bereitungsweisen," fährt er fort, „sind mir zu künstlich: das Uebergießen mit Fett, die Verwendung von zu viel Käse und Oel, als briete man einen Meerhecht." Die Drosseln vertreten dem Sinne nach unsere „gebratenen Tauben", wenn der Komiker Telekleides an einer Stelle sagt: „Gebratene Drosseln mit Milchkuchen flogen ihm ins Maul." Außer ihnen briet man gern Rebhühner, Wildtauben, Enten, Gänse, Amseln, Staare, Wachteln, Häher, Dohlen und Finken. Das Hühnerfleisch wurde ebenfalls hoch geschätzt. Nach Plinius, dem Aelteren, waren die Bewohner der heiligen Insel Delos die Erfinder der Hühnermast und des Kapaunens.

Die Gewürze, welche die griechische Kochkunst in Anwendung brachte, waren außer Salz, das Megara in Athen importirte, und Essig, der am besten aus dem attischen Flecken Sphettos bezogen wurde, besonders Thymian, Sesam, Kümmel, Wohlgemuth, Kresse, Lauch, Koriander, Kapern, Fenchel, Anis, Senf, Raute, Salbei und das räthselhafte Silphion, das aus dem afrikanischen Kyrene eingeführt wurde, eine doldenartige Pflanze, deren Saft als Arznei Wunder that, deren Stengel als Küchenkraut an keiner edeln Fischsauce fehlen durfte. Nachdem es stets mit Silber aufgewogen worden war, starb es in seinem Vaterlande zur Zeit der ersten römischen Kaiser gänzlich aus und dem Kaiser Nero schickte Kyrene als eine kostbare Merkwürdigkeit einen einzigen, vielleicht den letzten Silphionstengel! Der Pfeffer war wol bekannt, man scheint aber nicht damit gepfeffert, sondern ihn, wie allerlei Salate, würzige

Kräutergerichte und Schalthiere, nach der eigentlichen Mahlzeit als Reizmittel zum Trinken gebraucht zu haben. Später traten diese Pickles an die Spitze und den Nachtisch bildeten dann Käse, allerhand Früchte und Backwerk, zuweilen auch wieder Fleischspeisen, besonders thessalische Geflügelpasteten. Während man den frischen inländischen Käse als Zuthat zum Kochen und Backen nahm, liebte man beim Dessert den sicilischen, aber auch den aus Achaja, Lakonien, Böotien, besonders aus Kythnos und Keos. Nüsse, Mandeln, Rosinen, Damaszenerdatteln, Oliven und die ausgezeichneten attischen Feigen gesellten sich zum gewöhnlichen Obst, neben Maulbeeren, Mispeln, Brombeeren und selbst getrocknetem Hanf. Die Kuchen bestanden aus Mehl, Käse oder Sesam, Oel und Honig. Was endlich die Aufeinanderfolge der Gerichte anlangt, so hat eine große Mannigfaltigkeit stattgefunden. Dikäopolis in den „Acharnern" beginnt sein Mahl mit Hasenpfeffer, worauf Salzfisch, Drosseln und Tauben, Hasenbraten, Magenwurst und endlich mit Honig beträufelter Kuchen folgen.

Bei größeren Diners und festlichen Gelegenheiten, wo die Kunst und Kraft der Hausfrau nicht ausreichte, pflegten die Griechen sich Köche zu miethen, die neben dem Geschirrmarkte in Athen, auf Bestellung wartend, sich aufzuhalten pflegten. Sie bildeten bei den Komikern ihres Dünkels und ihrer Aufschneiderei wegen besondere Charakterfiguren. Auch fremde Köche ließen sich in Athen nieder und die gesuchtesten unter diesen blieben die sicilischen. Letztere schriftstellerten sogar über ihre Kunst; denn schon zu Platon's Zeit existirte ein sicilisches Kochbuch. Solche Köche pflegten übrigens beim Beginn des Gastmahles dem Hausherrn ihre Speisekarte vorzulegen.

Bei den Römern steht die frühere Einfachheit und Genügsamkeit zu dem späteren Raffinement des Tafelluxus in einem Kontrast, der mit den griechischen Zuständen kaum einen Vergleich zuläßt und der seine Erklärung nicht bloß in den sich in Rom anhäufenden Reichthümern, verbunden mit dem Kennenlernen des asiatischen Luxus, sondern hauptsächlich in einer zu solchen Genüssen überhaupt geneigteren Charakterseite der römischen Natur finden kann. Die Lebensweise der älteren Römer war höchst einfach. Wie bei den Griechen die Maza, vertrat in Latium der Dinkel- und Weizenmehlbrei lange die Stelle des Brotes. Bei Valerius Maximus heißt es über die alte Zeit: „Die größten Männer trugen kein Bedenken, vor Aller Augen zu Mittag und Abend zu speisen, und hielten kein Mahl, das sie sich gescheut hätten, den Augen des Volkes bloß zu stellen. Sie waren so auf Enthaltsamkeit bedacht, daß bei ihnen der Gebrauch des Breies häufiger vorkam, als der des Brotes." Dasselbe sagt auch Plinius, und Juvenal setzt zu einer Schilderung der ärmlichen Vorzeit noch hinzu: „Für die älteren Söhne, die vom Pflug heimkehrten, dampften große Töpfe voll Mehlbrei." Wie in Hellas blieb auch bei den Römern in späterer

Zeit der Mehlbrei (puls) eine Kost des gemeinen Mannes. Plautus nennt die Römer ein paarmal „Breiesser“, und Martial erwähnt nicht nur unter den Bestandtheilen eines Mahles, zu dem er einen Freund einladet, „ein auf schneeigem Brei liegendes Würstchen,“ sondern schreibt auch zum Mehl, als Xeniengeschenk, die Devise: „Fülle plebejische Töpfe mit klusinischem Brei, auf daß Du gesättigt dann aus den geleerten süßen Most trinkest.“

Gemüse, hauptsächlich Kohl und Lauch und Hülsenfrüchte mit mäßigem Genusse von Fleisch, folgte der Polenta. Juvenal vergleicht das Mittagessen, wozu er den Persikus einladet, den Gastmählern des alten palatinischen Königs Evander und drückt sich darüber in folgender Weise aus: „Vom tiburtinischen Gute wird das fetteste Böcklein kommen, das zarteste in der Herde, noch unkundig des Grases; auf Höhen gewachsener Spargel dazu, den nach Weglegung der Spindel die Meierin ausstach. Außerdem sind große Eier vorhanden, lau noch vom Schober des Heues, mit ihren Müttern selbst und einen Theil des Jahres aufbewahrte Trauben, so wie sie einst hingen an der Rebe, Birnen von Signia und in demselben Korbe Aepfel süßen Duftes. Solcher Schmaus hieß weiland bei unserem Senate üppig. Kurius legte die im winzigen Garten gesammelten Rüben selbst auf den engen Herd, sie, die jetzt den schmutzigen Ackersklaven in schweren Fußfesseln anwidern, weil er wohl weiß, wie die Tasche des Schweines in der brodelnden Garküche schmeckt. Die Rücken gedörrter Schweine, an wenigen Speilen hangend, für Festtage aufzusparen, war einst Sitte und an Geburtstagen den Speck seinen Verwandten aufzutischen. Frisches Fleisch kam nur hinzu, wenn irgend ein Opfer es darbot.“ Auch hier bildeten die grünen Gemüse später noch die Hauptnahrung der ärmeren Leute und, wie in Athen, wurden sie auch in Rom fertig gekocht auf den Straßen, die Portion um ein As, verkauft. Varro erwähnt in seinen Satiren, daß die Worte der Vorfahren nach Zwiebeln und Knoblauch gerochen hätten. Virgil läßt seine Hirten sich Knoblauchsalat bereiten, und der ältere Kato empfiehlt den Landwirthen dringend, recht viel Lauch und Zwiebeln zu säen. Doch der Geschmack änderte sich auch hierin bald. Schon lange vor Kato hatte der Dichter Nävius geäußert: „Mögen den die Götter verderben, der zuerst, als Gärtner, Zwiebeln gezogen hat!“ Auch Horaz war ein abgesagter Feind des stinkenden Knoblauches und verwünscht ihn mit komischem Pathos: „Wenn Einer einmal mit ruchloser Hand seinem greisen Vater den Hals bricht, so mag er Knoblauch essen, schädlicher als Schierling. O der eisernen Schnittermägen!“ Natürlich blieben aber Zwiebeln und Knoblauch auch später eine Speise für die unteren Klassen. Bei dem von Martial so drollig geschilderten Auszuge des armen Vacerra paradiren mit „ein Stück Tolosanerkäse, ein vierjähriger Bündel schwarzen Poleis, aufgereihete Zwiebeln und Knoblauch.“ Endlich hören wir auch den Nachtschwärmer bei

Juvenal dergleichen dem Begegnenden zum Hohne vorwerfen: „Wessen Bohnengericht bläht Dich auf? Welcher Schuster hat mit Dir Schnittlauch und gekochtes Schöpsmaul gegessen?“

In Kato's Buche über die Landwirthschaft findet sich ein Rezept zu einer Art Käsekeulchen, das wir den Hausfrauen nicht vorenthalten wollen. Speltgraupen werden mit frischem Schafkäse vermischt, der zuvor in Wasser geweicht, ausgedrückt, zerkleinert und durch ein Sieb geschlagen werden soll. Die aus der Masse geformten Klöße (globi) von beliebiger Größe werden sodann in einem Kessel in Fett gesotten, wobei sie oft umgewendet werden müssen. Schließlich werden sie mit Honig bestrichen und mit Mohn bestreut. Nach denselben Kochvorschriften nahm Kato zur Polenta auf 1 Pfund Dinkelgraupen 3 Pfund Käse, ½ Pfund Honig und ein Ei. Auch seine aus verschiedenen Schichten von Mehlteig und versüßtem Käse verfertigten Kuchen sollen der Nachahmung empfohlen sein! —

Gewöhnlich nimmt man an, daß durch Ueberwindung Makedoniens und Griechenlands und durch den Aufenthalt römischer Heere in Asien auch der Tafelluxus von Osten nach Westen gewandert sei. Besonders spricht Livius bei Gelegenheit des im Jahre 187 v. Chr. von Manlius Vulso über die Gallier gehaltenen Triumphes diese Meinung aus, indem er unter Anderem sagt: „Auch die Gastmähler begann man mit größter Sorge und Verschwendung anzurichten. Von da an stand der Koch, bei den Alten der nach Schätzung und Benutzung niedrigste Sklave, in Werth und was früher ein Bedientenamt war, galt für eine Kunst. Dennoch war das, was man damals erblickte, kaum erst der Keim des folgenden Luxus.“ Damit stimmt auch, was Plinius erwähnt, daß man vor dieser Zeit nach griechischer Sitte in Rom die Köche vom Fleischmarkt miethete und daß die Hausfrauen nun aufhörten, das Brot zu bereiten, und dies Geschäft gelernten Sklaven und der Bäckerzunft überließen. Wenn freilich Kato Zeter über die Stadt schrie, wo man für einen Koch mehr bezahlte als für ein Kavalleriepferd, so gab man bald darauf für einen ausländischen Kochkünstler oder einen Zuckerbäcker bis 100,000 Sesterzen!

Manche Umstände deuten jedoch darauf hin, daß die Römer schon lange vor der Bekanntschaft mit dem Oriente gern viel und gut gegessen und von der ihnen so nahe wohnenden großgriechischen Kochkunst Manches profitirt haben, daß also die von Juvenal geschilderte patriarchalische Einfachheit im Leben der vornehmeren Bürger keineswegs weit über das vierte Jahrhundert v. Chr. hinausgereicht haben mag. Denn wenn man auch nicht allzuviel darauf geben kann, daß bei Plautus schon viel Sinn für leckere Speisen herrscht, weil man nicht weiß, wie weit bei ihm der Einfluß der griechischen Originale und der späteren Redaktionen geht, so weist doch das neben den theuern Seefischen niemals fehlende römisch-nationale Schweinefleisch- und Speckgericht ganz sicher auf

lateinischen Geschmack hin. Man nehme nur die „Gefangenen“ in die Hand und lese, in welchem Enthusiasmus der Parasit über das jetzt so übel beleumundete Thier spricht, nachdem er kurz zuvor von Lamm- und Hühnerfleisch, von Muränen, Makrelen, Thunfischen, Stachelrochen geschwärmt hat! „Unsterbliche Götter,“ ruft er aus, „wie will ich nun den Rückenstücken die Hälse absäbeln, welche Schwerenoth soll über die Schinken kommen, welche Schwindsucht über den Salzspeck, welche Schmälerung über den Schmeerbauch, welche Schwächung den Schwarten, welche Müdigkeit den Metzgern! Ich werde nun mein Amt antreten, um Recht zu sprechen dem Specke und Hülfe zu bringen den ohne Urtheil gehängten Schinken.“ Die ältere vegetabilische Kost trat immer mehr zurück, während Fleisch und Fisch zur Geltung gelangten. Deshalb sagt auch im Pseudolus des „Plautus“ der Koch: „Ich koche nicht, wie die anderen Köche, die gesottene Wiesen auf den Tisch bringen und aus den Gästen Ochsen machen, die sie vollstopfen mit Kraut und Kraut wieder als Zuthat nehmen, Koriander, Fenchel, Raute und Lauch, Ampher, Amaranth, Blattkohl und Mangold. Darum leben auch die Leute nur so kurze Zeit, weil sie den Magen mit Kraut vollstopfen, das scheußlich zu nennen, scheußlicher noch zu essen ist. Kraut, das das Vieh nicht fressen mag, ißt jetzt der Mensch.“

Ein sicherer Beweis für das Alter des römischen Hanges zu den Tafelgenüssen liegt aber in der Menge von Zweckessen und offiziellen Schmäusen, deren sich die geistlichen Kollegien und Prälaten und nach deren Vorbilde die Innungen und Zünfte mit großem Eifer befleißigten. So sind sicher die Mahlzeiten des angeblich von Numa eingeführten Kolleginms der Salier nicht erst in späterer Zeit sprichwörtlich geworden und Mancher würde ehedem schon gern gethan haben, was sich der Kaiser Klaudius erlaubte, der einst, auf einem Tribunale Recht sprechend, den Geruch eines delikaten Frühstückes witterte, welches im nahen Marstempel den Saliern bereitet wurde, sofort hinabstieg und sich bei den geistlichen Herren zu Tische lud! Ebenso berüchtigt waren von jeher die Mahlzeiten der Oberpriester und Auguren, besonders die Antrittsschmäuse, die von den neu kreirten gegeben werden mußten. Horaz und Martial beziehen sich auf dieselben, Varro erwähnt, daß die Preise des Fleischmarktes durch sie in die Höhe getrieben wurden, und Seneka schreibt: „Was ist schändlicher, als eine kostspielige und das Vermögen eines Ritters verschlingende Mahlzeit? Und doch sind schon den wirthschaftlichsten Männern ihre Antrittsschmäuse auf 30,000 Sesterzen zu stehen gekommen!“ Einer suchte den Andern in Leckerbissen zu überbieten und Plinius hat es nicht zu notiren vergessen, daß Hortensius zuerst den Pfau bei seinem Schmause auf die Tafel gebracht habe, der wenigstens ein besseres Gericht abgab, als der Braten von jungen Hunden, der von grauer Zeit an mit auf dem Tische figuriren mußte! Auch bei dem Hauptfeste der uralten 12 Arvalbrüder kostete

das Couvert zu Anfang der christlichen Zeit 100 Denare = 87 Mark. Auf den noch vorhandenen Speisezettel einer im Jahre 63 v. Chr. gegebenen Pontifikalmahlzeit werden wir später zurückkommen. Im Jahre 169 v. Chr. wurde sogar zur feierlichen Ausrüstung aller dieser Schmäuse das neue Priesterthum der drei, später sieben „Schmausherren" gestiftet, denen man alle öffentlichen Speisungen der Kollegien und des Volkes übertrug. Daß aber diese Sitte der Priester und religiösen Brüderschaften auch in alter Zeit schon auf das Volk überging, sieht man z. B. aus dem alten Rechte der Stadtpfeifer, jährlich ein Festmahl im Tempel des kapitolinischen Jupiters halten zu dürfen. Selbst die Mitglieder der Leichenkommunen feierten den Tag ihrer Schutzheiligen und die Geburtstage edler Legatenstifter durch Essen und Trinken.

Endlich zeigen auch die aus alter Zeit herrührenden Luxusgesetze, daß die Genußsucht früh herrschend wurde. Angeblich schon Numa soll die Verwendung schuppenloser Fische, wie z. B. des Skarus oder Papageifisches verboten haben, um die Opferschmäuse billiger zu machen. Im Jahre 183 v. Chr. beschränkte ein Gesetz die Zahl der Tischgäste an Werkeltagen auf drei, an den Markttagen auf fünf. 22 Jahre später befahl die Fannische Bill, nur 100 Asse für die Mahlzeit an Festtagen, 30 Asse zehnmal monatlich und nur 10 die übrigen Tage aufzuwenden. Besonders verpönt war in diesem, wie in den anderen Luxusgesetzen das Mästen der Hühner, weshalb man nun die Hähne zu mästen anfing! Es sollte überhaupt nur ein Huhn jedesmal auf den Tisch kommen, nie mehr als täglich für $2^1/_2$ Drachmen Zukost eingekauft werden und nicht mehr als 930 Pfd. geräuchertes Fleisch fürs ganze Jahr. Zu Anfang des letzten Jahrhunderts erneuerte das Licinische Gesetz diese Bestimmungen mit einigen Zusätzen. Aber weder dieses, noch das Sullanische, noch das Aemilische hatten einen besseren Erfolg, als das Fannische, von dem Athenäos erzählt, daß es unter allen vornehmen Römern nur drei, nämlich Mucius Scävola, Rutilius Rufus und Aelius Tubero eingehalten hätten, und auch diese nur, weil sie Anhänger der stoischen Philosophie gewesen wären. Ebenso wenig richtete Cäsar aus, der die verbotenen Gegenstände auf dem Markte konfiszziren und sogar noch von den Tischen der Speisenden wegnehmen ließ.

Die römische Küche in der Zeit der Ueberfeinerung und Schwelgerei trug keinen originellen Charakter. Einen Haupttriumph suchte der graduirte Koch nicht in dem Wohlgeschmacke der Speisen, sondern darin, daß er den ursprünglichen Geschmack der Dinge zu vertilgen und mit jedem erscheinenden Gerichte den Gästen ein neues Räthsel aufzugeben versuchte. Schon die verschiedenen den Tafelluxus betreffenden Gesetze führten zu solchen Verkünstelungen und da die vegetabilischen Nahrungsmittel keine Beschränkung erlitten, so verwendete man besonderen Scharfsinn auf ihre Zubereitung. Selbst Cicero rühmt den

trefflichen Geschmack der so dressirten Malven, Rüben und Schwämme, holte sich aber auf einem Augurschmause, wo er ihnen fleißig zusprach, eine Magenverstimmung. Bei Martial findet sich ein Epigramm auf einen Cäcilius, dem es Spaß machte, aus Kürbis allerlei Gerichte, selbst Fische und Würste für seine Gäste fertigen zu lassen und Petron's Trimalchio sagt, als eine gemästete Gans und um sie herum Fische und Vögel von allen Arten aufgesetzt worden waren: „Alles dies hat mein Koch aus Schweinefleisch gemacht. Es kann keinen prächtigeren Menschen geben: verlangt man's, so macht er aus einer Sautasche einen Fisch, aus Speck eine Taube, aus einem Schinken eine Turteltaube, aus Ochsenfüßen eine Henne." Auch Horaz sagt in der Beschreibung des Gastmahles bei Nasidienus: „Wir anderen speisten Fische, Schalthiere, Vögel, die einen dem bekannten ganz widersprechenden Geschmack in sich bargen," und ein Rezept im Kochbuche des berüchtigten Gourmand Apicius schließt mit den Worten: „Wenn Du das Gericht auf die Tafel bringst, wird Niemand erkennen, was er zwischen den Zähnen hat." Dies meint Seneka ebenfalls, wenn er nach Beschreibung eines aus verschiedenen Fischen und Konchylien zusammengesetzten Gerichtes fortfährt: „Daß Jedes für sich sei, macht schon Unlust: die verschiedenen Geschmäcke werden zu einem vereinigt." So darf man sich auch nicht wundern, daß alle Reproduktionen der römischen feineren Küchenrezepte, wie sie z. B. am Hofe Christine's von Schweden stattfanden, der römischen Kochkunst wenig Ehre eingebracht haben. Denn endlich kam es den vornehmen und reichen Leuten nur darauf an, das Seltenste und Theuerste auf den Tisch zu bringen. „Kaum werde ich es hindern können," schreibt Horaz, „daß Du Dir lieber mit einem Pfau, als mit einem Huhn den Gaumen kitzelst, verführt durch den eiteln Schein, weil der seltene Vogel mit Gold aufgewogen wird und durch seinen bunten Schweif blendet, als ob dies im Geringsten zur Sache gehöre. Ißt Du vielleicht jene Federn, die Du lobst? hat er, gekocht, noch dieselbe Pracht?" Wenn man ein Fäßchen Sardellen aus dem Schwarzen Meere mit 540 Mark bezahlte und für eine sechspfündige Meerbarbe 1740 Mark ausgab, wenn der Tragöde Aesop sich eine Schüssel voll gelernter Singvögel 100.000 Sesterzen kosten ließ und dessen Sohn, wie später Antonius, in Essig erweichte Perlen verschluckte, wenn endlich die Kaiser Mahlzeiten gaben, die Millionen kosteten, dann muß man mit Seneka ausrufen: „O über die Elenden, deren Gaumen nur durch kostspielige Speisen gereizt wird! Kostspielig aber macht dieselben nicht ein außerordentlicher Wohlgeschmack oder Gaumenkitzel, sondern die Seltenheit und die Schwierigkeit der Herbeischaffung;" dann begreift man auch, wie Apicius sich das Leben nehmen konnte, als sein Vermögen auf die Kleinigkeit von etwas über 2 Millionen Mark reduzirt war!

Das Abstoßende der römischen Sitte, dem Geldstolze und der Eitelkeit so

unsinnigen Einfluß auf die Küche einzuräumen, wird noch vermehrt durch die zur Gewohnheit gewordene Vielesserei und Magenüberladung. Wenn schon die griechischen Aerzte zuweilen ein Vomitiv anriethen, um die nachtheiligen Wirkungen des Weingenusses aufzuheben, so lesen wir doch nichts, was auf die in Rom bei den höheren Ständen so allgemeine Unsitte hindeutete. Denn der bekannte Ausspruch Seneka's: „Man vomirt nur, um zu essen; man ißt, um zu vomiren," wird nicht sowol durch die von den Autoren aufgezeichneten Anekdoten, als durch die darauf bezüglichen Rathschläge der späteren medizinischen Schriftsteller bestätigt. Bereits in der Rezeptsammlung des alten Kato findet sich ein probates Mittel dazu und wie wenig man überhaupt Anstoß daran nahm, springt in die Augen, wenn Cicero in der vor dem Diktator Cäsar gehaltenen Vertheidigungsrede des Dejotarus ganz ungenirt erwähnt, jener habe sich nach einem königlichen Galadiner zu demselben Zwecke abseits führen lassen!

Der Raum verbietet uns, auf die einzelnen Materialien, aus denen die römischen Köche ihre Kunstwerke produzirten, einzugehen. Im Allgemeinen muß die Küche sehr fett gewesen sein. Es zeigt sich dies in der Liebhaberei an gemästeten Thieren aller Art, besonders zahmem und wildem Geflügel. Varro lehrt, daß man durch die Zucht von Hühnern, Gänsen, Enten, Tauben und Krammetsvögeln den jährlichen Ertrag einer Villa in der Nähe der Hauptstadt leicht auf 50,000 Sesterzen bringen konnte. Aufidius Lurko, der Erfinder der Pfauenmast, schaffte sich dadurch eine Revenue von 60,000 Sesterzen (zu Varro's Zeit galt das Stück 40 Denare) und nichts ging dem Römer über die endlich zu bloßen Fettklumpen werdenden Feigenschnepfen. Die beliebten Schnecken fütterte man mit Mehl und verdicktem Most fett und Hasel- und Spitzmäusen baute man besondere Gehege, mästete sie mit Kastanien und Eicheln und verspeiste sie im Winter, wo sie am feistesten waren. Auch die Gänseleber stand bereits in hohen Ehren und das Amt des Gänsestopfers gehörte nicht zu den geringsten Sklavendiensten. Endlich wird auch diese Beobachtung durch die erwähnte Vorliebe der Römer für Schweinefleisch bezeugt, zu dem, wie Plinius sagt, die feinere Kochkunst fünfzig Zubereitungsarten kannte und das seit Aurelian's Zeit sogar der Plebs der Hauptstadt unentgeltlich verabreicht wurde! Die besten Schinken lieferte Gallien; man zog aber die Vorderschinken den Keulen vor und machte eine Delikatesse aus den Füßen, den Bauchlappen, dem Kopfe, der durch Feigenfütterung schmackhafter gewordenen Leber und vor Allem — den Geburtstheilen der Mutterschweine. Aber auch für die Würste zeigte der Römer viel entschiedenere Sympathie, als der Grieche. Man hatte Blutwürste (sie waren nach Tertullian den Christen verboten) und aus den edeln Eingeweiden bereitete Bratwürste. Letztere wurden, wie bei uns, heiß gegessen und von den wegen ihrer gellenden Stimme

berüchtigten Wursthändlern rauchend auf kleinen Blechöfen feil geboten. Geräucherte Würste wurden ebenfalls aus Gallien importirt und auf einem das Innere einer Restauration darstellenden pompejanischen Gemälde erblickt man an einem von der Decke herabhängenden Gestelle neben Zwiebeln, Datteln und anderem trockenen Gemüse auch Knackwürstchen modernster Gestalt. Das Wildschwein, an dessen Fleisch, wie Horaz erwähnt, die Römer von ehedem den haut goût nicht verschmäht hatten, errang sich sehr bald den ersten Platz unter allen Gerichten, so daß es allgemein „das Hauptgericht“ und von Juvenal „ein der Gastgelage wegen wachsendes Thier“ genannt wurde. Ein Servilius Rullus verlieh seinem Namen Unsterblichkeit, indem er zuerst den Einfall hatte, auf einer ungeheueren Schüssel den ganzen Eber, gewöhnlich mit Würsten und anderen Delikatessen gefüllt, auftragen zu lassen, was freilich in Makedonien und Thessalien längst Sitte gewesen war. Ja, oft erschienen mehrere zugleich und auf des Antonius Tafel einmal acht hinter einander! Der Friand wollte auch bei diesem Thiere das Vaterland genau nach dem Geschmacke erkennen. Die Eber der umbrischen und lukanischen Wälder waren am gesuchtesten; die fetteren laurentischen und die tuskischen scheinen erst in der Kaiserperiode mehr Anklang gefunden zu haben. Uebrigens wird wol der Wildschweinbraten ziemlich theuer zu stehen gekommen sein, da zum Preise des Wildprets selbst noch eine kostspielige Bereitung hinzukam. Deshalb sagt auch Martial halbbetrübt über einen ihm von Freundeshand zugekommenen Eber: „Aber der Koch wird einen ungeheuern Haufen Pfeffer verbrauchen und Falernerwein mischen zur theuersten Fischlake. Kehre zu Deinem Herrn zurück; unser Küchenfeuer ist für Dich zu klein, Störenfried Eber! Wohlfeiler hungre ich!“

Wie endlich unter den Vierfüßlern und Vögeln die zartesten und feistesten dem römischen Gaumen am meisten zusagten, so liebte man auch unter den Fischen außer den Seebarben, Schmeerbutten und Lippfischen die Aalarten, vorzüglich die bekannten Muränen, deren Züchtung in kostspieligen, künstlichen Bassins zu den fashionabelsten Vergnügungen gehörte. Schon Cäsar brauchte zu seinem Triumphalschmause nicht weniger als 2000 solcher Meeraale; Hortensius vergoß Thränen, als eine seiner Muränen mit Tode abgegangen war; Vedius fütterte die seinigen mit — Menschenfleisch. Auch an den marinirten pontischen Fischen, von denen der Topf zu Kato's Zeit bereits gegen 240 Mark kostete, fand man bald großen Geschmack; am beliebtesten waren aber später die spanischen Salzfische. Unter den Kondylien gab man den Meerigeln und vor allen den Austern den Vorzug, welche man ebenfalls bereits züchtete und welche Plinius „die Palme der reichen Tafeln“ nennt.

Die Metamorphosen, welche die Köche mit den zu Grunde gelegten einfachen Stoffen vornahmen, um sie pikant oder unkenntlich zu machen, wären natürlich nicht möglich gewesen, wenn man zu den in Hellas üblichen

Gewürzen und Küchenpflanzen nicht neue hinzugefügt hätte. Und wirklich finden wir nun die makedonische Petersilie und den ägyptischen Majoran akklimatisirt und indischen Pfeffer, Ingwer, Kardamom, Zimmt und die scharfen spanischen Fischsaucen und Salzlaken in Gebrauch. Unter den verschiedensten Käsearten stand der Alpen-, also Schweizerkäse in hohem Ansehen und der Kaiser Antonin, der Fromme, starb an zu übermäßigem Genusse desselben.

Um schließlich ein Bild von der Zusammensetzung eines römischen Diners zu geben, wählen wir nicht das satirisch und romanhaft übertriebene Gastmahl des Parvenu Trimalchio bei Petron, sondern lassen dreierlei Küchenzettel aus sehr verschiedenen Zeiten folgen, die dem wirklichen Leben entnommen sind. Zuerst besitzen wir noch, wie bereits erwähnt, eine Speisekarte, welche der Schwiegervater des großen Pompejus, Metellus Pius, als Oberpriester über den Pontifikatsantrittsschmaus eines Lentulus Niger sorgsam zu Protokoll genommen und welche der Kompilator Makrobius der Vergessenheit entrissen hat. Die Vormahlzeit (gustatio) bietet hier: Seeigel; frische Austern „soviel man essen wollte“; pelorische Gienmuscheln; Lazarusklappen; Krammetsvögel und gemästete Hühner mit Spargel; Majonaise aus Austern und Gienmuscheln; schwarze und weiße Marronen; noch einmal Lazarusklappen; süße Gienmuscheln; Seenesseln; Feigenschnepfen; Lende vom Reh und Wildschwein; in Mehl gebackene Hühner; wieder Feigenschnepfen; zweierlei Purpurschnecken. Die auf diese Entrées kommende Hauptmahlzeit bestand aus folgenden Gängen: Schweineeuter; wilder Schweinskopf; Fischpastete; Schweinebrustragout; Entenbraten; gekochte Krickente; Hasenbraten; gebratene Hühner. Den Beschluß bildete eine Kraftmehlspeise und picentinisches Backwerk. Das Verzeichniß des Nachtisches fehlt. An diesem Zeremonienschmause nahmen außer neun geistlichen Herren auch zwei verwandte Damen und vier vestalische Jungfrauen Theil!

Als zweites Beispiel diene das von Horaz persiflirte Gastmahl eines beschränkten Emporkömmlings. Mit Weglassung des Voressens nennt der Dichter als ersten Gang einen lukanischen Eber in Begleitung von Rübchen, Rettigen, Rapunzel, Gartensalat, Weinsteinsalz und Fischgare; dann Schalthiere und Fische, worunter Stachelflunder und Butten, umgeben von Honigäpfeln; drittens kam eine Muräne unter schwimmenden Krabben. Endlich setzte es (das Dessert fehlt) gebackenen Kranich, Gänseleber, Hasenbraten, Amseln und wilde Tauben.

Sicheren Einblick in die gewöhnliche bürgerliche Küche und die einfache Familienkost liefern zwei Epigramme Martial's, welche Tischeinladungen an gute Freunde enthalten. An Turanius schreibt er: „Speisest Du nicht gern allein, so kannst Du mit mir Hunger leiden. Es werden Dir nicht fehlen gemeiner Salat und scharfer Lauch. Im Inneren des Eies wird Salzfisch sich

bergen. Dann wird Dir vorgesetzt werden ein mit fettigen Fingern zu haltender Kohlstengel, grünend auf schwarzer Schüssel, und ein Würstchen, beschwerend schneeigen Brei, und blasse Bohnen mit röthlichem Rauchfleisch." Als Gaben des Nachtisches werden gereicht Trauben und Birnen und neapolitanische Kastanien. Bei der anderen Gelegenheit nennt er zum Eingang Malven, Salat, Schnittlauch, Minze und Raute, mit Raute gewürzte Seefische nebst zerschnittenen Eiern und Schweinsbrust, mit Fischsauce beträufelt; als Hauptgerichte: ein Böckchen, Bohnen und Kohlsprossen nebst einem Hühnchen und einem „schon 3 Mahlzeiten überlebenden" Schinken; als Nachtisch: reifes Obst. Man sieht wenigstens aus diesen bescheidenen Verzeichnissen, daß es in der Zeit der raffinirtesten Schwelgerei noch genug Leute gab, die zwischen Diogenes und Apicius die Mitte zu halten verstanden, wenn Martial auch nicht so einfach wie Horaz lebte, der Schnittlauch, Erbsen und Plinsen als die gewöhnlichsten Bestandtheile seines Mahles angiebt.





V.

Die römischen Gladiatoren.

Der Unterschied zwischen den Volkscharakteren der Griechen und Römer zeigt sich recht klar an der Beschaffenheit ihrer Volksfeste. Während der leichtblütigere Hellene an solchen Tagen nicht Genuß und Erholung von Zwang und Arbeit suchte, sondern, selbst dabei eine Rolle spielend, dem Gotte und dem Volke seine Schönheit zeigte, betrachtete der härtere Römer in fast düsterer Gemessenheit die Festfeier nur als eine Lockerung der Werktagspflicht und hielt es in der besseren Zeit unter seiner Würde, selbst zur Kurzweil der Anderen etwas beizutragen. Noch stärker aber und in widrigerer Weise bewies er seinen inhumaneren Sinn dadurch, daß seine Theilnahme und sein Vergnügen sich mit der Gefahr und dem blutigen Ernste der Produktionen steigerte und daß endlich menschliche Todeszuckungen seine liebste Zerstreuung bildeten. Und dieser barbarischen Liebhaberei fröhnte nicht etwa vorherrschend der rohe und müßige Pöbel der Hauptstadt, der aus allen Provinzen des Reiches zusammengeflossen, allmählich gar nicht mehr den römischen Namen verdiente (im Gegentheil zeigte sich gerade bei der untersten Klasse in der späteren Kaiserzeit eine steigende Vorliebe für die Cirkusspiele), sondern alle Stände, Geschlechter und Alter waren von leidenschaftlicher Spannung auf die Gladiatorengefechte erfüllt. Mit den Programmen zu diesen Spielen wurde ein öffentlicher Handel getrieben und man schickte dieselben von Rom aus sogar in die Provinzen. Die Neugierde war so groß, daß man, wie Seneka sagt, die dazwischen liegenden Tage hätte überspringen mögen. In welch ungeheurer Frequenz dann endlich die Zuschauer sich einfanden, ist aus den immer sich vergrößernden Bauten ersichtlich, die nach und nach zu diesem Zwecke entstanden, bis endlich das Flavische Kolosseum Raum für 87,000 Menschen gewährte! Schon Cicero sagt in der Rede für Sextius: „Ich glaube, daß es keine Zeit

giebt, wo das Volk zahlreicher beisammen ist, als während der Gladiatorenspiele, sonst aber weder bei einer Volksversammlung, noch bei irgend einem Wahlakte," und nennt kurz vorher die Produktionen der Arena „ein Schauspiel, das gefeiert wird unter dem größtmöglichen Zulaufe von Menschen aus allen Klassen, und an dem die Menge ihr süßestes Vergnügen findet." Die Senatoren und Ritter, die Beamten des Staates, die Priesterkollegien, ja sogar die Vestalischen Jungfrauen wohnten in festlichem Ornat von ihren Ehrensitzen aus den Mordszenen bei. Und doch findet man keinen Unterschied erwähnt hinsichtlich des Benehmens dieser verschiedenen Bestandtheile vom Zuschauerpublikum; und doch brach Alles in enthusiastischen Beifallssturm aus, wenn unter einem geschickt geführten Stoße ein Kämpfer sein Leben verlor, während der Unwille sich zur Wuth steigerte, wenn ein anderer Zeichen von Furcht und Feigheit sich merken ließ. „Tödte, brenne, peitsche!" rief man erzürnt nach Seneka. „Warum fällt jener so furchtsam in das Schwert? warum tödtet dieser mit so wenig Herzhaftigkeit? warum stirbt der so ungern?" Derselbe Schriftsteller schreibt: „Warum zürnt das Volk den Gladiatoren, und so unbilliger Weise, daß es für ein Unrecht ansieht, wenn sie nicht gern in den Tod gehen? Es findet darin eine Verachtung seiner selbst und verwandelt sich nach Miene, Geberde und Leidenschaft aus einem Zuschauer in einen Gegner." Und so sagt auch Laktanz in viel späterer Zeit: „Sie zürnen auch den Kämpfenden, wenn nicht recht schnell von zweien der eine getödtet wird, und als ob sie nach Menschenblut dürsteten, hassen sie allen Verzug."

Selbst das weibliche Geschlecht trat aus den Schranken der Sittsamkeit und Bescheidenheit heraus und that es in der Freude an der Blutarbeit den Männern gleich. Der christliche Dichter Prudentius hebt den Kontrast hervor zwischen dem würdevollen Auftreten der Vestalischen Jungfrauen außerhalb des Amphitheaters und ihrer leidenschaftlichen Theilnahme während der Fechterspiele. „O über das zarte und weiche Gemüth!" ruft er aus, „sie erhebt sich bei den Schwerthieben, und so oft der Sieger den Stahl in den Nacken stößt, sagt die ehrbare Jungfrau, dies sei ihre Lust, und giebt selbst das Zeichen, die Brust des Gefallenen zu durchbohren." Findet doch sogar Ovid in dem gemeinsamen Interesse an dieser Augenweide eine treffliche Gelegenheit zur Anknüpfung zarter Verhältnisse! „Wer den Wunden zuschaut," sagt er, „hat schon oft eine Wunde erhalten. Indem er mit der Nachbarin spricht und ihre Hand berührt, und sich das Programm ausbittet und, einen Wettpreis setzend, fragt, welcher von zwei Fechtern siegen soll, seufzt er verwundet und fühlt Kupido's beflügelten Pfeil und wird selbst Theilnehmer am geschaueten Kampf." Zuweilen kam es freilich auch vor, daß in den Herzen der Zuschauerinnen ein zärtliches Gefühl für einen Fechterknecht aufkeimte! Juvenal erwähnt, daß eines Lentulus Sohn dem Gladiator Euryalos sprechend

ähnlich gewesen, daß eines Senators Frau mit einem noch dazu kleinen, zersetzten, triefäugigen Fechter nach Aegypten durchgegangen sei: „Es war ein Gladiator — dies macht aus allen Hyazinthe. Dies zog jene ihren Kindern und dem Vaterlande vor, dies der Schwester und dem Manne. Das Eisen ist es, was sie lieben. Derselbe Sergius, vom Dienste befreit, würde ihr nicht mehr werth gewesen sein, als ihr Mann." Der schamlosen Gattin Mark Aurel's, Faustina, sagte man offen den Umgang mit Gladiatoren nach, und hielt ihren Sohn Kommodus wegen seiner Leidenschaft zu dieser verächtlichen Kunst für den Abkömmling eines Fechters. Endlich erwähnt auch der Kirchenvater Tertullian, daß schlechte Weiber den Gladiatoren nicht nur das Gemüth zuwendeten, sondern auch den Körper preisgäben.

In welchem Grade aufregend und fesselnd ferner die Arena auf die männliche Jugend wirkte, erhellt am besten aus dem, was Tacitus in dem Gespräche über die Redner von der damaligen Erziehung schreibt: „Die eigenthümlichen und ganz besonderen Fehler unserer Stadt scheinen angeboren zu werden, nämlich die Theaterliebhaberei und das Interesse an Gladiatoren und Pferden. Von solchen Dingen eingenommen und gefesselt, wie viel Platz behält der Geist für die Wissenschaften? Wie Viele wirst Du finden, die zu Hause über etwas Anderes sprechen? Welch andere Unterhaltung junger Leute erhaschen wir, wenn wir einmal die Hörsäle betreten?" Ein Landsmann und Schüler des heiligen Augustin, Alypius, der in Rom die Rechte studirte und eben erst in Karthago von seinem Lehrer von der Leidenschaft zu den circensischen Spielen geheilt worden war, hatte sich fest vorgenommen, nie das Amphitheater zu besuchen. Aber einst von der Straße weg mit freundschaftlicher Gewalt von seinen Kommilitonen in das Kolosseum geführt, saß er, seines Entschlusses eingedenk, lange mit geschlossenen Augen; als aber ein ungeheueres Geschrei des Volkes sein Gehör erschütterte, schlug er den Blick auf, „und indem er jenes Blut sah, sog er zugleich Unmenschlichkeit ein und wendete sich nicht wieder ab, sondern heftete seine Augen fest darauf, wurde von der Verruchtheit des Kampfes ergötzt und durch das blutige Vergnügen berauscht. Kurz, er schaute, schrie, entbrannte und nahm in sich die Tollheit mit, welche ihn anstachelte, wieder zurückzukehren, und zwar nicht mit denen, von welchen er verführt worden war, sondern als Verführer Anderer." Nach Epiktet begannen schon die Knaben, das Gladiatorenfechten in ihren Spielen nachzuahmen.

Noch kannibalischer, aber mehr in Kampanien, als in Rom gebräuchlich, war die Sitte, Gladiatorenschlächtereien als Unterhaltung der Gäste bei Tische zum Besten zu geben, wobei wol vorgekommen sein mag, was Silius Italikus erwähnt, daß die Weinpokale und die Gerichte mit Blut besudelt wurden.

Auffallender aber als die Leidenschaft des hohen und niederen Pöbels für diese blutigen Schauspiele, ja noch empörender für uns ist die Kühle und

Gleichgiltigkeit, mit welcher die Unsitte von aufgeklärten Köpfen und philosophisch gebildeten Geistern beurtheilt wird. Da liest man denn zuerst in Cicero's tuskulanischen Unterredungen: „Das Schauspiel der Gladiatoren pflegt Einigen grausam und unmenschlich vorzukommen, und vielleicht mit Recht, so wie es jetzt eingerichtet ist; als aber Missethäter mit dem Schwert ums Leben kämpften, konnte es vielleicht für die Ohren viele kräftigere Abhärtungsmittel wider Schmerz und Tod geben, für die Augen sicher keines." Dieses schwächliche Urtheil enthält thatsächlich eine Vertheidigung des Gebrauches und nur nebenbei einen Tadel des Mißbrauches, und die sittliche Natur des Schauspieles wird doch in der That nicht geändert durch den Stand derjenigen, welche sich dem Vergnügen der Menge zu Liebe erwürgen müssen! Daß Cicero übrigens selbst ganz reges Interesse an der Sache nahm, ergiebt sich aus zwei Briefen an seinen Freund Pomponius Attikus, der trotz seiner feinen Bildung es nicht unter seiner Würde hielt, mit solchen Sklaven zu handeln. „Wahrhaftig," schreibt er, „Du hast eine vortreffliche Gladiatorentruppe gekauft. Die Gladiatoren fechten, wie ich höre, wundervoll. Wenn Du sie hättest vermiethen wollen, würdest Du durch die letzten zwei Spiele den Preis wieder herausgeschlagen haben. Doch darüber später!" Und kurz darauf: „Ich möchte gern, daß Du mir über Deine Gladiatoren schreibest, aber nur, wenn sie ihre Sache gut machen; wenn sie sich schlecht gehalten haben, frage ich nicht nach ihnen." Aber auch der jüngere Plinius, dem man das Lob einer milden Gesinnung nicht verweigern kann, hätte es nach unserer Ansicht in seiner Lobrede auf den freisinnigen Kaiser Trajan (der freilich ein großer Liebhaber der Gladiatorengefechte war und nach Unterwerfung der Donauländer in vier Monaten 10,000 Fechter auftreten ließ) leicht umgehen können, auf ein kaiserliches Amphitheaterspiel zu kommen. Er sagt aber darüber: „Darauf wurde uns ein Schauspiel gegeben; kein unmännliches, kein weichliches, das Männerseelen schwächt und entkräftet, sondern das zu rühmlichen Wunden und zur Verachtung des Todes entflammte, indem sogar bei Sklaven und Verbrechern Liebe zu Ruhm und Begierde nach Sieg sich offenbart." Sein Hervorheben des erziehenden Momentes, das in dem Anblicke des strömenden Blutes liegen sollte und das auch Cicero und Livius nicht unerwähnt lassen, beruht auf bloßem Vorurtheil. Denn wenn auch die von den Gladiatoren bewiesene Kaltblütigkeit und Todesverachtung die Furcht vor dem Tode zu mindern im Stande war und wol manchen in Ungnade gefallenen Römer der Kaiserzeit mit größter Ruhe zum Selbstmorde greifen ließ, so zeigten sich doch die Wirkungen der Gladiatorenspiele im Allgemeinen mehr in der Feigheit und Grausamkeit des entarteten Geschlechtes, als in der Zunahme der edeln Tugend der Tapferkeit, wie jedes einzelne Symptom der Fäulniß dieselbe selbst befördern hilft. Auch der humane Mark Aurel tadelt die

Gladiatorenspiele in seinen moralischen Betrachtungen keineswegs aus Gründen der Moral, sondern weil die Einförmigkeit des Anblickes Ueberdruß erzeugte! Und endlich staunt man über den talentvollen und seiner sittlichen Tugenden wegen viel gerühmten Symmachus, der ja in einer Zeit lebte, wo das Christenthum mit seiner Idee einer weit umfassenderen Nächstenliebe schon sehr viel Boden gewonnen hatte. Als sich am ersten Tage eines von ihm gegebenen Gladiatorenspieles von einer Schaar gefangener Sachsen 29 mit bloßen Händen erwürgt hatten, um der Schmach des wechselseitigen Henkergeschäftes zu entgehen, schreibt er voll Aerger, aber mit affektirter Resignation an seinen Bruder: „Man sagt, daß Sokrates, wenn seine Wünsche und Beschlüsse nicht in Erfüllung gingen, das, was ihm begegnet war, für nützlich erachtet habe. Ich folge dem Beispiele des Weisen. Denn hätte wol eine besondere Bewachung die ruchlosen Hände des verzweifelten Volkes zurückgehalten, da der erste Tag des Fechterspieles 29 ohne Strick gebrochene Genicke gesehen hat? Es mag mir also die einen Spartakus an Schlechtigkeit übertreffende Bande vom Halse bleiben, und ich möchte lieber, wenn es angeht, dieses Geschenk mit einer Spende libyscher Löwen vertauschen."

Als Gegner der Fechterkämpfe hat man mit Unrecht den Dichter Ovid hingestellt, weil derselbe in den Tristien schreibt: „Auch die Spiele erzeugen den Keim des Verderbnisses. Laß alle Theater schließen! Wie Vielen haben sie Anlaß zum Sündigen gegeben, wenn der Martische Sand den harten Boden überstreut! Der Cirkus mag abgeschafft werden! Nicht gefahrlos ist die Freiheit des Cirkus. Hier sitzt hart neben dem unbekannten Manne das Mädchen." Aber der Schalk spricht ja in derselben Weise weiter von den Säulenhallen und Tempeln und braucht diese Vergleiche bloß, um seine frivolen Gedichte gegen den Vorwurf der Unsittlichkeit zu vertheidigen! So bleibt denn nur der Philosoph Seneka übrig, als eine Autorität gegen die Kampfspiele der Gladiatoren. Denn wenn dieser auch in der Trostschrift an seine Mutter, ohne einen besonderen Tadel zu äußern, den Besuch des Amphitheaters wie des Cirkus, als ein gewöhnliches, aber unzureichendes Zerstreuungsmittel gegen den Schmerz bezeichnet, so spricht er doch sein Urtheil scharf genug aus, indem er an Lucilius schreibt: „Nichts gilt mehr für schändlich, wenn nur der Preis gefällt. Der Mensch, diese heilige Sache, wird von seinem Nächsten zu Spiel und Scherz getödtet, und während es schon Sünde war, ihn zum Austheilen und Empfangen von Wunden abzurichten, wird er bereits nackt und wehrlos vorgeführt, und der Tod eines Menschen gewährt ein unterhaltendes Schauspiel"; und anderswo erzählt er, daß er nicht der Gladiatoren wegen, sondern Kurzweil, Witz und irgend eine andere Erholung erwartend, „wobei die Augen vom Anblicke des Menschenblutes ausruhen", einst um die Mittagsstunde in das Amphitheater gegangen sei. Aber gerade zu dieser Zeit pflegte man Ver-

brecher ohne Schutzwaffen einander abschlachten zu lassen, und er ruft deshalb empört aus: „Barmherzigkeit war jede frühere Kampfweise; jetzt, wo alle Spielerei aufhört, ist es reiner Mord! Was glaubst Du, daß ich über die Schauspiele urtheile? Daß ich habsüchtiger, ehrgeiziger, ausschweifender zurückkehre? Nein, sogar grausamer, unmenschlicher, weil ich unter Menschen gewesen bin." Diese Entrüstung Seneka's hat ihren Grund darin, daß er auch sonst zum Bewußtsein eines Menschenrechtes gekommen war, vor dem alle Menschen gleich sind, und daß er in Folge einer höheren Achtung der menschlichen Persönlichkeit mildere Ansichten über die Sklaven hegte, zu denen ja großentheils die Gladiatoren gehörten. Denn außer der größeren Härte des römischen Charakters liegt eben gerade in der Verachtung, mit welcher der freie Bürger, als allein vollgiltiger Mensch, auf die Gladiatoren, als unberechtigte Geschöpfe, herabsah, ein Haupterklärungsgrund jener Mitleidlosigkeit und Grausamkeit. Wie viel von solchem exklusiven Vollblutstolz enthält der Tadel, den der hochsinnige Tacitus über Drusus, den Sohn Tiber's, in die Worte faßte: „Dem Gladiatorenschauspiel präsidirte Drusus, indem er, wenn schon an gemeinem Blut, zu großes Vergnügen fand!"

Ferner kann man wol auch die Macht der Gewohnheit nicht zu hoch anschlagen, die das, was man von Kindesbeinen an unter der Autorisation der Obrigkeit, unter den Lobpreisungen der Zeitgenossen vor sich gehen sah, nur sehr schwer als etwas Ungehöriges erkennen ließ. Das allmähliche Wachsen des Behagens am Gräßlichen schildert auch Livius, indem er vom Könige Perseus von Makedonien bemerkt: „Ein Gladiatorenschauspiel römischer Sitte gab er anfangs zu größerem Entsetzen als Vergnügen der Menschen, die an einen solchen Anblick nicht gewöhnt waren. Dadurch aber, daß er es öfter veranstaltete, und zwar bald nur bis zu Verwundungen, bald aber auch, ohne das Leben zu schenken, machte er die Augen mit dem Schauspiele vertraut und dasselbe angenehm, und entzündete in den meisten jungen Leuten die Lust zum Gebrauche der Waffen." Wie sollte das römische Volk nicht nach und nach gefühllos gegen das Grauenhafte des Gladiatorenwesens werden, da in ihm während des letzten Jahrhunderts der Republik und in der ganzen Kaiserzeit systematisch die Leidenschaft für dasselbe wach erhalten wurde?

Endlich darf man nicht vergessen, daß die Gladiatorenkämpfe ursprünglich Leichenspiele zur Sühne und Ehre Verstorbener waren, die in Etrurien, ihrem Stammlande, nach und nach die Stelle wirklicher Menschenopfer vertreten hatten. Auch in Rom dachte man zuerst nur an die Verherrlichung der Manen. Denn das erste Gladiatorengefecht sah man hier im Jahre 264, wo Decius und Marcus Brutus drei Paare auf dem Ochsenmarkte zu Ehren ihres Vaters, eines gewesenen Konsuls, auftreten ließen. Kaum ein halbes Jahrhundert später war der Luxus schon so weit gestiegen, daß die drei Söhne

des M. Aemilius Lepidus beim Leichenbegängnisse ihres Vaters 22 Paare an drei Tagen auf dem Forum kämpfen ließen. Im Jahr 202 fochten 25 Paare, 185 bereits 60. Solche Leichenbegängnisse kosteten freilich mehr Geld, als das des im Jahre 152 v. Chr. verstorbenen M. Aemilius Lepidus, eines Konsuls und Senatsobmanns, der in seinem Testamente festsetzte, daß seine Söhne nicht mehr als je 10 As (50 Pfennige) auf seine Bestattung verwenden sollten, da die Leichenfeier großer Männer durch den Schmuck der Ahnenbilder, nicht durch Geldaufwand verherrlicht würde. Wie groß war dagegen die Verirrung zweier anderer Römer, von denen Nikolaos von Damaskus unter August erzählt, daß der eine die testamentarische Verfügung traf, daß seine schönsten Sklavinnen, der andere, daß seine jungen Lieblingspagen nach seinem Tode mit einander kämpfen sollten! Doch soll das Volk diese Bestimmungen annullirt haben.

Das Gladiatorenwesen erhielt seine letzte Ausbildung und seine großartigste Gestaltung im letzten Jahrhunderte der Republik. Da es nämlich kein sichereres Mittel gab, die Volksgunst zu gewinnen, als die Kampfspiele, so wurden dieselben bei den verschiedensten Gelegenheiten zum Zwecke der Amtserschleicherei von Ehrgeizigen angewendet und Cicero brachte unter anderem ein Gesetz durch, nach welchem den Kandidaten das Veranstalten von Gladiatorenkämpfen in den letzten zwei Jahren vor ihrer Bewerbung bei zehnjähriger Verbannung verboten wurde. Dagegen war es schon damals und die ganze Kaiserzeit hindurch gewissen Magistratspersonen als eine amtliche Verpflichtung aufgebürdet, dem Volke seine Lieblingskurzweil zu verschaffen. Aber beim Zerfallen des Freistaates benutzten auch die Mächtigen die Gladiatorenbanden als Werkzeuge des Angriffes und der Vertheidigung im Parteikampfe, und die Fechter von Profession, deren natürliche Verbündete die Sklaven waren, begannen dem Staate gefährlich zu werden. Katilina und Genossen rechneten auf ihre Hilfe, weshalb auch der Senat beschloß, die Banden aus Rom in einzelne Städte zu vertheilen. Klodius und Milo führten mit Gladiatoren ihren Straßen- und Häuserkrieg. Freilich behauptete Cicero später, sein Freund Milo habe sich die Gladiatoren, durch welche er endlich Klodius tödten ließ, nur des Staatswohles wegen gekauft! Cäsar hatte in seiner Aedilität eine solche Masse von Fechtern zusammengebracht, daß seine Gegner in Furcht geriethen und den Senat veranlaßten, ein beschränkendes Gebot ergehen zu lassen. Dennoch traten in seinen darauf gegebenen Spielen 320 Paare auf! Wie groß überhaupt die Zahl der dem blutigen Tode verfallenen Werkzeuge des Vergnügens in der Hauptstadt endlich wurde, erkennt man aus der von Dio Kassius gegebenen Nachricht, daß Augustus sich in seinem Testamente rühmen konnte, im Ganzen 10,000 Gladiatoren dem Amphitheater geliefert zu haben, und sich kurz nach Christi Geburt durch eine Theuerung genöthigt sah, alle Gladiatoren und käuflichen Sklaven 750 Stadien (über 18 deutsche Meilen) weit von Rom zu entfernen. Endlich

ließ man die Gladiatoren nicht nur Mann gegen Mann, sondern schaarenweise gegen einander kämpfen und setzte historische Kriegsereignisse, besonders gern Seetreffen, naturgetreu in Szene. Augustus ließ von 3000 Mann auf 30 Galeeren über der Tiber drüben die Schlacht bei Salamis aufführen, was auch Nero nachahmte. Das großartigste Schauspiel dieser Art veranstaltete Klaudius auf dem Fuciner See (jetzt Lago di Celano) zwischen Rhodiern und Siciliern. Neunzehntausend Mann auf ungefähr 100 Drei- und Vierreihenschiffen kämpften hier muthig um ihr Leben, während die kaiserliche Leibgarde rings herum jeden Fluchtversuch hinderte und die Hügel und Ufer des Gewässers von Zuschauern wimmelten.

Woher kamen aber diese Massen von Menschen, welche nöthig waren, den Bedarf an Fechtern in Rom und bald auch in den anderen Städten Italiens zu decken? Erstlich wurden die Kriegsgefangenen dazu verwendet, welche die Feldherrn zur Verherrlichung ihres Triumphes mit nach Rom brachten oder aus fernen Ländern dem Volke als Geschenk übersandten. Ein großer Theil der von Klaudius geopferten Fechter bestand aus Britanniern und der Kaiser rühmte sich sogar, sie auf diese Weise aus dem Wege geräumt zu haben. Von den aufständigen Gladiatoren, die unter Spartakus, einem gebornen Thraker, den gefährlichen Sklavenkrieg verursachten, erzählt Plutarch, daß sie größtentheils aus Gallien und Thrakien stammten. Nach Vopiskus kämpften bei dem Triumphalfeste des Kaisers Probus gefangene Germanen, Aethiopen, Sarmaten und isaurische Seeräuber. In den Jahren 29 und 28 v. Chr. hatten Daker und Sueven, die Dio für Skythen und Kelten ausgiebt, zur Siegesfeier Oktavian's in der Arena gefochten. Konstantin bestimmte noch eben so grausam die gefangenen Barbaren in großer Anzahl zum Kampfe mit den wilden Thieren und Symmachus schreibt lobhudelnd von dem Triumphe über die Sarmaten an den Kaiser Theodosius: „Wir haben die gefesselte Schaar des besiegten Volkes einherführen sehen und die einst so trotzigen Gesichter mit kläglicher Blässe überzogen. Mitten im Amphitheater standen sie, zu unserem Vergnügen bestimmt, die einst unser Schrecken waren. Die an ihre nationalen Waffen gewöhnten Hände hatten das Fechtergeräth erfaßt.“ Das Beispiel der Sachsen, welche nach demselben Autor durch Selbstmord der Schmach entgingen, mag übrigens häufig genug gewesen sein. Zu Seneka's Zeit brachte sich ein Germane vor Beginn des Kampfes aus Mangel an Waffen dadurch um, daß er sich ein Stück Holz in den Schlund hinabstieß. Ein Anderer stach sich die Lanze, die er bei einem Seetreffen zur Wehr erhielt, sofort durch den Leib.

Einen zweiten Theil der Gladiatoren machten die zum Tode verdammten Nichtbürger aus, die, schon nach Cicero's oben angeführten Worten zu schließen, in der früheren Zeit wol beinahe ausschließlich dazu verwendet wurden. So

ging es auch dem Spartakus, der als Räuber ergriffen wurde. Die Begriffe „Schuldige", „Sträflinge", mögen aber sehr weite gewesen sein. Denn von den 19,000 Gladiatoren des Klaudius heißt es bei Tacitus: „Wiewol unter Missethätern, fand der Kampf mit dem Muthe tapferer Männer statt." Man machte übrigens bei der Verurtheilung noch den Unterschied, daß die schwersten Verbrecher, ohne Zeit zur Waffenübung zu erhalten, sogleich mit dem Schwerte „verbraucht" wurden, leichtere dagegen nach einigen Jahren sogar die Freiheit wieder erhalten konnten. Makrinus, der Gegenkaiser Elagabal's, machte durch eine Verordnung alle ihren Herren entlaufenen Sklaven zu Gladiatoren. In unruhigen Zeiten und von ungerechten Gewalthabern wurde es mit dem Schuldigerklären gerade nicht genau genommen. Cicero schreibt an Asinius Pollio, der Quästor Balbus habe in Spanien einen Soldaten des Pompejus, der schon zweimal zum Gladiatorenkampf gepreßt worden war und nun keine Kapitulation eingehen wollte und das Volk um Rettung bat, lebendig verbrennen lassen. Während der Christenverfolgungen genügte oft schon das Bekenntniß, zu den Galiläern zu gehören, um zum Fechterspiele verurtheilt zu werden. Doch rettete auch hier Manchen der Nachweis des römischen Bürgerrechtes. Anders war es mit den Sklaven, die ohne viele Umstände in die Fechtschulen verkauft werden konnten, sowie die Sklavinnen an die Kuppler. Erst Hadrian, der überhaupt viel für Erleichterung der Sklaverei that, verbot es, ohne Angabe des Grundes, einen Sklaven als Gladiator zu verkaufen. Nach vorhandenen Inschriften gab es Gladiatorenhändler von Profession, die für den starken Bedarf durch Aufkaufen von kräftigen Sklaven sorgten. Sie erwarben, wie die eine von Quintilian's Deklamationen lehrt, ihre Fechter selbst durch Verkehr mit Seeräubern, meist aber wol von kriegerischen Nationen des Auslandes. Wie Ammian erzählt, traf auf dem Zuge Valentinian I. gegen den Alemannenkönig Makrian der römische General Severus in der Nähe von Wiesbaden zufällig einige kaiserliche Gardisten, welche in Feindesland Sklaven aufkauften. Auch Symmachus bittet in einem seiner Briefe den Flavianus, seinen Bruder, ihm für die Spiele seines Sohnes, wahrscheinlich in Deutschland, Sklaven aufkaufen zu lassen. „Da dieselben an der Grenze leicht und auch billig zu haben sind, so bitte ich doch angelegentlichst, durch zuverlässige Männer zu diesem Zwecke zwanzig junge Leute zusammenstellen zu lassen. Zu diesem Ende hab ich Dir die Goldstücke gesandt und bemerke nur noch, daß es bei solchen Leuten nicht auf Schönheit ankommt, sondern auf Kraft und Gesundheit!"

Als Sklaven wurden natürlich auch die eingeschulten Gladiatoren wieder verkauft und vermiethet und überhaupt als mobiles Eigenthum betrachtet. Cicero erzählt in einem Briefe seinem Bruder Quintus, wie schmählich ein Kato von seinem Freunde Milo blamirt worden sei. Jener hatte nämlich von

Koskonius und Pomponius Gladiatoren gekauft und zeigte sich stets öffentlich in deren Begleitung. Da er aber zu dürftig war, um sie ernähren und zusammenhalten zu können, so ließ ihm Milo die Fechter durch Jemanden, der nicht als sein Vertrauter bekannt war, abkaufen und dann von einem Volkstribun öffentlich als die „Gladiatorenbande Kato's“ zum Gelächter des Publikums ausbieten. Der Jurist Gajus bespricht den Fall, daß ein Fechtmeister einem Privatmanne einige Gladiatoren liefert, unter der Bedingung, daß dieser ihm 20 Denare für jeden ohne starke Verwundung überlebenden bezahlen sollte und 1000 Denare für jeden getödteten oder untüchtig gemachten, und entscheidet die Frage, ob dies ein Verkauf oder eine Miethe sei, dahin, daß bei der Rückkehr der Gladiatoren zu ihrem Eigenthümer ein Miethvertrag vorgelegen habe, bei der Tödtung aber ein Verkauf.

Ferner kam es auch nicht selten vor, daß freie Leute sich für Lohn und Kost als Fechtersklaven verkauften und den von Petron, Seneka und Horaz erwähnten Schwur leisteten, nach welchem sie sich unweigerlich mit glühendem Eisen brennen, in Fesseln schlagen, peitschen und mit dem Schwerte tödten lassen wollten, überhaupt feierlich ihrem Herrn Leib und Leben zu eigen gaben! Das Motiv dieser Erniedrigung bildete wol meist die Verzweiflung über unnütz vergeudetes Leben und Gut und das Unvermögen charakterloser Wüstlinge, Mangel zu leiden. Mit solchen Erziehungsresultaten tröstet Seneka einen Vater über den Verlust eines Knaben. „Blicke hin auf die Jünglinge,“ sagt er, „welche die Schwelgerei aus den vornehmsten Häusern in die Arena hinabgestoßen hat.“ Auch anderswo sagt er, oft seien die Modeherrchen seiner Zeit mitten in ihrer glänzenden Einrichtung zweifelhaft, ob sie sich als Gladiatoren oder als Thierkämpfer verkaufen sollten! Und so heißt es auch bei Horaz über einen immer weiter hinabsinkenden Verschwender: „Er wird in den Tag hineinschlafen, der Buhlschaft die Ehrenpflicht nachstellen, Schulden auf Schulden häufen, zuletzt Gladiator werden oder des Kohlgärtners Gaul führen.“ Nach Dio wendete sich die italische Jugend massenweise dem Räuber- und Fechterhandwerke zu, nachdem der Kaiser Septimius Severus das Privilegium Italiens, die Rekruten für die Leibgarde zu liefern, aufgehoben hatte. Der Gnostiker Tatian erwähnt, daß auch arme Leute, die nicht arbeiten wollten, diese blutigen Kämpfe der Arbeit vorzogen. Selbstverkäufe aus edleren Beweggründen werden sicher vorgekommen sein. Doch läßt sich nicht auf historische Grundlagen schließen, wenn sich bei Quintilian ein Sohn verkauft, um seinen Vater anständig begraben zu können, ein anderes Mal ein armer Jüngling den von Seeräubern an eine Fechtschule verkauften reichen Freund kurz vor dem Beginne des ersten Gladiatorenspieles durch seine Dazwischenkunft als Stellvertreter rettet. Die Gesetzgebung suchte den Selbstverkauf zu hindern, indem sie den Verkauften der auf dem ganzen Stande lastenden Infamie

verfallen ließ, so wie ja überhaupt alle, die um des Erwerbes willen in öffentlichen Schaustellungen auftraten, ehrlos wurden. Wie die Sklaven, konnten sie nur auf der Folter ein giltiges Zeugniß ablegen; ihre Töchter waren gemeine Dirnen, deren Söhne von Standespersonen nicht einmal legitimirt werden durften, und von ihren Vätern konnten sie enterbt werden, ohne daß sie berechtigt waren, das Testament anzugreifen. Dennoch fand der Selbstverkauf noch zu Symmachus' Zeit statt, der in dem erwähnten Briefe davon als von einem alten Herkommen spricht. Oft freilich trieb auch ein wirklicher Hang die Leute zu dem grausamen Gewerbe und bei Manchen steigerte sich derselbe zu solcher Leidenschaft, daß z. B. Quintilian als Thema zu einer Deklamation den Fall annimmt, daß ein Bruder gegen seine Schwester vor Gericht auftritt, die ihn mehrmals von der Gladiatur losgekauft und ihm endlich im Schlafe den Daumen der rechten Hand abgeschnitten hat! Auch Tertullian schreibt: „Nun gedenke ich noch flüchtig, worin Ruhm gesucht wird, dann aller der Kämpfe, wo Grausamkeit und Qual walten, und die gleich einer geistigen Krankheit die Menschen leidenschaftlich ergreifen und tief erniedrigen. Wie Viele treibt die Waffenlust zum Schwert, ja, sie sinken sogar zum Kampf mit wilden Thieren herab!"

Ueberhaupt schwand sehr bald das Gefühl für das Schimpfliche des Gewerbes, seitdem freie, römische Bürger, selbst Ritter und Senatoren, entweder aus niedriger Schmeichelei gegen die Gewalthaber, oder, von denselben gezwungen, sich den Gladiatoren beigesellten. Bereits bei Cäsar's Festen erboten sich freiwillig Optimaten, in die Arena hinabzusteigen, und er erlaubte es im Jahre 46 Rittern und im folgenden auch Senatoren. Konnte es ihm doch nur erwünscht sein, wenn sich die ihm verhaßte Aristokratie vor den Augen des Pöbels mit gemeinen Fechterknechten herumschlug. Selbst Cicero nimmt die Sache ziemlich kühl und schreibt, ohne Empörung über die Herabwürdigung zu empfinden, an Kornificius: „Ich bin bereits so hart geworden, daß ich bei den Spielen unseres Cäsar mit dem größten Gleichmuth den T. Plancius (als Gladiator) sah, des Laberius und Publius Dichtwerke hörte. Nur fehlt mir nichts so sehr als Jemand, mit dem ich in vertraulicher und gescheiter Weise darüber lachen könnte." Augustus bemühte sich vergebens, dem überhand nehmenden Unwesen zu steuern. Obgleich er den Senatsbeschluß von 38 v. Chr., wonach den Senatoren die Bühne und der blutgedüngte Sand des Amphitheaters verboten war, im Jahre 22 auch auf die Ritter ausgedehnt hatte, fruchteten doch alle Maßregeln nichts und 32 Jahre später „wurde den Rittern," wie Dio erzählt, „was sonderbar erscheinen muß, erlaubt, als Gladiatoren aufzutreten. Grund dazu gab, daß einige die damit verbundne Schande für nichts anschlugen, und weil nun, da Verbote nichts halfen, eine immer größere Strafe erforderlich schien, oder weil man hoffte, sie noch am ehesten davon

abzubringen, wenn man es ihnen gestattete. So erlitten sie denn statt der Unehre den Tod; denn sie traten darum nicht weniger auf. Das Vergnügen, womit ihre Kämpfe von dem Volke aufgenommen wurden, machte sie nur noch eifriger, und endlich ließ es Augustus zu, daß die Prätoren sie unter ihre Fechter einreihten.“ Als später Tiberius das frühere Senatskonsult wieder erneuerte, wurde dasselbe von der schamlosen Jugend senatorischen und ritterlichen Standes dadurch umgangen, daß man sich freiwillig in das Register der Ehrlosen einschreiben ließ, und der Kaiser wendete nun die Strafe des Exils an. Kaligula preßte Vornehme und Geringe zum Blutvergießen; am schlimmsten aber spielte der Aristokratie Nero mit, der auf einmal dreißig Ritter mit einander kämpfen ließ, und im Ganzen wol über hundert Ritter und Senatoren der Arena überlieferte. Dagegen brachte Vitellius das alte Gebot den Rittern gegenüber in Erinnerung, vielleicht nur um seinen eigenen Gladiatoren zu Gefallen der zunftwidrigen Pfuscherei zu steuern! Tacitus bemerkt über die Maßregel: „Frühere Fürsten hatten dazu durch Geld und öfter durch Gewalt gezwungen und die meisten Munizipien und Kolonien wetteiferten darin, die verdorbenen jungen Leute durch Belohnungen anzulocken.“

Die schmachvolle Leidenschaft war auch in der Folgezeit nicht auszurotten; denn Juvenal sagt in seiner dritten Satire: „Aergeres noch wagt Gracchus, der in der Tunika und mit dem Dreizack als Gladiator mitten über die Arena hinwegfliegt, von edlerer Herkunft als die Marceller, die Katuler, die Kapitoliner, des Paullus Enkel, die Fabier und alle, die von den vordersten Sitzreihen aus zuschauen.“ Zu M. Antoninus, dem Philosophen, konnte ein sehr übel berüchtigter Mensch, dem er ein Amt abgeschlagen hatte, ungestraft sagen, er sehe Viele als Prätoren, die mit ihm im Amphitheater gefochten hätten! Und in der Rede, welche der Kaiser Septimius Severus zur Entschuldigung des Kommodus im Senate hielt, kommt die Stelle vor: „Aber er focht als Gladiator! Beim Jupiter! Von Euch kämpft wol keiner im Amphitheater? Wozu haben denn einige sich Schilde und goldene Helme gekauft?“ Ja sogar Frauen verworfener Art ließen sich willig finden, das Schwert gegen einander zu zücken. Nachdem schon Domitian Zwerge und Weiber im Amphitheater als Kämpfer hatte auftreten lassen, wiederholte sich das widerwärtige Schauspiel unter Severus. Da sich aber die Mannweiber in ihrer rohen Wildheit gemeine Scherze auf die edelsten Frauen erlaubten, wurde der weibliche Gladiatorenkampf verboten.

Den Kulminationspunkt der Schrankenlosigkeit erreichte jedoch die rohe Leidenschaft und die Blutschaulust des Volkes, als einzelne Kaiser selbst Dilettanten der ehrlosen Kunst wurden und so den Stempel der Schande an dem Gladiatorenstande vollends tilgten. Schon Kaligula fand Geschmack an den Fechtübungen der Gladiatoren. Von Hadrian sagt der Biograph dasselbe

und Verus versäumte darüber die Pflichten des Feldherrn. Allein öffentlich vor dem Volke aufzutreten, war doch nur dem halbverrückten Kommodus möglich, dessen unsinnige Leidenschaft für die Fechtkunst sich schon in der Jugend durch eine ausschließliche Hinneigung geoffenbart hatte. Er trat förmlich zur Sekutorenklasse der Gladiatoren über, reservirte sich in der kaiserlichen Fechterkaserne das erste Zimmer zur Wohnung, nannte sich am liebsten „den nur mit der linken Hand fechtenden Vorkämpfer der Sekutoren", rühmte sich, tausend Siegespalmen davon getragen zu haben. Gewöhnlich focht er nur mit dem Rappier, doch spricht sein Biograph Lampridius auch von getödteten Gegnern. Dabei beging er noch die Gemeinheit, seine Schande zur Besteuerung des Volkes auszubeuten, indem er sich für jeden Tag seines Auftretens über 180,000 Mark aus der Gladiatorenkasse zahlen ließ!

Die Gladiatorenschulen waren theils Eigenthum von Kommunen, theils von Privatpersonen. Ausdrücklich durch Inschriften bezeugt sind die Fechteranstalten von Verona und Präneste. Ueberhaupt war der Verbrauch von Gladiatoren in den Munizipien ein großartiger. Martial spottet darüber, daß in Modena ein Walker, in Bologna ein reich gewordener Schuster Gladiatorenspiele gegeben. In Pompeji gab es wenigstens fünf verschiedene Gladiatorenbanden und die Inschriften nennen sogar mehrmals Frauen als Besitzerinnen von Gladiatorenschulen. Die Kaiser hatten an verschiedenen Orten in den Provinzen dergleichen Institute; in der Hauptstadt selbst befanden sich vier kaiserliche Gladiatorenstationen in der Nähe des Kolosseums nebst Lazarethen, an denen besondere Aerzte fungirten, und Rüstkammern. Besondere Prokuratoren beaufsichtigten das Ganze. Kaligula suchte seinem drückenden Geldmangel dadurch abzuhelfen, daß er die kaiserlichen Gladiatoren versteigern ließ. Dabei war er selbst gegenwärtig, trieb die Käufer hinauf und ließ einst, wie Sueton erzählt, einem gewesenen Prätor, der auf seinem Sitze eingeschlafen war und zu den ausgerufenen Geboten mit dem Kopfe nickte, 13 Fechter für neun Millionen Sesterzen (1,957,000 Mark) zuschlagen. Die Zahl der kaiserlichen Gladiatoren scheint in Rom immer gegen 2000 betragen zu haben. Hinsichtlich der anderen Banden mag auch noch in der Kaiserzeit eine beschränkende Norm bestanden haben. Wenigstens sagt Dio über die Auktion unter Kaligula: „Viele kamen auch von auswärts und kauften solche an, besonders weil er Jedem, der da Lust hatte, gestattete, selbst über die gesetzliche Zahl Gladiatoren zu halten."

Die meisten Gladiatoreninstitute wurden von Fechtmeistern von Profession auf Spekulation unterhalten. Diese Leute waren ebenfalls ohne bürgerliche Reputation; aber ihr Gewerbe scheint einträglich genug gewesen zu sein, da sie auch fremde Sklaven zu Gladiatoren abrichteten, ihre eigenen an Andere verkauften und vermietheten, und wahrscheinlich auch auf eigene Rechnung Spiele

unternahmen. Um sich mit Rekruten zu versehen, zogen sie bisweilen von Stadt zu Stadt herum; besonders pflegten sie den Heeren zu folgen, um billig in den Besitz von Kriegsgefangenen zu kommen. Die Schulen selbst legte man gern an recht gesunden, klimatisch günstigen Orten an, weil natürlich zum Gedeihen solcher Anstalten das körperliche Wohlbefinden der Zöglinge vor allem Anderen gehörte, und gerühmt wegen dieses Vorzuges wurden vorzüglich Kapua, Alexandria, Präneste und Ravenna. Die Schulgebäude waren gewöhnlich so eingerichtet, daß sich in der Mitte ein Stadion befand, welches rings von einer Säulenhalle umgeben war, in der die Zellen der Gladiatoren ihre Eingänge hatten. In der Gladiatorenkaserne zu Pompeji hatten die fensterlosen Gemächer nur 10—12 Fuß im Quadrat und darüber befand sich früher noch ein zweites Stockwerk. Wie bei den griechischen Athleten wurde bei den Gladiatoren die Vollkräftigkeit des Körpers und die größtmögliche Ausbildung der Muskeln durch eine recht nährende Kost oder Mast, die nach Quintilian „jeden Hunger überwog", zu erzielen gesucht. Die Neuaufgenommenen, welchen gewöhnlich auch neue, wohlklingende Namen (z. B. Aureolus) beigelegt zu werden pflegten, erhielten von den Unterlehrern in den verschiedenen Waffengattungen Unterricht, nachdem sie den bereits angeführten Eid geleistet hatten. Wie die Rekruten der Armee fochten sie anfangs mit schwereren Holzwaffen einem den Gegner vorstellenden sechs Fuß hohen Pfahl gegenüber in allen möglichen Wendungen und Stellungen. In dem Buche über den afrikanischen Krieg werden die Exerzitien, welche Cäsar mit seinem Heere, den Numiden gegenüber anstellte, in folgender Weise beschrieben: „Cäsar richtete seine Truppen gegen einen solchen Feind ab, nicht wie ein Feldherr sein versuchtes und siegreiches Heer, sondern wie ein Fechtmeister seine Gladiatorenneulinge, indem er ihnen vorschrieb, in welchem Schritte sie sich vor dem Feinde zurückziehen sollten und wie dem Gegner zugewendet und in welchem Zwischenraume stehen bleiben, wie sie bald vorzurücken, bald zurückzuweichen und mit einem Angriffe zu drohen und beinahe wo und wie sie die Wurfspieße zu entsenden hätten." Bestanden die Rekruten glücklich ihr erstes, öffentliches Debut, so erhielten sie als Zeichen, daß sie des verachteten Lehrlingsstandes enthoben waren, ein oblonges, elfenbeinernes Täfelchen, das wahrscheinlich an einem Bande um den Hals getragen wurde und auf dem ihr Name und der Tag ihres ersten Auftrittes vermerkt war.

Das Leben und Treiben in einer Gladiatorenschule mag übrigens mehr dem Aufenthalte in einem Zuchthause, als in einer Kaserne geglichen haben. Durch unnachsichtige Strenge mußten jene Banden verzweifelter Menschen im Zaume gehalten werden. Wirkliche Waffen scheinen ihnen nur erst kurz vor dem Beginne des Schauspieles gereicht worden zu sein und bewaffnete Wächter, bei den kaiserlichen Schulen Soldaten, verhinderten ihr Entweichen. Spar-

takus und seine 70 Genossen, die aus der Schule des Lentulus Batiatus zu Kapua ausbrachen, bewältigten zuvor ihre Hüter und suchten sich erst außerhalb der Stadt Waffen zu verschaffen. Unter Nero wurde ein Revolteversuch der Gladiatoren zu Präneste durch die dortige Garnison unterdrückt. Den fürchterlichsten Schrecken in der Hauptstadt selbst erregte es, als im Jahre 281 n. Chr. von beinahe 700 Barbaren, die der Kaiser Probus zur Verherrlichung seines Triumphes für das Amphitheater aufbewahrte, ungefähr 80, wahrscheinlich Deutsche, ihre Wächter erschlugen, aus der Kaserne entsprangen und die Straßen Roms mit Blut und Verwirrung füllten. „Nach hartnäckigem Widerstande," sagt Gibbon, „wurden sie zwar durch reguläre Truppen überwältigt und in Stücke gehauen, aber sie erhielten doch wenigstens einen ehrenvollen Tod und hatten gerechte Rache geübt." Der unbändigsten Subjekte scheint man sich außer der Bewachung noch durch Schließeisen versichert zu haben; wenigstens befanden sich unter den in der Fechtschule zu Pompeji gefundenen 63 Skeletten auch mehrere, die noch in den Zellen in ihren Fesseln lagen!

Daß sich ferner der Inhalt des Gladiatoreneides auch hinsichtlich der Ruthenschläge und des Brennens erfüllte, beweisen schon die von Seneka dem Amphitheaterpublikum beigelegten Zurufe an feige Kämpfer. Auch bei Quintilian im „Gladiator" heißt es über die dem Fechterkampf vorhergehende Stunde: „Allenthalben bemerkte man geräuschvolle Vorbereitungen auf den Tod. Der Eine wetzte den Stahl, der Andere machte Eisenplatten glühend, hier wurden Ruthen, dort Peitschen herbeigetragen, man hätte alle für Seeräuber halten können." Doch war nicht bei Allen diese schimpfliche Aufeuerung nöthig. Viele erfüllte hoher, einer besseren Sache würdiger Muth, selbst eine Art von Standeseitelkeit. „Mit einem Schwächeren gepaart zu werden," sagt Seneka, „hält der Gladiator für einen Schimpf; er weiß, daß man denjenigen ohne Ruhm besiegt, der sich ohne Gefahr besiegen läßt." Ja, der Kitzel der Gefahr und der Beifall des Volkes wurde Vielen bald so unentbehrlich, daß sie, wie Epiktet erzählt, unwillig wurden, wenn man sie nicht mit auftreten ließ, und die Vorgesetzten mit Bitten bestürmten. Auch im Tode noch wollten sie glänzen, den Ruhm tapferer Männer ernten und mit Anstand sterben. Am deutlichsten spricht dies schon Cicero in den tuskulanischen Gesprächen aus: „Welche Wunden ertragen nicht die Gladiatoren, die doch verworfene Menschen oder Barbaren sind? Wie wollen doch solche, welche gut eingeschult sind, lieber einen Stoß erhalten, als ihn mit Schmach vermeiden! Wie oft zeigt es sich, daß sie nichts lieber wünschen, als entweder ihrem Herrn oder dem Volke Genüge zu leisten! Schicken sie doch, bereits von Wunden erschöpft, Abgeordnete an ihre Herren, um deren weitere Befehle einzuholen, mit dem Zusatze, daß sie gern den Todesstoß erleiden wollten, wenn jene noch nicht befriedigt wären.

Welcher nur mittelmäßige Gladiator stöhnte je? welcher veränderte das Gesicht? welcher stand nicht bloß, sondern sank auch zu Boden in unedler Haltung? welcher zog wol den Hals zusammen, nachdem er niedergesunken und aufgefordert worden war, den Schwertstoß zu empfangen? Soviel vermag Uebung, Ueberlegung, Gewohnheit.“ Die Unternehmer pflegten auch die rühmlich Gefallenen mit einer lobenden Grabschrift zu ehren.

Die Gladiatoren zerfielen nach Bewaffnung und Kampfart in mehrere Gattungen. Dabei war es eine Eigenthümlichkeit der amphitheatralischen Gefechte, daß fast immer verschiedene Waffengattungen einander gegenübergestellt wurden. Alle trugen jedoch die Brust unbedeckt. Ihre Rüstungen zeichneten sich vor denen des Militärs besonders durch eine reichere künstlerische Ausstattung aus, besaßen aber auch sonst wesentliche Abweichungen von der gewöhnlichen Form. Samniten hieß man zuerst eine Gladiatorenart, deren Namen und Bewaffnung nach Beendigung der Samniterkriege von den Kampanern aus Haß auf die Gladiatoren übertragen worden sein soll (300 v. Chr.). Ein großer, länglicher Schild, ein siebartig durchbrochener Visirhelm mit Kamm und Federn, eine Schiene am linken Bein, ein metallener oder lederner Aermel am rechten Arme und ein kurzes Schwert kennzeichnen sie auf den Bildwerken. Die Samniten kämpften entweder unter einander oder mit den Thrakern oder Retiariern. Jene führten den kleinen thrakischen Schild, ein sichelartig gekrümmtes Dolchmesser und Schienen an den Beinen; diese dagegen, die am wenigsten geachtete Klasse, waren ohne Kopfbedeckung, hatten als Angriffswaffe einen Dreizack (die Thunfischharpune) und außerdem ein großes Netz. Dieses warfen sie nach dem Feinde und suchten ihn damit zu umstricken. Sie mußten aber Reißaus nehmen, sobald der Wurf mißlang und einen zweiten günstigeren Moment abpassen. Recht anschaulich macht dieses Manöver Juvenal, indem er von dem erwähnten Epigonen der gracchischen Familie sagt: „Nicht in den Helm birgt er das Gesicht; sieh, er schwingt den Dreizack und nachdem er aus erhobener Hand das schwebende Netz vergebens ausgeworfen, hebt er das bloße Antlitz den Zuschauern zu und, rings erkennbar, flieht er über den Sandplan.“ In der späteren Kaiserzeit bediente sich eine ähnliche Fechtergattung einer Art von Lasso, um den Gegner zu Boden zu reißen. Die gewöhnlichen Partner der Retiarier waren aber nicht die Samniten, sondern die Sekutoren, bewaffnet mit Helm, Schild und Schwert. Wie Kommodus, begünstigte auch Kaligula diese Waffengattung. Als daher einst fünf Retiarier im Haufengefecht mit fünf Sekutoren zu kämpfen hatten, ließen sich jene aus Furcht vor der Mißgunst des Kaisers ohne langen Widerstand besiegen. Allein der Kaiser gab Befehl, die um Pardon bittenden Netzfechter sämmtlich zu tödten, und da die Knieenden dies hörten, ergriff der eine voll Verzweiflung seine Harpune und erlegte sämmtliche Sekutoren. Nach Sueton betrauerte der Kaiser dies als

einen grausamen Mord in einem besonderen Edikt, worin er alle verfluchte, die den schrecklichen Anblick ertragen hätten! Die Gallier ferner und die Mirmillonen waren sich ziemlich ähnlich und führten gallische Armatur. Außer diesen am gewöhnlichsten vorkommenden gab es noch Gladiatoren zu Wagen und zu Roß (essedarii und andabatae). Die letzteren, mit langen Lanzen, kleinen, runden Schilden und Visirhelmen bewehrt, kamen in ihrer Erscheinung den mittelalterlichen Rittern sehr nahe. Endlich soll noch eine Sorte mit zwei Schwertern, eine andere, vom Kopfe bis zum Fuße gewappnet, den Kampfplatz betreten haben.

Am Tage vor den Spielen wurde den auftretenden Gladiatoren ein öffentlicher Schmaus gegeben. Plutarch bemerkt in Betreff dieser Sitte: „Von den Gladiatoren ziehen es diejenigen, welche nicht ganz verwildert, sondern Hellenen sind, wenn sie auftreten wollen, vor, ihre Weiber den Freunden anzuempfehlen und ihre Sklaven freizulassen, als mit den aufgetragenen vielen und leckeren Speisen ihrem Magen ein Vergnügen zu bereiten.“ Am Festtage selbst hielten die Fechtenden paarweise einen feierlichen Aufzug durch die Stadt ins Amphitheater, wobei sich ihre goldgestickten Tuniken, die blitzenden Rüstungen, die goldenen Ehrenketten und wallenden Pfauenfederbüsche stattlich genug ausgenommen haben mögen. Die Kaiserin Faustina verliebte sich eben bei einer solchen Parade sterblich in einen Gladiator! Im Amphitheater selbst ließ sich zuvörderst der Veranstalter der Spiele die Waffen zur Prüfung vorlegen. Der Kaiser Titus (nach Dio auch Nero) reichte bei einer solchen Gelegenheit zwei Verschworenen, denen er kurz vorher verziehen hatte, zum Beweise seines Vertrauens die Degen dar, um ihre Schärfe zu untersuchen. Wie bei den gymnischen Wettkämpfen der Hellenen ging auch in der Arena dem ersten Gefechte eine Art Vorspiel mit stumpfen Waffen voran. Markus Antoninus, dem das Blutvergießen kein Vergnügen machte, ließ es stets beim Rappiergefechte sein Bewenden haben und erlaubte gar nicht die scharfen Waffen. Sonst wurde aber immer nach dieser Einleitung durch die Tuba das Zeichen zum blutigen Kampfe gegeben.

Die Fechtmeister und Kampfwärtel bestimmten dann den einzelnen Paaren die Stellung und Mensur und reichten ihnen die scharfen Waffen. Die Kampfart selbst hatte mit der neueren Fechtkunst große Aehnlichkeit und der Comment erlaubte Hieb und Stich. Bei jeder sichtbaren Verwundung schrie das Publikum laut auf und der tapfere Fechter verbiß dann den Schmerz und blieb in seiner Position, oder wendete sich den schreienden Zuschauern zu, um zu zeigen, daß die Verwundung geringfügig sei. Wurde er aber wirklich kampfunfähig, so entschied nach der angeführten Stelle Cicero's noch zu jener Zeit der Festgeber darüber, ob er getödtet oder verschont werden sollte. Bald darauf trat aber in sofern eine grausame Neuerung ein, als es die Veranstalter der Spiele

nun der Laune des aufgeregten Volkes anheimstellten, das Zeichen zum Morde oder zur Begnadigung zu geben. „Den Gladiatoren ist es erlaubt“, schreibt Seneka, „die Waffen zu senken, das Mitleid des Volkes zu rühren“; und an einer anderen Stelle: „Ich werde nicht thun, was die Besiegten pflegen, daß ich an das Volk appellire.“ Schon Cäsar rettete nach Sueton bewährte Gladiatoren, wenn er sah, daß sie das Publikum gegen sich hatten, indem er sie mit Gewalt abführen ließ. Schlug die Mehrzahl der Zuschauer den Daumen ein, so galt dies als Zeichen der Gnade, richtete man den Daumen gegen die Brust, so mußte der Blessirte den Todesstoß hinnehmen. Die um ihr Leben Flehenden pflegten den rechten Zeigefinger emporzuhalten und die Redensart: „Bis zum Finger fechten,“ wurde dadurch sprichwörtlich. Gaben dagegen die Kaiser selbst Gladiatorenspiele, so übten sie allein das Begnadigungsrecht und die Anwesenden scheinen dann von ihnen den Pardon erbeten zu haben. Von Titus und Trajan wird gerühmt, daß sie nie eine solche Bitte abschlugen. Zuweilen kam es auch vor, daß das Amphitheater einem Fechterpaar so gewogen war, daß es noch vor der Entscheidung für beide um Pardon bat. Besonders geschah dies bei den besten und erprobtesten kaiserlichen Fechtern, die auch nur auf besonderes stürmisches Verlangen von den Kaisern dem Volke vorgeführt wurden. Aber schon vor Eintritt der Monarchie wurden Gladiatorengefechte abgehalten, bei denen weder Pardon gegeben, noch genommen werden durfte. Augustus, besonders durch die bei den Spielen des Domitius, des Großvaters von Nero, vorgekommenen Schlächtereien veranlaßt, verbot diese blutige Art des Duelles. Die Todten wurden von Leuten, die oft die Masken des etruskischen Charon und des Todtengeleiters Hermes trugen, in das sogenannte Spoliarium geschafft, wo man auch die Schwerverwundeten zu tödten pflegte. Das Blut der Gladiatoren wurde, wie bei uns das der Hingerichteten, vom Aberglauben für heilkräftig gegen die Epilepsie gehalten.

Die Belohnungen der Sieger bestanden in Palmzweigen, die mit Bändern umwunden waren. Auch Geldprämien pflegten ihnen gespendet zu werden. Vom Kaiser Klaudius erwähnt Sueton, daß er den siegreichen Gladiatoren die Goldstücke laut vorzählte, und wenn Dio den Lohn der Gladiatoren einen geringen nennt, so meint er dies natürlich im Verhältniß zu der ungeheueren Gage, die sich Kommodus zahlen ließ. Die höchste Belohnung aber, die ihnen zu Theil werden konnte, war die Entlassung aus dem Gladiatorenstande, als deren Symbol ihnen vom Festgeber oder dem Fechtmeister ein Stockrappier eingehändigt wurde. Die Meister pflegten hierauf ihre Waffen im Tempel des Herkules, ihres Schutzgottes, aufzuhängen und sich friedlicheren Geschäften zuzuwenden. Darauf spielt auch Horaz an, wenn er in seiner ersten Epistel an Mäcenas schreibt: „Mich, den hinlänglich Erprobten und bereits mit dem Freistab Beschenkten suchst Du wiederum in die alte Fechtschule einzuschließen?

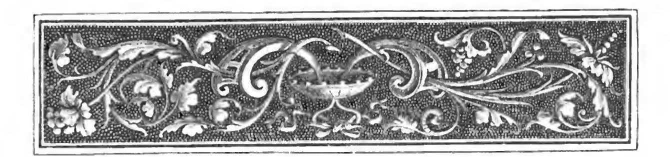
Weder Alter noch Sinn ist wie ehedem; Vejanius hat seine Waffen an die Pfosten des Herkulestempels geheftet und lebt versteckt auf dem Lande, um nicht so und so oft vom Rande der Arena aus das Volk erbitten zu müssen." Manchmal avancirten sie auch nach ihrer Freisprechung zu Lehrern der Fechtkunst in den Schulen oder ließen sich auch durch ein gutes Handgeld zum Wiedereintritte bewegen. So engagirte Tiberius einige ausgediente Gladiatoren für je 100,000 Sesterzen (21,700 Mark). Den Ruhm gefeierter Gladiatoren verbreiteten nicht nur die Dichter — Martial besingt Hermes, „die Martische Lust des Jahrhunderts," — sondern auch Gemälde und Werke der Plastik, abgesehen von den Wandkritzeleien, in welchen sich, wie in Pompeji, die Bewunderung der Zeitgenossen aussprach.

In Gallien waren die Gladiatorengefechte schon während der Republik in Aufnahme gekommen; in Spanien fand das von Scipio, dem Aelteren, im Jahre 206 v. Chr. zu Ehren seines Vaters und Oheims veranstaltete Fechterspiel solchen Beifall, daß selbst die eingeborenen Häuptlinge sich freiwillig daran betheiligten und durch Duell ihre Streitigkeiten ausmachten; Perseus führte die Sitte, Menschenblut zum Spaß zu vergießen, in Makedonien, Antiochos Epiphanes, „der Römeraffe von Profession", in Syrien ein. Hellas widerstand am längsten. Erst zu Ende des ersten Jahrhunderts n. Chr. scheinen diese Spiele dort Eingang gefunden zu haben, wenn anders die Anekdote wahr ist, daß, als die Athener berathschlagten, ob sie die Gladiatorenkämpfe einführen sollten, der feingebildete Philosoph Demonax ihnen sagte, sie müßten zuvor den Altar der Barmherzigkeit umstürzen. Wie schnell sich aber der leichtsinnige Pöbel Korinths und Athens für diese rohen Vergnügungen interessiren lernte, bezeugt Chrysostomos, indem er sagt: „Hinsichtlich der Gladiatoren haben die Athener so sehr den Korinthern nachgeeifert, oder vielmehr sowol diese, als auch alle anderen an Raserei übertroffen, daß, während die Korinther außerhalb der Stadt, in einem natürlichen Thalkessel die Spiele abhalten, die Athener diese schönen Schaustücke in dem Theater unter der Burg ansehen, wo sie dem Dionysos in der Orchestra einen Altar errichtet haben; daher kommt es vor, daß ein Gladiator auf den Sesseln selbst getödtet wird, wo der Hierophant und die übrigen Priester sitzen müssen." Zu Lukian's Zeit fanden selbst im paphlagonischen Amastris am Pontus Thierhetzen und Gladiatorenkämpfe im Theater statt.

Die Väter der christlichen Kirche eiferten mit Recht gewaltig gegen die Barbarei dieser Schauspiele und wiesen auch die Gladiatoren von der Taufe zurück, wenn sie nicht ihrem Stande entsagten. Der erste christliche Kaiser ließ sich auch bereden, im Jahre 325 ein Verbot der Gladiatoren ausgehen zu lassen. Dasselbe ist von Beirut aus datirt und lautet kurz: „Blutige Schauspiele bei bürgerlicher Ruhe und innerem Frieden gefallen Uns nicht; deshalb verbieten

Wir das Gladiatorengewerbe gänzlich.“ Allein dieses Edikt war eben so wenig wie ein früheres von Nerva im Stande, den Mißbrauch abzustellen. Noch 404, beim Triumph des Kaisers Honorius über die Gothen, fanden glänzende Gladiatorenspiele im Amphitheater statt. Zu derselben Zeit richtete Prudentius seine Ermahnung an den Kaiser, diesen Gebrauch aufzuheben und Niemanden tödten zu lassen, „dessen Strafe ein Vergnügen für Andere ist“. Aber mehr Einfluß auf die kurz darauf erfolgte Abschaffung soll die Kühnheit eines asiatischen Mönches, Namens Telemachos, gehabt haben, der in die Arena hinabsprang, um die kämpfenden Fechter auseinander zu bringen. Freilich tödtete ihn das wüthende Volk sogleich durch einen Steinhagel!





VI.

Jagden und Thierhetzen.

Unter den Abenteuern und Heldenthaten der mythischen Heroen nehmen die Kämpfe mit riesigen Ungeheuern der Thierwelt eine hervorragende Stelle ein und auch in dem von Homer geschilderten Zeitalter bietet das edle Waidwerk den Helden im Frieden Ersatz für das aufregendere Sichherumtummeln im Gewühle der Schlacht. Gute Jäger lehrt Artemis selbst, die gewaltige Jägerin, das Wild erlegen, wie den vor Troja von Menelaos getödteten Skamandrios, der „alles Gewild zu treffen verstand, das der Wald in den Bergen ernährt.“ Auch der weise Cheiron, der Erzieher so vieler Heroensöhne, versäumte es nicht, seinen Zöglingen in dieser ritterlichen Kunst Anweisung zu ertheilen. Die berühmteste, von Dichtern und Künstlern gefeierte Jagd ist die von dem ätolischen Held Meleagros auf den kalydonischen Eber veranstaltete, an welcher die hervorragendsten Recken Griechenlands nebst der vielgefeierten Jägerin Atalante theilnahmen. Als der Eber, ein Sendling der beleidigten Jagdgöttin selbst, aus der Waldschlucht hervorgebrochen war und die Jäger ihn umstanden, wurden die Arkader Ankäos und Hyleus von den Hauern des wüthenden Thieres durchbohrt und der Wurfspieß des Peleus traf unglücklicherweise dessen Schwiegervater Eurytion. Atalante verwundete zuerst den Eber in den Rücken, Amphiaraos ins Auge, und Meleagros erlegte ihn durch einen Stoß in die Weichen; aber dadurch, daß er aus Galanterie der schönen Arkaderin den Kopf des Ebers verehrte, legte er den Grund zum eigenen Verderben! Auch aus des Odysseus Leben erzählt Homer einen Jagdzug gegen einen Eber, den der Held von Ithaka auf dem Parnasse mit den Söhnen des Autolykos, seines Oheims, unternahm. Mit Sonnenaufgang gelangten die Jäger in ein Waldthal; „vor ihnen her aber liefen, die Fährte aufspürend, die Hunde; dann folgten die Söhne des Autolykos und

unter ihnen, den Hunden zunächst, der göttliche Odysseus, die Lanze schwingend. Es lag nun in einem undurchdringlichen Dickicht ein mächtiger Eber. Als zu diesem der Schall von den Schritten der nahenden Hunde und Männer drang, da stand er nahe vor ihnen, den Borstenkamm hoch emporgesträubt, Feuer aus den Augen sprühend, und vor allen schlenderte Odysseus mit nerviger Hand den emporgehobenen langen Speer, trachtend ihn zu verwunden; der Eber aber, ihm zuvorkommend, streifte ihn über dem Knie und riß mit dem Hauer weit das Fleisch durch, seitwärts anspringend. Odysseus traf ihn dagegen in die rechte Schulter, so daß die Spitze der glänzenden Lanze durch und durch drang und der Eber klagend in den Staub zusammenbrach.“ Auch im Lande der Kyklopen veranstaltet Odysseus mit seinen in drei Abtheilungen geordneten Gefährten eine Jagd auf wilde Ziegen, bewaffnet mit Bogen und „langröhrigen“ Wurfstöcken, die mit langen eisernen Tüllen versehen waren, auf welche die Klingen aufgesetzt wurden. Auf der Zauberinsel der Kirke tödtete er einen großen Hirsch, der aus dem Walde zur Tränke heraustrat, durch einen wohlgezielten Speerwurf ins Rückgrat.

Hunde werden an vielen Stellen als Jagdgehilfen erwähnt. Homer giebt bereits einmal den Jägern den in der historischen Zeit allgemein üblichen Namen „Hundeführer“, und vom treuen Hunde Argos rühmt der Schweinehirt Eumäos: „Nie sonst pflegte ihm zu entrinnen in den Schluchten des dichten Forstes ein Wild, das er scheuchte; denn auf die Fährten verstand er sich trefflich!“ Zur Vogelbeize pflegte man sich junge Lämmergeier abzurichten, die man aus dem Neste nahm, bevor sie flügge wurden, und sie nach Falkenart stoßen ließ. Als Ajax nach vergeblichem Versuche die Reihen der Troer zu durchbrechen, langsam zurückweicht, heißt es: „Wie den brandfarbigen Löwen vom Rinderstalle Hunde und Bewohner des Landes zurückscheuchen, die ganze Nacht hindurch wachend, während jener nach Fleisch hungrig herausstürmt, aber nichts ausrichtet; denn dicht fliegen die Wurfspieße ihm entgegen aus muthigen Händen und brennende Fackeln, die er fürchtet, trotz seiner Gier; am Morgen aber geht er davon mißmuthigen Herzens: so zog sich damals ungern vor den Feinden zurück Ajax.“ In ähnlicher Weise vergleicht er den tapfern Hektor mit einem Eber oder einem Löwen, der auf seine Stärke trotzend den rottenweise auf ihn eindringenden und dichten Lanzenhagel sendenden Jägern Stand hält, oft sich umkehrt und die zurückweichenden Schaaren angreift, bis ihm endlich sein stolzer Muth den Tod bringt. Von Agenor endlich, der furchtlos den Kampf mit Achill aufnimmt, liest man in der Iliade: „Wie ein Panther aus dem dichten Gehölze heraustritt dem Jäger entgegen, ohne sich im Gemüthe zu scheuen oder zu fürchten, nachdem er das Hundegebell gehört, sondern auch noch vom Speere durchbohrt, von Gegenwehr nicht abläßt, bis er mit dem Gegner handgemein wird oder unterliegt, so war Agenor entschlossen, nicht zu fliehen, ohne sich

an Achilleus versucht zu haben." Daß die Vorkommnisse der Jagd zu seiner Zeit auch auf Kunstwerken dargestellt wurden, sieht man aus dem in der Odyssee beschriebenen goldenen Mantelschlosse des Odysseus, auf welchem ein Jagdhund, zwischen seinen Vorderfüßen ein zappelndes Hirschkalb würgend, abgebildet war.

In der historischen Zeit hielt man die Jagd für heilsam und nothwendig zur Erhaltung der Gesundheit und zur Stählung des Körpers in Bezug auf den Krieg. „Diejenigen," sagt Xenophon, „welche sich dieser Beschäftigung befleißigen, werden ihren Leibern Wohlsein bereiten, besser hören und sehen, und langsamer altern." Nachdem er dann die Jagdstrapazen als Vorübungen zum Kriege einzeln erörtert hat, fährt er fort: „Auch unsere Vorfahren wußten wohl, daß man in Folge dieser Beschäftigung Glück gegen die Feinde hat, und machten daraus eine Uebung für die Jünglinge. Denn obgleich sie von Anfang Mangel an Feldfrüchten litten, so beobachteten sie doch den Gebrauch, daß sie die Jäger nicht hinderten, die auf der Erde wachsenden Thiere zu jagen, und daß sie außerdem innerhalb vieler Stadien bei Nacht nicht das Wild im Schlafe fingen, um nicht denen, welche die Kunst übten, die Thiere zu rauben. Denn sie sahen, daß dieses Vergnügen allein den Jüngeren am meisten Gutes schafft. Es macht sie nämlich verständig und gerecht und hindert sie an keinem anderen anständigen Thun, wie die übrigen schlechten Beschäftigungen, die man nicht lernen darf." Hinsichtlich der Jagdfreiheit macht aber Xenophon dem Jäger auch zur Pflicht, in den bebauten Theilen des Landes sich der Früchte zu enthalten und weder Quellen noch Bäche zu schädigen; „denn dies ist schlecht und schimpflich, auch wenn diejenigen, welche es sehen, nicht die gesetzlichen Widersacher sind." Doch scheint man dem Wilde in gewissen Zeiten Ruhe gegönnt, und dann das Jagen ganz eingestellt zu haben, und viele heilige Bezirke, ja ganze Inseln, z. B. Delos, durften von Jagdhunden gar nicht betreten werden.

Auch Isokrates schreibt schon den Altvordern das Erkennen eines erziehenden Momentes in der Jagd zu, indem er vom Areopage sagt, derselbe habe die ärmeren Bürgersöhne zum Betriebe des Ackerbaues und Handels angehalten, die wohlhabenderen aber „gezwungen", sich der Reitkunst, der Jagd, der Ringschule, der Philosophie zu befleißigen. Platon und Aristoteles empfehlen die Jagd ebenfalls als Uebung der Jugend. Die Liebhaberei zu Pferden und schönen Jagdhunden war aber auch unter der Jugend allgemein und oft für die Väter eine lästige Steuer. So sagt im „Plutos" des Aristophanes Chremylos von den Jünglingen: „Der eine verlangt ein edles Roß, der andere einen Zug Jagdhunde", und im „Mädchen von Andros" des Terenz spricht der alte Simo von seinem Pamphilus: „von den gewöhnlichen Liebhabereien der Jünglinge, entweder Pferde zu halten oder Hunde zur Jagd, oder die Philosophen zu besuchen, trieb mein Sohn nichts mit zu starkem Eifer." Der

bekannte Hund des Alkibiades kostete nicht weniger als 5,500 Mark. Die geschätztesten Racen waren die indische, kretische, lokrische und lakonische. Als Kennzeichen eines guten Jagdhundes gelten bei Xenophon: „Große Gestalt, feiner, konkav eingebogener, gelenker und nerviger Kopf, hohe, schwarze, glänzende Augen, große und breite Stirn, langes, dünnes, auf der hinteren Seite kahles Behang, langer, geschmeidiger, runder Hals, breite, fleischige Brust, ein wenig vorstehende Schulterblätter, die Vorderbeine gedrungen und kleiner als die hinteren, nicht zu tief einfallende Rippen, nicht zu starke Hüften, ein langer, gerader Schweif.“ Das gewöhnliche Jagdobjekt war auch in Hellas Freund Lampe. Auf ihn vorzüglich pflegte man die Hunde zu dressiren, wozu die Jagdschriftsteller die ausführlichsten Anweisungen enthalten, während man die Fuchshetze als den größten Verderb für die Hunde ansah.

Aber welch grellen Kontrast bildet schon die antike Hasenjagd hinsichtlich der erforderlichen Anstrengungen zu dem einer gemächlichen Promenade nahe kommenden Birschgange des modernen Schützen! Es gehörten dazu zwei Personen, der Netzspanner und der Jäger. Jener stellte sein Fangnetz halbmondförmig an solchen Orten auf, nach denen hin das Wild zu flüchten pflegte (Schluchten, Dickichte, Hohlwege, Waldbäche u. s. w.), und hielt während des Treibens Wache bei demselben. Der Jäger, nur mit einem Knüttel bewaffnet, begann dann von der anderen Seite nach einem kurzen Gebet zu Apollon und Artemis die gekoppelten Hunde nach einander zu lösen und auf die Fährte zu bringen. Hatten sie dieselbe angenommen, so wickelte er sein leichtes Gewand um die linke Hand und lief nun mit den Hunden um die Wette, immer sich bestrebend, den aufgejagten Hasen trotz aller Kreuzsprünge nach dem Netze hin zu treiben. Noch schlimmer war es im Winter. Den Schnee hielt man den Nasen der Hunde für nachtheilig und so galt es denn, allein das schnellfüßige Wild zu verfolgen! Gegen Hirsche und Rehe zog man mit Jagdspeeren bewaffnet aus. Da es aber natürlich sehr schwer hielt, in die erforderliche große Nähe an die Thiere heranzukommen, so richtete man zunächst sein Augenmerk auf die Kälber, suchte dieselben mit Hilfe der Hunde zu erhaschen und dadurch die Hirschkühe in Wurfesweite zu locken. Außerdem fing man die Hirsche auch in Fallen. Gewöhnlich bestanden dieselben in einem runden hölzernen Rahmen, der rings mit hölzernen und eisernen Spitzen besetzt war und in dessen Mitte sich eine Schlinge befand, welche von einer langen Schnur gebildet wurde, an deren anderem Ende ein schwerer Holzklotz befestigt war. Diese Falle wurde in einem Loche versteckt und mit Zweigen und Erde beworfen und der Klotz in einem anderen Loche den Augen entzogen. Trat nun der Hirsch in das Loch, so stach er sich in den Fuß, zog ihn darauf mit einem heftigen Rucke heraus, wodurch aber zugleich Schlinge und Klotz am Beine haften blieben. Das flüchtige Thier wurde nun bedeutend durch das Anschlagen des Holzes im Laufe

gehemmt und von dem Jäger leicht aufgespürt und eingeholt. Das den Jägern und Hunden gefährlichere Wildschwein wurde in seinem Lager mit starken Netzen umstellt und mittelst eines mit langer, breiter Spitze versehenen Saufängers, den der Jäger vorn mit der linken, hinten mit der rechten Hand faßte, abgefangen. In früherer Zeit soll es so viele Wildschweine in Makedonien gegeben haben, daß die jungen Leute so lange stehend ihre Mahlzeit einnehmen mußten, als sie noch kein solches Thier erlegt hatten.

Löwen, Panther, Luchse, Leoparden und Bären gab es zu Xenophon's Zeit im eigentlichen Griechenland nicht, wohl aber in den Gebirgen Makedoniens (wo noch zu Aristoteles' Zeit Löwen hausten), Thrakiens und Kleinasiens. Man bemächtigte sich ihrer, indem man entweder ihre Trinkstellen mit Akonit vergiftete, oder sie in offenem Kampfe, meist zu Pferde, angriff, oder sie in tiefen Gruben fing, in denen man des Nachts eine Ziege als Köder anband. Eine merkwürdige Art, Tiger zu erlegen, ist in dem an der Flaminischen Straße belegenen Grabmal der Nasonen abgebildet, wo der hinter seinem Schilde versteckte Jäger auf einem länglichen Kasten hockt, dessen Oeffnung durch einen Spiegel verschlossen ist, und die gegen ihr Spiegelbild heranspringende Bestie von oben mit der Lanze erlegt. In späterer römischer Zeit, wo gezähmte wilde Thiere eine Modeliebhaberei wurden, strebte man natürlich den Jungen nach und Plinius erzählt deshalb von der Tigerin, daß sie die Räuber ihrer Jungen zu verfolgen pflege, die sich dann nur dadurch retten könnten, daß sie ihr auf dem Rückzuge einzelne Junge wieder hinwürfen, und von der Löwin, daß sie beim Kampfe um ihre Jungen die Augen auf den Boden hefte, um keine Furcht vor den Wurfspießen zu bekommen! Eine sonderbare Jagdgeschichte enthält auch Pausanias vom Fange der Auerochsen in den Donauländern. Die Einwohner bedeckten nämlich nach ihm die Böschungen eines dazu ausersehenen und mit einem starken Verhau umgebenen Thalkessels mit frisch abgezogenen, oder in Ermangelung derselben mit eingeölten alten Häuten. Waren hierauf durch die besten Reiter die mächtigen Buckelochsen zu dieser Stelle gejagt worden, so glitschten sie aus und blieben hilflos liegen. Ein vier- bis fünftägiger Hunger reichte dann hin, ihren Trotz zu brechen, bis sie endlich in Fesseln abgeführt wurden. Glaublicher ist es, wenn er von dem „im Lande der Kelten“ wohnenden Elenthier behauptet, es könne unter allen Thieren am schwersten aufgespürt und gejagt werden, und werde gewöhnlich nur zufällig bei großen Treibjagden auf anderes Wild erlegt.

Unter namhafteren Männern, die dem Vergnügen der Jagd zu huldigen pflegten, befand sich Pelopidas, „der,“ wie Plutarch schreibt, „seine Mußestunden auf Ringplätzen und Jagden zubrachte.“ Alexander, der Große, war mit seiner ganzen Umgebung leidenschaftlich der Jagd ergeben. Bei einer Jagd auf einen großen Löwen wurde er durch die rechtzeitige Hilfe des Krateros gerettet und ließ dann die ganze Szene in Erz abbilden und als Weihgeschenk

in Delphi aufstellen. Philotas pflegte so viele Teppiche mit auf die Jagd zu nehmen, daß man einen Strich von hundert Stadien damit umgeben konnte. Peukestas, der Lebensretter des Königs bei Erstürmung einer Stadt der Maller, wurde auf der Jagd von einem Bären gebissen und Alexander erkundigte sich genau danach, ob er von seinen Jagdgenossen im Stiche gelassen worden wäre, um dann dieselben bestrafen zu können; bei der Jagd auf ein Ichneumon fiel Krateros in des Perdikkas Spieß. Endlich übte auch Philopömen in Friedenszeiten seinen Körper durch Jagd und Ackerbau.

Bei den älteren Römern herrschte dieselbe Ansicht über den bildenden Einfluß der Jagd; aber mit der steigenden Verweichlichung ließ die Passion nach und hörte bald auf, allgemeine Sitte zu sein. Horaz räth seinem Freunde Lollius, sich als Gast den Neigungen vornehmer Gönner anzubequemen: „So oft Dein mächtiger Freund die mit ätolischen Netzen beladenen Lastthiere ins Freie führen wird, erhebe Dich und lege den Ernst des ungeselligen Gelehrten ab, damit Du gleichfalls durch eigene Anstrengung erkauftes Fleisch genießest; diese Beschäftigung war einst eine gewöhnliche des Römers, und sie nützt dem Ruf, dem Leben und den Gliedern, zumal Du gesund bist und im Laufe das Windspiel, an Stärke den Eber zu übertreffen vermagst.“ Anderswo nennt der Dichter das Reiten und die Jagd den „römischen Felddienst.“ Damals war aber eben die Zeit vorüber, wo „der Jäger, der zarten Gattin uneingedenk, trotz der Kälte im Freien blieb, wenn die treuen Hunde eine Hindin erblickt hatten, oder das festgedrehte Netz vom marsischen Eber zerrissen worden war.“ Sowie es dem römischen Grundbesitzer nicht mehr einfiel, den Pflug anzurühren, sondern es ihm bequemer war, seine Felder von den in Ketten klirrenden Ackersklaven bestellen zu lassen, so besorgte auch ein Leibeigener die herrschaftliche Jagd und Sallust nennt daher geradezu Ackerbau und Jagd „Sklavendienste“. Doch sagt noch der jüngere Plinius, der freilich selbst ein Nimrod eigener Art war — er setzte sich nämlich mit Griffel und Schreibtafel bewaffnet in die Nähe des Netzes und hatte seine Freude daran, wenn sich gelegentlich ein Wildschwein fing —: „Die Jagd war einst die erste Probe, das Vergnügen der Jugend; in diese Künste wurden die künftigen Feldherren eingeweiht, mit dem fliehenden Wilde im Laufe zu wetteifern, mit dem muthigen in der Kraft, mit dem listigen in der Verschlagenheit, und es galt für keinen geringen Ruhm im Frieden, den Einfällen der wilden Thiere in die Felder ein Ende gemacht zu haben.“ Ja, noch der späte Symmachus, obgleich er niemals der Jagd Geschmack abgewinnen konnte, protestirt gegen die aristokratische Ansicht Sallust's entschieden und sieht in dem Waidwerk eine passende Beschäftigung der Jugend. Und von den jungen Leuten wurde wol auch stets die Jagd, wenn auch nur als modische Liebhaberei, getrieben. In der treffenden Charakterisirung der verschiedenen Lebensalter bei Horaz heißt es: „Der unbärtige Jüngling freut sich, endlich

des Hüters entledigt, der Rosse, Hunde und des sonnigen Marsfeldes", und unter den Verführungsmitteln, die Katilina bei den Jüngeren anwendete, spielten nach Sallust auch schöne Pferde und Jagdhunde eine Rolle.

Die Jagdmethode selbst unterschied sich wenig von der griechischen. In kretischen Jagdstiefeln, auch zuweilen auf der Saujagd in Beinschienen, mit dem Regenmantel, im Winter mit der Pelzmütze, nicht ohne Brottasche und Weinflasche, bewaffnet mit Jagdmesser, Bogen und Wurfspieß, zog der Jäger aus. Die Netze und Schlingen waren auch in Italien nothwendiges Jagdrequisit. Die schwereren für die Sauhetze waren aus fingerdickem Garn gestrickt und mußten auf Lastthieren hinausgeschafft werden; es gab aber auch so feine, daß man sie mit den Einfassungsschnüren durch einen Fingerreif ziehen konnte, und daß ein Mann eine große Quantität derselben zu tragen vermochte. Außerdem verlappte man, wie bei uns, große Strecken mit langen über Gabelstangen gezogenen Spartseilen, an denen buntgefärbte Federn, am liebsten von Schwänen und Geiern, flatterten. „Die größten Wildherden," sagt Seneka, „hält die mit Federn behängte Leine zusammen und treibt sie in die Falle. Auch der Zorn wird gefürchtet, wie der Schatten von kleinen Kindern, die rothe Feder vom Wilde." Für die Parforcejagd auf Hasen sprechen mehrere Stellen, besonders Martial in folgenden Versen:

„Doch wenn im weißen Winter und Dezembermond
 Ohnmächtig heult der heis're Nord,
Dann kehrst Du heim zum sonn'gen Strande Tarrako's
 Und Deinem Laletania.
Dort fängst Du Rehe, welche weiches Garn verstrickt,
 Und eingeborne Keiler ab,
Und holst auf muth'gem Roß den schlauen Hasen ein;
 Die Hirsche sind des Meiers Jagd."

Das beliebteste und wegen seines Fleisches geschätzteste Jagdthier war das Wildschwein, dessen Erlegung auch den Gegenstand vieler auf uns gekommener bildlicher Darstellungen geliefert hat. Durch lakonische und molossische Hunde aus dem Lager gehetzt, wurde es entweder ins Garn getrieben, oder man ließ es in offenem Kampfe gegen das auf die Stirn gefällte Fangeisen anlaufen. Der von Horaz verspottete Sonntagsjäger Gargilius pflegte des Morgens mit großartigem Jagdtrosse durch den belebtesten Theil der Stadt hinauszuziehen, worauf dann eines von den vielen Maulthieren einen gekauften Eber mit heimbrachte! Nach Symmachus war es auch Sitte, die Hauer des Wildschweines und das Geweih des Hirsches in den Tempeln der die Jagd protegirenden Gottheiten aufzuhängen. Der 13. August aber war ein besonderer, der Diana geheiligter Feiertag, an welchem nicht gejagt werden durfte und die Hunde mit Blumen bekränzt wurden.

Zu den Nimroden unter den römischen Kaisern gehörte Trajan, von dem Plinius rühmt: „Welche Erholung gab es für Dich, als die Wälder zu durchstreifen, das Wild aus seinen Lagern zu scheuchen, die höchsten Berggipfel zu überklettern und ohne fremde Hilfe auf steile Felsen den Fuß zu setzen?“ Hadrian liebte in seiner Jugend die Jagd, „bis zum Vorwurfe“, erlegte auch später häufig auf seinen Reisen Löwen und brach einst Schlüsselbein und Hüfte auf der Jagd. Auch Antoninus Pius, Antoninus, der Philosoph, und Verus liebten das Waidmannsvergnügen. Beim Kaiser Tacitus hat der Biograph die Jagdpassion nicht vergessen. Von Odenathus aber, dem Gemahl der heldenmüthigen Zenobia, berichtet Trebellius Pollio: „Von Jugend auf wandte er die Anstrengungen der männlichen Pflicht auf Erlegung von Bären, Löwen, Panthern und anderen Waldthieren und lebte immer in Wäldern und Bergen, Hitze, Regen und alle Beschwerden ertragend, welche mit dem Jagdvergnügen verbunden sind.“ Endlich rühmt Klaudian die vom jungen Stilicho, als Gesandten am persischen Hofe, gezeigte Fertigkeit auf der Löwen- und Tigerjagd. Domitian, der allen körperlichen Bewegungen abhold, dabei aber außerordentlich gewandt im Bogenschießen war, ließ sich die Jagdthiere zu Hunderten in seiner albanischen Villa zusammentreiben, um sie dann in Muße niederzuschießen.

Auch diejenigen unter den Römern, welche niemals die Mauern der Stadt verließen, hatten schon früh Gelegenheit, die jagdbaren Thiere fast aller Zonen in wildem und gezähmtem Zustande zu sehen und die verschiedenen Weisen der Erlegung kennen zu lernen. Die nächste Veranlassung zu dem Einfalle, wilde Thiere entweder unter sich oder mit Menschen kämpfen zu lassen, gaben jedenfalls die Triumphzüge siegreich heimkehrender Feldherren, bei denen die erbeuteten, seltneren Thiere Afrikas und Asiens unter den gefangenen Königen und den eroberten Kostbarkeiten mit paradiren mußten. So sind schon im Jahre 275 v. Chr. die dem Könige Pyrrhos in der Schlacht bei Benevent abgenommenen Elephanten (die Römer, die sie in Lukanien kennen gelernt hatten, nannten sie „lukanische Ochsen“) von Kurius Dentatus dem Volke vorgeführt worden. Die erste Thierhetze im Cirkus soll nach Verrius Flakkus bereits im Jahre 252 stattgefunden haben, als C. Metellus 140 oder 142 den Puniern entrissene Elephanten aus Sicilien mit nach Rom geschafft hatte. Zwar behauptete der Annalist Piso, dieselben seien bloß, um dem Volke die Furcht vor ihnen zu benehmen, mit stumpfen Lanzen durch den ganzen Cirkus getrieben worden, und der Geschichtschreiber Fenestella (unter August) meinte gar, erst im Jahre 99 v. Chr. hätte der Aedil Klaudius Pulcher die erste Elephantenhetze gegeben. Allein dieser wird durch Livius widerlegt, der schon im Jahre 169 die kurulischen Aedilen P. Kornelius Lentulus und Scipio Nasika 63 afrikanische Bestien und 40 Bären und Elephanten in den Cirkus

schicken läßt. Auch Plinius scheint sich dem Verrius Flakkus anzuschließen, indem er sagt, die demselben opponirenden Schriftsteller könnten nicht angeben, was mit jener Menge von Elephanten geworden sei, wenn man sie nicht getödtet hätte. Derselbe erzählt übrigens auch, daß bereits bei den Puniern im zweiten punischen Kriege Kämpfe zwischen Thieren und Menschen angestellt wurden. Hannibal ließ wenigstens einen römischen Gefangenen einem Elephanten gegenüberstellen, der zu seinem Leidwesen unterlag. Endlich bezeichnet Livius bei den Spielen des M. Fulvius Nobilior im Jahre 186, wo nach der gewöhnlichen Annahme die erste Thierhetze, und zwar mit Panthern und Löwen, vorkam, zwar das Auftreten der Athleten als eine Neuerung, keineswegs aber die Thierhetze. Sogar der von Plinius erwähnte „alte" Senatsbeschluß gegen die Einfuhr von Panthern aus Afrika, den der Volkstribun Aufidius im Jahre 143 v. Chr. durch ein Plebiszit zu Gunsten der circensischen Spiele beseitigte, deutet sicher auf keine vereinzelten Importe zu Anfang des 2. Jahrhunderts hin.

Den Thiergattungen nach scheinen die Elephanten zuerst wie die übrigen Thiere entweder mit anderen Bestien gekämpft zu haben oder von einem sichern Orte aus erlegt worden zu sein. So bestanden im Jahre 79 Elephanten mit Stieren ein Gefecht, das die Aedilen Licinius und Markus Lukullus veranstaltet hatten. Nach Seneka wäre Pompejus der erste gewesen, welcher verurtheilte Verbrecher mit 18 Elephanten ein Gefecht bestehen ließ. „Der erste Mann des Staates," setzt er hinzu, „und, wie die Geschichte überliefert hat, unter den alten Staatsoberhäuptern ein Mann von ausgezeichneter Güte, hat es für ein denkwürdiges Schauspiel gehalten, auf eine außerordentliche Weise Menschen zu vernichten! Sie kämpfen wol auf Leben und Tod? Nicht genug! Sie werden zerrissen? Nicht genug! Sie werden durch die ungeheure Last der Thiere zermalmt." Nach Plinius dagegen waren die Jäger dieser Elephanten geborene Afrikaner und verwandelte sich das anfängliche Vergnügen des Volkes über einen an den Füßen verwundeten Elephanten, der auf den Knieen den Bewaffneten entgegen rutschte und mit seinem Rüssel ihnen die Schilde entriß und wie mit Kunstfertigkeit in die Höhe schleuderte, in jähen Schrecken, da endlich die noch übrigen Thiere insgesammt das eiserne Gitter der Arena zu durchbrechen versuchten. Als dieselben aber alle Hoffnung des Entkommens abgeschnitten sahen und in ganz besonderer Weise das Publikum um Mitleid anzuflehen schienen, wurde dasselbe so gerührt, daß es weinte und sogar Verwünschungen gegen den Festgeber ausstieß. Unter Cäsar, welcher, um das Ausbrechen zu hindern, die Arena mit Wassergräben umgeben ließ, fochten wieder 20 Elephanten gegen 500 Infanteristen, und später 20 mit Thürmen und je 60 Vertheidigern versehene gegen 500 Fußgänger und eben so viele Reiter. Dio Kassius erwähnt, daß unter Augustus ein Elephant

mit Glück gegen ein Nashorn kämpfte. Unter Klaudius und Nero traten nur einzelne Elephanten auf, unter Titus vier. Martial besingt einen Elephanten, der nach seinem Siege über einen Stier dem Kaiser seine Reverenz machte. Auch unter den Jagdthieren, die Kaiser Kommodus erlegte, waren Elephanten. Auf den Münzen der Antonine erscheinen Elephanten, die mit einer Art von Gitterpanzer bekleidet sind. Uebrigens scheint man sie in späterer Zeit lieber zu Kunststücken abgerichtet zu haben und Plinius erzählt, daß sie außer dem Seiltanze sogar das Schreiben gelernt hätten!

Löwen, Panther und Bären waren bei den Venationen am meisten an der Tagesordnung. Bei den erwähnten ädilischen Spielen des Jahres 169 sah man bereits 63 Löwen und 40 Bären. Bis Sulla waren die Löwen gefesselt vorgeführt worden. Er ließ im Jahre 93 über 100 Wüstenkönige im Cirkus frei herumlaufen, die ihm vom Könige Bocchus von Mauretanien geschenkt worden waren und von afrikanischen Speerschützen erlegt wurden. Plinius berechnet die Löwen bei den Spielen des Pompejus auf 600 (worunter 325 gemähnte), bei denen Cäsar's auf 400. Kommodus erlegte 100 Löwen mit eigener Hand auf einmal. Panther lieferte Aemilius Skaurus 150 (im Jahre 58), Pompejus 400, Augustus zuerst 420, dann bei der Einweihung des Marcellustheaters 600. Im Ganzen rühmt er sich auf dem Monumente von Ankyra, 3500 Panther und Löwen dem Vergnügen des Volkes geopfert zu haben! Bruder Petz durfte bei diesen Gelegenheiten nie fehlen. Der Prätor P. Servilius machte sich zur Zeit des ersten Kaisers einen Namen dadurch, daß er 200 Bären dem Volke vorführte. Nero ließ 400 Bären und 300 Löwen von seiner berittenen Garde niederschießen, und 300 Bären und eben so viele Panther waren unter Klaudius in einer Hetze abgeschlachtet worden. Ferner hatte Rom auch seine Stiergefechte, die Cäsar zuerst eingeführt haben soll, nachdem sie aber längst in Thessalien sich eingebürgert hatten. Der Stier wurde durch aufgestellte Strohmänner und durch Bewerfen mit Bränden wüthend gemacht und zu Pferde gejagt. Plinius schreibt hierüber: „Es ist eine Erfindung des thessalischen Volkes, auf nebenher galoppirendem Rosse mittelst des Hornes den Nacken der Stiere zu drehen und sie zu tödten." Etwas anders beschreibt die Jagd Sueton, indem er vom Kaiser Klaudius sagt: „Er ließ auch thessalische Reiter auftreten, welche wilde Stiere durch den Cirkus jagen, auf die ermüdeten springen und sie an den Hörnern zur Erde herabziehen." Es ist diese Angabe jedenfalls genauer. Denn auch in Heliodor's „äthiopischen Geschichten" schwingt sich der Held des Romanes, ein geborener Thessaler, auf ein Roß, galoppirt hinter einem losgerissenen Opferstiere her, holt ihn ein, springt nach einer Weile vom Pferde auf den Nacken des Stieres, und läßt sich so lange am rechten Buge desselben herabhängen, bis des Thieres Sehnen erschlaffen und dasselbe, zu Boden stürzend und mit den Hörnern sich

in den Boden spießend, in des Feindes Gewalt geräth. Dieselben Hauptakte des Kampfes zeigen auch ein im 17. Jahrhundert zu Smyrna gefundenes Marmorrelief und viele Münzen. Freilich erfordert dieses Stiergefecht ganz andere Kraft und Gewandtheit, als die eines spanischen Toreador! Auch Nero fand hieran sein Vergnügen.

Den ersten Tiger, und zwar in gezähmtem Zustande, erblickte Rom erst unter Augustus im Jahre 11 n. Chr. Er wurde im Theater auf der Bühne ausgestellt. Im Jahre darauf kamen schon mehrere Exemplare mit einer indischen Gesandtschaft an. Klaudius besaß bereits vier gezähmte Tiger. Noch häufiger wurden sie zu Domitian's Zeit, dem Martial deshalb schmeichelt, weil Rom unter ihm so viele neue Tiger gesehen habe, als nicht einmal der Gangesbewohner zu fürchten brauche. Zehn Tiger figurirten bei der Thierhetze Gordian's und nach Dio sollen bei Elagabal's Hochzeit sogar 51 aufgetreten sein.

Zu Klaudius' Zeit führten einmal Pferde und Kameele in zwölf Gängen ein Wettrennen aus; Kraniche kämpften bei den Spielen, mit welchen Titus das Flavische Amphitheater einweihte; 60 Eber stürzten bei dem zehnjährigen Regierungsjubiläum des Kaisers Severus (202 n. Chr.) auf einander los. Sie bildeten einen kleinen Theil von der riesigen Menagerie, die im Amphitheater in Gestalt eines Schiffes erbaut war und die, auf einen Wink auseinanderfallend, mehrere hundert Bären, Löwen, Panther, Strauße, wilde Esel und Auerochsen ausspie. Damals erschien auch zum ersten Mal der Krokotas oder Korokottas in der Arena, den Dio nach eigener Anschauung also beschreibt: „Sein Fell ist das der Löwin, mit dem des Tigers gemischt, seine Gestalt ist jener ähnlich, hat aber außerdem noch etwas vom Hunde und vom Fuchse.“ Er erscheint auch bei den Spielen des Antoninus Pius und wird von Plinius als Abart der Hyäne bezeichnet. Als etwas nicht Ungewöhnliches nennt auch Dio unter Karakalla den Hippotigris oder das Tigerpferd, wahrscheinlich das Zebra oder das Quagga. Der Strauß ist ein vielgenanntes Jagdthier bei diesen Gelegenheiten. Kommodus bewies in dessen Erlegung außerordentliche Fertigkeit und bei des Kaisers Probus Spielen waren nicht weniger als 1000 zugegen. Außer den Gazellen und Antilopen der afrikanischen Wüste wurden auch die wilderen und gefährlicheren Bewohner des Nils nach Rom geschafft. M. Aemilius Skaurus zeigte als Aedil (58 v. Chr.) zum ersten Mal fünf Krokodile und einen Hippopotamos in einem besonders dazu gegrabenen Kanale. Doch schon 5 n. Chr. ließ Augustus 36 Krokodile in dem deshalb unter Wasser gesetzten Flaminischen Cirkus erlegen. Noch Symmachus hatte eine Menge dieser Thiere zu seinen Spielen angeschafft und schreibt den Söhnen des Nikomachus, er habe die Krokodile auf deren Ankunft aufsparen wollen; da dieselben sich aber 50 Tage lang aller Nahrung enthalten hätten, sie am

zweiten Tage der Spiele im Cirkus tödten lassen. Nur zwei hebe er für sie auf, doch stehe er nicht dafür, daß sie nicht Hungers stürben.

Von den so schwer zu jagenden Nilpferden hatte auch Augustus ein Exemplar aus Aegypten mitgebracht. Bei den Spielen des Kaisers Antoninus Pius kamen Nilpferde und Krokodile vor. Elagabal hielt sich mehrere Nilpferde und Rhinocerosse zum Vergnügen; Kommodus erlegte an einem Tage fünf Stück mit eigener Hand und auch bei den Spielen des Karinus wird eines Hippopotamos Erwähnung gethan. Ueberhaupt hatten sie bald aufgehört eine Seltenheit zu sein, denn bei Dio heißt es: „Wie das Nilpferd aussieht, haben bereits Viele beschrieben, noch mehr Leute aber gesehen"; und Ammian sagt über dieselben Thiere: „Nachdem man sie viele Menschenalter hindurch nach Rom geschafft hat, können sie jetzt nirgend mehr gefunden werden und die Einwohner (Aegyptens) vermuthen, daß sie aus Verdruß über die Menge der sie verfolgenden Jäger zu den Blemmyern (Negern, südl. und westl. von Aegypten) ausgewandert seien." Wie Plinius behauptet, hatte Pompejus den Ruhm, zuerst das Rhinoceros und den fabelhaften Hirschwolf (jedenfalls unseren Luchs, loup-cervier) aus Gallien gezeigt zu haben. Während aber bei Plinius und Dio nur das einhörnige Rhinoceros erwähnt wird, sah der Perieget Pausanias unter den Antoninen in Rom auch doppelhörnige, und Martial besingt eines mit zwei Hörnern, welches einen Stier, wie einen Strohmann, in die Luft schleuderte. Die Giraffe, die wie Gibbon sagt, seit der Wiedererweckung der Wissenschaften bis zu seiner Zeit nicht wieder in Europa gesehen worden ist, brachte Cäsar nach Rom. Unter Kommodus geschieht ihrer Erwähnung, und zehn Stück zierten die Spiele Gordian's, mehrere den Triumph Aurelian's. Auch das scheue Elenthier wurde aus den nordischen Wäldern herabgeführt, um seine merkwürdige Gestalt zur Schau zu tragen, und bei Gordian's Spielen gab es auf einmal zehn Elke.

Außer diesen seltenen, meist reißenden Thieren aus allen Gegenden des großen Reiches, wurde auch das gewöhnliche zahme Wild in ungeheuern Massen zu den Thierhetzen verwendet. So nennt Dio unter den 9000 Thieren, die bei den großen Spielen des Kaisers Titus auftraten, ausdrücklich auch die gewöhnlichen „Grasfresser" und ebenso vergißt er dieselben nicht bei den 10,000 Trajan's, den 700 Sever's und den Jagden des Kommodus. Unter Probus wurden aber auf einmal 1000 Hirsche, 1000 Eber, 1000 Dammhirsche, Steinböcke, wilde Schafe u. s. w. durch alle Eingänge in den Cirkus gelassen. Nach Ovid's Festkalender scheint auch bei den Spielen der Flora, den lustigen Floralien, nur zahmes Wild gejagt worden zu sein; denn er läßt die Göttin auf die Frage: „Warum werden Dir anstatt lybischer Löwinnen im Netze gefangen das friedsame Reh und der zaghafte Hase?" antworten, weil ihr nicht die Wälder zugefallen seien, sondern die Gärten und die den reißenden

Thieren nicht zugänglichen Auen. Die Herbeischaffung einer so riesigen Menge von Thieren kostete natürlich viel Mühe und Geld, und setzte in den Jagdrevieren eine Menge Jäger in Bewegung. Die größte Last fiel den abhängigen Fürsten und den Statthaltern der Provinzen anheim, deren Gefälligkeit oft durch die Ansprüche der Festgeber in Rom auf harte Proben gestellt wurde. Die Briefe Cicero's erhalten wiederholte Bitten seines Freundes Cölius um Panther, die ihm der Konsular als Statthalter von Cilicien aus dem phrygischen Kibyra besorgen sollte.

Vorwurfsvoll schreibt jener: „Fast in allen meinen Briefen habe ich Dir wegen der Panther geschrieben. Es wird Dir Schande bringen, daß Patiskus (röm. Ritter und Negotiant) dem Kurio 10 Panther geschickt hat. Wenn Du die Sache nur merken willst, wirst Du Alles erreichen.“ Cicero antwortet ihm darauf: „Was die Panther betrifft, so wird Dir von den gewöhnlichen Jägern auf meine Anordnung sorgfältige Nachsuchung gehalten; es herrscht aber ein außerordentlicher Mangel und man sagt, daß die vorhandenen Thiere sich darüber beschweren, daß Niemandem außer ihnen in meiner Provinz Nachstellungen bereitet werden. Sie sollen darum beschlossen haben, nach Karien auszuwandern.“ Gegen Attikus dagegen äußert er sich unwillig über Cölius, weil derselbe noch außerdem das Verlangen gestellt hatte, die Panther möchten auf Kosten der Gemeinden herbeigeschafft werden. Doch verliert die Forderung des Cölius ihr Unverschämtes, wenn man hört, daß die Provinzialen damals ganz gewöhnlich Geld und wilde Thiere zu den Spielen der Freunde ihrer Statthalter hergeben mußten. Der Bruder Cicero's erwarb sich ein Verdienst dadurch, daß er während seiner Verwaltung der Provinz Asien (63—65) seine Untergebenen von dieser Last befreite. Doch mußten die Bewohner der Provinzen auch in der Folge noch für den Transport und den Unterhalt der Thiere unterwegs sorgen und erst unter Honorius wurde der Aufenthalt der Züge in jeder Stadt auf das Maximum von einer Woche festgesetzt.

Wie viele Leute mußte nicht der Stadtpräfekt Symmachus um Gefälligkeiten angehen, um nur sich und seiner Familie Ehre machen zu können! Edle Rosse ließ er durch Bekannte in Spanien aufkaufen, starke Hunde verschrieb er aus Schottland, Bären aus Dalmatien, Gazellen aus Afrika, Krokodile aus Aegypten. Der Landtransport machte sehr große Beschwerden, indem die Thiere unter Bedeckung in ihren eisernen oder hölzernen Käfigen langsam die Provinzen durchzogen, noch mehr aber der Seeweg. Endlich mußten wieder von Rom aus Leute abgeschickt werden, um die Thiere in Empfang zu nehmen, die Zollämter machten Schwierigkeiten wegen des zu bezahlenden Hafenzolles, von dem die Senatoren frei zu sein behaupteten, und schließlich ging auch noch nach der Reise Manches zu Grunde. So hatte Symmachus von einem spanischen Freunde vier Viergespanne zum Geschenk erhalten. Von diesen

erreichten aber nur elf Pferde Italien und auch hiervon krepirte noch ein Theil. Ein anderes Mal ging eine Ladung Bären, mit der ihn ein gefälliger Freund überraschen wollte, im Sturm unter. Natürlich kam aber die Rechnung hinterdrein, und Symmachus mußte sich zur Zahlung bequemen. Zuweilen kamen auch die erwarteten Bestien, von Stürmen zurückgehalten, zu spät in Rom an, was z. B. Maximus, dem Freunde des jüngeren Plinius, mit afrikanischen Panthern und Bären passirte. Uebrigens war zu Symmachus' Zeit die Beschaffung schon bequemer, weil sich längst die Spekulation auf den Handel mit wilden Thieren geworfen hatte. Die in den Provinzen zerstreuten Großhändler, besonders aus dem Ritterstande, vermittelten, wie der oben erwähnte Patiskus, mit eigenem Vortheil den Ankauf und Transport, und Symmachus spricht sogar von besonderen Bärenhändlern, die, weil sie „dem Gewinne dienten," zur Bezahlung der Eingangssteuern verpflichtet waren. Daß auch mit Löwen, Leoparden und Panthern Handel getrieben wurde, erhellt aus der Liste zollbarer Waaren bei dem unter Karakalla lebenden Juristen Marcianus. Jedenfalls hielten diese Spekulanten auch ihre Menagerien (vivaria) in der Hauptstadt, sowie es Thiergärten für Hasen, Hirsche, Rehe und Wildschweine zum Einzelverkauf gab. So sagt auch Dio über die durch die Jagdmanie Karakalla's verursachte Verschwendung: „Alles Geld verwendete er auf Soldaten, wilde Thiere und Pferde. Denn er erlegte eine Unzahl wilder und zahmer Thiere, die er zum größten Theil uns mit Gewalt abnahm, zuweilen aber auch kaufte." Die Kaiser besaßen natürlich auch ihre eigenen Thierzwinger, aus denen, wie die Briefe des Symmachus bezeugen, verkauft und verschenkt wurde.

Kaligula fütterte einst nach Sueton „die zum Thierkampf bereit gehaltenen Thiere" wegen Fleischtheuerung mit Verbrechern. Unter Gallienus befanden sich 10 Elephanten in der kaiserlichen Menagerie, unter Gordian 32 Elephanten, 10 Elenthiere, 10 Tiger, 60 zahme Löwen, 30 zahme Leoparden, 10 Hyänen, 1 Rhinoceros, 1 Hippopotamos, 10 Giraffen, 20 wilde Esel, 40 wilde Pferde. Aurelian verschenkte die bei seinem großartigen Triumphe über den Orient mit aufgeführten 20 Elephanten und 200 zahmen Löwen und Panther an Privatleute, „um", wie Vopiskus sagt, „den Fiskus nicht durch die Fütterungskosten zu belasten." Freilich begreift man nicht, was die glücklichen Empfänger mit den Bestien anfangen sollten; allein schon in den ersten Zeiten des Kaiserreiches gehörten gebändigte und abgerichtete wilde Thiere zu den Liebhabereien der Vornehmen und den äußeren Zeichen des Reichthumes. So liest man bei Juvenal: „Der unglückliche Numitor hat nichts, was er dem Freunde schenken könnte; doch für die Freundin besitzt er genug, auch fehlt es ihm nicht an Geld, um einen zahmen Löwen zu kaufen, der mit vielem Fleische gefüttert werden muß; natürlich erfordert die Bestie geringeren Kosten-

aufwand und weit mehr faßt der Magen eines Dichters." Mit Bezug auf diese Sitte sagt auch Plutarch in seiner Schrift über den Zorn: „Wir erziehen und zähmen wilde Thiere, indem wir junge Wölfe und Löwen auf den Armen herumtragen; Kinder aber, Freunde und Vertraute jagen wir im Zorne fort!" und Seneka in seinem Werkchen über dieselbe Leidenschaft: „Blicke hin auf die Elephanten, welche ihren Nacken unter das Joch beugen, auf die Stiere, deren Rücken tanzende Knaben und Mädchen ungestraft betreten, auf die zwischen Bechern und Kleidern unschädlich herumschlüpfenden Schlangen, auf die Bären und Löwen, welche in den Häusern ruhig ihre Köpfe betasten lassen, und auf die ihrem Herrn schmeichelnden wilden Thiere." Unter Domitian ward ein zahmer Löwe im Amphitheater plötzlich wieder wild.

Elagabal endlich hatte viele zahme und unschädlich gemachte Löwen, Bären und Pardel, ließ dieselben sich oft plötzlich unter die Gäste zu Tische lagern oder gar mit Berauschten in ein Gemach die Nacht hindurch einschließen, und schirrte Tiger, Löwen und Hirsche vor seinen Wagen, was freilich schon seit dem Triumvir Antonius, der mit der Ballettänzerin Kytheris auf einem mit Löwen bespannten Wagen in Rom eingefahren war, kein allzugroßes Aufsehen erregen konnte. Die für das Amphitheater verwahrten Bestien brachen übrigens nicht selten aus. Der Sohn des Kaisers Makrinus, Diadumenianus, wurde als kleines Kind in der Wiege von einem entsprungenen wilden Bären verschont, der seine Wärterin zerrissen hatte. Der plastische Künstler Pasiteles, ein Zeitgenosse des Pompejus, modellirte eben in einem Thierzwinger einen Löwen nach der Natur, als aus einem anderen Käfig ein Panther ausbrach und sein Leben in Gefahr brachte. Horaz vergleicht die Scheu vor einem lästigen Dichtergenie mit der Flucht vor einem Bären „der das Gitter seines Käfigs zu brechen vermochte." Das römische Recht bestimmte, daß, wenn ein wildes Thier seiner Haft entfloh und Schaden anrichtete, der Herr nicht gestraft werden konnte, weil er nicht mehr der Besitzer wäre; dagegen gehörte auch das Thier Jedem, der es erlegte. Ueberhaupt war die Jagd frei; doch hatten die Eigenthümer der Grundstücke das Recht, das Betreten derselben den Jägern und Vogelstellern zu verbieten. In der späteren Kaiserzeit, wo die Löwen anfingen seltener zu werden, wurde die Löwenjagd zu einem kaiserlichen Vorrecht und sogar die Tödtung der Löwen untersagt. Honorius milderte dieses harte Jagdgesetz im Jahre 409 dahin, daß er wol die Tödtung der Löwen, aber nicht ihre Jagd und ihren Verkauf erlaubte, und Justinian hob es ganz auf.

Die Kämpfe mit wilden Thieren wurden anfangs im Cirkus zwischen den Pferdezwingern und der am Beginne der Spina stehenden ersten Spitzsäule gegeben. Da aber die Bauart des Cirkus weder zum Schauen günstig war, noch den Zuschauern genug Sicherheit gewährte, so dachte man gerade dieser

Vorstellungen wegen zunächst an die Errichtung des aus zwei an einander gesetzten Theatern entstandenen Amphitheaters. Zuweilen wurden auch besondere Gebäude zu diesem Zwecke aufgeführt und Hadrian veranstaltete in Athen eine Thierhetze im Stadion. Manchmal fanden diese Produktionen auch als Zwischenakte bei den circensischen Spielen statt, und Klaudius ließ nach je fünf Rennen eine Venatio eintreten. Gewöhnlich aber waren die Thierkämpfe mit Gladiatorengefechten verbunden und dann pflegten sie denselben am frühen Morgen voranzugehen. Ovid nimmt sich irgendwo zum Vergleich den Hirsch, „der, dem Tode geweiht, in der Arena am Morgen eine Beute der Hunde ist," und bitter klagt Seneka über die Erbarmungslosigkeit der Zeitgenossen. „In der Frühe werden Menschen den Bären und Löwen, Mittags ihren Zuschauern vorgeworfen." Wahrscheinlich hieß auch deshalb die kaiserliche Hauptübungsschule für Thierkämpfer: „Morgenschule" (ludus matutinus). Die Venationen selbst trugen bald mehr den Charakter von Jagden, bald von Kämpfen unter den Thieren selbst, bald von Exekutionen, bald von Thierzähmungskünsten. Das bloße Erlegen der Thiere wird wol historisch den anderen Produktionen vorangegangen sein. Die Jäger, insbesondere die Kaiser, welche dieser Liebhaberei fröhnten, blieben später entweder auf sicheren Standpunkten oder stiegen in die Arena hinab. Bei der in Puteoli von Nero veranstalteten Hetze schoß der armenische König Tiridates von seinem Sitze aus zwei Stiere mit einem Pfeile nieder. Kommodus ließ, wie Dio und Herodian berichten, durch zwei sich im Centrum schneidende Galerien die Arena in vier Verschläge theilen und erlegte von oben herab die gefährlichen Thiere durch Lanzen und Pfeile. Unter anderem tödtete er einen Panther in dem Augenblicke, wo derselbe einen Thierkämpfer gepackt hatte, und schnitt vermittelst sichelförmig am Ende gekrümmter Geschosse Straußen im vollen Laufe die Köpfe ab. Dann begab er sich aber auch in den Sandplan hinab und erlegte Hirsche und Gazellen, indem er neben ihnen herlief und sie jagte, oder auch laufend vorauseilte und sie mit einem tödtlichen Schlage niederstreckte. Reißende Thiere ließ er nur, von Netzen umgeben, gegen sich ankommen. In des Probus Spielen wurden nach Vopiskus 100 Löwen von den Eingängen der Arena aus niedergeschossen und viele Menschen kamen dabei durch Pfeilschüsse um, die zu früh von der kaiserlichen Erlaubniß, das Wild als gute Beute zu betrachten, Gebrauch machen wollten. Daß bei der Hetze auch Hunde gebraucht wurden, erhellt aus vielen Anzeichen. Ein Epigramm Martial's ist dem Hunde Lydia gewidmet, dessen Erziehung „unter den Meistern der Amphitheaterjagd" gerühmt wird. In einem anderen Gedichtchen erzählt der Dichter, daß ein von molossischen Hunden verfolgter Damhirsch endlich gerade vor dem Kaiser Halt gemacht, ohne daß die Hunde ihre Beute anrührten. Bei der Jagd des gewöhnlichen Wildes wurde zuweilen in späterer Zeit, wie unter Gordian I. und Probus, die

ganze Arena in einen grünenden Wald verwandelt, in dem sich die zahllosen Thiere durch einander drängten. Es scheint aus einigen Andeutungen hervorzugehen, daß das Ergötzliche des Schauspieles noch dadurch gesteigert wurde, daß man dem Pöbel erlaubte, gleich unter den lebenden Thieren seine Auswahl zu treffen.

Die Fechter, welche sich den wilden Thieren entgegen stellten, waren beinahe in derselben Lage, wie die Gladiatoren, nur daß der Tod durchs Schwert eine Gnade sein mußte gegen die fürchterlichen Wunden, welche die Zähne und Tatzen von Löwen und Bären schlugen. Oft bildeten Kriegsgefangene die Mehrzahl derselben. Seneka erwähnt Deutsche als solche Unglückliche, und noch Konstantin opferte die gefangenen deutschen Brukterer in Masse den Bestien Afrikas und Asiens. Unter Konstantius brachen die Isaurier den Frieden mit Rom, weil einige Gefangene ihres Stammes in Ikonium, einer Stadt Pisidiens, zum Kampfe mit wilden Thieren verwandt worden waren. Es gab jedoch auch freie Leute darunter, die sich aus Noth und Verzweiflung zu diesem Gewerbe vermiethet oder verkauft hatten oder aus bloßer Liebhaberei sich dazu hergaben. Noch Tertullian sagt: „Selbst zu den wilden Thieren steigen sie aus Eitelkeit hinab und kommen sich in Folge von Bissen und Narben schöner vor.“ Schon unter Titus hatten sich sogar Weiber aus den niederen Ständen an den Thierhetzen betheiligt. Einen anderen Theil der nöthigen Mannschaft bildeten gekaufte Sklaven. Cicero erzählt von seinem Feinde Klodius, derselbe habe sich als Aedil zu seinen Spielen 200 Sklaven, und zwar nicht auf dem Sklavenmarkte, sondern aus den Sklavenarbeitshäusern der Privatleute gekauft, ihnen Gladiatorennamen beigelegt und sie in die verschiedenen Waffengattungen getheilt. Da er aber nach dem Tullischen Gesetz kein Gladiatorengefecht veranstalten durfte (s. d. Artikel über die Gladiatoren), habe er plötzlich geäußert, er werde die Gladiatoren als Thierkämpfer verwenden. Cicero ist nicht entrüstet über diese Aenderung um der Menschen willen, sondern spottet nur über den Mangel an Thieren: „Ein treffliches Aedilenspiel! Ein Löwe: zweihundert Thierkämpfer!“ Der Herr hatte ja überhaupt das Recht, mit seinem Sklaven zu machen, was er wollte, ihn zu quälen und zu tödten. Deshalb fällt es auch nicht auf, daß bei den geringsten Vergehungen Sklaven von ihren Herren den wilden Thieren des Amphitheaters überliefert wurden. Erst zu Anfang der Kaiserzeit verbot das Petronische Gesetz, die Sklaven eigenmächtig und ohne Richterspruch zum Thierkampfe zu bestimmen, und mehrere Senatsdekrete bestätigten in der Folge diese Verordnung. Natürlich war es aber später vornehmen Herren immer leicht, eine rechtskräftige Verurtheilung verhaßter Sklaven zu erlangen. Der von Seneka und dem gelehrten Apion in Rom gesehene, durch die wunderbare Wiedererkennung von Seiten eines Löwen bekannte Androklus war nach des Gram-

matikers Gellius Erzählung Sklave eines Statthalters von Afrika gewesen, hatte sich durch die Flucht in die Einöde der grausamen Behandlung seines Herrn entzogen, und war nach dreijährigem Umgange mit einem Löwen von Soldaten ergriffen und nach Rom an seinen Herrn gesandt worden, der ihn sofort zum Thiergefecht verurtheilen ließ. Der Kaiser Gallienus machte sich den Spaß, einen Juwelier, der seiner Gemahlin gläserne Edelsteine für echte verkauft hatte, auf deren Bitte zwar zum Kampfe mit wilden Thieren zu bestimmen, am Tage des Thierkampfes aber für den zitternden Delinquenten anstatt eines Löwen einen Kapaun aus dem Käfig treten zu lassen, worauf er dann dem verwunderten Publikum durch den Herold ansagen ließ: „Er hat eine Täuschung verübt und erlitten!“ Als es unter Kaligula einst an solchen Verurtheilten fehlte, befahl dieser, Leute, die gerade an den Schranken der Arena standen, aufzugreifen und den Thieren vorzuwerfen, ihnen aber zuvor die Zungen auszuschneiden, damit sie nicht schreien und ihn verwünschen könnten! Zuweilen wurden auch Soldaten gegen die Bestien kommandirt und der Kaiser Klaudius ließ eine Schwadron von der Garde zu Pferde unter ihren Offizieren gegen afrikanische Panther kämpfen.

Es scheint jedoch auch unter den zum Amphitheater Verurtheilten einen Unterschied gegeben zu haben. Die schweren Verbrecher wurden nämlich, schlecht bewaffnet oder völlig waffenlos, den Thieren entgegengestellt, die leichteren in die Thierjägerschule gesteckt und theils zu tüchtigen Jägern, theils zu Thierbändigern herangebildet. Nach den vorhandenen Abbildungen focht man oft, mit Helm, Schild und Panzer bewaffnet; zuweilen dringen auch die Kämpfer, wie die spanischen Thierfechter, in der rechten Hand das Schwert, in der linken einen farbigen Mantel vorhaltend, und den linken Arm und das linke Bein mit Binden umwickelt, gegen Bären, Panther und Löwen vor, welche stets Hals- und Bauchgurte tragen, an deren Vereinigungspunkte im Nacken sich der Ring zum Anschließen befindet. Die Thierjäger waren stets noch etwas verachteter als die Gladiatoren. Wenigstens läßt Petron den Lumpenhändler Echion bei Trimalchio's Gastmahl sagen: „Was hat uns jener zu Gute gethan? Gladiatoren, keinen Groschen werth, hat er uns gegeben, ganz abgelebte, die umgefallen wären, wenn man sie angeblasen hätte. Da habe ich schon bessere Thierkämpfer gesehen.“ Doch waren auch die Virtuosen in diesem Fache wol im Stande, das Publikum für sich zu begeistern, und Martial hat in nicht weniger als drei Epigrammen einen gewissen Karpophoros besungen, der in einer Hetze einen Bären, einen Löwen und einen Panther erlegte, und ein anderes Mal zwei Stiere, eine Gazelle, einen Ur und einen fliehenden Löwen abthat. Daß endlich die siegreichen bestiarii — so hießen die Thierkämpfer — auch Belohnungen erhielten, lehrt eine andere Anekdote, welche Trebellius Pollio von Gallienus erzählt. „Als er einen riesigen Stier in die Arena

gesendet hatte und ein Jäger aufgetreten war, um denselben zu erlegen, aber ihn in zehn Gängen nicht bezwungen hatte, schickte er dem Kämpfer einen Kranz und ließ der Menge, die darüber murrte, daß ein so ungeschickter Mensch auch bekränzt werden sollte, durch den Herold sagen: „So oft einen Stier nicht zu treffen, ist auch schwer!"

Die gröberen Verbrecher wurden nicht bloß wehrlos, zuweilen auch gebunden, den Bestien vorgeworfen, sondern mußten auch oft durch ihre theatralisch aufgeputzten Exekutionen an historisch- oder mythisch-tragische Vorfälle erinnern, wozu freilich von Seiten des Publikums die Nerven von Kannibalen gehört hätten, wenn nicht auch hier die liebe Gewohnheit von Jugend auf Erzieherin gewesen wäre! Denn Plutarch sagt: „Einige unterscheiden sich gar nicht von den Kindern, welche, wenn sie die Verbrecher oft in golddurchwirkten und purpurnen Gewändern und bekränzt tanzen sehen, dieselben als Selige anstaunen und bewundern, bis jene gestachelt und gepeitscht werden und Feuer aus ihren bunten und prächtigen Kleidern hervorbricht." Deshalb meint auch Martial, daß eine andere, oft vorkommende Exekution, bei der ein Delinquent, den Mucius Scävola vorstellend, die Hand über dem Kohlenbecken verbrennen ließ, keinen Beweis für Muth und Standhaftigkeit abgebe, da jener in diesem Falle nur zwischen dem Kohlenbecken und dem feuerfangenden Gewande die Wahl gehabt habe! Großen Aufwand an Dekoration und Maschinerie erforderte die Inszenirung des „Orpheus". Hier fehlten nach Martial weder die wandernden Felsen, noch der sich bewegende Wald; zahllose Thiere der Wildniß umgaben den Sänger und viele Vögel schwebten über seinem Haupte: endlich zerfleischte ihn aber ein grimmiger Bär! Ja, nach Martial wurden Verbrecher zur Kurzweil in der Arena gekreuzigt und dann von Bären stückweise zerrissen!

Weniger schauderhaft waren da doch noch die Kämpfe der wilden Thiere unter sich, wozu gewöhnlich auch Abrichtung derselben vorherging und wobei man es an komischen Szenen nicht fehlen ließ. So schmierte man dem Bären im Sande dicken Vogelleim, auf welchem er dann im Fliehen kleben blieb. Oder man band einen Bären und einen Stier zusammen und freute sich ihres Kampfes, bis über beide der Jäger kam und sie erlegte. Merkwürdiger Weise besitzen wir hierzu noch Bild und Beschreibung. Jenes befindet sich am Grabmal des Skaurus zu Pompeji und stellt einen Bären oder Panther vor, der gegen einen mit zwei Wurfspießen bewaffneten Jäger anspringt, aber mit einem langen Strick an einen Stier gebunden ist und von diesem, zwar auch durch die Lanze eines Bestiariers angespornten, aber doch langsamer trabenden Gefährten im Sprung gehemmt wird. In Bezug auf solche Szenen schreibt nun aber Seneka: „Wir pflegen bei den Schauspielen der Arena am Morgen zu lachen über den Kampf zwischen Bären und Stieren, die unter sich zusammengebunden sind. Wenn einer den andern genug gezaust hat, wartet

ihrer der Jäger.“ Selbst Damhirsche lernten mit den Geweihen gegen einander rennen; am meisten Beifall aber fanden die gezähmten Löwen Domitian's, welche Hasen fingen und wieder laufen ließen; freilich vergriff sich einer derselben einst an ein Paar Sand streuenden Knaben, auf die er nicht dressirt war! Bei den Spielen des Kaisers Karinus gab es einen „Mauerläufer“, der sich durch seine Kunst vor einem ihn verfolgenden Bären rettete. Man brauchte auch später allerhand bewegliche Maschinen, um theils die Leute zu schützen, theils die Thiere zu täuschen, wie schnell sich drehende Räder, an denen schwebend die Bestiarier den Thieren zurollten und eben so schnell wieder ihren Rachen entführt wurden, Rohrkörbe, in die sie sich rasch verkrochen, und Springstöcke, vermittelst welcher sie sich über die anrennenden Bestien hinwegschwangen.

Die Thierhetzen, als Volksbelustigungen, theilten das Schicksal der Gladiatorengefechte nicht; Honorius ließ sie fortbestehen und noch Justinian traf Bestimmungen über sie, die damals zu den großartigen konsularischen Spielen gehörten; doch scheint es, als ob häufiger als früher für Geld gedungene Thierfechter auftraten. Für alle Zeiten aber hat Giltigkeit, was Cicero über des Pompejus großartige Spiele an M. Marius schreibt: „Welches Vergnügen kann es einem gebildeten Manne gewähren, wenn entweder ein schwacher Mensch von einer riesig starken Bestie zerrissen wird, oder ein herrliches Thier der Jagdspieß durchbohrt!“





VII.

Das griechische Wohnhaus.

Gerade deshalb, weil die Homerischen Gedichte selbst die von ihnen behandelten Ereignisse in eine weit entfernte Vorzeit rücken, sind wir berechtigt, zu vermuthen, daß sie vieles zum kulturgeschichtlichen Kolorit der Schilderungen Gehörige dem Kulturzustande ihres eigenen oder eines bekannten, kurz vorhergegangenen Zeitalters entlehnt haben, und insofern dürften die in dieses Gebiet einschlagenden Erwähnungen und Andeutungen vielleicht höher zu schätzen sein, als man gewöhnlich annimmt. Leider berücksichtigt aber die Homerische Darstellung nur die Verhältnisse der Fürsten und deren Höfe, und läßt uns über manche wichtige Seite des Bürger- und Volkslebens in völligem Dunkel. So wissen wir denn auch nichts über die Einrichtung der Häuser in den Städten, wiewol es bei Beschreibung des dem Phäakenfürsten gehörigen Palastes heißt: „Denn nicht ihm ähnlich sind die Häuser der Phäaken gebaut.“ Nur so viel läßt sich aus den gelegentlichen Erwähnungen schließen, daß die „mit herbeigeschleiften, fest im Boden ruhenden Steinsitzen versehenen“ Marktplätze, wie später, nicht bloß schon mit Tempeln geschmückt, sondern auch von den ansehnlichsten Privathäusern eingefaßt waren, und wenn der Dichter das Gehöfte des Schweinehüters Eumäos ausdrücklich ein „umgehbares“, also freiliegendes, nennt, so möchte man beinahe darin einen Gegensatz zu dicht aneinander gereihten städtischen Gebäuden erblicken. Wiewol nun ferner die Paläste der Herrscher immer außerhalb der Stadt inmitten des zu deren Unterhalt bestimmten Kronguts lagen und deshalb von vornherein mehr Aehnlichkeit mit den ländlichen Villen der historischen Zeit haben mußten, so hat man doch wol mit Unrecht jeden Vergleich zwischen dem Haus des heroischen und des historischen Zeitalters abgelehnt. Eine gewisse Aehnlichkeit des Grundtypus läßt

sich nicht verkennen. Sie zeigt sich ja sogar in der Anlage des Fürstenpalastes gegenüber der Hütte des niedrigen Leibeigenen. Beginnen wir mit letzterer!

Sie lag an dem Ende eines von starker, mit wilden Birnbäumen überwachsener und von außen noch durch ein festes Stacket geschützter Steinmauer umschlossenen Hofes, welcher auf dem freien Platze noch Raum für 12 große Schweineställe darbot. Die kleine Wohnung bestand offenbar nur aus einem einzigen Raume, in dem man briet, speiste und sich schlafen legte; vor der Thüre aber war eine offene Vorhalle, in welcher der redliche Eumäos bei der Ankunft des Odysseus sich gerade ein Paar neue Sandalen zuschnitt. Gleichen Namen („Lagerhütte") und ähnliche Einrichtung hatten auch die hölzernen, schilfgedeckten Zeltbaracken der Achäer vor Troja. Das von Homer genauer beschriebene Zelt des Achilleus stand ebenfalls in einem umzäumten Raume, welcher Platz für Pferde und Streitwagen darbot. In der Veranda vor der Hütte schlief der um den Leichnam Hektor's bittende Priamos mit seinem Herold und im Innern scheinen verschiedene Abtheilungen vorhanden gewesen zu sein. Im Ganzen findet sich diese Benutzung des Raumes bei dem fürstlichen Wohnsitze des Odysseus in folgender Weise wieder.

Auch hier umzieht eine stattlich hohe Mauer in Form eines länglichen Rechtecks alle Gebäude. Auch hier tritt man durch ein zweiflügliges, starkes Thor, vor welchem der Dünger zum Abfahren auf die Felder aufgehäuft zu werden pflegte, zunächst in einen geräumigen Hof und erblickt das Herrenhaus gerade vor sich im Hintergrund. Mitten im Hof ist der Altar des hausbeschützenden Zeus. Zur Rechten und Linken an der Mauer stehen die Wirthschaftsgebäude, sowie die Mühlen und die Schlafkammern der Dienstboten. An der Mauerseite des Eingangs aber und ihr gegenüber an der Fronte des eigentlichen Hauses begrenzt das Gehöfte eine hohe, von steinernen Säulen getragene, offene Halle. Sie diente mancherlei Zwecken. In dem Theil, wo die Arkaden zugleich mit die äußere, deshalb beim Durchpassieren der Wagen „laut donnernde" Thorfahrt überwölbten, band der treulose Hirt Melanthios seine fetten Ziegen an, die er zum Schmaus der Freier herbeigetrieben hatte; dort lagen unter andern Geräthschaften Schiffstaue aus Papyrusbast; dort mußten die pflichtvergessenen Sklavinnen des Odysseus auf sein Geheiß die getödteten Freier in grausiger Reihe aufschichten; dort wachten endlich anderswo die Verwandten und Freunde des Phönix, des nachherigen Erziehers von Achilleus, der des väterlichen Fluches wegen entfliehen wollte, „und nicht verlosch das Feuer, das eine unter der Halle des wohlumhegten Hofes, das andere im Vorhause, vor der Thür seiner Wohnung."

Das zuletzt genannte „Vorhaus" ist eben nichts anderes, als die sich an die Hausfronte lehnende zweite Halle. Hier lagen wol auch zuweilen die frisch abgezogenen Häute geschlachteter Thiere und standen die beiseite gesetzten

Geschirre der Tafel; aber der Platz wird häufig vom Dichter aus einem ganz anderen Grunde erwähnt. Was nämlich bei dem Zelt des Achilleus ein Gebot der Nothwendigkeit zu sein schien, das stellt sich überhaupt als allgemeine, durch die klimatischen Verhältnisse gestattete Sitte heraus: die Gastbetten wurden in dieser Vorhalle aufgeschlagen. Nicht nur schlief in derselben auf einer frischen Ochsenhaut, gehüllt in weiche Schafvließe, der noch unerkannte Odysseus, sondern der Dulder hatte schon vorher im Palast des Phäakenkönigs Alkinoos als wohlaufgenommener Gast an derselben Stelle seine Schlafstätte angewiesen bekommen und seinem Sohn Telemach ging es auf seiner Reise nach dem Peloponnese ebenso im Haus des greisen Nestor zu Pylos und bei dem ehrenfesten Spartanerkönig Menelaos. Dagegen besaßen die Töchter und Söhne des Hauses ihre eigenen Schlafgemächer, Telemach, wie es scheint, in einem besonderen Nebengebäude, von wo aus er über die Mauer des Hofes hinweg eine schöne Fernsicht hatte. Ja, im Hofraum des trojanischen Königs läßt Homer mit übertreibender Ausschmückung 50 verheiratete Söhne und 12 Töchter mit ihren Familien neben einander wohnen!

In der Vorhalle standen auch die Wannen, in welchen die ankommenden Gäste ein erfrischendes, laues Bad zu nehmen pflegten, wobei ihnen Jungfrauen, selbst Fürstentöchter, der gesunden Natürlichkeit des Verhältnisses zwischen den Geschlechtern gemäß allerlei Handreichungen leisteten. Nahe an die eine Seite dieser Veranda müssen die erwähnten Gemächer der Dienerinnen gegrenzt haben. Denn Odysseus, dessen Bett in der Halle stand, ärgerte sich über die gemeinen Witze der aus dem Palaste kommenden, bei ihm vorübergehenden Mägde und hörte beim Grauen des andern Morgens deutlich das Gebet eines die Handmühle in der Dienerwohnung drehenden Weibes. Wahrscheinlich an dem entgegengesetzten Rande der Vorhalle lag endlich zwischen Palast und Hofmauer der Tholos, ein kleiner, freistehender Rundbau, mit einem Kuppeldache versehen und vielleicht zum Aufbewahren für täglich gebrauchtes Geschirr und Geräth bestimmt.

Doch treten wir nach dieser äußeren Orientirung in den eigentlichen Palast! Eine Hausflur führt uns zunächst in den Männersaal, das geräumigste Gemach des ganzen Gebäudes. Weit über hundert Personen bewegten sich hier und hatten Raum, um zu speisen, jeder sein eigenes Tischchen vor sich. Außerdem briet man auch das Fleisch hier auf dem Herde und der Mischkrug wurde nicht müde, den Durst der ungeladenen Gäste zu löschen. Der Ausdruck „Männersaal" ist übrigens nicht im Sinne der späteren Zeit zu verstehen. Zwar ließ sich Penelope nur auf der Schwelle vor den Freiern sehen und verhüllte dann außerdem Augen und Wangen mit dem neidischen Schleiertuche; aber im Palaste des Alkinoos sitzt die Königin Arete, purpurfarbige Wolle spinnend, am Herde, und neben ihr der Gemahl selbst, „Wein zechend gleich einem Unsterblichen".

Auch in Sparta kommt zu den mit Menelaos im Saale sitzenden Gästen, Telemachos und Peisistratos, die schöne Helena — bei Homer schwindet die Schönheit nicht! — und lauscht, neugierig und gemüthlich die Spindel drehend, den Gesprächen der Männer und Penelope selbst befragt nach Entfernung der Freier ihren noch unerkannten Gemahl, in demselben Raume sitzend. Hinsichtlich der spezielleren Einrichtung dieses Salons aber lassen uns die gelegentlichen Andeutungen der Odyssee keinen sicheren Plan gewinnen. Es mußte natürlich das Licht hereinfallen; daß dies aber nicht durch Fensteröffnungen in gewöhnlicher Höhe geschah, ersieht man schon daraus, daß die von Odysseus angegriffenen Freier keinen Versuch machen, auf diesem Wege zu entfliehen. Es werden Säulen erwähnt, welche die Deckbalken trugen; aber ob durch ihre Stellung der ganze Raum in mehrere Schiffe abgetheilt worden sei, bleibt sehr ungewiß. Wahrscheinlicher ist, daß an der hinteren Seite eine Reihe von Säulen den Saal durchschnitt, einen Durchzugbalken tragend, der eine Art von Gallerie oder Bühne stützte. Auch über die Vorrichtung zur Ableitung des Herdrauches hat man gestritten und sogar das Vorhandensein von Schornsteinen im heroischen Zeitalter beweisen wollen; aber der Umstand, daß die im Saale befindlichen Waffen vom Rauche litten, und die Sitte der späteren Zeit sprechen stark dagegen. Drei Leuchtpfannen, in welchen Kienspäne brannten, reichten des Abends hin, den Männersaal zu beleuchten und zu heizen.

Hinter oder neben diesem großen Gesellschaftszimmer, entweder durch eine Thür sogleich mit ihm verbunden oder durch die Hausflur getrennt, lag zu ebener Erde noch ein geräumiges Gemach, in dem die Hausfrau ihre Dienerinnen und Lohnarbeiterinnen bei den eifrig betriebenen Spinn- und Webearbeiten beaufsichtigte und von wo aus eine Treppe in den Söller, ihr eigentliches Boudoir, hinaufführte. Zwar haben einige Gelehrte auch den Arbeitssaal der Weiber in den Oberstock verlegen wollen; allein dieser Annahme widerspricht es, wenn Penelope unter ihren Dienerinnen, wiewol bei offenen Thüren, sitzend deutlich hören soll, wie der übermüthige Antinoos den bettelnden Odysseus mit einem Fußschemel an die Schulter trifft und wie später Telemach ihre Worte beniest! Im Obergemache webte die keusche Fürstin das bekannte Leichentuch des greisen Laertes, an dessen Vollendung sie ihre Wiederverheiratung gebunden hatte; dort weinte sie auf einsamem Lager ihren Schmerz aus um den verloren geglaubten Gemahl.

Noch haben wir endlich einige Räumlichkeiten vergessen, die hinter dem Weibersaale liegend, den spezielleren Zwecken der Familie dienten. Dahin gehört die Schlafkammer des Hausherrn, die schon deswegen nicht eine Treppe hoch gedacht werden kann, weil sie von Odysseus selbst als besonderes Gebäude aus wohlgefügten Steinen angebaut und bedacht worden war und weil derselbe den sonderbaren Einfall hatte, den entästeten, dicken Stamm eines wilden

Oelbaums zum Mittelpunkte des Gemachs und zum soliden Fuß oder Pfosten seines Ehebettes zu benutzen! Dann ist noch zu erwähnen die im innersten Winkel liegende Schatzkammer des Hauses, gefüllt mit metallenen Kostbarkeiten und Gefäßen, wohlduftenden Kleidertruhen, irdenen Oel- und Weinfässern, Mehl u. s. w. Die Vorstellung des unregelmäßigen Ganzen vervollständigt schließlich noch ein plattes Dach, auf dem man sich auch der Kühlung wegen zuweilen schlafen legte. Dies zeigt wenigstens das Beispiel des jungen Elpenor, eines Gefährten von Odysseus, der im Weinrausche des Abends auf langer Leiter das hohe Dach von Kirke's Palaste erstiegen hatte und am Morgen, als er den Lärm der aufbrechenden Gefährten hörte, in der Schlaftrunkenheit herabstürzte.

Sehen wir nun, ob sich die klaren Grundzüge dieser kurz skizzirten Architektonik im historischen Zeitalter wiederfinden und wie sie sich weiter entwickelt haben!

Zunächst tritt uns hier, durch die Entwicklung des Staatslebens bedingt, in den Städten eine viel reichere Fülle gemeinnütziger, öffentlicher Anlagen entgegen. Hatte sich die Homerische Zeit mit Göttertempeln begnügt und wird daneben nur die „Lesche“ erwähnt, eine Halle zur geselligen Unterhaltung müßiger Leute, in der auch Obdachlose Zuflucht für die Nacht fanden und vor deren Besuch schon Hesiod, wiewol vergebens — denn sie waren später überall sehr beliebt — warnte, so verlangte man später von jeder respektabeln Stadtanlage das Vorhandensein eines Prytaneions (des eigentlichen Regierungshauses mit dem Staatsherde der Hestia), eines Gefängnisses, sonstiger Amtsgebäude, eines Theaters, eines Gymnasions, eines mit Baumpflanzungen und bedeckten Hallen versehenen Marktes und in der Folge auch öffentliche Bäder. Regelmäßigkeit in der Anlage fand sich dagegen schon deshalb wol seltener, weil bei der Gründung meist das Terrain vom strategischen Gesichtspunkte aus berücksichtigt wurde und durch den Lauf der Mauern auch die Thore und damit zugleich die Richtung der fast überall in den viereckigen, in der Mitte gelegenen Marktplatz einmündenden Hauptstraßen bestimmt zu werden pflegten. Dabei müssen wir auch bedenken, daß den Hellenen der praktische Sinn der Römer für Wegebau und Wasserleitung gänzlich abging. Selbst Athen scheint wol Abzugsgossen gehabt zu haben, aber — kein Straßenpflaster. Daher liest man auch in den „Wespen“ des Aristophanes, da wo der Chor der Richter als Wespen maskirt auftritt, daß ein begleitender Knabe vor dem Koth auf der Straße warnt und nicht einmal einen Halm aufheben will, um seine Lampe zu putzen, auch zu dem ihn bedrohenden Chorführer sagt: „So rühre, gleich dem Haselhuhn, immerhin den Koth auf!“ worauf dieser selbst gesteht: „Es kommt mir vor, als träte ich da in lauter Schlamm,“ und die Ursache im Regen sucht. Und besser war es natürlich anderwärts auch nicht. Rühmt es doch noch

Strabo zu August's Zeit ausdrücklich von Smyrna, daß es mit Steinen gepflastert sei! In seiner Erzählung des Ueberfalls von Platää zu Anfang des peloponnesischen Kriegs erwähnt Thukydides, daß die eingedrungenen Thebaner vorzüglich durch die herrschende Finsterniß (Straßenbeleuchtung existirte überhaupt nicht vor dem 4ten Jahrhundert n. Chr.) und den Koth in den Gassen gehindert worden seien. In Korinth scheint es nach einer von Athenäos erzählten Anekdote nicht besser gestanden zu haben; ja, man schützte dort den Straßenkoth vor, sowie in Rom ein Schneefall als Entschuldigungsgrund galt, wenn man einer Einladung nicht Folge leistete. Der älteren Lais hatte nämlich ein Liebhaber den Abdruck seines Siegelringes in Siegelerde, als Beglaubigung der Bitte, zu ihm zu kommen, geschickt. Aergerlich über den Mangel einer klingenden Beigabe gab die Schöne die zweideutige Antwort: „Ich kann nicht; es ist Dreck!" Von Theben sagt sogar der Komiker Eubulos (376 v. Chr.), daß die Bürger, wie bei uns noch in manchen Landstädten, ihre Düngerhaufen neben der Hausthür gehabt hätten!

Die Privatbauten blieben bis in das vierte Jahrhundert unansehnlich und dürftig. Pracht und Luxus sind Folgen des überhand nehmenden Egoismus, und erst als die Größe und Freiheit von Hellas im Sinken begriffen waren, und der Bürger anfing den öffentlichen politischen Verkehr zu meiden und die Staatsgebäude, die Gegenstände des früheren patriotischen Stolzes, zu vernachlässigen, wendete man mehr Sorgfalt und Schmuck auf das Privathaus, in dem man einst kaum mehr gesehen hatte, als die Stätte, wo man seine Nahrung einnahm und sein Haupt zur Ruhe legte. So heißt es denn in der kleinen, früher dem Schüler des Aristoteles, Dikäarchos, zugeschriebenen Geographie über Athen: „Die meisten Häuser sind ärmlich, wenige aber bequem"; und Demosthenes sagt von den Vorfahren: „Im Privatleben waren sie so mäßig und hielten so fest am Charakter der Verfassung, daß wer von Euch die Wohnung eines Aristeides, Miltiades und anderer damals ausgezeichneter Männer kennt und weiß, von welcher Beschaffenheit sie ist, einsieht, daß sie an Pracht die des Nachbars nicht übertrifft." Daß die Wohnsitze auf dem Lande als stattlicher und bequemer gerühmt werden, hat seinen Grund darin, daß die begüterten Bürger außerhalb der Stadt durch Entfaltung ihres Reichthums weniger Furcht vor Verletzung des demokratischen Gleichheitsprinzipes zu haben brauchten. Es sagt nämlich Isokrates über die alte gute Zeit: „Unsere Voraltern lebten in solcher Sicherheit, daß die Wohnungen und Einrichtungen auf dem Lande schöner und kostbarer waren, als innerhalb der Stadtmauern, und viele Bürger nicht einmal zu den Festen in die Stadt gingen." Darum erwähnt auch Thukydides, daß die reicheren Athener durch die Einfälle der Peloponnesier „schöne Besitzungen an Gebäuden und prächtigem Hausrath" verloren hätten. Dagegen wirft es Demosthenes seinem Feinde Meidias

als Beweis von Hoffahrt vor, daß er in Eleusis ein Haus gebaut hätte, welches durch seine Höhe allen Leuten in seiner Umgebung das Licht beschränkte! Am einfachsten nahmen sich wol die Häuser der Spartaner aus. Wie Plutarch erwähnt, durfte nach einer Verordnung Lykurg's zum Deckengebälk bloß die Axt, zu den Thüren bloß die Säge und sonst kein anderes Werkzeug in Anwendung kommen! Darum soll auch der König Leotychides, als er einst im reichen Korinth zu Gaste geladen war und das prächtige Getäfel der Decke erblickte, mit affektirter Naivetät gefragt haben, ob denn dort das Holz gleich viereckig wüchse?

Was die älteren athenischen Häuser betrifft, so läßt sich zunächst wegen der unregelmäßigen Bauart der ganzen Stadt wol wenig an solche rechtwinklige Bauplätze denken, wie man beim Konstruiren eines altgriechischen Musterhauses gewöhnlich anzunehmen pflegt. Auch ist natürlich der Zwang der Sitte nicht so streng gewesen, daß nicht, wie bei uns, verschiedene Benutzung des Raumes stattgefunden hätte. Endlich kam bei allem Festhalten an gewissen Eigenthümlichkeiten der nationalen Baukunst doch das Meiste auf die Vermögensumstände an und es gab Häuser in Athen zu 7800 Mark bis zu 235 Mark! Wenn man freilich annehmen wollte, daß die Häuser in den Städten frei und isolirt gestanden hätten, könnte man mehr Gleichheit der Baurisse behaupten. Hiergegen sprechen aber die direktesten Beweise. Bei dem erwähnten Ueberfalle von Platää entschlossen sich endlich die Einwohner zu gemeinsamen Maßregeln. „Sie sammelten sich," erzählt Thukydides, „indem sie die gemeinschaftlichen Häusermauern durchgruben, um nicht beim Gehen über die Straßen sichtbar zu werden." Im „prahlerischen Soldaten" des Plautus bricht ein treuer Sklave ebenfalls die Zwischenwand zweier Gebäude durch, um seinem Herrn und dessen gefangener Geliebten einen Kommunikationsweg zu bahnen; aber einst, als ein zahmer Affe des Hauses entwischt war, klettert der Wächter der Dame von seinem Dache auf das nachbarliche und erblickt zu seinem Schrecken im fremden Hofe das ihm anvertraute Kleinod in den Armen eines Unbekannten! Demosthenes endlich zählt es unter die Handlungen, die bloß Sklaven geziemen, im Augenblick der Gefahr über das Dach zu seinem Nachbar zu entschlüpfen oder sich unter das Bett zu verstecken. Auch die an der Propontis gelegene, reiche Handelsstadt Perinth hatte nach Diodor fest an einander gebaute, hohe Häuser.

Aristoteles, oder wer der Verfasser der diesem zugeschriebenen Oekonomik sein mag, hat uns eine wichtige Notiz über das athenische Haus kurz vor den Perserkriegen hinterlassen. Er schreibt nämlich: „Hippias (der Peisistratide) verkaufte die Vorsprünge der oberen Stockwerke auf die öffentlichen Wege, die Stiegen und die Einfriedigungen und die sich nach außen öffnenden Thüren. Es kauften dies (natürlich das Recht!) die Besitzer der Häuser und so kam

eine große Geldsumme zusammen." Die Vorsprünge der Söller können nichts anderes sein, als die auf den verlängerten Deckbalken des Unterstocks ruhenden, in alter Zeit auch zu Rom verbotenen und im Jahr 368 n. Chr. abgerissenen, aber in Pompeji und Herkulaneum häufig gefundenen Balcons. Sie müssen später einem Polizeiverbote zum Opfer gefallen sein; denn in der makedonischen Periode sieht man bloß aus dem Fenster oder vom Dach herab auf die Straße. Die von oben auf die Straßen führenden Treppen deuten darauf hin, daß es schon zu Hippias' Zeit Miethwohnungen im zweiten Stocke gab. Die Verengung der Gassen durch Umzäunungen vor den Häusern ist durch Themistokles und Aristeides beseitigt worden.

Auf dem Lande dagegen wird man wol noch lange die Homerische Sitte der Vorhallen beibehalten haben und wenn Herodot vom berühmten Miltiades erzählt: „Dieser saß einst auf dem Vorplatz seiner Thür und da er die Dolonker in ausländischer Gewandung und mit Lanzen vorübergehen sah, rief er sie an und bot ihnen Herberge und Gastgeschenke," so ist darunter doch mehr zu verstehen, als der leere Raum vor dem Hauseingang. Später lag die Hausthür gewöhnlich in der Flucht der Façade und nur bei größeren Häusern trat ein kleiner, von ein paar Säulen begrenzter Raum als Vorhalle von der Straßenlinie nach innen zurück. Wäre überall in alter Zeit ein solches Vestibulum vorhanden gewesen, so hätte eben die Besteuerung der nach außen schlagenden Thüren keinen Sinn. Es scheint, als ob man in älterer Zeit eine besondere Ehre darin gefunden habe, seine Hausthür beim Heraustreten auf die Straße Bekanntschaft mit den Köpfen der Vorübergehenden machen zu lassen; denn auch in Rom gewährte man diese Einrichtung nach Vertreibung der Könige dem Bruder des Valerius Poplikola als besonderen Vorzug. Unrichtig dagegen ist die Ansicht, daß diese Beeinträchtigung der ohnehin engen Straßen die ganze historische Zeit hindurch gedauert habe und eben ein charakteristisches Merkmal griechischer Sitte Rom gegenüber bilde. Der Grund des schon von den alten Grammatikern getheilten Mißverständnisses liegt in der ungemein häufigen Erwähnung des Geräusches, welches die Herausgehenden durch Oeffnen der Thüre verursachten, und in der allerdings auffälligen, von Plutarch noch aus seiner Zeit bezeugten Gewohnheit der römischen Schauspieler, sich vor dem Oeffnen der Thür durch Klopfen von innen bemerklich zu machen. Allein das Knarren der Thüren hatte ebenso gut bei Nacht wie bei Tage statt (in der „Thesmophorienfeier" des Aristophanes gießt ein buhlerisches Weib Wasser auf die Thürangel, um sich unbemerkt hinauszuschleichen!) und findet vielleicht theilweise seine Erklärung darin, daß die Thüren bei Griechen und Römern nicht, wie die unsrigen, in Angeln hingen, sondern sich mit den an ihnen selbst befestigten, keilförmigen Angelzapfen in Löchern drehten, die auf der Schwelle und in dem Sturz eingelassen waren. Vergleicht doch

schon Homer zweimal das Knarren der Thür mit dem Brüllen eines Rindes! Was aber das Auswärtsschlagen der Bühnenthüren anlangt, so gehörte dies ja, als mit überkommene griechische Theatereinrichtung, zu den Vorrechten der königlichen Paläste, Tempel und anderen öffentlichen Gebäude und wurde auch in Rom bei Anlage von Tempeln beobachtet.

Doch wir halten uns zu lange vor der Thür des Hauses auf! Noch werfen wir einen Blick auf den vor demselben stehenden viereckigen Spitzpfeiler des wegebeschirmenden Apollon und auf den an der Wand angebrachten Schrein der Zaubergöttin Hekate, lesen die über der Thür stehende Inschrift glücklicher Vorbedeutung — unter die von einem jungen Ehemanne über seinen Hauseingang gesetzten Worte: „Nichts Böses komme herein! Hier wohnt des Zeus Sohn, der siegreiche Herakles," schrieb der bekannte Diogenes: „Auf Krieg folgt Bündniß!" — und suchen Eintritt zu gewinnen. Zwar waren die Häuser den Tag über selten verschlossen und die Thüren standen bloß angelehnt; aber die gute Sitte verbot es, ohne Erlaubniß ein fremdes Haus zu betreten. Es geschah dies hauptsächlich des weiblichen Geschlechtes wegen, wie Plutarch sagt: „Damit man nicht die Hausfrau überraschte oder die jungfräuliche Tochter, oder man dazu käme, wenn ein Sklave gezüchtigt würde und die Mägde durch einander kreischten"; es wurde jedoch so streng beobachtet, daß man selbst in Fällen der Noth, wenn der Herr nicht zu Hause war, den Eintritt scheute. Die Spartaner sollen nicht geklopft, sondern außen gerufen haben, und später fand sich in allen anständigen Häusern ein Portier, der das Anpochen (mit dem metallenen Thürring oder einfach dem Stocke) überflüssig machte. Wo ein Thürhüter angestellt war, befand sich dessen Zelle der Thür zunächst und schon dies setzt das Vorhandensein einer später ausdrücklich bezeugten schmalen Hausflur voraus.

In der älteren Zeit und in gewöhnlichen Häusern kam man sogleich durch die Thür in einen Hof, den Mittelpunkt des Gebäudes, in welchen die einzelnen Gemächer rings herum einmündeten. Seine Gestalt richtete sich natürlich nach dem vorhandenen Raume, aber gewöhnlich war er, wie der Homerische, ein Viereck und mit einer Säulenhalle umgeben. In seiner Mitte stand immer noch der Altar des häuslichen Zeus, während der Feuerherd, als Altar der Hestia, in früherer Zeit, wo es noch keine besonderen Küchen gab, sich in dem Andron, dem Gesellschaftszimmer des Mannes, befand. In diesem Hof oder der „Aule" wurden die Besuchenden empfangen; hier bewegten sich die Kinder und auch die weiblichen Familienglieder in Abwesenheit Fremder frei und ungezwungen; hier wurde bei häuslichen Festen geopfert. Die Säulenstellung wird übrigens nicht in allen Häusern regelmäßig den ganzen Platz umschlossen haben (Peristyl); nothwendig war sie auf der dem Eingang zugewendeten Seite und auf der dieser gerade gegenüber stehenden. Man legte das Haus gern so

an, daß es mit dem Eingang nach Mittag gerichtet war; denn so bekam die deshalb oft auch höhere Hinterseite der Aule im Winter Sonne, während im Sommer die Kolonnade dort Schatten gewährte. Schon dies deutet darauf hin, daß die Hauptgemächer der eigentlichen Wohnung der Hausthür gegenüber lagen, namentlich der eben erwähnte Andron. Zuweilen sprang auch die Säulenstellung dort in die Wand selbst ein und bildete eine offene Halle. Links und rechts im Hofe lagen die Zellen der männlichen Dienerschaft und Vorrathskammern. Hinsichtlich der eigentlichen Wirthschaftsräume wird man früher und später die Sitte des Homerischen Zeitalters befolgt und dieselben zu ebener Erde hinter die Aule gelegt haben. In diesem Falle entstand für die Hausfrau ein eigenes Reich, wo sie schaltete und waltete und in ihrer Eigenschaft als Aufseherin, Ausgeberin und Köchin den größeren Theil des Tages zurückgehalten wurde, ohne (wenigstens in den besseren Zeiten) auf diesen Theil des Hauses, der nun geradezu „Frauenwohnung" genannt wurde, gebannt zu sein. „Die griechische Frau," heißt es bei Kornelius Nepos, „sitzt nur im inneren Theile des Hauses, wo kein Mann Zutritt hat mit Ausnahme der nächsten Verwandten." Am deutlichsten, auch in Beziehung auf den Zweck der Trennung, spricht Xenophon über diesen Punkt. Er läßt nämlich Ischomachos dem Sokrates erzählen: „Ich zeigte meiner jungen Frau aber auch die Frauenwohnung, welche durch eine verschließbare Thür von der Männerwohnung getrennt war, damit von innen nichts unerlaubter Weise herausgetragen werde und damit die Sklaven nicht ohne unsere Zustimmung geschlechtlichen Umgang pflegen." Bei größerem Luxus in späterer Zeit erweiterte sich die Frauenwohnung zu einem zweiten, von den nöthigen Räumlichkeiten umgebenen Peristyle; auch erforderten nun die in vielen Häusern arbeitenden Fabriksklaven zu ihren Werkstätten bedeutenden Platz.

Doch die Zahl der kleineren Häuser wird sicher die der bequem sich parterre ausstreckenden überwogen haben und man kann wol nicht umhin, überhaupt anzunehmen, daß gemäß der Sitte des heroischen Zeitalters in der älteren historischen Zeit und auch nach dem peloponnesischen Kriege der gemeine Mann seine Frauenzimmer im Oberstocke wohnen ließ. Ein paar Stellen aus den Komikern fallen hier mehr in die Wagschale, als Platon's und Xenophon's Notizen über die Wohnungen reicher Leute, wie eines Kallias, Agathon, Ischomachos. Und wie viele Häuser mag es gegeben haben, die nicht einmal einen Binnenhof besaßen? In den „Ekklesiazusen" des Aristophanes sitzen die beiden Weiber, die auf einen Liebhaber warten, im Oberstocke; denn sie blicken zum Fenster hinaus und verhandeln mit dem endlich erscheinenden Jüngling, welcher hinaufruft: „Komm doch herab und öffne die Thür!" An einer andern Stelle, in der „Thesmophorienfeier", schlafen Mann und Frau im Söller. Die Frau hört in der Nacht ihren Buhlen das verabredete Zeichen

geben und steigt die Treppe hinunter. Da erwacht der Mann und fragt: „Wohin gehst Du hinab?“ Und gerade so hört in der 116ten Fabel des Babrios die Frau, welche mit ihrem Manne im Oberstocke schläft, einen schönen Jüngling singen, lugt zum Fenster hinaus, geht hinunter und tritt aus der Thür. Ferner erzählt Appulejus unter anderem auch ein Räuberstückchen aus Theben, wo eine im oberen Stocke ihres Häuschens schlafende alte Frau überfallen wurde. Man könnte auch mit Recht hierher ziehen, daß Frauen so oft in Werken alter Kunst aus den Fenstern des oberen Stockwerkes herunterschauen und auch von den Schriftstellern in dieser Stellung erwähnt werden. „Und gucken wir kaum aus dem Fenster, sucht jeder den Fluch zu betrachten; und ziehen wir verschämt uns wieder zurück, dann gafft er noch mehr, ob der Fluch nicht noch einmal guckend am Fenster erscheint“, höhnen die Weiber bei Aristophanes. Es steht nämlich fest, daß in Griechenland und Italien ausschließend die oberen Stockwerke mit kleinen, meist vergitterten, in unregelmäßiger Reihe stehenden Fenstern versehen waren.*) Was hat also das schöne Geschlecht im oberen Theile zu schaffen, wenn es Regel war, daß es zu ebener Erde hinter der Männerwohnung seine feste Stätte hatte? Wir fügen endlich noch eine Stelle des Redners Lysias bei, welche das Uebereinander der beiden Hälften klar beweist. Dort erzählt ein betrogener Ehemann: „Ich habe ein doppeltes (zweistöckiges) Häuschen, oben ganz so eingerichtet, wie unten, in Bezug auf die Männer- und Frauenwohnung. Als nun ein Kind geboren war, säugte es die Mutter selbst. Damit diese aber nicht beim Herabsteigen auf der Treppe Gefahr liefe, wenn sie ein Bad nöthig hätte, so zog ich hinauf, die Weiber aber wohnten unten.“ Vor der Entbindung hatte also die Frau eine Treppe hoch gewohnt.

Wo der obere Stock Gastfreunden eingeräumt oder vermiethet wird, hat man natürlich an größere, wohlhabendere Häuser zu denken. So liest man beim Redner Antiphon die Worte: „Unser Haus hat einen Oberstock, den Philoneos inne hatte, so oft er sich in der Stadt aufhielt, ein trefflicher Mann und unserem Vater befreundet.“ Auf dieselbe Art logirt nach Lukian's Erzählung der Skythe Abauchas in der griechischen Stadt Olbia an der Dneprmündung mit Weib und Kindern in einer oberen Etage.

Das von Lysias geschilderte obere Stockwerk war ganz nach dem Muster des unteren gebaut; es mußte also theilweise um den Luftraum der unteren Aule herumlaufen. Bei größeren Bauten mag dies aber selten der Fall gewesen sein und es geschah freilich durch diese umfänglicheren oder kleineren Aufsätze

*) Aus ihnen pflegte man auch in Athen des Abends unter dem Rufe: „Zurückgetreten!“ unbedenklich das Waschwasser auf die Straße zu schütten: Aristophan. Acharn. 615.

der Symmetrie gewaltig Eintrag. Bei Demosthenes heißt ein wahrscheinlich viereckiger Aufbau, in welchem die Mägde des Hauses wohnten, geradezu „der Thurm".

Wenn ferner die Zimmer im unteren Stockwerke nach außen keine Fenster hatten, so fragt es sich, woher sie ihr Licht bekamen, wenn man die Thür verschloß? Man hat in Pompeji am erhaltenen Dache einer Küche gefunden, daß die Ziegel desselben mit Oeffnungen versehen waren, durch welche das Regenwasser auf andere, unterhalb derselben angebrachte, breite Hohlziegel fiel, von denen es aufgefangen und abgeleitet wurde, während zugleich Licht eindrang. In Griechenland scheint es auch größere Lichtfänge über der Thür gegeben zu haben. Lukian erwähnt in seinem komischen Gastmahle die Verlegenheit eines Arztes, den man zu einem wahnsinnig gewordenen Flötenspieler gerufen hatte. Kaum war er ins Gemach getreten, so verschloß der Patient die Thür, reichte ihm die Flöte, befahl ihm zu spielen und traktirte den schwachen Dilettanten mit einer Peitsche, während er mit der anderen Hand noch mit einem gezückten Dolch drohte. Der Arzt schlug endlich seinem Quäler einen Wettkampf im Flötenspiel vor, wobei der Verlierende eine gewisse Zahl von Schlägen riskiren sollte. Nachdem er aber seine Partie übel und böse beendigt hatte, reichte er das Instrument dem Verrückten, empfing dafür die gefährliche Waffe und warf sie sofort „durch den Lichtfang" in den offenen Hof! Ebenso wird vom Philosophen Lakydes erzählt, er habe, um nicht bestohlen zu werden, seine Vorrathskammer, wenn er etwas daraus entnommen, versiegelt und dann den Siegelring durch den Lichtfang hineinfallen lassen. Leider machten ihm nur seine Dienstboten das pfiffige Kunststück bald nach, erbrachen die Thür, trugen nach Belieben fort und siegelten wieder zu!

Die Wohnräume selbst darf man sich mit Ausnahme des Speisezimmers ja nicht zu groß vorstellen. Wer Pompeji kennt, weiß, daß man dort 40 — 50 verschiedene Gemächer angelegt hat, wo wir bei unserem mannigfaltigeren Mobiliar höchstens zehn gestatten könnten. Die Wände hatten lange Zeit nur den schon im Homerischen Zeitalter üblichen weißen Kalkbewurf und Alkibiades zuerst soll den Maler Agatharchos gezwungen haben, ihm sein Haus mit Freskomalereien zu dekoriren. Diese noch von Xenophon und Platon getadelte Neuerung fand schnell Nachahmung und bald galt ein Haus ohne Wandgemälde und Deckenverzierungen für ein Zeichen der Armuth, ja, nach Plutarch schrieb Chrysippos nach Alexander's Zeit in einer Schrift: „Wir sind nahe daran auch die Abtritte ausmalen zu lassen." In der oben erwähnten Geographie werden auch die äußeren gemalten Dekorationen der kleinen böotischen Stadt Tanagra gerühmt. Sonst blieb das Aeußere der athenischen Häuser wol meistens weiß und nur das übrigens einfache Haus des Phokion war von außen mit ehernen Platten belegt. Der Fußboden war

durchweg Estrich und erst von der makedonischen Zeit an darf man in eleganten Häusern an mosaikartige Verzierung denken.

Wir haben es bereits berührt, daß man ohne Mühe von einem Hause zum anderen überkletterte. Die Dächer waren überdies so flach, daß man bequem darauf herumgehen konnte. Die Weiber stellten die Adonispuppen und Adonisgärten dort aus und erhoben die Klage um den gestorbenen Liebling Aphrodite's, und wenn es einen Tumult auf der Straße oder in der Nachbarschaft gab, eilte Alles auf das Dach, um zuzuschauen.

An verschiedenen Gemächern mögen Vorhänge und Teppiche die Stelle der Thüren vertreten haben. Manche Thüren, besonders die Vorrathskammern, versiegelte man der größeren Sicherheit wegen. Dies ergiebt sich schon aus der erwähnten Anekdote von Lakydes; aber auch die Weiber in der „Thesmophorienfeier" beklagen sich über die Schlauheit ihrer Eheherren; denn während man früher für drei Obolen einen nachgemachten Siegelring habe kaufen können, sei der Betrug nun unmöglich, da die Männer mit den künstlichsten Petschaften versehen wären. Die Konstruktion der alten Schlösser selbst, die sich erst in der römischen Kaiserzeit theilweise der unsrigen nähert, hat man neuerdings mit der noch jetzt in Aegypten und Nordafrika üblichen Verschlußweise in Verbindung gesetzt und dadurch mehr Licht in einige dunkle Stellen der Alten gebracht. Darnach wurde ein zur Hälfte nach der äußeren Seite zu hohler Querriegel, der in ein Mauerloch eingriff, in ein rechtwinklich darüber liegendes, den Riegelbalken auf drei Seiten umfassendes Holzschloß geschoben, aus dessen oberer Seite ein Bolzen oder Stift in ein bis zur Höhlung reichendes Loch einfiel. Wollte man öffnen, so steckte man einen an seiner Spitze mit einem dem eingefallenen Bolzen gleichen Stift oder Zahn versehenen Schlüssel in das Riegelloch, hob den Bolzen in die Höhe und konnte dann den Riegel zurückschieben. Wie man aus den Klagen der Weiber bei Aristophanes ersieht, wurde die Sicherheit der Schlösser damals durch die lakedämonische Erfindung vermehrt, daß man anstatt des vorigen einen Bolzens drei in Anwendung brachte, demzufolge natürlich auch der Schlüssel dreizähnig wurde.

Da die Heizung der Zimmer in der rauhen Jahreszeit durch tragbare Herde und Kohlenpfannen geschah, so befand sich bloß in der Küche ein Rauchfang. Diesen vermag man sich auch für die spätere Zeit nicht als moderne Esse zu denken. In einer Erzählung Herodot's zeichnet sich das Bild der Sonne durch den Rauchfang auf dem Estrich ab. Wie wäre dies denkbar bei wenn auch nur geringer Höhe eines Aufsatzes? Es diente wahrscheinlich dem Rauch eben nichts zum Abzug als ein über dem Herd angebrachtes, mit einem Deckel (Aristophanes erwähnt ihn) verschließbares, rundes Loch.

Die Dungstätten nebst den dazu gehörigen Bequemlichkeiten lagen außerhalb der bewohnten Räume und jedenfalls hinter dem Hause. Wie es freilich

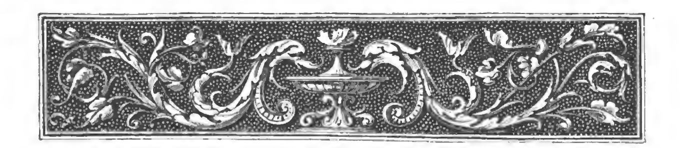
zuging, daß man, wie Theophrast vom Stumpfsinnigen sagt, beim Hinausgehen des Nachts vom Hund des Nachbars gebissen werden konnte, ist ohne Annahme mangelhafter Zaunverhältnisse nicht zu enträthseln. Ueberhaupt wird man im Alterthume in dieser Beziehung sich ebenso einfach beholfen haben, wie heute noch in ganz Italien und Hellas.

Die an die städtischen Häuser stoßenden Gärten werden wol selten, wie die zu den Landhäusern gehörenden, Obst-, Oel- und Weinpflanzungen, sondern meist Blumen und Gemüse enthalten haben. Der Prahler des Theophrast rühmt sich der Menge und Zartheit der Küchengewächse in seinem Garten und zu Platon's Zeiten gab es schon Anweisungen zum Gartenbau. Die Blumenpflege beschränkte sich auf Rosen, Veilchen, Hyazinthen, Krokus, Lilien, und wenn man auch deren Geruch liebte, so kultivirte man sie doch auch schon des außerordentlich großen Bedarfs halber, den ihre Verwendung zu Kränzen mit sich brachte.

Hat nun der Leser, wie wir hoffen, Einsicht in die baulichen Verhältnisse des behäbigen, sich horizontal ausdehnenden Hauses, wie der vertikal aufsteigenden, kleinbürgerlichen Wohnstätte gewonnen, so bleibt doch noch eine andere Gebäudeart zu berücksichtigen übrig. Die Fälle sind nicht selten, daß ganze Häuser an eine Familie vermiethet werden. So heißt es, um nur ein Beispiel anzuführen, bei Theophrast vom eben berührten Prahler: „Und während er in einem gemietheten Hause wohnt, sagt er zu einem, der es nicht weiß, es sei sein väterliches Erbe und er stehe im Begriff es zu verkaufen, weil es ihm zur Aufnahme von Gastfreunden zu klein sei.“ Manchmal vermiethete man auch das Hinterhaus allein, so wie sich im „Trinummus“ des Plautus der Hausverkäufer umgekehrt einen solchen Raum vorbehält. Als aber allmählich in den größeren Städten die Zahl der einwandernden Fremden und Schutzverwandten, denen noch dazu der Besitz von Immobilien gesetzlich untersagt war, immer mehr wuchs, verfiel die Spekulation bald darauf, im Gegensatz zu den Familienwohnungen, besondere Miethhäuser, „Gesammtwohnungen“, zu errichten, die nun etagenweise vermiethet wurden und bei den Schriftstellern immer von den andern Häusern unterschieden werden. Diese Gebäude mußten dem Raume nach ganz anders eingetheilt werden und entbehrten vor Allem des Binnenhofs. Sie ähnelten wahrscheinlich deshalb mehr den modernen Häusern und waren wol auch innerlich mannichfach parzellirt, wie diese. Reiche Leute, die mehrere solche Miethwohnungen besaßen (Moschion, der Koch des reichen Demetrios aus Phaleron, verdiente sich binnen zwei Jahren deren drei!), verpachteten dieselben an besondere Unternehmer, die dann wieder mit der Aftermiethe Geschäfte machten. Man hat endlich keinen Grund, zu leugnen, daß diese Art von Gebäuden in Athen, wie in Perinth und Kyzikos, die Höhe von drei Stockwerken erreichten.

Wir haben absichtlich bei der Beschreibung des griechischen Hauses die konfuse Theorie des römischen Baumeisters Vitruvius, welche zu so vielem überflüssigen Streite Veranlassung gegeben hat, ganz außer Acht gelassen. Er liefert nicht den Riß zu einem Hause, sondern zu einem Palaste, wie vielleicht das reiche Alexandria aufweisen konnte. Da giebt es eine Pinakothek, eine Bibliothek, Gesellschaftssalons, einen Speisesaal für 36 Personen nebst Platz zu geselligen Spielen, besondere Wohngebäude für die Gäste, Stallung für die Pferde, kurz alle Bequemlichkeiten des raffinirtesten Luxus. Aber er legt die Frauenabtheilung nicht hinter die Männerwohnung, sondern so daneben, daß die Hauptthür sogleich in den durch die griechische Sitte verbotenen Raum führte. Jedenfalls hatte jedoch auch die zweite Hälfte des Palastes ihren Eingang von der Straße her und es hebt sich überhaupt der Zweifel, wenn man die Frauenwohnung hier für den ursprünglichen Haupttheil des althellenischen Hauses ansieht und in der daneben liegenden Männerwohnung nur eine durch die Bedürfnisse des Luxus gebotene Erweiterung findet. Hat man doch auch in Pompeji Doppelhäuser dieser Art entdeckt.





VIII.

Die griechische und römische Tracht.

Es giebt kaum ein anderes Merkmal, das so scharf den Unterschied zwischen den Kulturformen der Neuzeit und des klassischen Alterthums kennzeichnet, als die Tracht. Weniger der Rücksicht auf die Ungunst des Klimas, als einem dem Geiste der Zeit eigenthümlichen Streben nach dem Nützlichen ohne Sinn für die Schönheit des Natürlichen und der Herrschaft der nur dem Kitzel sinnlosen Wechsels und ausschweifender Willkür folgenden Mode haben wir es zu verdanken, daß unsere styllosen Gewänder alles Schwungs bar sind und nur dazu da zu sein scheinen, kapselartig die Formen des Körpers zu verhüllen oder zu karikiren. In diesen engen, faltenlosen Säcken, welche der Anstand dem männlichen Geschlechte vorschreibt, wie in den oft die Natur verhöhnenden Roben des weiblichen sieht ein Individuum auf's Haar dem anderen gleich; das ganze Aeußere ist unendlich kahl, schematisch, reizlos, und richtig sagt ein bekannter Aesthetiker: „der elendeste Bettler in einem Volke, das noch Tracht hat, möchte dem Reichsten unter uns einen Pfennig schenken zu einem besseren Kleide!" Den alten Griechen und Römern dagegen ermöglichte nicht nur die höhere Temperatur der Luft, sich alles Ueberflüssigen in der Kleidung zu enthalten und namentlich die der Bewegung dienenden Glieder fast ganz dem Anblicke preiszugeben, sondern ihr natürlicher Schönheitssinn wählte auch eine Tracht, die in reichem Faltenlaufe die Formen des Körpers durchscheinen ließ, sich bei jeder Bewegung veränderte und viel mehr Anstand und Würde verlieh, aber auch beanspruchte, als unsere fertig am Leibe hängenden Gewänder.

Die Bestandtheile der griechischen Tracht haben fast nur in Bezug auf den Stoff und ihre Verwendung im Laufe der Zeit Veränderungen erfahren. Die Stammesverschiedenheit erzeugte wol Abweichungen, aber auf Absicht, Reflexion beruhende Modeumwandelungen kennt eigentlich erst die römische Kaiserzeit.

Der Grieche brauchte nur zwei Gewandstücke, ein hemdartiges zum Anziehen, den Chiton, und einen Ueber- oder Umwurf, das Himation. Hinsichtlich des beiden Geschlechtern gemeinsamen Chitons unterschieden sich die Dorier dadurch von den Joniern, daß der ihrige kurz, ärmellos und wollen war, während diese ein bis auf die Füße reichendes, faltiges, mit Aermeln versehenes, leinenes Untergewand trugen. Ob diese jonische Sitte erst nach der Auswanderung nach Asien angenommen wurde oder schon früher bei dem Stamme herrschte, läßt sich nicht endgiltig entscheiden. Schon Homer nennt die Jonier und Jonierinnen „chitonnachschleppende". Wenn er aber auch die Athener deutlich damit gemeint haben will (denen nach einer bei Pausanias vorkommenden Sage der Stammheros Theseus diese Kleidung gebracht haben sollte), so widerspricht dem vorzüglich Thukydides, welcher annimmt, daß das Tragen des jonischen Chitons in Athen nur in einer Zwischenperiode der Verfeinerung und Verweichlichung und zugleich mit dem Ablegen der Waffen im gewöhnlichen Leben — also nach der Homerischen Zeit — stattgefunden habe. Mit dieser Ansicht scheint auch Herodot zu stimmen, der versichert, die athenischen Weiber hätten bis in das sechste Jahrhundert herein den dorischen Chiton getragen, seien aber zur Annahme des jonischen von den Männern gezwungen worden, nachdem sie während eines Krieges mit Aegina den einzigen Mann, der von einer verunglückten Expedition heimkehrte, mit den langen Spangennadeln, die den dorischen Chiton zusammenhielten, getödtet hätten. Nun ist der dorische Weiberchiton ohne gleichzeitige dorische Männertracht nicht wol denkbar, während umgekehrt, als die Athener den jonischen Chiton ablegten, ihre Frauen und Mädchen denselben behielten (die Ursachen davon wollte jedenfalls die von Herodot beigebrachte Sage nachweisen!). Wann aber der jonische Chiton als Männertracht in Athen abkam, kann man schon genauer bestimmen. Thukydides sagt: „Es ist noch nicht lange her, daß die Aelteren unter den Wohlhabenden aus Verzärtelung leinene Unterkleider trugen und durch Einfügen goldener Cikaden (Haarnadeln in Cikadengestalt) den Haarwulst auf dem Kopfe emporbanden." Ja, auch noch während der Perserkriege erschienen die Athener in diesem alterthümlichen Aufzuge; denn Aristophanes verbindet zweimal mit der Schlacht bei Marathon die Erwähnung desselben. So sagt der Wursthändler in den „Rittern" vom Vertreter des athenischen Volks:

„Dort könnt Ihr ihn seh'n, mit Cikaden im Haar, glanzvoll im Gewande der Vorzeit:
O Freude Dir, König in Hellas' Geschlecht, und, vereint Dir, freuen auch wir uns,
Denn wieder erscheinst Du würdig der Stadt, der Trophä'n in Marathon würdig";

und in den „Wolken" spricht das Unrecht:

„Altväterisch Zeug nach Dipolienart! Das riecht nach Cikaden im Haare!"

worauf das Recht antwortet:

„Ganz wohl! Das waren die Sitten,
Durch welche das Marathonkämpfer-Geschlecht aufsproß."

So mag denn wol der Scholiast Homer's, Eustathios, Recht haben, der die Zeit des Perikles als die Epoche der Gewandveränderung bezeichnet.

Der ursprüngliche dorische Chiton wurde nicht über die Arme gesteckt und wie der jonische angezogen, sondern bestand aus Hinter- und Vorderblatt und beide wurden auf den Schultern und wahrscheinlich auch auf der ganzen einen Seite des Leibes durch Agraffen zugenestelt. Der diesem alten entstammende athenische Männerchiton war dagegen in seiner unteren Hälfte zusammengenäht. Zu ihm gehörte nothwendig ein Gürtel, um ihn beliebig verkürzen und über der Gürtung einen Bausch bilden zu können, der schon bei Homer als Tasche Dienste leistet. Wiewol er nun den Armen völlige Freiheit der Bewegung gestattete, so war es für die arbeitende Klasse, besonders die Sklaven, doch noch bequemer, nur oberhalb des linken Arms den Chiton zu heften oder zu knüpfen und seine rechte Hälfte über Rücken und Brust herabfallen zu lassen. Beispielsweise läßt Heliodor in seinem Romane bei der pythischen Hekatombe die Landleute in dieser Tracht erscheinen, indem er sagt: „Jeder hatte den weißen Leibrock mit einem Gürtel bis an die Knie aufgeschürzt; die rechte Hand, nebst Schulter und Brust entblößt, schwang ein zweischneidiges Beil." Auch im „Soldaten" des Plautus soll das Aeußere eines Steuermanns nachgeahmt werden durch ein „dunkelblaues, auf der linken Schulter zusammengebundenes, den Arm bis zur Brustwarze frei lassendes" Gewand. Allmählich fing man auch an, die weiten Armöffnungen des zweischulterigen Chiton, der ein Zeichen der besseren Bürgerklasse war, zu umnähen und wirkliche Aermel einzusetzen. Es scheint dies jedoch erst nach der Zeit des Aristophanes Mode geworden zu sein; denn daß damals noch beim Handaufheben der Arm bis zur Achselhöhle sichtbar war, ergiebt sich aus den Bestrebungen der Weiber in der „Frauenherrschaft", Alles den Männern gleich zu thun und deshalb auch, um beim Handaufheben in der Volksversammlung sich nicht zu verrathen, den Haarwuchs unter der Schulter zu fördern, wie denn die eine Verschworene sagt:

„Ich that es; erstlich trag' ich's unterm Arme hier,
Wie wir beredet, dichter als ein Waldgebüsch."

Die Länge der Aermel glich jedoch nur der an unseren Frauenhemden gewöhnlichen und erst in spätester Zeit reichten dieselben nach orientalischer und keltischer Sitte bis an die Handwurzel. Einen kurzen Aermel auf der linken Seite erhielt nun auch der einschulterige Chiton.

Den Chiton allein trug man zu Hause, wenn man es sich bequem machen wollte. Außer der Wohnung gingen im bloßen Chiton die Arbeiter und Kinder; denn ein Mann ohne Obergewand galt den Griechen für nicht mehr als ein Nackter.

Von den Schulknaben der älteren Zeit z. B. sagt Aristophanes in den „Wolken“:

> „Dann zog aus jeglicher Gasse der Schwarm in die Kitharaschule mit Anstand
> Und nackt durch die Straßen dahin.“

Ebenso heißt es im „Hermotimos“ Lukian's, man müsse, wenn es sich um den Weg nach der Stätte wahrer Glückseligkeit handle, selbst das Himation im Stiche lassen, sobald man an demselben zurückgehalten würde; „denn es steht nicht zu befürchten, daß Dich Jemand ausschließt, wenn Du auch nackt dorthin gekommen bist.“ Daß das Himation überhaupt als das Hauptkleidungsstück der freien Stadtbevölkerung galt, sieht man auch daraus, daß das Fehlen des Chitons nur ein Zeichen der Armuth oder der strengeren Lebensweise war. Sokrates, Kleanthes, Agesilaos und Phokion werden gerade deswegen gelobt.

Das Himation bestand aus einem großen, länglich viereckigen Stück Wollenzeug. Als Mithridates, der Große, die römische Herrschaft in Asien vernichtete, vertauschten, wie Poseidonios erzählt, viele Asiaten die Toga mit „dem viereckigen Himation“ und beriefen sich wieder auf ihr Heimatsrecht in griechischen Städten. Von dem Tuche wurde zuerst ein Zipfel von hinten über die linke Schulter geschlagen und auf der Brust mit der linken Hand festgehalten; dann zog man mit der Rechten das ganze über den Rücken und entweder über oder unter der rechten Schulter hinweg und warf den letzten Zipfel von der Brust aus wieder über die linke Schulter auf den Rücken. Das Umschlagen des Himation von links nach rechts war unerläßliche Sitte und in den „Vögeln“ des Aristophanes ruft Poseidon darum dem ungebildeten Triballergotte zu:

> „He Du! zur Linken wirfst Du Dir den Mantel um?
> Schlag ihn mit Anstand nach der rechten Seite hin!“

Aber auch die Drapirung des herabfließenden Zeuges und das straffe Halten und Tragen erforderte große Uebung und gehörte zu den Kennzeichen des gebildeten Mannes. In alter Zeit scheint man das Himation (die Römer nannten es Pallium) bis an die Knöchel herabfallend getragen zu haben. Wenigstens sagt Quintilian: „Die Alten ließen die Toga bis zu den Schuhen hinabfallen, wie die Griechen das Pallium.“ Später wurde das Zuviel nach beiden Seiten hin getadelt. Das Aufschleppen des Gewandes galt als Zeichen der Hoffahrt oder Ueppigkeit. Demosthenes wirft es seinem Feinde Aeschines vor, daß er, der ehemalige Schreiber, über den Markt stolzire, „das Himation bis auf die Knöchel reichen lassend und die Backen aufblasend,“ und bei Plutarch wird vom Sohne des Alkibiades erwähnt, daß er, um seinen Vater zu kopiren, mit schleppendem Himation sich zu zeigen pflegte. Noch unanständiger und geradezu bäurisch war das Hinaufnehmen des Himations bis über das

Knie. Das Einhüllen des ganzen Körpers, so daß auch die rechte Hand unter dem Ueberwurfe blieb, erforderte in der guten Zeit der Ton und beobachteten auch später Manche (z. B. Phokion) aus Grundsatz. Noch Perikles sprach in dieser ruhigen, würdevollen Haltung zum Volke; aber schon Kleon und Nikias brauchten den Arm zu leidenschaftlicher Gestikulation und der Redner Aeschines zeigt uns in seiner Rede gegen Timarchos, wie schnell dies Nachahmung fand, indem er sagt: „Was wir jetzt Alle zu thun gewohnt sind, nämlich mit freier Hand zu sprechen, das schien damals eine Dreistigkeit zu sein und man hütete sich wohl, es zu thun.“ Dagegen schlug man beim Laufen das Himation über die Schulter zurück. Wie oft dies in der Komödie vorkam, erhellt aus den „Gefangenen“ des Plautus, wo der Parasit ausruft: „Jetzt ist es beschlossene Sache, daß ich, wie die Sklaven im Lustspiel zu thun pflegen, mein Pallium auf den Hals werfe, damit Hegio zuerst von mir diese Neuigkeit erfährt.“

Das griechische Himation war nicht so umfänglich und faltenreich wie die römische Toga. Ein noch knapperer Umwurf aber war der spartanische Tribon. Er wird besonders als kürzer bezeichnet und bestand auch aus gröberer Wolle. Auch in Athen erschienen in dieser Tracht die Nachäffer lakonischer Sitte; doch bürgerte sich auch bald der Tribon als passend für die ärmeren Klassen ein und gerade deshalb wählten ihn auch die Anhänger der cynischen und stoischen Schule als stehendes Abzeichen. Von Antisthenes, dem Stifter der ersteren, berichtet Diogenes von Laërte, er habe zuerst den Tribon verdoppelt, um den Chiton entbehren zu können. An ein Zusammen- und Uebereinanderschlagen des gewöhnlichen Tuches kann man hierbei schon deshalb nicht denken, weil es dann nicht hingereicht haben würde, die Blöße zu decken; er nahm also wol das Zeug doppelt übereinander und damit stimmt es, wenn Horaz den Cyniker einen Mann nennt „den ausdauernde Beharrlichkeit umhüllt mit doppelten Lumpen“. In Kriegszeiten improvisirte man leicht aus dem unbequemen Himation einen passenderen Umwurf, indem man es zusammenschlug und mit einer Spange auf der rechten Schulter befestigte, was bereits die Homerischen Helden thuen. So bekam dann das Oberkleid einige Aehnlichkeit mit der in Illyrien, Thessalien und Makedonien üblichen, in Athen von den aus dem Knabenalter tretenden Epheben getragenen Chlamys, einem Reiter-, Kriegs- und Reisemantel, der ebenfalls aus einem viereckigen Tuche mit verlängerten Zipfeln bestand, welches über der rechten Schulter genestelt wurde.

Arme Leute trugen Winter und Sommer dieselbe Kleidung. Die Wohlhabenderen dagegen wechselten der Jahreszeit gemäß mit dem Stoffe und stärkere, dickwollige Winterkleider stehen dem feineren, dünneren Chiton und Himation des Sommers gegenüber. Warme Gewänder waren die schon von Homer genannte Chläna und die zottige medische Kaunake, von der es in den „Wespen“ des Aristophanes heißt:

„Sieh, dies Gewand
Hat einen Centner Wolle leicht hineingeschluckt!"

worauf Philokleon, der sie anziehen soll, ausruft:

„Wie hitzig pustet das vertrakte Ding mich an!"

Das feinere Himation, die aus milesischer Wolle gefertigte Chlanis, war zugleich das Feiertagskleid. Hirten und Landleute trugen auch Kleider aus Fellen, mit Kapuzen versehen.

Was die Farbe der Männertracht betrifft, so werden die Handarbeiter wol gewöhnlich ebensowenig weiße Chitonen als Himatien von dieser Farbe getragen haben. Ihr Leibrock war entweder aus naturbraunem Wollenstoff oder grau gefärbt. Aber selbst an einem stutzerhaften Philosophen nennt der Dichter Antiphanes bei Athenäos neben der weißen Chlanis einen schönen „dunkeln Chiton". Uebrigens läßt sich nicht darüber zweifeln, daß die allgemeine Farbe des Chitons sowol als des Himations die weiße gewesen ist; das dunkle Himation war sogar, als Zeichen der Trauer, an Festtagen verpönt und im Gespräche „Nigrinos" erzählt Lukian, daß einmal an den Panathenäen ein armer Bürger vom Herold aufgegriffen und vor den Richter geführt worden wäre, weil er gegen das Gesetz den Spielen im schwarzen Himation zuschaute, daß aber das Publikum Fürbitte für ihn eingelegt habe, weil er kein anderes Obergewand besaß. Das weiße Himation schließt jedoch andere Farben nicht aus. So endigen die „Ritter" des Aristophanes mit den an den Wursthändler gerichteten Worten des Demos:

„Zum Lohne dafür lad' ich in's Prytanenhaus
Dich auf den Sitz, wo jener Unhold saß vordem.
Nimm dieses grüne Festgewand und folge mir!"

In ähnlicher Weise beschenkten die Athener, wie Diogenes aus Laërte erzählt, den jungen Kleanthes mit einem safranfarbigen Chiton, als sie gesehen hatten, daß er als Anführer der Epheben bei einem Feste ohne Chiton gewesen war.

Von dem Komiker Anaxandrides berichtet Athenäos, von dem Philosophen Empedokles, den Sophisten Hippias und Gorgias und dem Maler Parrhasios der Sammler Aelian, daß sie purpurrothe Oberkleider führten. Wäre dies nun recht allgemeine Sitte gewesen, so würde es Niemand eingefallen sein, das Andenken an die Kleidung einzelner, wenn auch hervorragender Männer der Nachwelt zu überliefern. Ebenso sind auch die Kleiderfarben auf der Bühne, wo die alten Leute weiß, die Männer dunkelpurpurn, die Jünglinge hellpurpurn, die Parasiten grau u. s. w. auftraten, gar nicht maßgebend, da sie zur Unterscheidung der typischen Charakterfiguren unumgänglich nöthig waren. Eher sprechen für das öftere Vorkommen der bunten Tracht neuerdings aufgefundene Statuen und Vasen, an denen noch

deutlich die Spuren der farbigen Gewänder sich zeigen. Daß jedoch die Neigung der jonischen Griechen zu schimmernden Farben in der Kleidung auch in der späteren Zeit nicht leidenschaftlich in Athen getheilt wurde, bezeugt der „Nigrinos“ Lukian's. Dort wird erzählt, daß das athenische Publikum einst einen reichen Herrn, der nach römisch-großstädtischer Art aufgetreten sei und in jeder Weise die allgemeine Bewunderung auf sich zu ziehen versucht habe, allmählich durch kalten Spott vernünftiger gemacht und gewissermaßen erzogen habe. Gerade von der Kleidung heißt es aber: „Die farbige Tracht und jene Purpurgewänder zogen sie ihm aus, indem sie sich recht witzig über die Buntheit der Farben lustig machten und sagten: „es ist ja schon Frühling“; „woher stammt denn dieser Pfau?“ und dergleichen.“ Endlich bezeugt das Zurücktreten der farbigen Gewänder zugleich mit dem Abkommen des jonischen Chitons Herakleides aus Pontus bei Athenäos mit den Worten: „Sie (die Marathonkämpfer) trugen purpurne Himatien und zogen darunter bunte Chitone.“ Dagegen finden sich auf den Bildwerken oft auch an den Kleidern der Männer angewebte oder aufgenähte Borduren und dunkle Streifen, die als Säume unten herum oder auch vertikal laufen, und auch Stellen bei den Schriftstellern sprechen von farbigen Säumen, wie auch goldenen Borten.

War das Himation schmutzig geworden, so wanderte es in die Werkstätte des Walkers. Theophrast theilt uns in Bezug auf das Verhältniß der Kleiderbesitzer zu diesem Handwerk verschiedene Charakterzüge mit. Der schmutzige Geizhals, sagt er, bleibe zu Hause, wenn er sein Himation in die Wäsche gegeben habe; der Kleinigkeitskrämer eifere dem Walker gegenüber, daß er ja recht viel Walkererde zum Gewande nehme, damit es nicht so schnell wieder schmutzig werde; der Mißtrauische endlich gebe es nicht dem, der die beste Arbeit liefere, sondern welcher einen annehmbaren Bürgen stellen könne. Aus den „Wespen“ des Aristophanes kennen wir sogar den Wäscherlohn; er betrug drei Obolen (40 Pfennige). Es kam wol auch vor, daß der Walker Kleider auslieh, wie z. B. nach Athenäos der Philosoph Telauges deshalb vom Sokratiker Aeschines verspottet ward, weil er für das Himation, welches er trug, dem Walker täglich 7 Pfennige zu entrichten hatte! — Die Verfertigung der Kleider geschah, wie in der heroischen Zeit, so auch nachher, im Hause durch die Hausfrau und deren Mägde. Wie in Rom erhielt das Gewebe dann von dem Walker eine besondere Zurichtung. Natürlich gab es auch nebenbei Weber, die ihre Arbeit dem Kleiderhändler lieferten, welcher wiederum auf dem Kleidermarkte feil hielt. Ein Arbeiterchiton kostete zu Sokrates Zeit 7½ Mark, ein Himation 12—15, eine Chlamys 9 Mark.

Der Grieche beschränkte die Bedeckung des Hauptes auf den Aufenthalt außerhalb der Stadt, auf schlechtes Wetter und manche Handwerke. Bei Lukian läßt der Skythe Anacharsis seinen Hut zu Hause, um nicht als

Ausländer aufzufallen. Der Petasos und die makedonische Kausia waren beide Reisehüte (der erste gehörte zur Ephebentracht) mit breiten, theils runden, theils auf einer Seite bogenförmig ausgeschnittenen Krämpen. Eine halbeiförmige Lederkappe, die nur in Arkadien mit einem gegen die Sonne schützenden Rand versehen war, trugen die Landleute und Feuerarbeiter. Schon Laërtes arbeitete in seinem Garten in einer Kappe von Ziegenfell und mit Handschuhen. Bei den Heloten soll diese Mütze, wie Athenäos sagt, vorgeschriebene Tracht gewesen sein. Aber auch in der Stadt vermißte man sie ungern bei Regenwetter, wie denn Strepsiades in den „Wolken ausruft: „O ich Unseliger, daß ich heute ohne Kappe von Hause wegging!" Mehr konischer Form war die weiche Filzkappe, die besonders im Winter wärmen und Schutz vor Regen verleihen sollte. Von ihr in Verbindung mit dem ledernen Mantel spricht schon Hesiod, indem er den Landleuten den Rath giebt:

> „Auch von den Erstlingsböckchen, sobald nur der zeitige Frost kommt,
> Nähe die Felle zusammen mit Stiersehn', über den Rücken
> Dir es zu werfen zum Schutze des Regens; decke das Haupt auch
> Dir mit gerändetem Hut, daß nicht naß werden die Ohren."

Sollte der zuletzt genannte Zweck erfüllt werden, so mußte natürlich der Hut über die Ohren gezogen werden oder eine Krämpe haben. Außer den Landleuten sehen wir besonders den Schiffern und deshalb auch dem unterweltlichen Fährmann Charon und Odysseus mit seinen Gefährten diese Kopfbedeckung beigelegt. Sonst pflegten nur die Kranken dergleichen Filzhauben als Nachtmützen über die Ohren zu ziehen und von Solon war es bekannt, daß er, um den Glauben an sein erheucheltes Kranksein zu stärken, in diesem Aufzuge plötzlich auf den Markt sprang. Die heute noch von griechischen und italischen Seeleuten getragene, sich mit der Spitze nach vorn umlegende phrygische Mütze war im Alterthum ein Kennzeichen der Asiaten.

Einer Fußbekleidung war der Grieche bloß beim Verlassen der Wohnung benöthigt. Wie im Homerischen Zeitalter pflegte man auch später zu Hause dieselbe abzulegen, was auch im fremden Hause bei längeren Besuchen, besonders bei Mahlzeiten geschah. Die ärmeren Klassen gingen im Sommer auch auf der Straße barfuß, während im Winter selbst die Sklaven von ihren Herren Schuhe erhielten. In Sparta war den jungen Leuten gesetzlich das Schuhwerk verboten und die Abhärtung kam selbst alten Leuten noch so zu statten, daß sie, wie Agesilaos, der Bekleidung der Füße ganz entbehren konnten. Platon wollte in seinem Idealstaate den Handwerkern nur im Winter eine Zugabe zu dem einschulterigen Chiton und den Schutz der Sohlen gestatten. Im gewöhnlichen Leben zu Athen scheint es auch nicht aufgefallen zu sein, wenn selbst wohlhabende Leute nur bei besonderen Gelegenheiten, wo es der Anstand erforderte, in Schuhen gingen. Es thaten dies z. B. Phokion

und der Redner Lykurg. Lukian läßt unter den vier Besuchern des großen ägyptischen Schiffes, das in dem „das Schiff“ betitelten Gespräche beschrieben wird, den Lykinos beim Herabsteigen sich mit beiden Händen an seinen Begleiter festhalten, weil dieser unbeschuht und darum sicherer auf der Leiter war. Sokrates schritt während des Feldzuges in Makedonien mit bloßen Füßen über Eis und Schnee und es versteht sich von selbst, daß die mit strenger Sitte renommirenden Philosophen nach ihm nie etwas zwischen sich und die Mutter Erde kommen ließen.

Die Fußbekleidung zerfiel in bloße Sohlen, wirkliche Schuhe und Stiefel. Unter die Füße gebundene Sohlen sind wol die älteste und häufigste Art gewesen, die Füße zu schützen. Sie wurden an diesen durch Riemen oder Baststreifen befestigt, die auf der Oberfläche der zuweilen aus mehreren Lagen von Leder oder auch Kork bestehenden Sohlen festgenäht waren und von denen der vorderste, zwischen der großen und der zweiten Zehe durchgehend, sich mit zwei oder vier an der Seite befestigten anderen Bändern vereinigte, wobei der Kreuzungspunkt durch eine runde oder herzförmige Schnalle verdeckt zu werden pflegte. Manchmal zogen sich aber auch diese Riemen in künstlich geknüpften und geflochtenen Schlingen über den ganzen Fuß und noch weiter herauf und bildeten eine Art von durchbrochenem Schuh. Neben diesen zum Theil mit recht dicken Sohlen versehenen Sandalen bediente man sich auch des wirklichen, über einen Leisten gearbeiteten, bis zur Fußwurzel heraufreichenden Schuhes. In späterer Zeit waren die gewöhnlichen attischen Männerschuhe vor der eleganteren Form der sogenannten lakonischen zurückgetreten, unter denen wieder die aus Amyklä den Vorrang hatten. Der Redner Isäos erklärt an einer Stelle, wie der gewöhnliche Männerschuh so recht zum ärmlichen Tribon passe. Nachdem in den „Wespen“ Philokleon in die persische Kanauke geschlüpft ist, wird ihm auch zugemuthet, seine Schuhe mit „dem Lederwerk feindseliger Männer“ zu vertauschen. Bdelykleon sagt:

> „Nun weiter, wirf auch die verwünschten Schuhe ab
> Und spute Dich, anzuziehen hier die lakonischen!“

und ruft dem Zaudernden noch einmal zu:

> Zieh endlich an die Schuhe, schnell! Dann tritt einher
> Nach Art der Reichen, schwänzle fein und ziere Dich.“

Zwischen dem Schuh und der Sandale in der Mitte stand wahrscheinlich die zweifelhafte Krepis (crepida), welche erst in späterer Zeit, wie es scheint, in Aufnahme kam und starke Sohlen und Nägel hatte, also wol ursprünglich ein Soldatenschuh war. Sie diente den Römern neben dem Pallium als Hauptmerkmal griechischer Tracht und Livius sagt z. B., daß es dem älteren

Scipio Afrikanus während seines sicilischen Prokonsulats von seinen Neidern vorgeworfen wurde, er habe die römische Tracht abgelegt und spaziere im Pallium und in den crepidae im Gymnasium herum. Wären letztere Schuhe gewesen, so hätte nicht ihr Gebrauch an Festtagen Römern zum Vorwurf gemacht werden können, wie Gellius erzählt. Daß sie aber auch keine bloßen Sandalen waren, ergiebt sich aus ihrer mehrfachen Nennung neben denselben. So behauptet Athenäos, dem Musiker Aristokles folgend, der Sänger lustiger Lieder habe vormals Sandalen getragen, während er jetzt in Krepiden auftrete. Derselbe erzählt auch, daß Hagnon, ein geckenhafter Offizier Alexander's, sich die Krepiden und Sandalen mit goldenen Nägeln beschlagen ließ. Es war eben ein Halbschuh, gebildet durch niedriges, hinten und zu beiden Seiten auf die Sohle gesetztes Oberleder, das aber immer noch das Schnüren durch Riemen nöthig machte und den Spann nebst den Zehen frei ließ. Damit stimmt vollständig, wenn man in Griechenland ein Backwerk mit hohem Rand, dessen Inneres mit weichem Füllsel versehen wurde, Krepis nannte. Leichter und eleganter, als diese Sorte der Halbschuhe, war die Blaute, die man besonders dann anlegte, wenn man zu einer Mahlzeit geladen war. Platon hebt es als etwas Besonderes hervor, daß selbst Sokrates, als er zum Gastmahle des Agathon ging, sich dieser Sitte nicht entzog. Der Krepis ähnlich war die Karbatine, ein Halbschuh aus einem Stücke ungegerbten Leders, das rings herum etwas heraufgebogen und dann durch Riemen über dem Fuße befestigt wurde. Dergleichen Schuhe trugen die Bauern und Xenophon's Soldaten fertigten sie sich, nachdem die alte Fußbekleidung abgerissen war. Das griechische und italische Landvolk bedient sich dieser Schuhe noch heute. Unter den Stiefeln nennen wir die Endromis, die bis zur Wade reichte und vorn herauf zugeschnürt wurde, aber die Zehen frei ließ, und den Jagdkothurn, der unserer Sitte gemäß ganz geschlossen war.

Schon Hesiod giebt dem Landmanne den Rath, für den Winter eine Filzeinlage zu den Schuhen zu fügen:

„Dann an die Füß' auch Sohlen des kräftig erschlagenen Stieres,
Taugliche, binde Dir an, mit Filze gefüttert im Innern."

Etwas mit unseren Strümpfen Vergleichbares kannte man in der guten Zeit nicht; denn wenn das athenische Heer vor Potidäa bei strenger Kälte die Füße in Filzsocken und Schaffelle steckte, so geschah dies in einem Ausnahmefalle. Dagegen scheint es in der späteren Zeit wol vorgekommen zu sein, daß Weichlinge dergleichen Socken anzogen, wie denn der bekannte Demetrios Poliorketes purpurne, mit Gold gestickte Filzschuhe trug. Man gab viel darauf, daß der Schuh knapp am Fuße saß, und zu große Schuhe rechnet Theophrast unter die Kennzeichen des Ungesitteten. Derselbe bezeichnet

auch das Beschlagen der Schuhe mit Nägeln, sowie das Flicken- und Besohlenlassen derselben als bäurischen Brauch. Die Farbe der Schuhe war für gewöhnlich schwarz und das Reinigen und Wichsen besorgte man nicht mit der Bürste sondern mit dem Schwamme.

„Ja, Theoros — und das ist wahrlich ein Mann, der nichts dem Euphemios nachgiebt —
Ist gleich mit dem Schwamm' und der Schüssel zur Hand und wichst mir die staubigen Schuhe."

sagt Philokleon in den „Wespen" und nach Athenäos machte sich der durch seinen Witz bekannte Kitharaspieler Stratonikos den Spaß, daß er einem Bekannten auf der Straße kondolirte, als befände sich derselbe in schlechten Umständen, und auf dessen erstauntes Warum? die Erklärung gab: „Deine Schuhe würden nicht so blank geputzt sein, wenn Du es nicht eigenhändig besorgt hättest!"

Die Preise der Schuhe waren natürlich nach der größeren oder geringeren Eleganz verschieden. Im „Plutos" des Aristophanes verlangt ein Jüngling von seiner alten Liebhaberin 8 Drachmen oder 6 Mark zu einem Paar Schuhe. Aus dem ganzen Zusammenhang erhellt aber, daß alle seine Forderungen unverschämt sind, und Lukian nennt als gewöhnlichen Preis der Weiberschuhe nur zwei Drachmen.

Schon weil man das Haupt unbedeckt zu tragen pflegte, wendete man dem Haupthaare und dem Barte große Sorgfalt zu. Volles Haar galt als Hauptschmuck des Mannes und Homer nennt deshalb bereits die Achäer „die Hauptumlockten" und verfehlt nicht, seinem Muster der Häßlichkeit, Thersites, „spärlichen Flaum" beizulegen. Die Lakedämonier nebst den Thuriern, Meliern und Tarentinern, behielten auch später die lange Haartracht bei. Nur die Knaben trugen in Sparta das Haar kurz verschnitten. Nach den Worten Xenophon's in der Schrift über den lakedämonischen Staat: „Lykurg gestattete aber auch den das Ephebenalter zurückgelegt Habenden, das Haar lang wachsen zu lassen," scheint es allerdings, als ob Lykurg nur die Erlaubniß dazu gegeben habe. Dem widerspricht aber Plutarch in seinem „Lysander", indem er die Sache als Anordnung Lykurg's hinstellt und sogar behauptet, derselbe habe das lange Haar für nöthig erachtet, weil es schöne Männer noch mehr hervorhebe, häßliche aber noch furchtbarer mache. Herodot's Ansicht dagegen, daß die spartanische Sitte von dem Siege bei Thyrea, also aus dem Jahre 550 v. Chr. herrühre, wird mit Recht von Plutarch ebenso als Irrthum verworfen, wie die Sage, daß die Ankunft der 658 aus Korinth vertriebenen Bacchiaden den ersten Anstoß zum Wachsenlassen des Haares gegeben habe. Daß dies während der ganzen Zeit, wo Sparta unabhängig dastand, spartanische Sitte geblieben sei, beweisen die klarsten Zeugnisse. „Sogleich vom Ephebenalter an," schreibt Plutarch in Lykurg's Leben, „ließen sie das Haar wachsen und pflegten es besonders im Kriege, damit es

glänzend erscheine und gescheitelt.“ Bekanntlich sahen ja auch die Späher des Xerxes die Leute des Leonidas ihr Haar strählen. Nach Timäos spotteten die Sicilier während des peloponnesischen Krieges über den Syrakus zu Hülfe gekommenen Gylippos wegen seines Tribon, seines Stockes und der langen Mähne. Noch Aristoteles lobt das wallende Haar der Spartaner als Zeichen der Freiheit; „denn es ist,“ fügt er hinzu, „für einen, der langes Haar trägt, nicht leicht, eine Miethlingsarbeit zu thun.“ Dagegen war bis zur römischen Kaiserzeit die alte lakonische Sitte gerade in ihr Gegentheil umgeschlagen, indem nun recht kurz geschorenes Haar für das Kennzeichen eines Spartaners galt. Lukian giebt unter den Merkmalen eines mannähnlichen Weibes mit an, daß sie „nach lakonischer Art“ kurz geschoren sei. Plutarch selbst vergißt die alte spartanische Zeit in seinem „Alkibiades“ so weit, daß er die Sitte der seinigen auf jene überträgt. Seine Worte lauten nämlich so: „Alkibiades bezauberte durch seine Nachahmung der lakonischen Lebensweise die Menge so, daß sie, ihn kurz verschnittenes Haar tragen und kalt baden und schwarze Suppe und Grützbrei essen sehend, daran zweifelten, ob dieser Mann jemals einen Koch in seinem Hause gehabt oder einen Salbenbereiter angesehen oder eine milesische Chlanis berührt hätte.“ Daß dieser Widerspruch Plutarch's auf momentanem Irrthum beruht, beweisen nicht nur die anderen aus ihm angeführten Stellen, sondern auch der Anfang des „Lysander“, wo er von einem Standbilde im Schatzhause der Akanthier zu Delphi sagt: „Es ist ein Portrait des Lysander, der nach der alten Sitte recht langes Haar trägt.“ Auch Philostratos schreibt im Leben des Apollonios: „Die Brahmanen lassen das Haar geflissentlich lang wachsen wie vor Alters die Lakedämonier.“ Ob aber bereits zur Zeit des achäischen Bundes die Spartaner ihr langes Haar abgelegt hatten, wie man aus einer Stelle des Pausanias schließen will, läßt sich nicht entscheiden, da dort nur von einem bestimmten Haarschnitte oder einer bestimmten Art, das Haar zu tragen, die Rede ist. In Plutarch's Zeit war auch sonst das kurze Haar ein Zeichen athletischer Abhärtung und philosophischer Strenge.

In Athen fiel der Haarschmuck beim Eintritt in das Ephebenalter nach einer dem Herakles dargebrachten Weinspende einem der einheimischen Flußgötter als Opfer. Manche Leute voll kleinlicher Ruhmsucht reisten aber sogar mit ihren Söhnen nach Delphi, um nach dem Vorgange des Theseus das jugendliche Haar Apollon zu weihen. Die Männer trugen, so lange der jonische Chiton herrschte, wie schon erwähnt, den langen Haarschopf über der Stirn aufgebunden und mit goldenen Cikaden festgehalten. Später ließ man von der Ephebenzeit an das Haar nur bis zu einer mäßigen Länge wachsen, die von der Mode und dem eigenen Geschmack abhängig blieb. Noch sind einige Namen von Haartouren vorhanden, wie „der Garten“, „der Nachen“, „der

Kreis“ u. s. w. Die Ueberschreitung der rechten Mitte verfiel auch in Bezug auf die Frisur dem Tadel. Das zu kurze Haar hält Theophrast für ein Zeichen der Knauserei, das zu häufige Beschneiden und Ordnen verrieth, wie bei uns, den Gecken. Von dem peloponnesischen Kriege an ahmten die Stutzer in Athen die spartanische Haartracht nach. Deshalb sagt der Herold in den „Vögeln“ des Aristophanes zu Peisthetäros, dem Gründer von Wolkenkukuksheim:

„Denn ehe Du gegründet diese neue Stadt,
Lakonisirten Alle, trugen langes Haar.“

In den „Wolken“ klagt Strepsiades über sein Söhnchen:

„Nein, schlafen kann ich Armer nicht, so beißt es mich
Das Zahlen, Rossefüttern und die Schuldenlast
Um dieses Jungen willen. Er, in langem Haar,
Er reitet, jagt mit seinem Zweigespann einher.“

Dieser lange Haarschnitt wurde natürlich, als ein Zeichen von Ueppigkeit, an Sklaven nicht geduldet und Peisthetäros sagt vorwurfsvoll zu dem Poeten, der sich einen Diener der Musen genannt hatte:

„Du bist ein Sklav' und dennoch trägst du langes Haar?“

Uebrigens vergriff sich der vornehme Grieche nicht an seinen Haaren oder an den Nägeln, die der Anstand gebot, nie lang wachsen zu lassen, sondern er ging zu diesem Zwecke zu dem Friseur. Die Barbierstuben waren bei dem Verruf, in welchem die Restaurationen standen, überhaupt die anständigsten und besuchtesten Unterhaltungsörter. Hier wurde politisirt und geklatscht; hier besprach man Wettkämpfe, Jagden, Hetären und alle Neuigkeiten der Stadt. In einer Barbierstube erzählte ein eben vom Schiff gestiegener Fremder zuerst von dem Untergang der sicilischen Expedition. Im „Plutos“ ruft Blepsidemos aus:

„Woher, wodurch
Ward Chremylos so plötzlich reich? Ich glaub' es nicht.
Und doch, Herakles weiß es, war der Redens viel
In allen Baderstuben nur von Chremylos,
Wie der so plötzlich wunderreich geworden ist.“

Die künstlerische Ausstattung dieser Oerter, die Theophrast „weinlose Symposien“ genannt hat, glich bis auf das feine Leinwandtuch, in welches die Kunden gehüllt wurden, den modernen Einrichtungen. Der damalige zwanglose Verkehr des Publikums in denselben springt recht in die Augen, wenn man in dem Buche Lukian's „gegen den Ungebildeten“ liest, daß manchmal die ungeschickteren Friseure sich durch die besten Instrumente und die größten Spiegel hervorthaten und daß dann die Leute sich in den unscheinbaren

Offizinen gewandterer Kollegen scheeren ließen, dorthin aber bloß gingen, um sich vor den schöneren Spiegeln das Haar zu ordnen! Bemerkenswerth ist es, daß Griechen und Römer den Stutzer auch dadurch bezeichneten, daß sie sagten, er wühle nur mit einem Finger im Haar!

Der Friseur besorgte zugleich die Pflege des Bartes, den man in allen seinen Theilen frei wachsen und, wie das Haar, von Zeit zu Zeit verschneiden oder stutzen ließ. In Sparta scheint man recht große Schnauzbärte getragen zu haben. Wenigstens spricht der Chor der Greise in der „Lysistrata" des Aristophanes:

„Da kommen sie, seht, von Sparta heran mit zottigem Bart, die Gesandten."

Auch in einem Stücke des Antiphanes bei Athenäos findet sich eine hierher gehörige Andeutung, indem der Rath ertheilt wird, wenn man in Sparta sei, die schwarze Suppe zu kosten und „die Schnurrbärte nicht zu verachten". Wenn dagegen Plutarch dem Aristoteles nacherzählt, die spartanischen Ephoren hätten bei Beginn ihres Amtsjahres den Befehl ergehen lassen, den Schnurrbart zu scheeren, so mag dies wol zuweilen vorgekommen sein, „um die Jünglinge in den geringfügigsten Dingen an das Gehorchen zu gewöhnen," wie Plutarch sagt; allein gerade daraus, daß die Gehorsamprobe diesen Theil des Bartes traf, dürfte man schließen können, er habe in Sparta für eine Hauptzierde des Mannes gegolten.

Das Rasiren des Bartes kam schon zu Ende des fünften Jahrhunderts bei einzelnen Weichlingen vor. Aristophanes läßt ja in der „Thesmophorienfeier" den Mnesilochos mit Agathon's Rasirmesser von Euripides barbiert werden. Zur Sitte wurde das glatte Kinn zuerst am makedonischen Hofe unter Philipp und Alexander; später soll sie als militärische Vorsichtsmaßregel auch beim Heere eingeführt worden sein. Nachahmer fanden sich bald überall; aber die Ansicht, daß das Verbannen des Bartes etwas Unnatürliches und der Würde des Mannes Eintrag Thuendes sei, bereitete der schnell um sich greifenden Mode Widerstand und wenn man bei uns den Bartwuchs früher polizeilicher Maßregelung unterwarf, so experimentirte man umgekehrt damals mit Gesetzen gegen das Rasiren! Ungefähr hundert Jahre nach Alexander schrieb der Philosoph Chrysippos: „Auf Rhodos gibt es ein Gesetz, daß man sich nicht rasiren soll; aber es findet sich Niemand, der sich darauf beruft, weil sich Alle rasiren lassen. Und in Byzanz bedroht eine gesetzliche Strafe jeden Barbier, der ein Scheermesser führt; aber Alle bedienen sich desselben!" Desto auffallender stach später der „weise" Bart der stoischen und cynischen Bettelphilosophen von der gewöhnlichen Sitte ab. Antike Rasirmesser hat man neuerdings in Attika, Böotien und auf den griechischen Inseln, so wie in Italien gefunden; es sind halbmondförmige Bronceinstrumente.

Den Schnurrbart allein trugen nur die Barbaren. Das Salben mit Oel sah man als sehr zuträglich für die Haare an; ja, Trockenheit derselben galt für ein Merkmal der Unreinlichkeit.

Die liebe Eitelkeit brachte auch in Hellas nicht bloß das schöne Geschlecht, sondern auch die Männer auf den Einfall, das Grauwerden des Haares zu verbergen oder eine beliebtere Farbe an die Stelle der natürlichen zu setzen. Aelian erzählt uns: „Nach Lakedämon kam einst ein Gesandter von Keos, der schon bejahrt, übrigens ein eitler Mensch war, sich seines Alters schämte und deswegen das Grau seiner Haare durch Färben zu verdecken suchte. Mit einem solchen Kopfputze trat er nun vor den Lakedämoniern öffentlich auf und setzte den Zweck seiner Sendung auseinander. Da erhob sich der König Archidamos und sprach: „Was kann wol ein Mann Vernünftiges vorbringen, der den Trug nicht bloß im Herzen, sondern auch auf dem Kopfe mit sich herumträgt?" Einen ähnlichen Schluß machte auch der König Philipp einem neu bestellten Richter gegenüber. Die bevorzugte Farbe war, wie später bei den römischen Damen, die hochblonde, die schon Vater Homer dem Achilleus und Menelaos beilegt, und man kannte bereits eine Beize, die den Haaren diesen Anstrich verlieh. Gegen Ende des vierten Jahrhunderts v. Chr. färbte sich z. B. Demetrios von Phaleron und von dem Komiker Menander, seinem Zeitgenossen, lautet noch ein Fragment: „Eine verständige Frau darf nie ihre Haare blond färben." Wie lange endlich die Behauptung des weisen Hippokrates sich als richtig erwiesen habe, daß das weibliche Geschlecht niemals das Haar verliere, wissen wir leider nicht. Die Griechinnen zu Aristophanes' Zeit sind bereits mit dem Gebrauch der Perücke bekannt.

Das Tragen des Stockes beim Ausgange, schon in älterer Periode bei Wanderern und Greisen gewöhnlich, scheint zu allen Zeiten in Athen üblich gewesen zu sein. Lysias läßt den schelmischen Krüppel seinem Ankläger vorwerfen, warum er es denn nicht als ein Zeichen von Hochmuth denunzirt habe, daß er zwei Stöcke (Krücken) gebrauche, während die Anderen bloß einen führten! In der „Frauenherrschaft" gibt Praxagora den verkleideten Gefährtinnen den Rath:

„Schreitet denn, auf Euren Stock
Die Hand stützend, weiter und stimmet an ein Lied
In alter Zeiten Weise, grad, als kämet Ihr herein vom Lande."

und ermuntert eine derselben zum Auftreten in der Versammlung mit den Worten:

„Auf, stelle Deine Worte recht mannhaft und schön,
In fester Haltung, wohl gestützt auf Deinen Stab."

Auch Sokrates trug einen Stock, wie aus der Erzählung von seiner ersten Begegnung mit Xenophon hervorgeht, dem er mit dem Stocke den Weg sperrte.

Noch viel häufiger als in Attika war der Gebrauch des Stockes in Sparta. Dort führten ihn alle Männer und bedienten sich seiner auch gelegentlich zur Züchtigung der Heloten oder der Jungen ihres eigenen Standes. Als daher die Nachäffer der lakonischen Mode in Athen den Tribon annahmen, gewöhnten sie sich auch an den spartanischen Knittel mit gekrümmtem Griffe, welchen sich die echten Lions nach Theophrast's Zeugniß direkt aus Sparta verschrieben! Daher scheint es denn später gekommen zu sein, daß die feine attische Sitte den Stock wieder bei Seite ließ. Als Zeichen von Uebermuth wirft Pantänetos bei Demosthenes dem Geldverleiher Nikobulos vor, daß er schnell auf der Straße gehe, mit lauter Stimme spreche und — einen Stock führe!

Goldenen Schmuck zu tragen begründete für einen Mann den Vorwurf hoher Verzärtelung. Besonders sah man Ohrringe und das Durchbohren der Ohren überhaupt für entehrenden barbarischen Gebrauch an und ein Hauptmann in der Armee des jüngeren Kyros wurde daran als Nichthellene erkannt und degradirt. Dagegen diente der Ring dem freien Manne nicht bloß als Schmuck, sondern noch mehr als Träger des Petschafts, womit er Urkunden ausstellte und seine Habe versiegelte. Der Homerischen Menschheit noch unbekannt, wanderte dieser Brauch von Osten ein. Doch geschah es schon vor Solon, von dem das Verbot herrühren soll, daß der Graveur nach Verkauf des Siegelrings den Stempel aufheben sollte. Der gemeine Mann begnügte sich wohl mit einem eisernen Ringe, während sonst kunstvoll geschnittene Steine in goldener Fassung und rein goldene üblich waren. Bei steigendem Luxus suchte man auch mit der Zahl und dem Werthe der Ringe zu prunken. Demosthenes und Aristoteles waren in diesem Stücke nicht frei von Eitelkeit. Besonders gern aber trugen diesen Schmuck die ausübenden Künstler auf der Kithara und Flöte zur Schau. Der eigentliche Ringfinger war der vierte der linken Hand, nach Gellius, weil man glaubte, daß derselbe durch einen Nerv in direktem Verkehr mit dem Herzen stehe!

Der attische Stutzer duftete nach wohlriechenden Salben, trug Blumensträuße oder Früchte in der Hand, und drehte und wiegte in affektirter Weise den Körper, wie es in den „Wespen" heißt:

„Mit spreizendem Gang, mit so lock'rer Geberd' und das Körperchen wippend und drehend,"

während das dem Manne Wohlanständige immer nur in dem Ruhigen, Maßvollen, Harmonischen der Bewegung bestand.

Die unendliche Menge und Mannigfaltigkeit des weiblichen Anzugs und Putzes läßt kein systematisches Eingehen in alles Spezielle zu, zumal die vorhandenen bildlichen Darstellungen nicht immer mit dem Sprachgebrauche der Schriftsteller übereinstimmen. Abgesehen von der Kürze des späteren dorischen

Weiberchitons scheint zwischen ihm und dem Peplos der Homerischen Zeit kein Unterschied obgewaltet zu haben. Denn wenn Homer zu dem vom Freier Antinoos der Penelope verehrten Gewand zwölf goldene Nestelnadeln gehören läßt, so können dieselben keinen andern Zweck gehabt haben, als das den Umwurf bildende Zeug, das auf der einen Seite und an der Taille eine kurze Naht hatte, oben über den Schultern und an der offenen Seite herab zusammenzustecken. Damit stimmt die Beschreibung des Scholiasten Eusthatios und die oben berührte Erzählung Herodot's über den Wechsel der Tracht; aber auch Aelian berichtet über die Weiber der alten Zeit: „Um die Schultern bis zu den Händen herab nähten sie den Chiton nicht zusammen, sondern hielten ihn durch fortlaufende goldene und silberne Spangen zusammen." Die spartanischen Mädchen trugen ihren Chiton selbst unterhalb des Gürtels ungenestelt und konnten deshalb mit Recht „hüftenbloße" genannt werden.

Als nun in Athen der lange jonische Chiton aus Leinen oder Byssos (nach Pollux ein Gewebe aus leinener Kette und baumwollenem Einschlag) aufkam, ward zwar dessen unterer Theil stets geschlossen; der die Brust bedeckende bestand aber von vornherein immer noch aus zwei Flügeln, die, wie beim Männerchiton über den Schultern zusammengeheftet wurden und ärmellos waren. Nun wurde zu diesem Gewande das Zeug in einer Länge genommen, welche die Körperhöhe weit überragte, und man zog dann erstens den nachschleppenden unteren Rock unter dem die Hüften umschließenden Gürtel soweit herauf, daß er bloß bis auf die Füße hinabwallte und über den Gürtel ein gefältelter Bausch hinabhing (Homer nennt deshalb auch die Asiatinnen „hochbauschige") und schlug zweitens die beiden, gewöhnlich noch das Doppelte der nöthigen Höhe messenden Obertheile, bevor man sie über den Schultern nestelte, nach hinten und nach vorn noch einmal um, so daß der Ueberschuß bis über den Gürtel hinabflatterte. Wie bei den Männern, und wol noch eher als bei diesen, kamen Aermel zum Chiton hinzu, die anfangs auch durch Agraffen den Arm noch durchblicken ließen. Als endlich der Weiberchiton ein wirklicher Anzug mit genähten, weiten Aermeln ward, scheint sich auch jener Ueberschlag (die Schönen nannten ihn „Doppelchen" oder „Halbdoppelchen"!) zu einem selbstständigen, mantillenartigen, aber immer dem ursprünglichen Bestandtheile des Chitons ähnlichen Umwurf ausgebildet zu haben. Unter dem langen Chiton, der auch ungegürtet getragen wurde, führten die Athenerinnen später allgemein einen leichten, kurzen, hemdartigen zweiten Chiton. Hierzu nahmen die Vornehmeren den durchsichtigen Musselin der Insel Amorgos und die Aristophanische Lysistrata sagt in Bezug darauf:

„Dann säßen wir zu Hause, reizend aufgeschmückt
Und gingen halbnackt im amorgischen Florgewand."

In Platon's Briefen erhalten die Töchter des Kebes zum Geschenk:

„drei siebenellige Unterkleider, nicht von dem kostbaren amorgischen Zeug, sondern von sicilischer Leinwand.“

Zu den beiden Chitonen der Weiber kommt, wie bei den Männern, für den Ausgang aus dem Hause noch eine Umhüllung hinzu, die ursprünglich und wol auch im Allgemeinen später dem männlichen Himation so ähnlich war, daß die Frau selbst das des Mannes benutzen konnte. So ging z. B. die Frau Phokion's in dem Himation ihres Mannes aus und von Xanthippe erzählt ein Schriftsteller, daß sie sich weigerte, das Obergewand des Sokrates an einem Festtage zu tragen, während ein anderer wieder sagt, dieser habe einst aus Absicht oder Versehen sich in das ihrige gewickelt! Das Himation des weiblichen Geschlechts veränderte sich durch den Einfluß der Mode und verkleinerte sich selbst bis zu shawlartigen Umschlagetüchern. Das zu Aristophanes' Zeit vorzüglich beliebte „Safrangewand“ dagegen war ein Chiton, da es der in der „Thesmophorienfeier“ sich verkleidende Mnesilochos erst anzieht und gürtet und dann erst nach einem Umwurfe verlangt und da die Frauen in demselben zu Hause verkehrten, wie z. B. Kalonike in der „Lysistrata“ sagt:

„Wir sitzen da, mit Blumen hübsch
Geputzt, in safrangelbem Kleid und wohlgeschminkt,
Im Schleppgewande ohne Gurt und Modeschuh'n!“

Ueberhaupt wurden später buntfarbige, gestreifte, mit Palmetten und Sternchen gestickte, buntgesäumte Kleider von den Frauen getragen. Doch haben allzu grelle und auffallende Farben zu jeder Zeit den Geschmack des auf Prunk erpichten Reichthums und noch mehr der auf Eroberungen ausgehenden Hetären charakterisirt und als die sittsamste Farbe galt immer die weiße, weshalb auch die Jungfrauen in der Komödie dieselbe als Abzeichen führten. Ja, in den dorischen Staaten beschränkte das Gesetz die bunte Tracht auf die Grisetten. Klemens von Alexandria nennt für die Spartanerinnen „bunte Kleider und Goldschmuck“ verboten; in Syrakus waren nach Athenäos außerdem verpönt „Kleider mit Purpursäumen“. Diese Bestimmung soll auch die Gesetzgebung des Lokrers Zaleukos enthalten haben.

Außer den schon genannten Kleiderstoffen nennen wir noch den Seidenflor aus Kos, welcher Gewänder lieferte, die wegen ihrer indiskreten Durchsichtigkeit berüchtigt waren und von den Künstlern oft benutzt wurden, um die Körperformen trotz der Umhüllung durchschimmern zu lassen. Sonst kamen seidene Zeuge theils fertig aus Asien, theils wurden sie erst aus den Cocons gewebt. Doch wird die reine Seide wegen ihres dem Golde gleichen Werthes selten und erst spät in Anwendung gekommen sein. Gebräuchlicher waren wohl die halbseidenen Stoffe mit baumwollener, leinener oder wollener Kette.

Mehr zu den Geheimnissen der weiblichen Toilette gehörte schon die

Brustbinde, welche bei Griechinnen und Römerinnen die Dienste der heutigen Corsets leistete.

Was die Haartracht betrifft, so kann man wenigstens für die ältere Zeit annehmen, daß die Frauen ihr Haupthaar zu bedecken pflegten, während es die Jungfrauen frei und in Zöpfe geflochten trugen. So erschienen die attischen Jungfrauen als Kanephoren am Erechtheion. In der Beschreibung, die Pausanias von den Gemälden Polygnot's in der Gemeindehalle zu Delphi giebt, heißt es unter Anderem: „Andromache und Medesikaste (eine an Imbrios verheirathete Tochter des Priamos) sind mit Schleiertüchern bedeckt; Polyxene aber trägt die Haare nach der Sitte der Jungfrauen in Flechten.“ Später sieht man das Haar selten geflochten, sondern meist entweder gescheitelt oder gerollt und hinten über den Rücken hinabfallend oder noch öfter nur an den Schläfen herab gescheitelt und hinter diesem schmalen Haarrahmen zurückgekämmt und kurz hinter dem Scheitel so zusammengebunden, daß es in einem lockigen Büschel gerade vom Kopfe absteht oder in einem künstlich geschlungenen Knoten sich anlegt. Ein einfaches Band hielt dann die Scheitelhaare mit dem Hinterhaar und stützte die Haltung des kunstlosen Schopfes; nie aber steckte man einen Kamm zum Putze auf den Kopf. Anstatt des Bandes und neben demselben trug man auch ein vorn breiteres und nach den Enden hin schmaler zulaufendes, in das Haar gestecktes Diadem von Metall oder vergoldetem Leder. Auch künstliche, durch das Brenneisen erzeugte Locken waren zu Zeiten Mode und durch eine besondere Art von „Schmachtlocken“ kennzeichnete man sogar auf der Bühne die Hetären. Bemerkenswerth ist, daß die Helleninnen wie die Römerinnen eine schmale Stirn für schön hielten und darum das Haar ziemlich tief herabzukämmen pflegten. Die Kopfbedeckung hat nie die Form der Hüte angenommen wenn auch diese für den Zweck der Reise nicht ausgeschlossen blieben. Die Frauen der heroischen Zeit trugen eine Art Schleiertücher, die zu beiden Seiten in breiten Streifen herabhingen, um Augen und Wangen verhüllen zu können. Später bestand die Umhüllung des Haarschmuckes theils in einer Art von Netzhaube, die aus Bändern und Fäden (besonders aus goldgelbem, elischem Byssus) geflochten war, theils und noch häufiger aus einem Tuche, das entweder bloß das Hinterhaupt umschloß und den Scheitelbüschel frei ließ, oder das ganze Haar einfaßte und zum wirklichen Sack wurde. Die Thebanerinnen pflegten später, wie die heutigen Orientalinnen, das Himation über den Kopf zu ziehen, so daß nur die Augen durch zwei besonders dazu eingeschnittene Löcher sichtbar waren. Die Schönen von Chalkedon verschleierten sich nur die eine Hälfte des Gesichts.

Die Fußbekleidung des weiblichen Geschlechtes zerfiel ebenfalls in Sohlen und Hohlschuhe. Von jenen werden besonders die mit verschlungenem Riemengeflecht und häufig mit Korksohlen versehenen Sandalen den Frauen

zugeeignet. Von den Schuhen entsprachen an Beliebtheit zur Zeit des Aristophanes den lakonischen der Männer die persischen der Weiber. Da Aristophanes den Perserschuh auch Kothurn nennt, so sieht man, daß es ein für beide Füße passender Schuh war. Denn man nannte den politischen Achselträger Kothurn, „weil," wie Xenophon sagt, „der Kothurn für beide Füße zu passen scheint, aber seine Augen nach beiden Seiten hin richtet."

Die Verwendung von Gold, Perlen und Edelsteinen zur Zierde der weiblichen Schönheit hatte bereits im Homerischen Zeitalter eine ziemliche Höhe erreicht. Die Nestelung der Gewänder erforderte goldene oder silberne Spangen; dazu kamen aus Gold und Bernstein zusammengesetzte Halsketten, goldene Halsbänder, Ohrgehänge (mit Perlen und Edelsteinen), Armringe. Auch später trug man außer Fingerringen (auch aus Bernstein und Elfenbein): Ohrringe, Halsketten, Armspangen (meist schlangenförmig), ja selbst Ketten und Reife über den Fußknöcheln. Doch kam dieser Goldschmuck besonders den Jungfrauen zu. In den „Vögeln" sagt Peisthetäros von der Nachtigallmaske:

„Und wieviel Gold sie führet, einer Jungfrau gleich!"

und in den „Acharnern" giebt Dikäopolis seiner Tochter die Weisung:

„Nun geh und nimm Dich im Gedränge wohl in Acht,
Daß keiner Dir von Deinem Goldschmuck etwas maust!"

Ebenso stehen sich auch in einem Bruchstück des Dichter Lykophronides bei Athenäos gegenüber die „weitbauschigen Frauen" und die „Goldschmuck tragenden Mädchen". Man kannte aber bereits damals hohle, mit Schwefel ausgegossene Goldwaaren und unächte aus vergoldetem Holze. Der Schmuck Deinomache's, der Mutter des Alkibiades ward von Platon auf 50 Minen (3900 Mark) geschätzt und ebenso hoch taxirt Demosthenes den seiner Mutter, aber mit Einschluß der Trinkpokale.

Zu den weiblichen Bedürfnissen beim Ausgange gehörte endlich wesentlich der oft erwähnte Sonnenschirm. Er war, wie bei uns, vermittelst beweglicher Stäbe zum Aufspannen und Zusammenfalten eingerichtet. Man sieht dies an den auf alten Denkmälern vorkommenden Bildern; auch sagt in den „Rittern" der Wursthändler zum albernen Demos:

„Auf spannten Deine Ohren unablässig sich,
Bei Zeus, und klappten wieder zu, wie ein Sonnenschirm."

Ihn hielten gewöhnlich Sklavinnen; bei festlichen Aufzügen mußten sich aber die Töchter der Metöken oder Schutzgenossen zu diesem Dienste bequemen. Auf dem Lande gebrauchte man auch wol einen oben spitz zulaufenden Hut aus Flechtwerk zum Schutze gegen die Sonne. Auch den Fächer findet man oft

auf Bildwerken in den Händen von Frauen; doch trugen auch ihn die Sklaven und Sklavinnen, um ihn nach Bedarf in Bewegung zu setzen.

Die weibliche Kosmetik ist im alten Hellas zu einer erstaunenswerthen Verfeinerung gediehen und besaß einen ungemein reichen Vorrath an Verschönerungsmittelchen, von denen freilich der größte Theil mit den kleinasiatischen Hetären aus den Harems des Orients eingewandert sein mag. Vorzüglich nothwendig zur Steigerung des Liebreizes hielt man die Unsitte des Schminkens Man nahm nicht bloß rothen Meertang, Mennig, die rothen Wurzeln der Ochsenzunge, Maulbeersaft, Karmin und dergleichen, um die Röthe des Teints zu erhöhen, sondern auch Bleiweiß und Kreide, um die gelbliche Färbung desselben zu korrigiren. Hat man doch Reste von Schminke, bestehend aus rosa gefärbtem Bleiweiß in griechischen Gräbern gefunden! Zu dem Gesichtsanstriche gehörte aber auch noch das Färben der Augenbrauen und das Untermalen der Augen, wozu man schwarze, aus Kienruß oder gepulvertem Antimon bereitete Farbe nahm. Und diese Fälschung setzte man nicht bloß ins Werk, um auf der Straße zu glänzen, wo die Frauen überhaupt sehr auf ihrer Hut sein mußten, sondern auch, um zu Hause dem Manne zu gefallen. Nach dem Redner Lysias schminkte sich das Weib seines Klienten noch am Abend, bevor sie ihren Liebhaber ins Haus ließ. In jenem Sinne aber spricht Lysistrata bei Aristophanes:

„Das eben ist es, hoff' ich, was uns retten soll:
Die Salben, die Safranjäckchen und durchsichtiges
Gewand, die Modeschuhe sammt der Schminke Roth."

Am auffälligsten tritt die Allgemeinheit des Schminkens hervor, wenn man liest, wie Xenophon in seiner Beschreibung des guten Haushalters den Ischomachos seine junge Frau, ein nach damaligen Begriffen wohlerzogenes und ganz unerfahrenes und unverdorbenes Kind Athens, über das Unsinnige dieses Toilettengebrauchs belehren läßt. Er sagt nämlich zu Sokrates: „Als ich sie einst mit vielem Bleiweiß geschminkt sah, damit sie noch weißer zu sein schiene, als sie wirklich war, außerdem aber mit vielem Meertang, damit sie die Natur an Röthe überträfe, als ich ferner sah, daß sie hohe Schuhe trug, um größer auszusehen, als sie gewachsen war, sprach ich zu ihr" u. s. w. Nachdem er nun zuerst sich über den natürlichen Vorzug aller ächten Waaren vor den unächten verbreitet hat, geht er auf sich selbst über und fragt sie, ob sie ihn lieber täglich bemalt vor sich sehen möchte oder nicht, und fügt dann sehr richtig hinzu: „Mit solchen Täuschungen kann man vielleicht Fremde täuschen, ohne entdeckt zu werden; Leute, die zusammenleben, müssen aber immer ertappt werden, wenn sie sich einander zu täuschen versuchen. Denn entweder werden sie früh beim Aufstehen erwischt, ehe sie sich fertig gemacht haben, oder sie werden durch den Schweiß verrathen oder durch Thränen überführt oder durch

ein Bad der Wahrheit gemäß ausgekundschaftet." Die Verlegenheiten, welche das Schminken den Damen bereiten konnte, malt mit noch grelleren Farben ein Fragment aus den „Blumenhändlerinnen" des Eubulos:

„Wir sind bei Gott nicht so mit Bleiweiß übertüncht,
Noch haben wir die Wangen, wie ihr, mit Maulbeersaft
Gemalt! Daher auch, wenn Ihr etwa zur Sommerzeit
Ausgeht, ein Doppelstrom von Schwärze sich ergießt
Von beiden Augen; von den Wangen zieht der Schweiß
In purpurrothen Furchen sich zum Nacken hin,
So daß die Haare, von dem Bleiweiß angefärbt,
Das Angesicht umflattern Greisenlocken gleich."

Das Schminken mochte den Griechinnen um so nothwendiger dünken, als sie durch ihr zurückgezogenes Leben und ihre geringere körperliche Bewegung leicht eine krankhafte Blässe sich zuzogen. Auch Xenophon findet den Grund der Gewohnheit in dem unthätigen Sitzen und läßt Ischomachos seiner Frau den Rath geben, sie möge sich Bewegung machen, die Webstühle besuchen, die Köchin beaufsichtigen, der Schaffnerin an die Hand gehen; eine gute Körperübung sei auch das Kneten des Teiges und das Aufschütteln und Zusammenlegen der Kleider und Decken. Wenn sie sich solche Bewegung bereite, werde sie besseren Appetit bekommen, gesünder sein und in Wahrheit rosiger aussehen.

In einer dem Lukian zugeschriebenen Schrift wird die sich auf den halben Tag ausdehnende Toilette einer Dame mit allen Einzelheiten der kosmetischen Geheimnisse beschrieben. Allein man weiß nicht, ob man es hier noch mit griechischer Mode oder der des kaiserlichen Roms zu thun hat, und außerdem ist das ganze Buch eine Invektive gegen das schöne Geschlecht. Von stärkerer Beweiskraft ist eine von Athenäos gerettete Stelle aus dem zu Alexander's Zeit blühenden Lustspieldichter Alexis, wo dasselbe Thema in folgender Weise variirt wird:

„Ist die eine klein von Wuchse, gleich wird Kork ihr in die Schuh'
Eingefüttert; groß ist jene, dünne Sohlen giebt man ihr,
Und das Köpfchen wird beim Gehen auf die Schulter hingesenkt;
Dies vermindert ihre Länge. Wenn es ihr an Hüften fehlt,
Wird mit Wülsten ausgestopft, und ist ihr Unterleib zu stark,
Helfen, wie Schauspieler tragen, falsche Busen dem Uebel ab.
Hat die Eine feuerrothe Brauen, malt sie Kienruß schwarz,
Ist die Andre schwarz von Farbe, Bleiweiß streicht man dieser auf,
Uebermäßig blaß ist jene; ihr reibt man Zinnober ein."

Freilich ist hier von den Kunstgriffen der Hetären die Rede; allein wenn die kleine unschuldige Frau des Ischomachos sich aufstelzte und bemalte, warum sollen nicht auch andere anständige Frauen von solchen Rezepten der Eitelkeit Gebrauch gemacht haben?

Die Männertracht der Römer war ebenso einfach, wie die der Griechen, und bestand beinahe aus denselben Stücken. Aber auch sie verlangte sorgfältigen Faltenwurf und schöne Drapirung, worin die Italiener bis auf den heutigen Tag Geschmack gezeigt haben.

Dem griechischen Himation entspricht die römische Toga, dem Chiton die Tunika. Wenn die Grammatiker behaupten, die Toga sei in der ältesten Zeit das einzige Kleidungsstück gewesen, so gilt dies bloß für das öffentliche Erscheinen, besonders in der Stadt, für das Auftreten als Bürger. So waren z. B. die Statuen der Könige Romulus und Tatius auf dem Kapitole und die des Kamillus an der Rednerbühne ohne Tunika. Der ältere Kato, der die altrömische Sitte bis ins Kleinlichste kopirte, zeigte sich selbst, als Prätor, in bloßer Toga. Ebenso werden wol nur nach altem Herkommen und nicht, wie Plutarch meint, weil sie kein Geld bei sich tragen durften oder ihre Wunden sehen lassen und ihre Demuth gegen das Volk beweisen wollten, die Bewerber um die republikanischen Ehrenämter in früherer Zeit ohne Tunika ihre Bittgänge angetreten haben. Bildwerke beweisen, daß auch bei den Etruskern, welche dieses Gewand mit den Römern gemein hatten, die Toga auf bloßem Leibe getragen worden ist. Dagegen begnügten sich auch in Rom Handwerker und Sklaven mit dem bequemeren Untergewande und man bezeichnete sogar die ärmere Volksklasse mit dem Ausdrucke: „Das Völkchen in der Tunika.“ Die Kleinstädter der späteren Zeit trugen sich ebenso und Juvenal sagt selbst von dem im Theater an Festtagen versammelten Publikum:

„Gleiche Gewand' allda und unter dem Volk Senatoren
Schaust Du in ähnlicher Tracht; als Hüll' ehrwürdigen Amtes
Gnüget der Tunika Weiß des Städtleins hohen Aedilen.“

Ebenso heißt es bei Martial in einem Gedichte:

„Linus, Dein Leben war gleich stets dem kleinstädtischer Bürger,
Kein wohlfeileres hätt' Einer zu führen vermocht.
Nur an den Iden, vielleicht auch Kalenden, sahst Du die Toga,
Und zehn Sommer hindurch diente die Synthesis Dir.“

Darum ruft endlich auch Plinius einem in Lukanien und Kampanien weilenden Freunde zu: „Wie lange wird Deine Toga Feiertag haben?“

In Rom freilich mußte man sich zu jeder Zeit größeren Zwang in dieser Hinsicht anthun. Denn der römische Bürger war geradezu verpflichtet, sich öffentlich mit der ihn kennzeichnenden Toga sehen zu lassen. Unter den unwürdigen Klienten Cicero's kommt auch ein gewisser Rabirius vor, der bei einem ägyptischen Könige den Hofjuden und Schatzmeister gespielt hatte. Ihm warfen die Ankläger auch vor, daß er in Alexandria die Würde des römischen Namens vergessen und das griechische Pallium getragen habe! Denselben Verstoß gegen die Sitte rügt Cicero selbst an seinen Feinden Antonius und

Verres. Die kilikischen Seeräuber zu Pompejus' Zeit pflegten Jedem, der sich auf sein römisches Bürgerrecht berief, die Toga und das dazu gehörige Schuhwerk anzulegen und, als Angehörigem der großen Nation, ihre Ehrfurcht zu bezeigen — bevor sie ihn ins Meer stießen! In jener unruhigen Periode begann aber bereits die Toga von dem Bequemlichkeitssinne als eine Last bei Seite geschoben zu werden. August ärgerte sich endlich über die um sich greifenden ausländischen Trachten und beauftragte die Aedilen, auf dem Forum und im Cirkus nur der Toga Zutritt zu verstatten. Wahrscheinlich war er es auch, der das Gebot gab oder verschärfte, daß weder ein Fremder noch ein Verbannter das Recht der Toga haben sollte. Der unter Domitian exilirte Senator Valerius Licinianus trat deshalb in Sicilien als Professor der Rhetorik im Pallium auf und, als unter Klaudius die Advokaten in einem Prozeß über angemaßtes Bürgerrecht sich stritten, ob der Angeklagte in der Toga oder im Pallium vor Gericht stehen sollte, entschied der Kaiser lächerlicherweise dahin, jener müßte den Anzug nach der Vertheidigung oder Anklage wechseln! Noch Hadrian gebot den Senatoren und Rittern, stets in der Toga sich zu zeigen. Da jedoch die fremden Moden fest einwurzelten und die nationale Bedeutung der Toga immer mehr in Vergessenheit gerieth, wurde sie eben nur bei Gelegenheiten getragen, wo man sie nicht umgehen konnte, ähnlich unserem leidigen Frack, als Gala- und Respektskleid. Nur in sie gehüllt durften die Klienten am Morgen ihre Gönner besuchen, beim Ausgange sie begleiten. Deutlich spricht sich dies aus in dem Epigramme Martial's:

„Bassus, Du ladest mich ein zu drei Denaren und heißest
Mich in der Toga bei Dir morgen zu sein im Salon.
Stets Dich begleiten sodann und vorangehen soll ich dem Tragstuhl
Und vielleicht noch zu zehn Greisinnen wandern mit Dir.
Schlecht ist freilich und alt und schäbig schon mir die Toga,
Drei Denare jedoch, Bassus, bezahlen sie nicht."

Natürlich konnte man nun auch am kaiserlichen Hofe nicht anders erscheinen. Von dem nachmaligen Kaiser Severus erzählt es der Biograph, als Vorbedeutung, daß er einst aus Versehen ohne Toga zur kaiserlichen Tafel gekommen war und dann ein solches Gewand aus der Garderobe von Markus Antoninus empfing. Dagegen gebot die Etikette auch den Kaisern, sich nur in der Toga sehen zu lassen. Noch von Gallienus sagt Spartian: „In der Chlamys und mit Edelsteinagraffen gab er Audienz in Rom, wo die Regenten sich immer in der Toga die Aufwartung machen ließen." Von Nero, der die Senatoren in einer geblümten Tunika empfing, sagt Dio Kassius geradezu, daß er das Herkommen verletzt habe. M. Antoninus und Alexander Severus waren so gewissenhaft, überhaupt innerhalb der Grenzen Italiens die Toga zu tragen. Endlich behielten die späteren Kaiser bei, was Augustus hinsichtlich des Cirkus

angeordnet hatte: bei öffentlichen Spielen mußten die Zuschauer im nationalen Kostüm erscheinen. Den Zeitgenossen des Kommodus kam es als etwas Außerordentliches vor, daß der Kaiser vor seinem Tode das Publikum zu einem Gladiatorengefecht einlud in der Pänula (s. u.) zu kommen und nicht in der Toga. Bei Regenwetter trug man über der Toga einen Ueberwurf, den man abnahm, sobald das kaiserliche Haus erschien.

Im Laufe der Zeit ging mit der Toga nur die Veränderung vor sich, daß sie von den höheren Ständen weiter und faltenreicher getragen wurde. Dies thaten schon die Stutzer zu Cicero's Zeit; denn zu den Kennzeichen, die er von den Busenfreunden Katilina's angiebt, gehört auch, daß sie „in Segeltücher, nicht in Togen gehüllt" einhergingen. So sagt auch Horaz zu einem gemeinen Glückspilz: „Siehst Du nicht, wenn Du die Heilige Straße durchmissest mit einer zweimal drei Ellen weiten Toga, wie Entrüstung die Augen der Wandelnden nach beiden Seiten abzieht?" Noch Tibull ruft den Elegants seiner Zeit zu:

„Dann bleibt fern, Ihr Alle mit künstlich geschmückten Haaren,
Und, wem üppigen Bauschs wallet die Toga hinab!"

Der bescheidene und dürftige Mann behielt nach wie vor die engere, knappere Form der älteren Zeit bei. Deshalb spricht auch in den Briefen desselben Dichters der vornehme Herr zum Klienten:

„Engere Toga geziemt dem Begleiter! Darum wenn Du klug bist,
Stelle Dich mir nicht gleich!"

Martial zählt unter den Merkmalen der Armuth auch mit auf:

„Und die Toga zu knapp, Tages dieselbe wie Nachts,"

und machte einem geizigen Gönner den Vorwurf:

„Wann im Dezemberfrost erschien die knappeste Toga?"

Sueton lobt den Oktavian, weil er weder zu enge noch zu weite Togen getragen habe.

Diese Unterschiede in der Größe bedingten aber, wenn auch nicht in der Form, doch in der Proportion derselben und in der Weise des Umwurfs eine Verschiedenheit. Die Gestalt des Togatuches war nämlich nicht das Viereck des griechischen Himations, sondern eine Ellipse, die aber der Länge nach, ähnlich den Shawls unserer Damen, von der Seite her, die um den Hals zu liegen kam, bis auf ein gewisses Maß ihrer Breite eingeschlagen wurde. Die ältere Art des Umwurfs entspricht genau dem des griechischen Obergewands. Das eine Ende fiel über die linke Schulter nach vorn; dann war das Gewand hinter dem Rücken weg über die rechte Schulter gezogen, so daß der Arm darin, wie in einer Binde, ruhte. Der ganze übrige Theil der Toga lag am vorderen Theil des Körpers und das zweite Ende hing wieder über die linke Schulter nach

hinten hinab. Die zweite Art der Toga muß sowohl nach Länge als auch Breite viel weiter gedacht werden. Die 6 Ellen bei Horaz gehen jedenfalls auf die letztere und sie betrug also das Doppelte der gewöhnlichen Körperhöhe. Der Einschlag des ovalen Tuches ging nun beinahe bis zum Durchmesser und der links nach vorn geworfene Zipfel hing viel weiter, beinahe bis auf die Füße herab. Wenn man ferner diese Toga über den Rücken hinweggezogen hatte, faßte man sie in der Mitte in einen Faltenbausch zusammen, der beim Zurückwerfen des Endes über die linke Schulter schräg über die Brust wie ein Wehrgehäng sich hinzog und weit genug war, um zur Verbergung von Gegenständen zu dienen. Zuweilen wurde auch der auf den Boden reichende erste Zipfel über der Brust nach vorn in die Höhe gehoben, um ihn über den Faltenbausch noch hinabfallen zu lassen. An den Zipfeln befanden sich (wie auch an denen des Himations) oft Quasten oder Knöpfchen mit eingenähtem Blei, um das Gewand straff niederzuhalten. Viele Männer wendeten außerordentliche Sorgfalt auf die Drapirung der Toga. Ja, nach einer Andeutung Tertullian's ließ man in der späteren Zeit jeden Abend das Gewand in künstliche Falten legen, die man durch dazwischen geschobene dünne Bretchen theilte, während man den Brustbausch die Nacht hindurch von Zangen zusammenhalten ließ! Schon der berühmte Zeitgenosse Cicero's, der Redner Hortensius, pflegte die Fältchen seiner Toga vor dem Spiegel zu ordnen; soll er doch sogar einst einen Kollegen wegen Injurien belangt haben, weil ihm derselbe im Straßengedränge durch einen unglücklichen Stoß die kunstvolle Drapirung vernichtet hatte!

Eine besondere Art, die Toga zu tragen, war die sogenannte Gabinische Gürtung, früher im Kriege, später noch bei feierlichen Handlungen und Opfern gebräuchlich, wo die einhüllende Toga den in Bewegung begriffenen Träger hinderte. Man nahm dabei das sonst über die linke Schulter zurückfallende Ende und schlug es um den Leib, so daß die Toga sich selbst zusammenhalten mußte.

Die Farbe der Toga war die weiße, natürliche der Wolle. Blendend weiß durch die Zurichtung mit einer Kreideart trugen sie die Bewerber um Ehrenstellen. Auch die römischen Knaben hatten die Toga, aber mit einem Purpurstreifen verbrämt, bis zum Eintritte in das männliche Alter, wo sie dieselbe mit der gewöhnlichen vertauschten. Der Purpurvorstoß war bekanntlich auch eine Auszeichnung der höheren Magistrate und die purpurne, goldgestickte Toga der Triumphatoren und späteren Konsuln war ein Garderobestück des kapitolinischen Jupiters. Die Purpurtoga behielten sich späterhin die Kaiser vor. Dunkle Togen, nicht nur schwarz gefärbte, sondern auch aus der dunklen Naturwolle, legten Angeklagte und Trauernde an.

Zur Toga wurde wol kaum ein anderer Stoff genommen, als Wolle. Natürlich war aber auch in der Wolle je nach ihrer Feinheit ein großer Unterschied im Werthe. Martial sagt zu einem reichen Manne:

„Dich umhüllet die Toga, gespült im tarenter Galäsus;
Oder die Parma Dir gab aus der erlesenen Zucht.
Mich die, welche die Wuth und das Horn des Stieres erlitten,
Welche der Strohmann nicht hätte die seine genannt.“

Auch mag das Zeug nach dem Preise dichter oder leichter gewebt worden sein. Nach Plinius, dem Aelteren, der dies dem Historiker Fenestella nachschreibt, entstand aber erst unter Augustus ein Unterschied zwischen krauswolligen Winter- und kurz geschorenen Sommerzeugen. Auf diesen beziehen sich die Worte Martial's:

„Daß ich ein Sommergeschenk im Dezembermonate schicke,
Räche dadurch, daß Du mir schickst ein geschornes Gewand.“

Aus einer Stelle Quintilian's läßt sich schließen, daß auch seidene Stoffe zur Toga genommen worden seien. Dies kam aber zu jener Zeit höchst selten beim männlichen Geschlechte vor; denn noch bei Kaligula rechnet es Sueton unter die Verleugnungen der bürgerlichen und männlichen Sitte, daß er Seide trug, und schon unter Tiberius gebot ein Senatsbeschluß: „Es sollen nicht seidene Kleider die Männer schänden.“ Später vergaß man dies freilich; aber noch Kaiser Tacitus wollte den Männern die rein seidenen Gewänder (was man damals Seide nannte, bestand aus baumwollener Kette und seidenem Schuß) nicht gestatten. Es kostete aber auch noch in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts ein Pfund Seide genau ein Pfund Gold.

Die römische Tunika hatte vielleicht, gleich dem dorischen Chiton, in alter Zeit keine Aermel, später bekam sie kurze, nur den halben Oberarm deckende. Weiter hinabreichende zu führen, galt zu jeder Zeit für weibisch. Gellius bestätigt dies mit folgenden klaren Worten: „Daß ein Mann über die Arme hinaus und bis an die Hände und Fingerspitzen reichende Tuniken trug, galt in Rom und ganz Latium für ungeziemend.“ Cicero nennt auch die langen Aermel unter den Kennzeichen der Genossen Katilina's. Von Antonius aber sagt er: „er pflegt lange Aermel zu bekommen,“ ganz in dem Sinne, wie wir von Manschetten sprechen. In der Folge begnügte man sich aber nicht mit einer Tunika, sondern zog bei kalter Witterung zwei und mehr übereinander. Dies erkennt man, wenn Horaz schreibt:

„— — Du lachst, wenn etwa die Toga mir schief sitzt,
Wenn mir die Tunika neu und das Unterziehkleid schon gebraucht ist.“

Ja, Augustus trug im Winter außer einem wollenen Kamisol vier Tuniken über einander unter einer schweren Toga!

Da die Tunika unter der Brust gegürtet wurde, so verlor sie, wie der Chiton, an Länge und Quintilian hat uns darüber folgende Vorschrift hinterlassen: „Wer nicht das Recht des (vom Halse vertikal hinablaufenden) breiten

Purpurstreifens hat, muß sich so gürten, daß die Tunika mit dem vorderen Saume bis ein wenig unterhalb der Kniee, mit dem hinteren bis gerade zu den Kniekehlen hinabreicht. Weiter hinunter schickt sich für Weiber, weiter hinauf für Offiziere." Zu Hause entgürtete man sich wieder, um es sich bequem zu machen; aber so auf der Straße zu erscheinen war ein Zeichen tiefer Trauer oder auch lockerer Sitten.

Wie dicht der wollene Stoff der Tunika zuweilen war, sieht man aus dem Xenion Martial's mit der Ueberschrift: „Tuniken aus Padua":

„Viele der Vließe verbraucht des patavischen Drillichs Gewebe,
Und solch dickes Gewand schneide die Säge Dir zu."

Der gemeine Mann wird auch in Rom schon aus Oekonomie selten die leicht schmutzende weiße Tunika getragen haben. Von der dunkeln Tracht des großen Haufens sprechen manche Stellen. Plinius, der Jüngere, sagt, daß der Sachwalter beim öffentlichen Auftreten auch Scheu vor den Leuten in dunkeln Kleidern habe. Nach Sueton wies Oktavian den „Schwärzlichen" ihre Plätze in den obersten Sitzreihen des Theaters an und bei dem Bukoliker Kalpurnius liest man in Bezug darauf: „Wir gelangten zu den Sitzen, wo die schwarze Menge in dunkelm Gewande zwischen den Sesseln der Frauen zuschaute." Besonders gern gab man auch den Sklaven, die geringere Dienste verrichteten, Kleider aus der vorzüglich aus Spanien und Ligurien kommenden naturbraunen Wolle. Martial sagt z. B. von der pollentinischen:

„Schwärzliche Wolle ist's zwar, doch gewebt für geschorene Diener,
Wie sie der Tisch sich ruft aus der geringeren Schaar."

Derselbe Dichter bezeichnet die Vorliebe der großen Menge für dunkle Wolle mit dem Verse:

„Rom wählt lieber zum Kleid schwarzbraune, Gallien rothe."

Die zum Triumphalschmuck gehörende Tunika war noch reicher mit Goldstickerei, mit Palmen, Viktorien u. s. w. geziert, als die Toga.

Neben der unbequemen, schweren Toga bediente man sich, wo es der Anstand erlaubte oder die Witterung gebot, auch anderer Ueberwürfe. Ein solcher war die Pänula, ein bis zur Kniehöhe reichendes, ärmelloses Gewand. Sie wurde vorn der Länge nach zugenestelt, hüllte den ganzen Oberkörper ein und wird mit Recht als „geschlossenes Gewand" bezeichnet. Den Zweck der Pänula drückt Lampridius am besten aus, indem er im Leben des Alexander Severus schreibt: „Er erlaubte den Senatoren, sich innerhalb der Stadt der Pänula bei Kälte zu bedienen, während diese Tracht immer ein Reise- und ein Regenkleid gewesen war." Auch Seneka sagt, bei herannahendem Hagelwetter

sei nichts natürlicher, als daß die Leute nach ihrer Pänula liefen. Cicero erzählt in der Vertheidigung Milo's, wie derselbe am Tage, wo Klodius ermordet wurde, erst einer Senatssitzung beiwohnte, dann zu Hause die Kleider wechselte und in der Pänula den Reisewagen bestieg. Ebenso gekleidet war, wie Sueton erzählt, der Kaiser Nero auf seiner Flucht. Bei dem allmählichen Verschwinden der Toga waren die Sachwalter die Ersten, welche in der Pänula plaidirten. Wenigstens heißt es bei Tacitus in dessen Gespräche über die Redner: „Welchen Eintrag glauben wir, hat die Beredsamkeit durch die Pänula erlitten, in welche eingeschnürt und gleichsam gesperrt, wir mit den Richtern verhandeln?" Das Beispiel der Advokaten ahmten auch die Volkstribunen nach und Hadrian nahm es als Vorbedeutung auf, daß er während seines Tribunats die Pänula einst verlor, „weil," wie Spartian bemerkt, „die Volkstribunen dieselbe an regnerischen Tagen zu führen pflegten, die Kaiser aber niemals!" Die Pänula blieb für alle Stände sehr lange in Gebrauch. Noch kurz vor dem Ende des weströmischen Reichs sagt Sidonius Apollinaris über des gewaltigen Ricimer's Hochzeit: „Schon ist die Jungfrau übergeben worden; schon wird der Bräutigam mit der Krone, der Konsular mit dem Triumphalkleide, der Senator mit der Toga geziert; schon legt der Privatmann die Pänula ab."

Als Stoff wurde häufig zur Pänula Leder genommen. Ein Distichon Martial's, „die lederne Pänula", lautet:

„Schreitest Du immerhin auch bei heiterem Himmel des Weges,
Fehle für plötzliche Flut nimmer die Lederne Dir."

Am gewöhnlichsten waren aber wol die grobwollenen Zeuge. Kurz vor Plinius, des Aelteren, Zeit kam ein dicker, auf der Außenseite zottiger Fries auf, den man sehr gern zur Pänula benutzte. Martial dichtete auf einen derartigen Ueberwurf das Epigramm:

„So sehr glänz' ich, so sehr sind meine Zotten behaglich,
Daß Du mit Freuden sogar während der Ernte mich trägst,"

und geißelt einen reichen Mann, der für solche Kleider schwärmte, mit folgenden Versen:

„Bakkara schmerzt's und er klagt, daß es gar nicht komme zum Froste,
Da sechshundert er doch zottige Mäntel besitzt,
Und er wünschet sich Sturm und Schnee und finsteren Himmel,
Und ein wärmerer Tag ist ihm des Winters verhaßt.
Was, Grausamer, geschah Dir Leids von unsern Lacernen,
Welche der leiseste Wind leicht von den Schultern uns hebt?
Wieviel menschlicher ist's, wieviel einfacher auch ist es,
Daß auch im Monat August zottige Mäntel Du trägst!"

Das Gedicht weist zugleich auf den Unterschied zwischen der Pänula und einem anderen Ueberwurfe, der Lacerna, hin. Diese entsprach mehr der

griechischen Chlamys, war vorn offen und ohne Aermel und wurde über der rechten Schulter mittelst einer Agraffe zusammengeheftet. Sie scheint dem keltischen Kostüm entlehnt zu sein; denn Cicero wirft es dem Antonius vor, daß er in den Städten Galliens die römische Nationaltracht vergessen und sich überall in gallischen Schuhen und in der Lacerna gezeigt habe! Daß die Lacerna auch in Rom Anstoß erregte, beweist die oben berührte Polizeimaßregel August's. Doch sie bürgerte sich sehr schnell ein und schon unter Klaudius war es gewöhnlich, die Lacerna bei Schauspielen über der Toga zu tragen. Juvenal nennt deshalb auch unter den Geschenken geiziger Patrone:

„— — dicke Lacernen,
Welche die Toga beschirmen, von grober, schreiender Farbe,
Uebel gekämmtes Geweb' aus der Hand des gallischen Webers."

Auch Martial läßt die weißen Lacernen sagen:

„Wir empfehlen uns Dir zum Gebrauch im Amphitheater,
Wo die weiße Lacern' riesige Togen bedeckt."

Doch trug man die Lacerna auch allein an Stelle der Toga oder Pänula. Wie Gellius erwähnt, tadelte zu Hadrian's Zeit der Rhetor Kastricius seine Schüler, vornehme Römer, weil sie an einem Feiertage die Tunika und die Lacerna mit den gallischen Schuhen trugen und nicht die Toga. Weil die Lacerna übrigens viel Aehnlichkeit mit dem Soldatenmantel hatte, wurde sie auch im Lager getragen. Daß der Stoff zu ihr nicht allemal so leicht war, wie Martial dem Bakkara gegenüber behauptet, ergiebt sich schon aus den angeführten Versen Juvenal's. Martial selbst schreibt in Bezug auf einen gewissen Artemidorus:

„Da Du Dich, Artemidor, umhüllst mit so dicken Lacernen,
Könnt' ich Dich, Artemidor, Sagaris nennen mit Recht."

Die Lacerna scheint in Rom hauptsächlich deshalb soviel Anklang gefunden zu haben, weil sie nicht nothwendig, wie die Toga, weiß sein mußte. Die dunkle Farbe war sehr gewöhnlich. Tiberius zog einst absichtlich bei einfallendem Regenwetter während eines Schauspiels eine schwarze Lacerna über die Toga „und seitdem," sagt Dio, „wagte es Niemand mehr unter ihm purpurne zu tragen." Wie es dagegen zu Martial's Zeit aussah, erkennt man schon aus einem Epigramme, wo es unter Anderem heißt:

„Dort jener, der Lacernen liebt von dunkler Farb'
Und Wolle trägt vom Bätis oder schwärzlich grau,
Der keinen, wer in Scharlach geht, als Mann ansieht,
Und Weiberkleider nennet amethystfarbne,
Mag Ungefärbtes loben und er trage stets
Schwarzbraune Farben: seine Sitten bleiben gelb."

Da wurde die dunkle Farbe freilich zum Zeichen der Genügsamkeit und Armuth

und von Markus Antoninus erwähnt es Dio ausdrücklich, daß er, als Kronprinz, stets in dunkler Lacerna ausging! Den Preis einer mit ächt tyrischem Purpur gefärbten Lacerna giebt Martial auf 2100 Mark an! Einer Andeutung desselben Dichters zufolge trug man selbst im Cirkus Lacernen von der Farbe seiner Partei; denn er sagt:

„Bist Du dem Lauchgrün hold und dem Blau, was wählest Du Scharlach?
Laß abtrünnig Dich nicht machen der eignen Partei!"

An die Lacerna, wie auch an die Pänula, heftete man zur Deckung des Hauptes gewöhnlich eine Kapuze, wie sie heute noch Mönche und italienische Fischer zu tragen pflegen. Wenn Martial von liburnischen (illyrischen) Capuchons sagt:

„Thor, Du verstandest es nicht, mit uns die Lacernen zu paaren;
Weiße legtest Du an; ziehe nun grünliche aus!"

so läßt sich dies nur so verstehen, daß die an den weißen Ueberwurf befestigte, bunte Kapuze abgefärbt hat. Daß überhaupt die Kappe zur Lacerna gehörte, beweist auch das auf einen Hut vorhandene Sinngedicht des Autors:

„Senden möcht' ich Dir gern, wenn ich könnte, ganze Lacernen,
Aber ich schicke Dir jetzt nur ein Geschenk für Dein Haupt."

Man findet sie auch im Theater; denn von einem unverschämt sich Vordrängenden heißt es:

„Von dorten lugt er, mit der Kappe das Haupt bedeckt,
Und schaut die Spiele mit einem Aug' an unziemlich."

Die besten Dienste leistete sie aber den des Nachts auf Schleichwegen Befindlichen;

„— — wenn, als nächtlicher Buhle,
Du Dir die Schläf' einhüllst, bedeckt mit santonischer Kappe",

schreibt Juvenal. Auch Nero, Elagabal und Verus pflegten in solcher Vermummung ihre unsauberen Entdeckungsreisen in der Stadt zu machen. Eine recht warme Art der Kapuze war die gallische Bardenkappe. Von ihr sagt Martial:

„Gallien schickt Dir, als Kleid, die santonische Bardenkapuze,
Die Meerkatzen gedient jüngst an der Pänula Statt,"

und anderswo in Bezug auf ein Plagiat:

„So befleckt's, wenn darein der lingonischen Bardenkapuze
Fettige Wolle sich mengt, Roms veilchenfarbenen Purpur."

Auch die Lacerna hat sich in Rom lange in der Mode gehalten; denn sie wird noch in der späteren Kaiserzeit erwähnt.

Einem engeren Gebrauch gehörte die Synthesis an. Man hat sie früher für einen dem griechischen Pallium ähnlichen Umwurf gehalten. Aber verschiedene Stellen zeigen, daß man eher an eine recht weite Tunika zu denken hat. Zunächst erzählt Sueton von Nero: „Gewöhnlich zeigte er sich öffentlich

in der Synthesis, mit einem Tuche um den Hals, ohne Gürtung und Schuhe." Diese Worte würden die Sache zweifelhaft lassen; sie werden aber durch Dio Kassius ergänzt, der sich etwas genauer so ausdrückt: „Die Senatoren empfing er in einer geblümten Tunika, mit einem Musselintuche um den Hals; denn auch in solchen Dingen übertrat er das Herkommen, so daß er ungegürtete Tuniken bei öffentlichem Erscheinen anzog." Von einem Umwurfe ist also hierbei keine Rede; es spricht aber auch die Wahrscheinlichkeit für ein mit Aermeln versehenes Gewand, weil die Synthesis eben ihrer Bequemlichkeit wegen von den höheren Ständen bei Tische getragen ward. Martial geißelt einen eiteln Mann mit folgendem Epigramme:

> Elfmal hast Du bereits von Einem Mahl Dich erhoben,
> Elfmal tauschtest Du schon Synthesen, Zoilus, um,
> Daß verhaltener Schweiß nicht haft' im feuchten Gewande
> Und die erschlaffete Haut treffe der leiseste Zug.
> Weshalb, Zoilus, sprich, schwitz' ich, der Genosse des Mahls, nicht?
> Eine Synthesis macht freilich gewaltigen Frost."

Die Synthesis ist auch wol gemeint, wenn nach Spartian der Kaiser Hadrian den Senatoren und Rittern erlaubte, des Nachts vom Gastmahl ohne Toga heimzukehren. Endlich wüßte man nicht, wie Martial einem Liebhaber des Landlebens nachsagen konnte, eine Synthesis diene ihm zehn Sommer lang, wenn sie nicht eben bei Tischgesellschaften getragen wurde. Man durfte ja sonst im Sommer das Kleidungsstück öffentlich gar nicht zeigen und auch im Winter bloß wenige Tage. Denn nur am heiteren Saturnalienfeste im Dezember pflegte man in der Synthesis zu erscheinen. Darum lautet ihre Devise bei Martial:

> „Während die Toga sich freut, fünf Tage ruhen zu können,
> Ist Dir, mit diesem Gewand Dich zu bekleiden, erlaubt,"

und der Dichter leitet auch seine Saturnaliengeschenke mit den Worten ein: „Jetzt, wo der Synthesis sich der Senator freut und der Ritter." Die Toga war sogar zu dieser Zeit lächerlich und ein Zeichen der Armuth. Ueber einen Armen oder Eigensinnigen scherzt der Spötter:

> „Nichts leichtfertiger's als Charisianus;
> Er spaziert in der Toga beim Saturnfest."

Die Modefarben dieses Kleides waren scharlach, violett, amethyströthlich, grün. Seine Buntfarbigkeit ersieht man aus folgender Stelle Martial's:

> „Wie mit wechselndem Bunt sich der blühende Hybla bemalet,
> Wenn die Bienen des Bergs plündern den flüchtigen Lenz,
> Also leuchten bei Dir die Lacernen unter den Pressen,
> Also schillert der Schrein Dir von der Synthesen Schaar."

Das griechische Himation, von den Römern Pallium genannt, galt in der republikanischen Periode für unrömisch und weibisch. Augustus vertheilte in Puteoli Togen und Pallien und schrieb seinen Begleitern vor, daß die Römer in griechischer, die Griechen in römischer Tracht einhergehen sollten. Tiberius legte, als Verbannter, auf Rhodos die römische Tracht ab und bequemte sich zum Pallium und zu den Krepiden. Später hielt man es bei den von Nero und Domitian veranstalteten griechischen Spielen für anständig, in griechischer Tracht das Stadion zu besuchen.

Wie fast Alles in der Welt schon einmal dagewesen ist, so gab es auch einen römischen Regenten, der für die Uniformirung der Civilisten schwärmte. Es war Alexander Severus, von welchem der Biograph sagt: „Er hatte im Sinne, allen Beamten und Rangklassen eine eigenthümliche Kleidung zu verleihen, damit sie an der Tracht unterschieden werden könnten, auch allen Sklaven, damit sie im Volke erkannt würden." Die Juristen Paulus und Ulpianus redeten es jedoch dem Kaiser wieder aus.

Die civilisirte Welt des Alterthums verschmähte für die unteren Extremitäten ein besonderes Kleidungsstück und auch die Römer waren Sansculotten aus Grundsatz. Nur die barbarischen Nationen trugen Beinkleider, welche theils enganliegend, wie die der Perser und Amazonen, theils weiter waren, wie die der Phryger, Deutschen und Kelten. Die Gallier zeichneten sich durch gestreifte Pantalons aus, wie beim Properz von Virdumarus spricht:

„Mitten im Wurf aus dem Haufen hervor im streifigen Beinkleid
Fiel ihm, vom Rumpfe getrennt, Haupt und der Kette Geflecht."

Die Griechen nannten die Hosen der Barbaren „Säcke". Auch die Römer ließen es an Spott nicht fehlen. Cicero nennt seinen Gegner Piso „eine Schande selbst für behoste Verwandtschaft!" Auch Ovid in seiner Verbannung ärgert sich über die Bewohner von Tomi, daß sie trotz ihrer gerühmten hellenischen Abkunft Perserhosen trugen, wiewol er anderswo zugiebt, daß Pelzwerk und Beinkleider nothwendig seien, um in jenen Gegenden sich vor der Kälte zu schützen. Als Cäsar auch angesehenen Galliern die Senatorenwürde verliehen hatte, sang der Pöbel zu Rom:

Zum Triumph die Galler Cäsar führt, wie in die Kurie;
Schnell die Hosen ab sie legten, nahmen breiten Purpurstreif."

Der Vitellianer Cäcina machte sich in Oberitalien sehr verhaßt dadurch, daß er im buntgewürfelten, gallischen Plaid und in Beinkleidern die römischen Bürger in der Toga anredete. Wie Cäcina fanden aber allmählich auch andere Römer, die gegen die Nordländer im Felde standen, die Pantalons dem Klima angemessen und nicht bloß Feldherrn, sondern auch Soldaten bedienten sich der fremden Tracht. Von Alexander Severus erwähnt es Lampridius, daß

er weiße Beinkleider trug, „nicht scharlachene, wie (die Kaiser) früher pflegten." Da es aber kurz zuvor heißt, er habe in der Stadt stets die Toga getragen, so sieht man, daß der Aufenthalt im Lager gemeint ist. Derselbe Kaiser verschenkte aber auch unter anderen Kleidungsstücken Hosen an seine Soldaten und der „Hosenschneider" gehörte zu den Handwerkern, deren Kunst er besteuerte! Als Kaiser Honorius die gothische Tracht in der Residenz verbot, nannte er ausdrücklich auch die Beinkleider.

Doch verwahrte man sich schon in der republikanischen Zeit in Rom gegen die Ungunst der Witterung, indem man Binden oder Tuchstreifen um die Beine wickelte, wie heute noch der Esthe und zum Theil auch der italische Landmann thut. Als Pompejus einst eine weiße Binde um das Bein trug, machte Jemand den Witz, es sei einerlei, wo man das Diadem trage. Vom Kaiser Augustus erzählt Sueton, daß er sich Schenkel und Schienbeine einwickelte. Auch Alexander Severus trug zu Rom stets solche Strumpfsurrogate. Aus diesen einzelnen Erwähnungen ergiebt sich aber schon, daß der Gebrauch nicht allgemein war. Er entging auch in der besseren Zeit nie dem Vorwurfe der Verzärtelung. Quintilian sagt geradezu: „Für das Kopftuch, wie für Binden, womit die Schenkel bekleidet werden, für Halstücher und Ohrenbinden kann allein Krankheit Entschuldigung gewähren." Die Beinbinden, Armpolster und Halstücher rechnet auch Horaz zu den Symptomen der Verweichlichung und auf Pompejus machte der Dichter Cinna das Epigramm:

„Der mit der Binde das Bein einhüllt, nur mit einem der Finger
Wühlt in dem Haar: was er wünscht, fragst Du? Was sonst? einen Mann!"

Das weibliche Geschlecht scheint dagegen viel allgemeiner jenes Kleidungsstück gebraucht zu haben. Wenigstens deutet ein Fragment Cicero's darauf hin, worin er seinen Feind Klodius an den beim Feste der Bona Dea in Frauenkleidern verübten Frevel erinnert und sagt: „Damals, als Du Dir Deine Füße mit Binden schnürtest, die Schleierhaube aufsetztest, als Du die Arme kaum in die langärmelige Tunika zwängtest, hast Du da daran gedacht, daß Du ein Enkel des Appius Klaudius bist?" In der späteren Kaiserzeit erscheinen auch die Soldaten regelmäßig mit dieser Kleidung versehen. Da wir der Halsbinden gedenken mußten, so sei hier in Bezug auf sie nur noch erwähnt, daß Martial als Saturnaliendevise das Distichon hat:

„Hab' ich vielleicht Dir mein Buch, um Dir vorzulesen, gegeben,
Möge das Halstuch Dir dienen zum Ohrenverschluß,"

und in ähnlicher Weise noch anderswo sagt:

„Was umgiebst Du den Hals, um uns vorzulesen, mit Wolle?
Viel willkommener würd' unseren Ohren das sein."

Manche trugen sogar schon, ohne von Cholera etwas zu wissen, dickwollige Leibbinden, doch erst von Plinius, des Aelteren, Zeit an.

Was die Bekleidung der Füße betrifft, so trug man später selbst zu Hause gewöhnlich Sandalen, die in ähnlicher Weise, wie die griechischen, an den Füßen befestigt wurden. Doch zeigte man sich in älterer Zeit und auch noch später im Sommer ganz unbeschuht an öffentlichen Orten. Wenigstens erzählt Dio aus der ersten Regierungszeit Kaligula's: „Auch durfte man, wenn man wollte, unbeschuht in das Theater kommen, was nicht nur von Alters her die Richter im Sommer, sondern auch Augustus bei festlichen Spielen während der Hitze sich erlaubten, Tiberius aber hatte abkommen lassen." Daß es für die kältere Jahreszeit auch mit Wolle gefütterte Sohlen gab, beweist die Ueberschrift eines Epigrammes von Martial. Ein Hauptunterschied von der griechischen Sitte bestand aber nun darin, daß man in Rom eigentlich nicht mit diesen Sohlen öffentlich auf der Straße erscheinen durfte. Nur auf Reisen und Fußmärschen bediente man sich ihrer und besonders, wenn man an fremdem Tische zu erscheinen hatte. Lagerte man sich zur Mahlzeit, so legte man sie ab, wie z. B. Martial von einer Einladung sagt:

„Leg' ich die Sohlen nur ab, gleich wird ein gewaltiges Buch uns
Zwischen der Fischmarinad' und dem Salate gebracht."

Natürlich brauchte der Reiche nicht in den Sandalen über die Straße zu gehen, sondern ließ sich entweder in der Sänfte hinschaffen oder hatte wenigstens einen Sklaven hinter sich, der die Sohlen trug und während des Gastmahls den Dienst das An= und Ausziehens verrichtete. Denn sowie man die Tafel verließ, pflegte man auch die Sandalen vom Sklaven zu verlangen. Dies that der von Horaz geschilderte, abgeschmackte Nasidienus selbst, um nur hinauszugehen und als Wirth in der Küche seine Befehle zu ertheilen. Natürlich konnten nun aber bei einer großen Menge anwesender Gäste und fremder Sklaven die Schuhe auch abhanden kommen und wir finden deshalb bei Martial, wie sich ein gewisser Kotta in Folge dessen half:

„Zweimal vermiß' er schon die Sohlen, Kotta klagt,
Indem der läß'ge Diener ihn begleitet hat,
Der ihm allein blieb als des Armen Dienerschaar.
Gewitzt ersann der schlaue Mensch daher etwas,
Damit er nicht mehr leide solcher Art Verlust:
Er gehet jetzt zu jeder Mahlzeit barfüßig."

Aehnlich macht es bei Horaz der arme Schelm aus dem Handwerkerstande, vor dessen Manier der Dichter den mit seinen Gedichten an August gesendeten Boten warnt. Zu einem vornehmen Gönner zu Tische gebeten ging er „den Hut und die Sohlen in der Hand tragend", also wahrscheinlich auch in bloßen Füßen!

Die oben mehrmals in Verbindung mit der Lacerna erwähnten „gallischen Schuhe" scheinen mehr sandalenartige Halbschuhe gewesen zu sein, die den Spann

frei ließen und außerdem noch mit Riemen geschnürt wurden; denn Gellius setzt zu dem Tadel, den der Rhetor Kastricius seinen Schülern wegen der Lacerna ertheilte, die Worte hinzu: „Die Meisten von denen aber, die es gehört hatten, fragten, warum er sie „sandalenbekleidet“ genannt hätte, da sie doch gallische Schuhe und nicht Sandalen trügen. Aber Kastricius hat sich ganz richtig ausgedrückt. Denn alles Schuhwerk, womit nur das unterste Fußblatt bedeckt wird, während der übrige Theil beinahe nackt bleibt und mit Riemen geschnürt ist, nannte man Sandalen.“ Zu den bei der griechischen Sitte erwähnten Arten der Befestigung fügen wir noch hinzu, daß man in einer 1857 zu Mainz ausgegrabenen Schuhmacherwerkstätte römische Sohlen gefunden hat, an denen ringsherum feingeschnittene, schlingenartige, lederne Schleifen angebracht sind, welche man bei dem Anziehen nach oben richtete und dann durch das obere Ende einen Schnürriemen zog, der sämmtliche Schleifen über dem Knöchel festhielt.

Der römische Nationalschuh bedeckte dagegen den ganzen Fuß. Sowie er zur Toga etikettenmäßig gehörte, schieden sich wieder nach dem Range der Träger ein paar mit Auszeichnungen versehene Unterarten von ihm ab. Zunächst gehört dahin der Senatorenschuh. Cicero sagt von einem Asinius, der sich nach Cäsar's Tode eigenmächtig in den Senat gedrängt hatte: „Er sah die Kurie offen, änderte die Schuhe und ward plötzlich ein Senator.“ Ueber den Unterschied giebt Horaz Aufschluß, indem er vom Ehrgeizigen schreibt:

„Hat so ein Tollhausnarr sein Schienbein mit dem geschwärzten
Leder umschnürt und die Brust mit dem breiten Streifen versehen,“

wozu der Scholiast bemerkt, daß damit vier Schnürriemen gemeint sind, mit denen der Senatorenschuh bis in die Mitte der Wade kreuzweise befestigt wurde. Ein zweites Merkmal desselben war eine elfenbeinerne Schnalle in Form eines Halbmondes, für deren Vorhandensein außer anderen Stellen der Vers Juvenal's zeugt:

„— — — Ein Glücklicher ist scharfsinnig und bildschön,
Dieser allein ist weis', hochadelig, edler Natur auch,
Fügt schwarzsämischem Leder den Schmuck des stattlichen Halbmonds.“

Die Könige, Triumphatoren und Konsuln trugen einen hohen Schuh von rothem Leder und daß sich später die rothe Farbe, wenigstens seit Cäsar's Zeit, von dem es Dio Kassius noch als eine Anmaßung hinstellt, allgemeiner einbürgerte, ersieht man aus Martial, der von einem ganz unbefugter Weise in die Sitzreihen der Senatoren im Theater sich Eindrängenden sagt:

„Nicht ein gestriges Band sitzt ihm an bemondetem Schuhe,
Scharlachsaffian färbt, ohne zu drücken, den Fuß.“

Erst der Kaiser Aurelian verbot den Männern, rothe, gelbe, weiße und ephengrüne Schuhe zu tragen und noch später war die Farbe der kurulischen Fuß-

bedeckung weiß, während ein an Ferse und Zehe mit schwarzen Kappen versehener, sonst oben aus netzförmig verschlungenen Riemen bestehender Halbschuh Abzeichen der Patrizier ward. Die Soldaten der späteren Zeit trugen eine Art Stiefel, die durch dicke Sohlen und Nägel Haltbarkeit bekamen und denen der Kaiser Kaligula bekanntlich seinen Namen verdankte. Sie kosteten zu Diokletian's Zeit (ohne die Nägel) ebensoviel als die Senatorenschuhe, während die eben genannten patrizischen um ein Viertel des Preises höher zu stehen kamen.

Als Zeichen harter Armuth erwähnt Juvenal, daß „nach Zerreißen des Leders der eine Schuh aufklafft oder nach Vernähen der Wunde hier und da Narben zeigen den dicken, frischen Zwirn.“ Aber auch der Geizhals schämte sich dessen nicht und von einem plötzlich zum Millionär gewordenen Harpax heißt es bei Martial:

„Schmutziger ist die Toga seitdem und die Pänula schlechter,
Drei- und viermal sind jetzt Dir die Schuhe geflickt.“

Natürlich stand das fadenscheinige und geflickte Gewand eben so niedrig in Geltung, wie der ausgebesserte Schuh. Ja, selbst die zu oft die Küpe und Presse des Walkers (der auch in Rom dem Frauengeschlecht die Mühe des Waschens abnahm) passirt habenden Stoffe waren nicht viel mehr werth. So läßt Martial Jemand, der von seiner Freundschaft viel Rühmens machte, sagen:

„Aber ich habe dem Freund Fünftausend, heißt's, und die Toga,
Drei- bis viermal nur höchstens gewaschen, geschenkt.“

Auch der Hausverwalter des Petron'schen Trimalchio spricht in Bezug auf einen Sklaven: „Er hat mein Tischgewand wegkommen lassen, das mir an meinem Geburtstage ein Klient geschenkt hatte; es war ächt purpurn, aber schon einmal gewaschen.“ Nero und Elagabal zogen gewaschene Kleider niemals wieder an.

Das Haupthaar trug man zu Rom ebenfalls frei und unbedeckt. Die Kapuze an der Pänula und Lacerna gewährte Schutz gegen Regen und Sturm. Doch führte man auf der Reise und bei Schauspielen den breitkrämpigen makedonischen Hut, von dem es bei Martial heißt:

„Zuschau'n werd' ich mit Dir in dem Schauspielhaus des Pompejus;
Denn die Planen versagt häufig dem Volke der Wind.“

Der verwöhnte Augustus ging selbst des Winters bei Sonnenschein im griechischen Petasos spazieren. Die Handwerker und überhaupt die niedere Volksklasse scheinen, wie die griechischen Banausen, am häufigsten Kopfbedeckungen geführt zu haben. Darum nahm auch Nero einen Hut oder eine Fellmütze, wenn er unerkannt die Garküchen und andere Orte besuchen wollte, wo Matrosen,

Landleute u. s. w. verkehrten, und auch Horaz läßt seinen Zünftler neben den Sandalen die Mütze tragen. Von besonderer Form, cylindrisch, aber ohne Krämpe war der Hut, welchen die Sklaven, als Zeichen der Freiheit, an den Saturnalien und nach ihrer Loslassung aufsetzten.

Bart und Haupthaar ließen die Römer in alter Zeit lang wachsen. Horaz nennt Kurius und den älteren Kato „unbeschoren"; Livius setzt zu der bekannten Geschichte vom Einzuge der Gallier in Rom hinzu: „die Römer trugen damals alle lange Bärte," und Varro schreibt in seinem Buche über den Landbau: „Daß es ehedem keine Bartscheerer gegeben habe, bezeugen die Bildsäulen der Alten, indem sie meistentheils langes Haar und großen Bart haben." Nach einem in Ardea befindlichen Dokument behauptete derselbe Schriftsteller, ein gewisser P. Ticinius Mena habe im Jahre 300 v. Chr. den ersten Haarschneider nach Latium gebracht. Damit stimmt auch die Notiz des Livius, daß im Jahre 208 der nachmalige Sieger Hasdrubal's, Livius Salinator, von den Censoren gezwungen wurde, die aus Verbitterung gewählte Rolle des schmutzigen Bauern aufzugeben und sich scheeren zu lassen! Nach Plinius, dem Aelteren, brachte aber erst der jüngere Scipio Afrikanus die Sitte auf, sich täglich rasiren zu lassen. Der arme Mann beachtete die Mode auch in dieser Hinsicht weniger und Agrippa wußte wohl, wie angenehm er sich dem Volke machte, wenn er in seiner freiwilligen Aedilität an allen Festen die freie Benutzung der Barbierstuben aus seiner Kasse bestritt! Sonst wird manches Gesicht aus dem großen Haufen demjenigen geglichen haben, von welchem Martial singt:

„— — Dein Bart starrt
Dem gleich, welchen afrischen Böcken abmäht
Eines cilicischen Hirten krumme Scheere."

Nach Vorgang der Griechen feierte man sogar den Tag, an welchem man sich zum ersten Male den Bart abnehmen ließ, was gewöhnlich im 21sten Jahre geschah. Augustus that es, als er 24 Jahre alt, bereits verheiratet und Triumvir war; Nero weihte die theuern Härchen in einer goldenen, mit Perlen besetzten Büchse dem kapitolinischen Jupiter. Auch Earinus, der Liebling Domitian's, schloß seinen Flaum in ein goldenes Kästchen und sendete es nebst seinem Toilettenspiegel dem pergamenischen Aeskulap.*) Wie aber bei uns vor

---

*) Das Gedicht, womit der Dichter Statius dieses wichtige Ereigniß besingt, hat vor Kurzem zu einer sonderbaren Hypothese Veranlassung gegeben. Der Eunuch Earinus gehörte zur Klasse jener Ganymede, die damals in der stattlichen Umgebung des reichen Römers und auch am kaiserlichen Hofe nicht fehlten. Die erstaunliche Sorgfalt, welche man auf die Erhaltung der Schönheit bei diesen jungen Sklaven verwendete, ist bekannt. Durch Ausrottung der Haare an Kinn und Körper suchte man die weibische Glätte der Haut zu konserviren; ja, um ihren Teint zu schonen, trugen sie auf der Reise eine Maske

dem Siege des Vollbartes die Stutzerhaftigkeit sich darin gefiel, irgend eine Gegend des glatten Gesichts mit einem Bartbruchtheil zu zieren, so zeichneten sich schon zu Ende der Republik die jungen Leute aus den höheren Ständen durch allerhand wohlgepflegte Bartzwickelchen aus. Cicero wirft auch dies den Genossen Katilina's vor und sagt in seiner Vertheidigungsrede des Cölius: „Ich muß einen jener bärtigen Altvordern für mich von den Todten erwecken, nicht mit einem solchen Bärtchen, das jener Klodia (der Schwester des berüchtigten Klodius) gefällt, sondern mit dem zottigen Barte, den wir an den alten Statuen und Bildern sehen; er mag das Weib ausschelten und für mich sprechen." So meint auch Seneka, es geschehe nur, um die Aufmerksamkeit der Leute auf sich zu ziehen, wenn Einige „den Bart ganz oder stellenweise ausrupfen, Andere den Schnurrbart kürzer unter der Scheere halten und abrasiren, während sie den übrigen Bart stehen und wachsen lassen." Auf das glatteste Gesicht hielt unter den früheren Kaisern Otho. Manche rauften sogar, wie eben Seneka andeutet, mit feinen Zangen an manchen Stellen die Haare einzeln aus. Man gebrauchte aber auch Harzpflaster und verschiedene Salben als Enthaarungsmittel, wie Martial dem Gargilianus vorwirft:

„Du machst Glatz' und Gesicht durch Dropax glatt und Psilothron.
Macht vielleicht der Barbier, Gargilianus, Dir Furcht?
Was mit den Nägeln thun? Denn diese kannst Du gewiß nicht
Dir abschneiden mit Harz und mit venetischem Thon."

Aus der Naturgeschichte des Plinius lernen wir, daß vor Anwendung der Einreibung stets die Haare erst ausgerissen werden mußten. Seine Rezepte

---

aus Brotteig über dem Gesicht! Auch die Pflege des künstlich gelockten Haares war unerläßlich (sie hießen gerade davon auch pueri capillati); es war ein arger Schabernack, wenn, wie Plinius, der Jüngere, aus eigener Erfahrung erzählt, eine muthwillige Hand in der Nacht einem solchen Pagen den Haarschmuck raubte. Unter solchen Verhältnissen ist es kein Wunder, daß Earinus beim Verlassen seines Hermaphroditenstandes auch den Spiegel dem Gott weihte, wie ja auch einst die berüchtigte Lais diesen Zeugen ihrer vergehenden Schönheit der Aphrodite dargebracht hatte. Statius (auch der um Domitian's Gunst buhlende Martial hat dem Earinus mehrere Sinngedichte gewidmet) läßt nun Kupido selbst dem Earinus zum Abschicken des Spiegels rathen, denselben herbei bringen und sagen: „Du blicke nur fest hinein und laß hier Dein Antlitz zurück!" „So sprach er," heißt es weiter, „und verschloß den Spiegel mit dem geraubten Bilde." Ein Unbefangener kann in dieser Phantasie nichts Anderes erkennen, als daß der Gott in Pergamon gleichsam mit dem letzten Blicke des Knaben das ganze Portrait empfangen soll. Was hat man aber in den Versen finden wollen? Nichts Geringeres, als daß wir in Gott Amor den ersten Photographen besitzen und daß der Spiegel eine nach Daguerre's Weise präparirte Platte war! (Vergl. Neue Jahrbb. für Phil. und Pädog. von Fleckeisen u. Masius. 1866. 9. Heft, S. 642, wo auch die aus völligem Mißverständniß einer Stelle des Ammianus Marcellinus entstandene Ansicht wieder aufgewärmt wird, daß den Alten das Tischrücken, als Orakel, bereits bekannt gewesen sei.)

lauten wunderlich: Thunfischblut, Froschblut, geröstete Blutegel, Bibergeil mit Honig u. s. w.! Martial erwähnt sogar einen Sonderling, der dreierlei Methoden der Bartbehandlung in Anwendung brachte:

„Ein Theil ist Dir rasirt, ein Theil des Kiefers geschoren,
Einer gerupft. Wer hält das für ein einziges Haupt?"

Im Gegensatz zu der hellenischen Sitte ließen die Römer bei einfallender Trauer Bart und Haupthaar lang wachsen. Es bedarf dies ebenso wenig der Belege, als der Brauch, daß sich die Sklaven das Haupthaar glatt schoren, sobald sie die Freiheit erhielten. Aber auch die peinlich Angeklagten, welche während des Prozesses trauerten, pflegten sich das Haar abzuschneiden und darum heißt es bei Martial:

„Die Togaten vorn und hinten um Saufejus rings
In solcher Anzahl, als den Regulus Volk heimführt,
Wenn er Angeklagte, geschoren, Tempeln zusendet,
Betrachtest Du?"

Schon zu Cicero's Zeit pflegten die Dandys der Hauptstadt auch auf das Hauphaar große Sorgfalt zu verwenden. Außer einer Unzahl ätherischer Oele und Pomaden gebrauchte man auch schon das Brenneisen zur künstlichen Kräuselung. Der Redner rügt an mehreren seiner Feinde und an den Katilinariern das wohlgekämmte, salbenduftende Haar und selbst die Soldaten Cäsar's parfümirten sich! Noch schlimmer wurde es später. Nero ließ sich das Haar in symmetrischen Stufen aufbauen und wie peinlich studirt das Toupet vieler Zeitgenossen war, giebt folgende Schilderung Seneka's zu erkennen: „Nennst Du jene Leute müßig, die viele Stunden bei dem Friseur zubringen, während ausgerupft wird, was in der vorhergehenden Nacht nachgewachsen ist, während über die einzelnen Haare zu Rathe gegangen wird, während die in Verwirrung gerathene Tour wieder geordnet oder die dünn werdende von beiden Seiten nach der Stirne zu gekämmt wird? Wie gerathen sie in Zorn, wenn der Friseur etwas nachlässig gewesen ist! Wie fahren sie auf, wenn Etwas aus ihrem Schopfe abgeschnitten wird, wenn Etwas außer der Reihe zu liegen kommt, wenn nicht Alles in seine Ringeln zurückfällt! Wer ist unter jenen, der nicht lieber sein Vaterland, als sein Haar in Unordnung kommen lassen will? Diese Leute nennst Du müßig, deren Beschäftigung zwischen Kamm und Spiegel getheilt ist?" Vom Beginn des 3ten Jahrhunderts bis auf Konstantin war übrigens ein ganz kurzer Haarschnitt Mode.

Epochemachend für die Bärte war die Regierung Hadrian's. Dieser Kaiser ließ nämlich wegen der Muttermäler, die sein Gesicht verunzierten, den Bart wieder voll wachsen und daß dieses Vorbild Nachahmer fand, bezeugen die kaiserlichen Bildnisse bis Konstantin, nur daß man nach Elagabal wieder einen Theil des Backenbarts schor.

Die Kahlköpfigkeit war, wie bei uns, eine unangenehme Zugabe des Alters und eine Zielscheibe für Neckereien. Cäsar ließ sich das Vorwärtskämmen seiner Haare angelegen sein und übte aus demselben Grunde kein Vorrecht beständiger, als das Tragen des Lorbeerkranzes. Auch Tiberius hatte eine bedeutende Glatze; dennoch wagte ein Prätor, Namens Sejanus, ihn dadurch zu verhöhnen, daß er an dem lustigen Feste der Flora die sämmtlichen Feierlichkeiten durch Kahlköpfe verrichten und endlich des Nachts den Zuschauern von 5000 kahl geschorenen Sklaven heimleuchten ließ! Domitian endlich ärgerte sich so über seinen Haarmangel, daß er jeden auch auf einen Anderen zielenden Scherz auf sich bezog und sogar ein Buch „über die Pflege der Haare" schrieb. Plinius, der Aeltere, giebt eine solche Menge Wiedererzeugungsmittel der Haare an, daß unsere Zeit schon deshalb mißtrauisch gegen die neueren Tinkturen werden sollte. Gegen das Grauwerden räth er zu einer aus Regenwürmerasche und Oel bereiteten Pomade!

Mit fremdem Haar den Schaden zu decken war in der Kaiserzeit schon sehr gewöhnlich. Sueton berichtet von Kaligula, daß er in seiner Jugend auf nächtlichen Streifzügen in der Stadt eine Perücke trug, und von Otho, daß seine falsche Tour kaum erkennbar war. Originell aber war der Einfall eines Gecken zu Martial's Zeit, den kahlen Schädel haarähnlich zu färben! Wenigstens gestatten die Verse des Epigrammatikers nicht, an etwas Anderes zu denken:

„Phöbus, Du lügst Dir Haar, aus Salbe künstlich gebildet,
Und die schmutzige Glatz' ist mit gemaltem bedeckt,
Nöthig hast Du es nicht, für den Kopf Haarscheerer zu brauchen,
Dich zu scheeren vermag besser, o Phöbus, ein Schwamm."

Auch in Rom besuchten die Meisten das Atelier des Friseurs, wo man, wie in dem Besuchzimmer des Arztes und in dem Laden des Buchhändlers zugleich der Unterhaltung nachging und nicht bloß die Haare in Ordnung bringen, sondern auch die Nägel beschneiden ließ. Die Wahl der Barbierstube hing natürlich von der Geschicklichkeit des Inhabers ab; denn Niemand wollte gern dulden, was Horaz dem Mäcenas schreibt:

„Ist mir vom Bader das Haar zu ungleich geschnitten, so lachst Du?"

Martial hat einem Tölpel, Namens Antiochus, ein unsterbliches Denkmal gesetzt, worin es am Schlusse heißt:

„Alle die Narben, wieviel Ihr zu zählen vermöget am Kinne,
Wie sie ein alter Athlet sehen uns läßt an der Stirn,
Machte mir nicht im Groll mit zornigen Nägeln die Gattin,
Sondern Antiochus' Stahl, seine verwünschete Hand.
Unter den Thieren gesammt hat eines Verstand nur, der Geisbock:
Daß ihn Antiochus nicht martere, trägt er den Bart."

Wer aber einmal eine große Sklavenfamilie unterhielt, pflegte auch einen in der Frisirkunst erfahrenen, dienstbaren Geist zu besitzen, der oft sich der besonderen Zuneigung seines Herrn zu erfreuen hatte. Einem solchen Gegenspiel des Antiochus widmete Martial die zarten Verse:

„Unter dem Grabstein liegt, in kindlichen Jahren entrissen,
Pantagathus, den geliebt und den betrauert sein Herr,
Welcher zu schneiden geschickt das flatternde Haar und zu säubern
Mit kaum streifendem Stahl borstige Wangen verstand.
Magst ihm, Erde, Du sanft und leicht sein, wie er verdienet,
Leichter kannst Du doch nicht sein, als die kundige Hand.“

Mit wohlriechenden Essenzen und Oelen parfümirte man nicht nur das Haar, sondern auch die Kleider. Am gewöhnlichsten geschah es nach dem Bade und vor der Mahlzeit und das beliebteste Parfüm war aus den Blüten des indischen und arabischen Baldrians (Narde) bereitet. Seneka klagt über die Manie seiner Zeitgenossen, den ganzen Tag duften zu wollen: „Es ist ihnen zu wenig, Salbe zu nehmen, wenn sie nicht zwei- oder dreimal des Tages erneuert wird, damit sie nicht am Körper verdufte. Prahlen sie nicht mit dem Wohlgeruche, als wäre es ihr eigener?“ Ja, sogar der Schminke blieben die Weichlinge nicht fremd! Juvenal sagt:

„Jener verlängert die Brauen, gefleckt von gefeuchtetem Ruße
Mit gebogener Nadel und schminkt die zitternden Augen,
Hebend den Blick.“

Dasselbe ergiebt sich aus dem ironischen Lob, das der jüngere Plinius dem Rabulisten Regulus widmet: „Er hielt doch etwas auf Studien, hatte Furcht, war bleich, schrieb, wiewol er sich das nicht abgewöhnen konnte, daß er bald das rechte, bald das linke Auge ummalte, das rechte, wenn er als Kläger, das linke, wenn er als Vertheidiger zu thun hatte, daß er das weiße Schminkpflästerchen jetzt über das eine, dann über das andere Auge setzte.“ Diese Stelle lehrt zugleich, daß die stern- oder mondförmigen Pflästerchen, die Martial an ein paar Stellen erwähnt, wirklich nur Schönpflästerchen waren.

Den Gebrauch der Fingerringe sollen die Römer von den Sabinern oder den Etruskern überkommen haben. Der Ring war als Träger des Siegelzeichens anfangs nur von Eisen und daß der gemeine Mann noch später bei dieser Sitte blieb, sieht man aus Appian, der über ein Gefecht während des dritten punischen Krieges berichtet, daß man die Leichen der gefallenen Römer an den Ringen erkannt hätte, weil die Kriegstribunen goldene, die Gemeinen aber eiserne führten. Nach und nach war nämlich der goldene Ring eine Auszeichnung der Senatoren, Ritter und Magistrate geworden, bis endlich Severus und Aurelian auch allen Soldaten die Erlaubniß gab, sich mit demselben zu schmücken. Nach Plinius soll der ältere Scipio Afrikanus zuerst einen

Gemmenring getragen haben. Auch auf diese Gattung des Schmucks wandten eitle Männer ungeheure Kosten. Vom Dichter Arruntius Stella sagt Martial:

„Jaspis und Diamant' und Smaragd' und Sardonyche siehst Du
Meinen Stella, Sever, tragen an einem Gelenk."

und von einem gewissen Charinus:

„Sechs Ring' an jedem Finger trägt Charinus stets
Und legt auch nicht des Nachts sie ab,
Noch wenn er badet. Wissen wollet Ihr den Grund?
Ein Ringbehälter fehlet ihm."

Behauptet doch Juvenal, daß zu seiner Zeit einem Cicero nicht 200 Sesterzen für einen Prozeß geboten würden, wenn nicht ein großer Edelstein an seinem Finger blitzte, und daß ein gewisser Paulus mit einem geborgten Sardonyx plaidirte! Manche Emporkömmlinge zeichneten sich durch die Solidität ihrer Ringe aus, wie der ehemalige Sklave Zoilus, den Martial mit den Versen anredet:

„Wozu, Zoilus, frommt's, daß ein ganz Pfund Gold Du zur Fassung
Brauchst für den Stein und so Deinen Sardonyx verdirbst?
Der Ring hätte sich jüngst für Deine Beine geschicket;
Nicht dasselbe Gewicht ist für den Finger gemacht."

Dagegen spricht Juvenal von einem Narren, Namens Krispinus, der im Sommer leichtere Ringe zu tragen pflegte, als im Winter!

Das Tragen des Stockes scheint bei den Römern nur Reisenden, Bauern, Hirten und Bettlern anheim gefallen zu sein. Ueberhaupt diente er nur den wirklichen Bedürfnissen und darum führten ihn außerdem die Centurionen und die Amtsdiener, sowie natürlich gebrechliche und schwache Personen.

Die Bestimmung der weiblichen Garderobe bietet für Rom noch größere Schwierigkeiten als für Hellas. Eine Unmasse von dunkeln Namen liegt vor, die auf Verschiedenheiten in Stoff, Farbe und Schnitt hindeuten und von denen man annehmen kann, daß sie dem um viele Jahrhunderte früheren Erklärer bereits im Alterthum Kopfzerbrechen verursachten. Sagt doch schon Plautus in seinem „Epidikus" von den Damen: „Erfinden sie nicht alle Jahre neue Namen für die Gewänder?" Nur in den Hauptstücken, welche der Kleidung den nationalen Stempel aufdrücken, ist eine sichere Trennung möglich und hiernach zerfällt der weibliche Anzug in drei Theile.

Zunächst umschloß den Körper eine Tunika, die bis ans Knie reichte und in alter Zeit wol, wie der dorische Chiton, ärmellos war, später aber oft weite, bis zum Ellbogen reichende, nach außen geschlitzte und mit Agraffen wieder zusammengesteckte Aermel hatte. Dieses Unterkleid hat wol ursprünglich auch

aus feiner Wolle bestanden; doch scheint mit der Zeit die Leinwand sich sehr eingebürgert zu haben, da es nach Plinius von Varro als eine Merkwürdigkeit erwähnt ward, daß es in der Familie der Serrani althergebrachte Sitte der Frauen war, keine leinenen Kleider zu tragen. Die Tunika wurde übrigens nur gegürtet, wenn man sie im Hause allein trug. Die Stelle unseres Corsets, aber in weniger drückender und pressender Weise, vertrat ein Busenband aus feinem Leder. Daß dasselbe über dem Hemde angelegt wurde, ergiebt sich aus einem Fragmente des Dichters Turpilius, eines Zeitgenossen von Terenz, wo ein Mädchen darüber klagt, daß sie einen zwischen Tunika und Busenband verborgenen Brief verloren habe. Eine Stelle des Terenz bezeugt allerdings, daß, wenigstens in jener Zeit, der Geschmack dem Streben nach Wespentaille ähnelte. Es sagt nämlich im „Eunuchen" Chärea über den Gegenstand seiner Leidenschaft: „Sie ist gar nicht unseren Jungfrauen ähnlich, bei denen die Mütter darauf sehen, daß sie, um schlank zu sein, die Schultern herabsenken, die Brust schnüren. Wenn eine etwas voll wird, heißt es, sie gleiche einem Faustkämpfer. Man setzt sie auf schmälere Kost. Obgleich ihr Körperbau gut ist, macht man sie durch Pflege zu binsenähnlichen Geschöpfen."

Ueber das unterste Gewand zog man eine zweite, viel längere Tunika, Stola genannt. Diese hatte entweder den halben Arm bedeckende Schlitzärmel oder war ärmellos und wurde, wie der Chiton, auf den Achseln durch Spangen oder Schleifen zusammengehalten, während die Aermel der unteren Tunika dann sichtbar waren. Die Stola war aber auch, wie das attische Frauenkleid, länger als die ganze Gestalt und wurde deshalb so gegürtet, daß ein Theil des heraufgezogenen Gewandes als überflüssiger Faltenbausch über den Gürtel hinabfiel und das Ganze an den Bildwerken den Schein erzeugt, als erblicke man ein zweites kurzes Gewand über dem bis auf die Füße reichenden langen. Den Faltenreichthum der Stola bekundet auch der Vers Martials: „Mehr als Deine Stola trägt die Stirne Falten." Ein besonderes Kennzeichen der Stola bildet die Instita, eine an den unteren Saum genähte Falbel, die Horaz meint, wenn er sagt:

> „Gar Manche entzückt eine Frau nur,
> Wenn, mit der Falbel besetzt, das Gewand ihr die Knöchel bedeckt hält."

Sie muß zugleich etwas Schleppenartiges gehabt haben, denn Ovid redet sie an: „Lange Instita, die Du die Mitte der Füße bedeckst!" Die bei vornehmeren Frauen noch am Halse mit einem goldenen Saum verzierte Stola war ebenso Standestracht der anständigen Römerin, wie die Toga das Vorrecht des römischen Bürgers. Sonderbarerweise mußten die Ehebrecherinnen und die Prostituirten anstatt der Stola die Toga tragen, welche in der ältesten Zeit nach bestimmten Zeugnissen beiden Geschlechtern gemeinschaftlich war. Tibull bittet die Mutter seiner Delia:

„Keusch nur lehre sie sein, obschon kein Band das geflochtene
Haar umschlingt, noch den Fuß decket der lange Talar":

auch läßt er die eifersüchtige Sulpicia sprechen:

„Möge die Toga Dir mehr und die Metze, gebannt an den Spinnkorb,
Mehr als Sulpicia jetzt gelten, des Servius Kind."

Auch Horaz nennt die lockeren Libertinen „Togaträgerinnen" und Martial ruft unmuthig aus:

„Scharlach und Veilchenfarb'nes empfängt die verrufene Buhlin;
Willst Du ihr, was sie verdient, schenken, die Toga dann sei's."

Nur außerhalb Roms wagten es die Damen des Demimonde ihren Stand zu verleugnen, wozu ein Bruchstück des Komikers Afranius einen treffenden Beleg liefert. Auf die verwunderte Frage: „Eine Buhlerin in langem Kleide?" lautet nämlich die Antwort: „An fremdem Orte pflegt sie es zu tragen, um sich zu schützen." Schon am Ende des zweiten Jahrhunderts n. Chr. waren jedoch diese Unterschiede verwischt und Tertullian klagt, daß die schönen Sünderinnen den anständigsten Frauen glichen. Was die Farbe betrifft, so weist eine leider nicht übersetzbare Stelle des Horaz (Satir. I, 2, 36) der Stola der Matronen deutlich genug die weiße an.

Die Bestimmung des dritten Hauptstückes der weiblichen Kleidung ist schwieriger und unsicherer, weil man einerseits einen der Toga und dem Pallium ähnlichen Umwurf, andererseits eine zum Anziehen bestimmte Obertunika darunter verstehen will, eine Differenz, welche besonders durch die Unklarheit der Schriftsteller verursacht worden ist. Die Palla wird vom Bischof Isidorus in seinem encyklopädischen Lexikon ein viereckiges Gewand genannt und wenn man dazu nimmt, daß Seneka in der Schrift über den Zorn mit demselben Worte einen Vorhang bezeichnet, und die nicht zu leugnende sprachliche Verwandtschaft zwischen Palla und Pallium, dem griechischen Himation, in Anschlag bringt, so ist man in voraus abgeneigt, an einen Anzug im wörtlichen Sinne zu denken. Es sprechen aber auch direkte Beweise für die tuchartige Form der Palla. Indem Horaz angiebt, was der Annäherung an eine verheiratete Frau im Wege stehe, nennt er neben den Hütern, Gesellschafterinnen, Haarkräuslern auch „die bis auf die Knöchel herabwallende Stola und die diese einschließende Palla". Appulejus beschreibt sogar die Art des Umwurfs für die Palla genau so, wie sie beim Pallium und der Toga Sitte war. Ebenso läßt sich ein Fragment des Varro hierher ziehen, in welchem eine alte römische Bestimmung wegen der Todtenbestattung enthalten ist, dahin lautend, daß die Frauen, so lange die Leiche über der Erde wäre, mit Schleiertüchern trauern sollten, beim Begräbnisse selbst aber „in schwarze Pallen gehüllt". Wenn man nun die vorhandenen Bildwerke damit vergleicht, so erkennt man sehr oft die Palla in

dieser Gestalt, nur daß die Römerinnen in der Drapirung des Umwurfs nicht, wie die Männer, sich streng an einen gewissen Typus banden, sondern ihrem freien Geschmacke folgten. Bei der in nachlässiger Stellung zurückgelehnten Statue der jüngeren Faustina (der Gemahlin des Antoninus Philosophus) liegt die Palla, wie ein Plaid, ausgebreitet über den Knieen. Dagegen läßt an der in Neapel befindlichen Bildsäule der Livia die Palla die Brust frei, während sie sich sonst um den ganzen Körper schlägt, so daß das unter der rechten Schulter herkommende Ende über den linken Arm hinwegfällt. Die Marmorstatue der jüngeren Agrippina zeigt die Palla, die ganze Gestalt nebst dem Haupte und beiden Armen in anmuthigen Falten bis ungefähr zu den Füßen herab umfließend. Endlich erblickt man auf einem 1761 in Herkulaneum gefundenen Gemälde, „die Schmückung der Braut“ genannt, die Palla in dreierlei Anordnung. Die Mutter, welche auf einem Sessel sitzt, hat bloß den Unterleib bis zur Taille damit umwunden; an der neben ihr stehenden Tochter fällt sie vom linken Oberarme aus, Rücken und rechte Seite bis zur Hüfte frei lassend, nachlässig herab; die der Braut selbst ist augenscheinlich knapper, läßt beide Arme und die rechte Brust frei, reicht bis zur Kniehöhe und hat ihren Halt auf der linken Schulter.

Neben dieser eigentlichen Palla wird an mehreren Stellen eine gegürtete Kleidung ebenso genannt; diese scheint aber aus zwei Blättern oder Decken bestanden zu haben, die, auf den Schultern durch Agraffen verbunden, durch einen Gürtel am Körper festgehalten wurden oder auch lose herabflatterten. Wie dehnbar überhaupt das Wort Palla war, sieht man nicht nur daraus, daß es auf die aus Griechenland einwandernde, lange, weitfaltige Kitharödentunika übertragen wurde, sondern daß Martial sogar von einer gallischen Männerpalla sprechen konnte. Und worin bestand dieselbe? Aus Strabo, verglichen mit Martial's eigenen Worten (womit zwei zu Lyon gefundene Bronzen stimmen), geht hervor, daß es ein vorn offener, mit langen Aermeln versehener, nur bis zur Mitte des Gesäßes reichender Chiton war, also eine Art von Jacke oder Juppe! — Uebrigens finde ich die gewöhnliche Behauptung, daß Buhlerinnen und Libertinen außer der Stola auch die Palla nicht haben tragen dürfen, nur hinsichtlich der ersteren gerechtfertigt. An allen Stellen mit Ausnahme der von Horaz angeführten ist bloß von der Stola die Rede. Diese ist aber wieder nicht nur ehrbaren Frauenzimmern, sondern ausdrücklich den Matronen d. h. verheirateten Frauen eigenthümlich. Soll man nun annehmen, daß die ganze Masse unbescholtener Mädchen aus niederem Stande das Abzeichen der Anrüchigkeit, die Toga, geführt habe? Ja, die römischen Bürgertöchter trugen bis zur Verheiratung die Toga, aber die mit dem horizontalen Purpursaume verbrämte (Prätexta), und deshalb spricht der Schatten Kornelia's bei Properz zu ihrem Gatten:

„Als der vermählenden Fackel die purpurbesäumete Toga
Wich und gern sich das Haar schmiegte dem Schleier der Braut,
Ward, mein Paulus, ich Dein.“

Gerade die Libertinen, die nicht Buhlerinnen von Profession waren, werden zur langen Tunika, die nur durch die Instita zur Stola wurde, die Palla getragen haben. Sie scheint auch Ovid zu meinen, wenn er unter den Rathschlägen, die darauf hinauslaufen, sich seiner jungen Nachbarin im Cirkus angenehm zu machen, wörtlich sagt: „Wenn das Pallium, zuweit hinabgesunken, auf der Erde aufschleppt, so fasse es zusammen und hebe es dienstfertig vom Boden auf!“ Unwillkürlich denkt man auch an die Palla, wenn der Dichter von der Prozession zu Ehren der Juno in Falerii spricht:

„Wo nur die Göttin erscheint, sieh, Mädchen und Jünglinge furchtsam
Mit nachschleppendem Kleid fegen die Straßen voran.“

Uebrigens begannen zu dieser Zeit die Matronen bereits die sie auszeichnende Stola abzulegen und schon unter Tiberius wurde von Cäcina Severus ein Strafantrag im Senat in Bezug darauf gestellt. Anstatt die Palla über den Kopf zu ziehen, trugen die Matronen in alter Zeit ein Schleiertuch, das, am Hintertheil des Kopfes befestigt, noch über die Schultern herabfiel. Wie allgemein der Gebrauch war, ergiebt sich daraus, daß die zweite Ehescheidung in Rom ihren Grund darin gehabt haben soll, weil ein gewisser Sulpicius Gallus seine Frau auf der Straße in bloßem Kopfe angetroffen hatte! Im religiösen Gebrauche erhielt sich dieses Kopftuch bis in die Kaiserzeit.

Die seidenen Stoffe wurden schon zu Nero's Zeit von dem weiblichen Geschlechte geliebt. Die dünnen Gewande aus Kos waren in Rom eben so berüchtigt als in Griechenland. Horaz und Seneka stimmen darüber überein, daß eine Dame in solcher Hülle nicht die Götter zu Zeugen aufrufen könne, sie sei nicht nackt! Und doch wurden sie nicht etwa bloß von Schönen zweideutigen Rufs vorgezogen!

Die Farbe auch der Toga und Palla wird in der ältesten Zeit wol keine andere gewesen sein, als die weiße. Wenn man dem Valerius Maximus glauben darf, so erhielten die Matronen erst zu Koriolan's Zeit, als Belohnung ihres unter Führung von Veturia und Volumnia dem Staate geleisteten Dienstes, außer dem Vorrechte, daß ihnen von den Männern auf dem Trottoir ausgewichen werden mußte, die Erlaubniß, Purpurgewänder und goldene Borten zu tragen. In der Drangsal des zweiten punischen Kriegs (215 v. Chr.) brachte aber der Volkstribun Oppius eine Bill durch, nach welcher keine Dame mehr als eine halbe Unze (13,6 Gramm) Goldschmuck besitzen sollte und buntfarbige Kleiderstoffe verpönt waren. Doch hielt sich dieses Verbot

nur zwanzig Jahre, worauf es unter hartem Kampfe wieder aufgehoben ward. Daß es sich besonders um die Farbe des Ueberwurfs handelte, erkennt man aus den Worten des Antragstellers Valerius: „Während es Dir, als Mann, erlaubt ist, die Purpurfarbe bei einer Decke anzuwenden, wirst Du Deiner Frau nicht gestatten, einen purpurnen Umwurf zu besitzen und Dein Pferd wird prächtiger gesattelt sein, als Deine Gattin bekleidet." Schon diese geschichtlichen Thatsachen lassen erkennen, wie übertrieben die oft wiederholte Behauptung Böttiger's ist, daß nur durch Eindringen barbarischer Sitte das eigentlich allein wohlanständige Weiß in der römischen Frauentracht verdrängt worden sei. Allein wenn man auch auf das phantastische, auf Effekt berechnete Kolorit der weiblichen Gestalten auf den uns erhaltenen Gemälden nicht allzuviel geben will, so finden sich genug Andeutungen bei den Autoren, die den allgemeinen Gebrauch unzweifelhaft machen. Schon Plautus nennt unter den entschieden römischen Kleidernamen im „Epidikus", und zwar ohne Bezug auf die Hetären, gemusterte, goldgestickte, röthliche, gelbe, safranfarbige, wasserblaue Stoffe und in seiner „Topfkomödie" befinden sich unter den bei der Hochzeit auf Bezahlung wartenden Handwerkern auch der Goldsticker, Safran-, Gelb-, Violettfärber. Auch Ovid scheint nicht bloß den Geschmack leichtfertiger Mädchen im Auge zu haben, wenn er die den Lenz an Farbenreichthum übertreffenden Nuancen der Wolle durchgeht. Martial ist in dem oben angeführten Epigramme unwillig darüber, daß einer Frau von schlechter Aufführung bunte Stoffe geschickt werden, da ihr die Toga gehöre, und sagt von einem Splitterrichter:

„Der keinen, wer in Scharlach geht, als Mann ansieht,
Und Weiberkleider nennet amethystfarbne."

Am entschiedensten aber ist das Zeugniß des unter Tiberius lebenden Valerius Maximus, der von den Frauen der älteren Zeit schreibt: „Damit übrigens ihre Keuschheit nicht so traurig und rauh, sondern mit einiger Munterkeit gemischt wäre, trugen sie Gold in Ueberfluß und vielen Purpur und färbten, um ihre Gestalt anmuthiger zu machen, ihr Haar röthlich."

Freilich hatten, wie in Athen, auch die römischen Frauen übergefallsüchtiger Natur eine Vorliebe für grelle, auffallende Farben; denn Seneka sagt, in den „physikalischen Untersuchungen" die Verweichlichung der Männerwelt verwünschend: „Buhlerische Farben, die nicht einmal ehrbare Frauen anziehen dürften, legen wir Männer an."

Es gab damals gemusterte, moiréartige Stoffe; aber auch gewürfelte und buntgestickte. Die farbigen waren gleich in der Wolle gefärbt; nur in Aegypten färbte man nicht nur fertige Zeuge, sondern hatte auch eine Art Kattundruck für bereits getragene, indem man vor dem Eintauchen in den Kessel vermittelst

einer Beize Figuren auf den Stoff zeichnete, die dann die Farbe in verstärktem Maße annahmen.

Besondere Beachtung verdient noch die Purpurfarbe, welche die Alten dem aus einer Cochenilleart bereiteten Scharlach vorzogen. Die aus dem Safte der eigentlichen Purpurschnecke und der Trompetenschnecke stammende Farbe hatte eine dunklere, schwärzliche und eine hellrothere Tinte. Durch verschiedene Mischungen und Verdünnungen entstanden aber dreizehn andere Schattirungen. Der tyrische, leuchtend dunkelrothe Purpur (von der Farbe des geronnenen Blutes), welcher doppelter Eintauchung bedurfte, war der kostbarste und nach Plinius kostete von ihm das Pfund Wolle beinahe 900 Mark; die zweite Sorte dagegen, der schon genannte violette Amethystpurpur (es gab auch malven- und heliotropblauen und violengelben), war für 90 Mark zu haben. Die Kleider aus der theuern, zweimal gefärbten Purpurwolle hatten die große Unannehmlichkeit, daß sie übel rochen. Martial stellt sie in dieser Beziehung zusammen mit faulig gewordenem Seewasser, mit dem Dampfe der verlöschenden Lampe, mit dem Filzstiefel eines alten Soldaten! Während der unächte und verfälschte Purpur Niemandem zu tragen unerlaubt war, blieb der ächte unter den Männern ein Vorrecht der Magistrate. Dies Alles änderte sich mit dem Eintritte der Monarchie. Schon Cäsar hatte ein beschränkendes Gesetz erlassen, das den Gebrauch des Purpurs nur gewissen Ständen zu bestimmten Zeiten gestattete. Dies Verbot wiederholte Augustus, wie es scheint, nur um die Vorrechte der höheren Beamten und Senatoren zu wahren. Später behielten sich aber die Regenten speziell den Gebrauch der Purpurtoga vor. Nero verbot den ächten Purpur beiden Geschlechtern und befahl, allen Purpurhändlern die Buden zu schließen. Ja, als er einmal auf der Bühne sang und eine vornehme Dame in dem verbotenen Schmucke sich gegenüber sitzen sah, ließ er ihr nicht bloß das Kleid wegnehmen, sondern auch ihr Vermögen konfiszieren. Unter den Flaviern scheint, wie aus Martial's Epigrammen erhellt, keine Strenge in Bezug auf den Purpur geherrscht zu haben. Unter den späteren Kaisern waren Alexander Severus und Aurelian so galant, den Matronen den Purpur erster Klasse zu gestatten; denn die schlechteren Sorten waren auch später immer im Privathandel, während die vorzüglichste Art, die „heilige“ oder „hochzuverehrende“, nur in besonderen kaiserlichen Fabriken gefertigt wurde.

Hinsichtlich der Fußbekleidung haben wir dem über die Männerschuhe Gesagten nur hinzuzufügen, daß die Schuhe der Frauen von feinerem Leder, mehr verziert und besonders gern von bunter Farbe waren.

Die äußerste Sorgfalt wendeten die Römerinnen auf ihre Frisur und mit Recht sagt Appulejus: „Eine so imponirende Schönheit liegt im Haare, daß, wenn eine Frau auch mit Gold, Kleidern, Edelsteinen und allem übrigen

Putz geziert einhertritt, doch sie nicht für fertig geschmückt gelten kann, so lange sie nicht das Haar geordnet hat."

Zunächst scheint ein Unterschied zwischen der Haartour der Mädchen und der der Verheirateten von alter Zeit her stattgefunden zu haben. Denn die Mädchen flochten die Haare bis zur Verheiratung in einen Zopf zusammen oder vereinigten die vorn glatt gescheitelten Haare nach griechischer Manier in einem hinter dem Scheitel stehenden Knoten oder Schopf. Aber am Abend vor dem Hochzeitstage wurde das Haar der Braut auf jeder Seite in drei Locken gelegt, die man mit wollenen Bändern durchzog. Der Grammatiker Festus enthält darüber die Notiz: „Mit sechs Locken werden die Heiratenden geschmückt, weil dies ein uralter Schmuck gewesen ist." Im „Soldaten" des Plautus wird eine Sklavin als Frau ausstaffirt, um Periplektomenes, den Helden des Stücks, zu berücken. Von ihr sagt Palästrio: „Du mußt sie, nach Art der Matronen gekleidet, in Dein Haus bringen; sie muß wohl frisirt sein, Locken und Bänder haben und sich anstellen, als sei sie Deine Frau." Wie aus einer anderen Stelle hervorgeht, hieß überhaupt im gewöhnlichen Leben „Locken anlegen" soviel wie „heiraten". Im „Hausgespenste" sagt nämlich eine Zofe zur Gebieterin: „Wenn Du sicher annehmen kannst, daß Du auf Lebenszeit Dein Auskommen hast und daß jener Liebhaber Dir treu bleibt, so bin ich der Meinung, daß Du willfahren und Locken anlegen mußt." Daß aber dieser Gebrauch nicht abkam, sondern auch von den christlichen Jungfrauen beobachtet wurde, beweisen folgende Worte Tertullian's: „Sogar unsere Glaubensgenossinnen bekennen durch ihre Tracht die Aenderung der Lebensjahre und sobald sie sich als Weiber fühlen, trennen sie sich von den Jungfrauen, indem sie wenigstens vom Haupte ablegen, was sie gewesen sind: sie ändern die Haartracht und, mit üppigerer Nadel sich die Frisur aufsteckend, geben sie durch die von der Stirne aus getheilten Locken offen ihren Weiberstand zu erkennen." Besonders gefielen sich die Verheirateten in einem hoch im Bogen emporsteigenden Toupet. Violantilla, die Braut des Dichters Stella, läßt Statius von der Liebesgöttin selbst frisirt werden, die dann zu Kupido spricht: „Sieh hin auf den Ehrenschmuck der hohen Stirn und auf das Lockengebäude!" Und so sagt auch Juvenal:

> „Reih' auf Reihe sie häuft, empor zu hohen Etagen
> Thürmt sie die Locken des Haupts, Andromache siehst Du von vorne;
> Rückwärts kleiner, erscheint sie als andere."

Ein sichereres Unterscheidungsmittel, als die besprochene Haartour, welche oft aus Laune und Emanzipationssucht bei Seite geschoben wurde, bildeten aber für die Matronen die bereits in Verbindung mit der Stola erwähnten, wollenen Bänder. Nun hatten aber auch die Mädchen ihre besonderen Haarbänder. Die „Verwünschungen" des Valerius Kato enthalten die Worte: „Sollte

ich es zuerst gewagt haben, die keusche Sittsamkeit meines Mädchens zu verletzen und ihr heiliges Band zu berühren?" In der Aeneide Virgil's heißt es von den Räubern des Palladiums: „Sie wagten es, die jungfräulichen Bänder der Göttin zu berühren." Endlich sagt auch bei Valerius Flakkus die Zauberin Medea: „Da gab ich unter Thränen den jungfräulichen Bändern die letzten Küsse." Properz nennt ausdrücklich das Haarband der Matronen „ein anderes", „zweites" und Valerius Maximus führt auch diese Auszeichnung auf die Zeit Koriolan's zurück.

Wie wechselvoll und unbeständig die Mode war, belehrt uns am besten Ovid in seiner Liebeskunst, wo es heißt:

„Weder vermagst Du zu zählen an buschiger Eiche die Blätter,
Noch die Bienen der Flur, noch das Gewild auf der Alp;
Also auch mir ist versagt, die Frisuren in Zahlen zu fassen,
Findet doch neuen Ornat jeglicher folgende Tag."

Außerdem giebt der Dichter den Rath, mit Zuziehung des Spiegels nach Gestalt und Gesichtsbildung die Haartour zu wählen. Einem länglichen Gesichte zieme ein glatter Scheitel, einem runden das Aufkämmen nach der Stirn zu, so daß dort ein Knoten sich winde und die Ohren unbedeckt bleiben; die Eine möge sich das Haar um die Schultern flattern lassen, die Andere nach Diana's Vorbild im Nacken zusammen binden, um die welligen Locken zu halten. Zu letzterem Zwecke dienten auch lange goldene Nestnadeln, wie sie Martial in folgenden Versen erwähnt:

„Daß nicht triefendes Haar Dir die glänzende Seide beflecket,
Werde der Lockenbau fest durch die Nadel gesteckt."

Auch goldgestickte Stirnbänder und mit Edelsteinen besetzte Diademe liebte man als besondere Zierde des Hauptes.

Schon in alter Zeit zogen die Römerinnen das röthlich gelbe, goldfarbige Haar allem anderen vor. Valerius Maximus, Kato und Festus sprechen dies aus und die beiden Ersten nennen, als das von jenen angewandte Hauptmittel, die Lauge. Später, als die römischen Legionen bis nach Gallien, Belgien und Westdeutschland vordrangen, lernten sie die alkalische Schaumseife kennen, welche die Bewohner jener Länder selbst zu demselben Zwecke gebrauchten und welche nun ein sehr gangbarer Einfuhrartikel in Rom wurde. Von einer äußerst dünnen Goldschale, die Martial zum Geschenk erhalten hatte, sagte er spottend:

„Stärker lieget das Netz als Schutz dem gekräuselten Haar auf
Und der batavische Schaum, färbt er latinisches Haar."

Am gesuchtesten scheinen die Seifenkugeln von Mattiakum (Wiesbaden) gewesen zu sein. Bei Martial liest man das Epigramm:

„Hast Du, Alte, den Wunsch, Dein greisiges Haar Dir zu färben,
Nimm — doch Du, Kahle, wozu? — mattische Kugeln von mir.“

Die Schärfe dieser beizenden Pomade war jedoch so stark, daß die Haut nach Plutarch hoch aufschwoll, wenn man sie damit einrieb, und ihrer schädlichen Wirkung auf das schöne Haar einer Geliebten hat Ovid eine ganze Elegie gewidmet. Auch Properz wirft es unwillig seiner Cynthia vor:

„Nein, nun färbst Du Dich gar, Unsinnige, gleich den Britannen;
Mit ausländischem Glanz tändelnd, bemalst Du das Haupt,
Wie die Natur sie verliehn, so macht die Gestalt sich am besten,
Schmählich dem Römergesicht stehet ein belgisches Haar.
Unter der Erde noch mag weh werden dem albernen Mädchen,
Das sich die Haare zuerst fälschte mit trügender Kunst.“

Die Kahlköpfigkeit vermehrte sich deshalb ungeheuer unter dem weiblichen Geschlechte und die blonden Haare der Germanen und Kelten selbst wanderten in Masse nach Rom, um sich zu falschen Touren verwenden zu lassen.

„Jetzt sein erobertes Haar muß Dir Germanien senden;
Schmücken wird Dich die Gab' eines besiegeten Volks,“

ruft Ovid der ihrer Haarzier Beraubten zu. Auch bei Martial finden sich vielfache Erwähnungen der Perücke. Eine Saturnaliendevise lautet:

„Feurige Farbe verleiht teutonischen Haaren der Aetzschaum;
Besser noch wirst Du geschmückt durch der Gefangenen Schopf.“

Wie Schmeichelei klingt es ferner, soll aber wol Spott sein, wenn er einer Lesbia schreibt:

„Vom mitternächtigen Volk, o Lesbia, schickt' ich Dir Haupthaar,
Daß Du wüßtest, wie viel blonder das Deinige sei.“

In dem Romane Petron's werden Enkolpius und Giton, nachdem sie sich haben kahl scheeren lassen, mit Perücken aus Tryphäna's Garderobe ausgestattet und jener sagt von der seinigen: „Ja, mein Gesicht hob sich sogar empfehlender heraus, weil die Frisur blond war.“ Unter blonder Perücke verbirgt nach Juvenal Messalina ihr schwarzes Haar vor ihren nächtlichen Ausflügen. Ovid verräth uns sogar den Hauptstandplatz der römischen Perückenmacher; denn er sagt, die Damen schämten sich gar nicht, offen dieses Toilettenstück zu kaufen. „Wir sehen es verkauft werden vor den Augen des Herkules und dem Jungfrauenchor“, d. h. vor dem Tempel des mit den Musen zusammen verehrten Herkules, der auf dem Marsfelde in der Nähe des Flaminischen Cirkus lag. Die hochaufgebauten Frisuren, wie sie unter den Flaviern und wieder im dritten und vierten Jahrhundert Mode waren, erforderten natürlich auch eine Menge fremden Haares. Selbst die bildende Kunst hat

der Flatterhaftigkeit der Römerinnen in ihrer Haartracht Rechnung getragen und die Eitelkeit ihrer Gönnerinnen dadurch befriedigt, daß sie an den Portraitstatuen bewegliche Marmortouren anbrachte, die nach der Mode verändert werden konnten!

Zu erwähnen ist noch, daß die Frauen, um das Haar zusammenzuhalten und zu schonen, ein Netz über den Kopf zogen. Es bestand oft aus Seide oder, wie das der Gemahlin Trimalchio's bei Petron, aus Goldfäden. Auch ein von Juvenal geschilderter Weichling trägt neben der bläulich gemusterten oder gelbgrünen Damenrobe ein goldenes Netz. Lampridius erzählt in der Biographie Elagabal's, daß Schmeichler aus dessen Bekanntschaft ebenfalls Haarnetze trugen, nur um sich ihm angenehm zu machen! Auch die ursprünglich griechische Mode der Sackhauben, welche das Haar entweder ganz umschlossen oder das Ende derselben noch heraushängen ließen, bürgerte sich in Rom ein.

Die ungemeine Sorgfalt, die man auf die Frisur verwendete, machte das Amt der damit betrauten Sklaven zu einem erstaunlich wichtigen, mit großer Verantwortlichkeit verbundenen. Unterstützt von den das Brenneisen handhabenden männlichen Sklaven, übten dasselbe besonders in der Kunst unterrichtete und angelernte „Haarschmückerinnen". Der Kaiser Augustus überraschte einst, wie Makrobius erzählt, seine leichtfertige Tochter Julia bei der Toilette, wo die Haarschmückerinnen eben beschäftigt waren, ihr die frühzeitig erscheinenden Silberlinge zu entfernen. Er stellte sich, als habe er die noch auf dem Kleide zerstreut liegenden Verräther nicht entdeckt, brachte aber nach und nach das Gespräch auf ihr Alter und fragte sie endlich, ob sie nach einigen Jahren lieber grau oder kahlköpfig sein wollte. Als sie aber das Erste vorzog, entgegnete er: „Warum machen Dich denn jene so schnell zum Kahlkopf?" Die Schriftsteller haben uns aber auch in Bezug auf die Geheimnisse der Toilettenstunde Scenen viel ärgerlicherer Art aufbewahrt, die von der unfreundlichen Strenge und Reizbarkeit der Römerinnen nur zu starkes Zeugniß geben. Juvenal spricht in seiner sechsten Satire:

> „Ordnend das Haar steht dort mit zerzausetem Lockengeringel
> Psekas, die Schultern entblößt, die Arme, mit offenem Busen.
> „Warum ist hier die Locke so hoch?" Ein Ziemer vom Ochsen
> Strafet sofort ungeschickter Verkräuselung arges Vergehen."

Etwas ganz Aehnliches hat Martial vor sich, wenn er schreibt:

> „Nur ein Ringel versah's in dem ganzen Lockengebäude,
> Welches der Nadel entglitt, da sie zu locker gesteckt.
> Lalage rächte die That mit dem Spiegel, der sie verrathen,
> Und Plekusa vom Schlag fiel mit zerrissenem Haar."

Endlich deutet noch mehr auf allgemeine Gewohnheit hin, was Ovid zum Lobe eines schönen Haares singt:

„Nicht von der Nadel wurd' es gesprengt, noch den Zähnen des Kammes,
Immer die Schmückerin war sicheren Leibs beim Geschäft.
Oft das Frisiren geschah vor meinen Augen und niemals
Riß sie die Nadel herab, um zu verwunden den Arm."

Ja, er giebt den jungen Damen die Vorschrift:

„Sicher mag sein die Zof', ich hasse, die blutig das Antlitz
Kratzt mit den Nägeln und sticht mit einer Nadel den Arm."

Die trügliche Verschönerungskunst, welche die Griechinnen bereits auf eine solche Höhe der Vervollkommnung gebracht hatten, fand überhaupt in Rom ihre Meisterinnen. Wir können hier die schon in Griechenland angewendeten Mittel übergehen. Martial faßt beinahe Alles in folgendem beißenden Gedicht zusammen:

„Während Du selber zu Hauſ' und geschmückt bist aus der Subura
Und Dir wächset das Haar, ohne vorhanden zu sein;
Und, wie Dein Seidengewand, Du Nachts ablegest die Zähne,
Und verborgen in fast hundertlei Büchsen Du liegst,
Und mit Dir Dein Gesicht nicht mitschläft, winkst Du mit jenen
Augenbrauen, die Dir morgens man hatte gemalt."

Speziell aus Attika wurde noch eine ekelhafte Schönheitssalbe importirt, der aus der dortigen schweißigen Schafwolle abgekochte Extrakt! Noch beliebter war aber das Auflegen von Teig, das besonders seit Nero's Zeit aufgekommen war. Es gehörte viel Ueberwindung und — Eitelkeit dazu, die ganze Nacht hindurch unter einer solchen Breilarve zuzubringen, die es, wie Juvenal meint, zweifelhaft ließ, ob ein Gesicht darunter sich verbarg oder ein Geschwür. Aber selbst der weibische Otho that sich die Qual an und nach Plinius gab es viele Weiber, die unzählige Male des Tags das Antlitz mit Teig bäheten und dann — denn dies gehörte dazu und Poppäa hatte darum beständig 500 melkende Eselinnen bei sich — mit Eselsmilch abwuschen! Hinsichtlich der Verschwendung von kostbaren Wohlgerüchen und Salben (nach Plinius kostete das Pfund von mancher Sorte über 360 Mark) standen natürlich die Frauen den Männern nicht nach. Die Hauptfabrikplätze für die Parfums waren Neapel, Kapua und Pränestе.

Großen Luxus entfalteten die Römerinnen in goldenem, mit Edelsteinen und Perlen verziertem Schmuck. Lollia Paullina, die Gemahlin des Kaligula, war, wie Plinius, der Aeltere, hervorhebt, bei einem Verlobungsschmause mit Perlen und Smaragden bedeckt, die bunt wechselnd in den Haaren, an den Ohren, um den Hals, an den Fingern strahlten und gegen neun Millionen Mark werth sein mochten. Anderswo beklagt es Plinius, daß sogar die Füße mit Gold umrahmt wurden; „mögen die Frauen immerhin," sagt er, „Gold um die Arme und an allen Fingern haben, am Halse, in den Ohren, am Diadem;

mögen goldene Ketten um ihren Körper sich schlingen und mit Gold gereihte wuchtige Perlen vom Halse herabhängen.“ Die Perlen scheinen überhaupt von den Damen noch mehr geliebt worden zu sein, als die Edelsteine. Martial hat einer Perlennärrin sogar ein Spottgedicht gewidmet:

„Nicht beim mystischen Dienst der Göttermutter,
Noch beim Stiere der unberührten Milkuh,
Kurz bei nichts, was da Göttin oder Gott ist,
Schwöret Gellia, sondern bei den Perlen.
Die umarmt sie, sie werden abgeküsset,
Diese nennt sie Brüder, nennt sie Schwestern.
Diese liebet sie mehr als beide Kinder.
Wenn zufällig darum die Arme käme,
Will sie, sagt sie, keine Stunde leben.
O, wie nützlich, Papirianus, würde
Jetzt des Diebs Serenus Hand sich machen!“

Auch Seneka schreibt in seiner Schrift über die Wohlthaten: „Ich habe die großen Zahlperlen im Auge, die nicht mehr einzeln für die einzelnen Ohren verwendet werden; denn schon sind die Ohren geübt größere Last zu tragen: jene werden unter einander verbunden und auf je zwei setzt man eine dritte. Nicht genug hätte ja die weibliche Schönheit die Männer unterjocht, wenn nicht an jedem Ohr zwei bis drei Erbgüter herabhingen!“ Cäsar kaufte Servilia, der Mutter des Brutus, eine Perle für 1,300,000 Mark. Bekannt ist die Erzählung von jener großen Perle, welche die Königin Kleopatra in Essig weichte und verschluckte, um ihre Wette gegen Antonius zu gewinnen. Dasselbe that auch Klodius, der verschwenderische Sohn des tragischen Bühnenhelden Aesop. Dies erwähnt Horaz in den Satiren mit den Versen:

„Nahm des Aesopus Sohn eine Perl' aus dem Ohre Metella's,
Ließ sie in Essig zergeh'n, um so Millionen auf einmal
Hinterzuschlürfen, so sag', war er mehr bei Sinnen, als hätt' er
Eben den Schatz in den reißenden Fluß, in Kloaken geworfen?“

Die goldenen Armringe hatten gewöhnlich die Form von Schlangen, deren Augen dann Edelsteine vertraten. Trimalchio taxirt die Spangen seiner Frau auf $6^1/_2$ Pfund Goldgewicht!

Noch müssen wir auch bei den Römerinnen der Fächer und Sonnenschirme gedenken, als unentbehrlicher Vervollständiger der Toilette. Jene bestanden theils aus Pfauenfedern theils aus dünnen Holzplättchen und dienten zur Verscheuchung lästiger Insekten und Erzeugung kühlenden Luftzuges. Der Sonnenschirm scheint oft als Geschenk gegeben worden zu sein. Martial enthält ein begleitendes Distichon:

„Nimm die Beschirmung an, die zu brennende Sonne Dir abhält:
Selbst wenn windig es ist, bietet die Hülle Dir Schutz.“

Ebenso heißt es bei Juvenal von einem weichlichen Liebling:

> „Ihm nur grünliche Schirme gesandt und des glänzenden Bernsteins
> Stücke, so oft ihm kehrt der Geburtstag oder der nasse
> Lenz anfängt!"

Wie die letzten Worte andeuten, gebrauchte man den Schirm zugleich als Schutz gegen den Regen. Natürlich bequemte sich die vornehme Dame nicht dazu, selbst Fächer oder Schirm zu tragen, sondern überließ dies einer Sklavin.

Ein Register von Handwerkern, deren die Frauen überhaupt benöthigt waren, liefert die „Topfkomödie" des Plautus, wo der Brautvater, die Kosten der Hochzeit bedenkend, sagt:

> „Da sieht man Walker, Sticker, Wollarbeiter steh'n;
> Putzhändler, Bortenfert'ger, Hemdenmachervolk
> Und Schleierweber, Färber in Violett und Gelb;
> Dann Aermelmacher, Spezereienhändler auch;
> Kaufleute, die mit Leinwand und mit Schuhen steh'n;
> Dann sitzen Schuster- und Pantoffelmacher-Volk;
> Es steh'n Sandalenmacher, Malvenfärber da,
> Haarlockenkräusler, Schneider: Alle fordern Geld!"





IX.

Der Buchhandel in Griechenland und Rom.*)

Eine gewerbmäßige Vervielfältigung der schriftstellerischen Produkte und die Entstehung eines buchhändlerischen Verkehrs in Griechenland läßt sich nicht denken vor der Einführung des aus dem Marke der ägyptischen Byblosstaude bereiteten Papiers, als Handelsartikels. Das Schreiben auf Häute und Wachstafeln führte sicher nicht über den Zweck der nothwendigsten Fixirung und Mittheilung von Gedanken im öffentlichen und privaten Leben hinaus. Die Erfindung des Papiers im Räthsellande des Nils ist aber jedenfalls uralt. Denn die Verwendung jenes Schilfes zu Segeln und Kleidern kann man sich kaum ohne Gebrauch derselben Kunstgriffe vorstellen, die zur Anfertigung des Schreibpapiers nöthig waren, und wenn Herodot sich von ägyptischen Priestern „aus Papyrusrollen“ die Namen von 330 Königen vorlesen läßt, so denkt man zunächst an regelmäßig seit undenklicher Zeit geführte Listen; ja, man nimmt jetzt an, daß das Fabrikat schon im 18. Jahrhundert v. Chr. den Aegyptern bekannt war! Wenn dagegen der gelehrte Terentius Varro nach Plinius, des Aelteren, Angabe behauptet hat, daß das Papier vor der Gründung Alexandria's weder erfunden noch im Gebrauch gewesen sei, so ist dies ein einfacher Irrthum, der sich nicht dadurch bemänteln läßt, daß man zwischen Erfindung im Allgemeinen und Entdeckung des Fabrikgeheimnisses unterscheidet, wiewol nicht geleugnet werden soll, daß seit der Zeit Alexander's des Großen die Ausfuhr des Schreibmaterials (denn auch das beste Schreibrohr lieferte Aegypten) einen gewaltigen Aufschwung nahm, der durch das von lächerlicher Eifersucht gegen die pergamenischen Könige diktirte Exportverbot nur vorübergehend gehemmt worden zu sein scheint.

---

*) Die poetischen Citate sind in diesem Aufsatze der Worttreue wegen absichtlich in ungebundener Rede wiedergegeben.

In Hellas begann das Abschreiben der Bücher auf Papier, das Büchersammeln und der Bücherverkauf lange vor der makedonischen Periode. Was zuerst die Anwendung des Nilpapiers betrifft, so schreibt Herodot um die Mitte des 5. Jahrhunderts v. Chr.: „Die Jonier nannten die Papyrusstreifen von Alters her Häute, weil sie sich einst in Ermangelung des Papiers der Häute von Ziegen und Schafen bedienten. Auch zu meiner Zeit schreiben Viele unter den Barbaren auf dergleichen Häute." Es widerspricht diesen Worten nicht und hat viel Wahrscheinlichkeit für sich, wenn man das Bekanntwerden der jonischen Griechen mit dem Papiere zwei Jahrhunderte weiter zurück datirt und mit der für den Handelsverkehr mit dem Nilthale so wichtigen Regierungszeit des liberalen Königs Psammetich in Verbindung bringt. Daß aber bei den Griechen damals die phönikisch-semitische Buchstabenschrift bereits allgemein in Gebrauch war, beweist schon der Umstand, daß sie gerade um dieselbe Zeit und zwar von Griechenland aus nach Etrurien verpflanzt worden ist. So stände denn der Glaubhaftigkeit der Zeugnisse über die vom athenischen Tyrannen Peisistratos und dessen Zeitgenossen Polykrates von Samos angelegten Bibliotheken nichts im Wege außer dem mythischen Halbdunkel, das diese Namen umgiebt und dem Mangel an Nachahmung in der nächsten Zeit. Denn Strabo's Angabe, daß Aristoteles der Erste gewesen sei, der Bücher gesammelt und die ägyptischen Könige zur Aufstellung einer Bibliothek angeleitet habe, gehört mit der Varronischen Behauptung hinsichtlich des Papiers in eine Kategorie.

Allein der Spekulationsgeist scheint sich doch nicht eher auf die fabrikmäßige Vervielfältigung der literarischen Werke geworfen zu haben, als bis die Schriftsteller selbst ihre Wissenschaft zum Gelderwerb verwendeten. Bekanntlich geschah dies im 5. Jahrhundert während der athenischen Aufklärungsperiode, als die Sophisten zu methodischer Behandlung vieler Zweige des menschlichen Wissens den Grund legten und die geistige Regsamkeit des Volkes in hohem Grade förderten. Von der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts an mehren sich auf einmal die Erwähnungen von Bücherverbreitung und von Bibliotheken. So müssen z. B. die Schriften des Protagoras aus Abdera sich in vielen Händen befunden haben. Denn da er in seinem Buche über die Götter geäußert hatte, er wisse nicht, ob die Götter existirten oder nicht und wie sie beschaffen seien, wurden seine Bücher durch den Herold von den Besitzern eingefordert und auf dem Markte verbrannt. Xenophon erwähnt in seinen Denkwürdigkeiten des Sokrates ein Gespräch zwischen dem Meister und dem jungen Euthydemos, „der viele Schriften von den berühmtesten Weisheitslehrern und Dichtern gesammelt hatte." Nach Athenäos besaßen auch der Archont Eukleides und der Dichter Euripides bedeutende Büchersammlungen und in einem Stücke des der mittleren Komödie angehörenden Dichters Alexis wird der täppische

Herakles aufgefordert, sich aus dem reichen Büchervorrathe seines Lehrers Linos ein Werk nach Belieben zu wählen; er greift hin und nimmt — ein Kochbuch. Mnaseas, der Vater Zenon's, des Stifters der stoischen Schule, ein Kaufmann, brachte seinem Sohne aus Athen die Schriften der Sokratiker mit nach Cypern und weckte dadurch in dem Jünglinge die Liebe zur Philosophie.

Namentlich waren es die klassischen Schriftsteller der Nation, vor allen der vergötterte Homer, die wol in keinem gebildeten Hause fehlten. Sie wurden nicht nur in den Schulen überall gelesen und memorirt, sondern dienten überhaupt als Fortbildungsmittel für jedes Alter. Bemerkenswerth sind in dieser Beziehung zwei Stellen in den „Fröschen" des Aristophanes. An der einen heißt es: „Schändliches ziemt zu verhüllen dem Dichter, nicht offen am Licht es zu zeigen dem Volk. Denn was für die Knaben der Lehrer sein soll, der ihnen den Weg anzeigt, das sind für Erwachsene die Bücher," und die andere lautet: „Doch wenn Ihr besorgt, es fehle den Hörern an ächter Schule, so macht um das Euch keinen Kummer; denn es ist nicht mehr wie sonst. Sind es doch gediente Denker. Jeder hat sein eigenes Buch und lernt daraus Geschmack und Ton." Außerdem hatte man auch Bücher für allerhand praktische Zwecke des Lebens. Da gab es Kochbücher und Küchenrezepte für Hausfrauen und Köche (schon Platon kannte das Kochbuch des Siciliers Mithäkos), Anekdotensammlungen für Schmarotzer, Regeln für den Anstand (z. B. von der Pythagoräerin Phintys), Rezeptbücher für Krankheiten u. s. w. Ist somit für jene Zeit eine ziemliche Nachfrage nach Bücherabschriften erwiesen, so fragt es sich weiter, auf welchem Wege man sich in Besitz derselben zu setzen pflegte. Wenn von Demosthenes erzählt wird, daß er die Geschichte des Thukydides eigenhändig mehrere Male abgeschrieben habe, so erkennt man wol daraus die Bewunderung, die der Redner gegen das Muster aller Geschichtsschreibung hegte, ist aber nicht zu dem Schlusse berechtigt, als ob die Liebhaber der Literatur gewöhnlich durch eigenen Fleiß ihren Bücherbesitz vermehrt hätten. Im Gegentheil widerspräche dies vollständig den Sitten und Gewohnheiten der freigeborenen Bürger der besseren Zeit. Es bleibt also nur übrig, an einen handwerksmäßigen Betrieb des Abschreibegeschäfts zum Zwecke des Gelderwerbs zu denken. Und darauf weisen auch die sichersten Spuren hin. Wenn Hermodoros, ein Zuhörer Platon's, in seiner Heimat Sicilien die Vorträge seines Lehrers in weiteren Kreisen verbreitete, so beging er dadurch keinen literarischen Diebstahl; denn Cicero schreibt von der ohne sein Vorwissen geschehenen Veröffentlichung einer seiner Schriften an seinen Freund Attikus: „Sage mir, gefällt es Dir, erstlich ein Buch ohne meine Erlaubniß herauszugeben? Dies that nicht einmal Hermodoros, der die Schriften Platon's zu veröffentlichen pflegte." Auch leitete ihn wol lediglich

sein wissenschaftlicher Eifer; gewinnsüchtige Absicht wurde ihm vielleicht erst von irgend einem Komiker untergeschoben und es entstand so das Sprichwort: „Hermodoros reist in Philosophie“. In ähnlicher Weise soll schon ein Schuhmacher, Namens Simon, in dessen Werkstätte Sokrates häufig verkehrte, die Gespräche desselben aufgeschrieben und veröffentlicht haben.

Aber daß sogar ein starker Exporthandel mit Büchern getrieben wurde, ergiebt sich daraus, daß Xenophon in Salmydessos (Midja an der rumelischen Küste) unter den Kaufmannsgütern außer Bettgestellen und Truhen auch Bücher sah. Doch wir finden auch schon vor Platon's Zeit den Buchhändler selbst erwähnt. Der Grammatiker Pollux hat die Notiz hinterlassen, daß der Komiker Kratinos einen „Bücherschreiber“, Aristomenes einen „Bücherhändler“ in bestimmten Dramen erwähnt habe. Beide blühten zu Anfang des peloponnesischen Krieges. Ihre Zeitgenossen Eupolis und Aristophanes aber nennen bereits „den Büchermarkt“ zu Athen (jede Abtheilung des Marktes führte nach den darin verkäuflichen Waaren ihren Namen). Wenigstens heißt es in den „Vögeln“ des Aristophanes: „Für's Erste flattern alle in der Früh nach dem Aufstehen, wie wir, zur Atzung; dann fallen sie insgesammt in den Büchermarkt ein und weiden dort die Volksbeschlüsse ab.“ Mit den öffentlichen Staatsschriften wurde überhaupt ein lebhafter Handel getrieben und es gab fliegende Buchhändler, die dergleichen in der Stadt kolportirten und ausriefen, wie der Händler mit Volksbeschlüssen in demselben Lustspiel, der sich mit den Worten einführt: „Ich bin Gesetzhändler und gekommen, um Euch neue Gesetze zu verkaufen.“ Daneben zogen auch Bettelpriester und Wahrsager herum, welche Traktätchen voll magischer Sprüche und Gebetformeln vertrödelten, wie Euripides sagt, „vieler Bücher blauen Dunst“. Für die Zeit Alexander's möge hier noch folgende Anekdote aus Zenon's Leben von Diogenes aus Laerte stehen: „Als er, schon 30 Jahre alt, nach Athen gekommen war, saß er einst bei einem Buchhändler. Dieser las gerade das zweite Buch von Xenophon's Memoiren des Sokrates vor und erfreut fragte Zenon, wo solche Männer zu finden wären. Da nun in diesem Augenblicke Krates vorüberging, zeigte ihm der Buchhändler denselben mit den Worten: „Diesem schließ Dich an!“ Zugleich kann man hieraus abnehmen, daß die Buchhändler auch dadurch Käufer anzulocken suchten, daß sie in ihren Lokalen, die jedenfalls, wie die Werkstätten anderer Handwerker, müßigen Leuten aller Klassen zur Zusammenkunft dienten, Stücke aus ihren vorräthigen Werken vorlasen.

Anfangs waren übrigens wol, wie später in Rom, die Buchhändler auch zugleich Kopisten. Als sich aber der Bücherverkehr erweiterte, werden sie sich ohne Zweifel taugliche Sklaven zum Abschreiben herangebildet haben. Mit solchen versah z. B. der König Antigonos Gonatas seinen Freund Zenon,

und auf dasselbe Verhältniß deutet es wol hin, wenn der gleichzeitige Philosoph Lykon in seinem Testamente schreibt: „Den Chares lasse ich frei und Lykon soll ihm den Unterhalt gewähren. Auch vermache ich ihm 2 Minen (157 Mark) und meine vorgelesenen (d. h. wol: bereits mündlich publizirten) Bücher; die noch nicht herausgegebenen Werke gebe ich dem Kallinos, daß er sie sorgfältig edire.“ Die Schenkung an den Freigelassenen Chares hätte wenigstens keinen Sinn, wenn er sich nicht voraussichtlich durch eigene Vervielfältigung einen Gewinn hätte schaffen können. Die cylindrisch geformten Bücherkästen gehörten nun zum nothwendigen Hausmobiliar. In ihnen lagen, mit roth oder gelb gefärbtem Pergamentumschlag versehen, die 6 — 12 Zoll hohen, um ein rundes Stäbchen mit elfenbeinernen oder metallnen Knöpfen gewickelten, wenigstens 8 Fuß langen Papyrusrollen (die theuerern und erst in der römischen Zeit zu Miniaturausgaben mehr in Aufnahme kommenden Pergamentblätter wurden, wie unsere Bücher, zusammengefalzt) aufrecht nebeneinander. Da aber durch das Abschreiben der Text der Schriftsteller verdorben wurde, entstand bei den Sachverständigen bald ein Haschen nach Autographen, welches die Buchhändler recht wohl benutzten, um vornehme Büchernarren zu betrügen, denen bloß daran gelegen war, eine reiche Bibliothek und recht seltene Manuskripte zu besitzen. Darum sagt auch Lukian zu einem solchen Bibliomanen: „Du kaufst nicht einmal die schönsten Bücher, sondern traust denen, die sie gerade loben, und bist ein wahrer Fund für solche, die den Büchern dergleichen andichten, und ein offener Schatz für die Buchhändler. Woraus bist Du denn zu erkennen im Stande, welche Werke alt und werthvoll, und welche gering und unbrauchbar sind, als daß Du darauf siehst, ob sie zerfressen und abgestoßen sind, und also die Motten als Berather zu Deiner Prüfung herbeiziehst?“ Der Redner Chrysostomos giebt uns sogar das Mittel an, welches die Verkäufer anwendeten, um dem Papier die Farbe des Alters zu schaffen: sie legten es eine Zeit lang in Getreide.

Den durchschnittlichen Preis der Bücher zu bestimmen, ist für Griechenland nicht möglich. Er richtete sich natürlich nach dem Preise des Nilpapiers. Ueber diesen haben wir aber nur die unausgiebigen Notizen bei Demosthenes, daß ein Stückchen Papier zu einer Schuldverschreibung um drei Pfennige gekauft wurde, und aus einer attischen Baurechnung vom Jahre 407 v. Chr., daß zwei Papyrusblätter, deren Größe aber nicht näher beschrieben wird, beinahe 2 Mark gekostet hätten, und wissen nicht, ob die zu Strabo's Zeit bestehende Einschränkung des Papyrusbaus auf bestimmte Distrikte auch früher bestanden hat. Die überlieferten Bücherpreise beziehen sich auf seltene oder unedirte Autographen und sind deshalb ungeheuer hoch. So ließ Platon durch Dion von Syrakus drei Bücher des Pythagoräers Philolaos um 7500 Mark kaufen; allein Philolaos war der Erste, der etwas von der pythagoräischen

Dogmatik veröffentlichte, und der Verkauf war noch nebenbei an gewisse Bedingungen geknüpft. Für die 34,075 Zeilen des Platonikers Speusippos zahlte Aristoteles nach dessen Tod 14,145 Mark. Die von Athen entlehnten, aber nicht wiedergegebenen Urschriften der drei großen Tragiker ersetzte Ptolemäos Euergetes durch einen Schuldnachlaß von 70,500 Mark. Aus solchen Preisen einen Schluß auf den gangbaren Werth der Bücher in Griechenland machen, wäre ebenso, als wollte man sichere Bücherpreise für die römische Zeit daraus entnehmen, daß dem Naturforscher Plinius für seine Excerptensammlung von Jemand 60,000 Mark geboten worden sind, oder daß der Grammatiker Andronikus Pompilius sein Hauptwerk aus Armuth für 3450 Mark losschlug. Auch in diesen Fällen waren die Käufer keine Buchhändler, sondern Schriftsteller oder Bewunderer (das zweite Manuskript kaufte später der Grammatiker Orbilius zurück und gab es unter des Verfassers Namen heraus). Davon ferner, daß der Verleger dem Autor ein Honorar gezahlt habe, ist gar keine Rede und man kann sich bei der herrschenden Gewerbefreiheit auch nicht gut denken, wie das literarische Eigenthumsrecht der Abschreiber zur Geltung habe kommen können, ohne welches natürlich jede Honorarzahlung nur insofern nicht ganz unbillig gewesen wäre, als der erste Verleger den Besitz der korrekten Urschrift seinen Konkurrenten gegenüber voraus hatte.

Ereilte die Bücher das Schicksal der Makulatur, so wanderten sie zum Krämer, besonders zum Weihrauchhändler. Von dem Dichter Anaxandrides wird berichtet, daß er alle seine durchgefallenen Stücke zu Weihrauchdüten verdammte. Sein „Tereus", der ebenfalls den Sieg nicht erlangte und doch später noch existirte, müßte sonach, wie es auch heute zuweilen mit werthvollen Büchern geschieht, durch Wiederkauf vom schmählichen Ende errettet worden sein! Da die Papierstreifen bloß auf der einen Seite beschrieben wurden, so pflegten wol auch, wie in Rom, die reinen Seiten von ausgemerzten Büchern in den Schulen voll geschrieben zu werden. Auch war das Nilpapier von solcher Haltbarkeit und die Tinte so wenig ätzend, daß sich die Schrift mit einem Schwamme auswischen und das Papier noch einmal brauchen ließ. Noch sei endlich bemerkt, daß bei der Schwerfälligkeit der Vervielfältigungsart die literarischen Novitäten doch ziemlich spät in entfernte Gegenden gelangt zu sein scheinen. Im Jahre 413 kannte man auf Sicilien noch nicht die Dramen des bereits 441 zum ersten Mal bekränzten Euripides und die gefangenen Athener, welche Bruchstücke derselben aus dem Gedächtniß recitiren konnten, sollen infolge dessen bessere Behandlung erfahren, ja sogar zum Theil die Freiheit erhalten haben.

Die Art und Weise der äußeren Ausstattung der Bücher, ihrer Vervielfältigung und des kaufmännischen Vertriebs blieb auch im Ganzen dieselbe, als Rom anfing, für den Westen in literarischer Hinsicht die Rolle Athens zu übernehmen. Nur über die Einzelheiten werden wir jetzt genauer unterrichtet. In

Rom hatte man keine literarischen Bedürfnisse, so lange die römische Nationalität noch in steter Entwickelung begriffen war. Erst als die hellenisch-kosmopolitischen Tendenzen sich geltend zu machen begannen, entstand von selbst das Begehren nach Büchern und der älteste römische Schriftsteller, Livius Andronikus (am Ende des 3ten Jahrh v. Chr.), verbreitete seine Schauspiele durch eigene Abschriften, seine Odysseeübersetzung für die Schule durch Diktate. Von da an, besonders aber seit Niederwerfung der makedonischen Macht, wanderten griechische Sprachlehrer, Philosophen und Rhetoren in solcher Menge aus ihrem verarmenden Vaterlande nach Rom, daß ein mächtiger Aufschwung der Schriftstellerei in ihrem Gefolge sein mußte. Dazu kam die enorme Büchereinfuhr aus Osten. Aemilius Paullus brachte die ganze Bibliothek des Königs Perseus aus Makedonien mit; Sulla entführte die Bücherschätze des Apellikon von Teos aus Athen, Lukullus erwarb sich durch Aufkäufe eine große Sammlung.

Es gehörte nun überhaupt bald zum guten Ton, Sinn für Literatur zu besitzen und die Zimmerwände mit eleganten Bücherrollen zu schmücken. Das Lesen ward Mode, ja endlich Manie. Man ließ sich bei Tische vorlesen und im Bade; man brauchte die Lektüre als Einschläferungsmittel und nahm Bücher mit auf die Reise. Martial erwähnt, daß seine Gedichte von den Centurionen im fernen Dacien gelesen würden, und im Lager des Krassus erbeuteten die Parther zu ihrer Verwunderung die Romane des Milesiers Aristeides. Las doch selbst der junge Plinius in Misenum bei dem die Vesuvkatastrophe begleitenden furchtbaren Erdbeben seinen Livius ruhig weiter! Der Kaiser Augustus ließ einmal alle griechischen und lateinischen Bücher prophetischen Inhalts zu Rom confisziren und es kamen nicht weniger zusammen, als 2000 Stück! Unter solchen Umständen mußte das gewerbmäßig betriebene Bücherabschreiben sich wol lohnen. Doch wurde die Einträglichkeit dieses Geschäfts, wie jedes anderen Handwerks, dadurch geschmälert, daß die römischen Großen ihren Bedarf durch Sklavenarbeit deckten. Denn, wenn es auch hier öfter vorkommen mochte, daß die Bücherliebhaber sich selbst einzelne Werke kopirten, so befanden sich doch unter den Luxussklaven, besonders unter denen griechischer Herkunft, immer solche, die genug wissenschaftliche Kenntnisse besaßen, um ihnen das Amt der Bibliothekvermehrung anzuvertrauen. Am klarsten bezeugt dies das Beispiel des Pomponius Attikus, der überhaupt unter allen Römern den Buchhändlern die meiste Konkurrenz gemacht zu haben scheint. Die Sklaven, welche er dazu verwendete (Antäus, Menophilus, Dionysius, Pharnaces, Antiochus, Salvius), waren sämmtlich in seinem Hause geboren und gebildet worden. Er bediente sich ihrer aber nicht allein für seine Bibliothek, sondern — und dies that seiner gerühmten Uneigennützigkeit in den Augen der Mitwelt ebensowenig Eintrag, als daß er mit Fechtersklaven handelte! — er

ließ auch Bücher zum Verkauf anfertigen. Namentlich machte er den Verleger von vielen Werken Cicero's, der ihm nach gutem Absatze der für den Ligarius gehaltenen Rede dankend schreibt: „Von Allem, was ich weiter schreibe, werde ich Dir die Veröffentlichung übertragen," und ihn später bittet, einen fehlerhaften Namen aus allen noch auf Lager befindlichen Exemplaren derselben Rede zu tilgen. Daß es zu derselben Zeit schon längst wirkliche Buchhändler in Rom gab, sieht man daraus, daß sich der berüchtigte Klodius vor dem Degen des Antonius einst „auf die Treppe eines Buchhändlerladens" rettete. Gleich zu Anfang der Kaiserzeit entwickelte sich aber der Buchhandel zu größerer Ausdehnung und Blüte. Horaz nennt die Brüder Sosius, deren Geschäft sich in der Nähe des Forums befand, als seine Verleger; Tryphon edirte einen Theil von Martial's Epigrammen und die Rhetorik Quintilian's. Auch in den Läden des Quintus Valerianus Polios, des Atrektus und Sekundus gegenüber dem Forum Cäsar's im sogenannten Argiletum waren Martial's Werke zu haben. Einen gewissen Dorus erwähnt Seneka, einen Demetrius Athenäos. Auch auf dem Forum selbst, in der Nähe der Kurie hatten Buchhändler ihren Stand; denn als die Leiche des Klodius vom Pöbel verbrannt wurde, nahm man zum improvisirten Scheiterhaufen auch die Tische und Bücher aus den Buchhändlertabernen. Später zog sich der Hauptverkehr in diesem Fache nach der Sigillarstraße und in die Schuhmachergasse. Sowie bei uns die Novitäten des Büchermarktes in den Schaufenstern ausgelegt zu werden pflegen, brachten bereits die römischen Buchhändler die Kataloge ihrer Verlagsartikel an den Ladenthüren oder, wenn sich das Geschäft in einer Portikus befand, an den davor stehenden Säulen an. „Keine Taberne," schreibt Horaz, „und kein Pfeiler soll meine Werke haben," und an einer anderen Stelle: „Mittelmäßig zu sein, gestatten den Dichtern weder die Götter, noch die Menschen, noch die Säulen." Dazu stimmt, wenn Martial von der Bude des Atrektus sagt: „Ihre Pfeiler sind von beiden Seiten ganz beschrieben, so daß Du schnell alle Dichter überfliegen kannst." Zuweilen mag freilich auch passirt sein, was Seneka in einem Briefe rügt, daß sich nämlich außer den angeschriebenen Werken weiter nichts vorfand.

Das Innere der Lokale duftete von Safran und Cedernöl, den Mottenmitteln, und die gebundenen Schriftrollen lagen in den Fächern der Wandrepositorien aufgestapelt, die besseren im vollen Sehkreise der Käufer, die geringeren zu unterst. Hinter dem Laden befand sich gewöhnlich die Offizin, in welcher die Abschreiber (auch Abschreiberinnen kommen vor) und Buchbinder arbeiteten. Auch in Rom stellten sich bei den Buchhändlern immer zahlreiche Besucher ein und es wurde da gelesen, konversirt und rezensirt. Gellius erzählt zwei ergötzliche Anekdoten von aufgeblasenen Vielwissern, die endlich, der Ignoranz überführt, schnell ihr Heil in der Flucht suchten. Von einem

eigenen Besuche bei einem Buchhändler schreibt er: „In der Sigillarstraße hatte ich mich einmal mit dem Dichter Julius Paullus in einen Buchladen gesetzt. Dort waren des Fabius Annalen ausgelegt, ein Buch von gutem und echtem Alter, von welchem der Verkäufer behauptete, daß es ohne Fehler sei. Einer von den bekannteren Grammatikern aber, der von einem Käufer zur Einsicht des Werks zugezogen worden war, sagte, er habe doch einen Fehler entdeckt. Der Buchhändler dagegen wollte jede Wette eingehen, wenn nur ein falscher Buchstabe darin wäre." Man erkennt hieraus, mit welcher Vorsicht die Bücherliebhaber beim Kaufe zu Werke gingen. Es war dies aber auch nöthig. Denn die Buchhändler, meist rührige Freigelassene, trieben ihren Handel rein kaufmännisch ohne großes Interesse für den Inhalt ihrer Bände. Auch fehlte ihnen wol oft die zum Verständnisse nöthige Bildung. Wenigstens heißt es bei Lukian über die Buchhändler im griechischen Osten: „Wer würde (wenn mit dem Besitze von Büchern auch geistige Bildung verbunden wäre) dann mit den Großhändlern und Bücherverkäufern, die so viele Bücher haben und verkaufen, in die Schranken treten können? Wenn Du sie aber prüfen willst, so wirst Du sehen, daß sie in dieser Beziehung vor Dir nichts voraus haben, sondern schlecht griechisch sprechen, wie Du, und alles höheren Verständnisses ermangeln, wie sich von Leuten erwarten läßt, die noch nichts von dem, was sittlich gut oder verwerflich ist, in weitere Erwägung gezogen haben." Rechnet man hinzu, daß zur Technik des fabrikmäßigen Abschreibens das Diktiren gehört zu haben scheint, so wird es nur zu oft an richtigem Verständniß und an sorgfältiger Vergleichung der Abschriften gefehlt haben. Offen klagt hierüber Strabo, indem er über die Revision der Aristotelischen Werke durch Tyrannion bemerkt: „Allein auch dies hat für die Kritik des Aristoteles nicht den Nutzen gehabt, welchen es hätte haben können, weil sowol unsere, als die alexandrinischen Buchhändler es mit diesen Büchern ebenso wie mit anderen Verlagsartikeln gemacht haben: sie sind zu geizig, sich stets geschickter Abschreiber zu bedienen und versäumen es, die Abschrift noch einmal mit dem Original vergleichen zu lassen."

Auch Cicero schrieb an seinen Bruder, der ihn gebeten hatte, Bücher für seine Bibliothek anzukaufen: „Hinsichtlich der lateinischen Werke weiß ich nicht, an wen ich mich wenden soll; so fehlerhaft werden sie abgeschrieben und verkauft." In der dem Sueton zugeschriebenen Lebensbeschreibung des Lukanus heißt es am Ende: „Ich erinnere mich nicht, daß seine Gedichte von Jemand vorgelesen wurden; wol aber, daß sie gesammelt und zum Kaufe ausgeboten worden sind, und zwar nicht nur korrekt und sorgfältig, sondern auch fehlervoll." Eben deshalb hielt es Martial für nöthig, einmal folgende Entschuldigung einzuschalten: „Wenn Dir, o Leser, in diesen Gedichten etwas dunkel oder allzuwenig lateinisch vorkommen wird: der Fehler liegt nicht an mir; der

Buchhändler hat den Schaden bereitet, während er eilte, Dir die Verse zuzuzählen.“ Sehr oft übernahmen auch die Schriftsteller selbst für gute Freunde die Korrektur der von diesen gekauften Exemplare. Es that dies z. B. Martial für Pudens und schrieb ihm dann: „Du zwingst mich, mit eigener Feder und Hand meine Verse zu verbessern. O, wie allzusehr billigst und lobst Du mich, der Du meine Scherze urschriftlich besitzen willst.“ Denselben Gefallen erzeigte Plinius dem Nepos. Solche Verbesserungen erhöhten natürlich den Werth des Buches.

Den Absatz eines Artikels konnte der römische Buchhändler einigermaßen berechnen, noch bevor es zur schriftlichen Veröffentlichung kam. Nachdem nämlich schon früher, besonders die Dichter, ihre Arbeiten guten Freunden vorzulesen gewohnt gewesen waren, wurde es unter Augustus Mode, daß alle Schriftsteller ihre Werke öffentlich vortrugen, ehe sie zur Herausgabe schritten. Zu Plinius' Zeit waren diese Vorlesungen bei der wachsenden Zahl der Dichterlinge eine wahre Plage für alle Freunde der Literatur geworden. Ja, wenn er einem Freunde schreibt, daß einmal fast jeder Tag des Aprils mit Vorträgen besetzt gewesen sei, so können wir uns nicht mit ihm darüber wundern, daß die Eingeladenen so spät als möglich die Säle betraten und lieber auf der Straße den Anfang verschwatzten, aber auch nicht bis an's Ende aushielten, sondern sich vorher entfernten, „Einige unvermerkt und verstohlen, Andere frei und offen.“ Konnten also die Buchhändler aus dem tiefen Schweigen der Aufmerksamkeit und aus dem Geschrei und Händeklatschen des Beifalls auf eine günstige Aufnahme von Seiten des Publikums schließen, so mußten sie freilich auch die echte Anerkennung von dem durch gedungene Claque errungenen Effekt unterscheiden und gingen wol sicherer, auf die wirkliche Spannung zu spekuliren, mit welcher das Publikum die Werke seiner Lieblinge erwartete.

Wie stark die gewöhnlichen Auflagen gewesen seien, können wir nicht behaupten. Regulus, ein Zeitgenosse von Plinius, ließ aus eitler Trauer um seinen Sohn die Biographie desselben in 1000 Exemplaren in Italien und den Provinzen verbreiten. Das beweist aber für den Lagervorrath der Buchhändler eben so wenig, als daß der Kaiser Tacitus den gleichnamigen Historiker für die öffentlichen Bibliotheken jährlich zehnmal abzuschreiben befahl. War der Bedarf der Hauptstadt gedeckt, so standen dem Verleger immer noch die Provinzen als Absatzfeld offen, wohin die unverkauften Exemplare zu wandern pflegten. „Theuer wirst Du Rom sein,“ sagt Horaz zu seinem Buche, „bis Dich der Jugend Reiz verläßt; sobald Du beginnst, von den Händen der Menge begriffen, Dein Ansehen zu verlieren, wirst Du schweigsam träge Motten mästen oder nach Utika fliehen oder als Gefangener nach Lerida gesandt werden.“ Von einem Buche, das es verstehe, das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, schreibt er, daß es den Sosiern Geld verdiene und den Weg über das

Meer mache. Doch darf man bei diesem Export nicht an bloßen Kommissionshandel nach den Provinzen denken, sondern auch dort etablirten sich bald in Begleitung der römischen Civilisation selbständige Buchhändler. So schreibt Plinius an einen Freund in Gallien: „Daß es in Lugdunum (Lyon) Buchhändler gäbe, hatte ich nicht geglaubt; desto angenehmer war es mir, aus Deinem Briefe zu erfahren, daß meine Schriften dort verkauft werden, und ich freue mich, daß ihnen auswärts die Gunst bleibt, die sie sich in der Hauptstadt gesammelt haben". In dem südlich von Lyon an der Rhone gelegenen Vienna fanden die Epigramme Martial's Leser aus allen Altersklassen und in Spanien und selbst in Britannien waren sie verbreitet. Voran standen aber hinsichtlich des auswärtigen Buchhandels natürlich die berühmteren Studiensitze, wie Alexandria, Karthago, Tarsus, Antiochia, Smyrna, Apollonia, Massilia, Athen, Mailand, Autun. Auch in den Seestädten hielten Buchhändler am Hafen feil, wie Gellius von Brundisium, Martial von Pyrgi, bezeugen. Sehr interessant ist, was der gallische Presbyter Sulpicius Severus über die Verbreitung seiner Geschichte des heiligen Martin von Tours (um das Jahr 400 n. Chr.) schreibt: „Ich will Dir nur erzählen, wie weit jenes Buch gedrungen ist und wie es fast keinen Ort auf Erden giebt, wo man nicht den Inhalt dieser Geschichte allgemein kennt. Nach Rom brachte es Dein Verehrer Paullinus mit. Als man sich dann in der ganzen Stadt darum riß, sah ich die Buchhändler frohlocken, weil kein Werk ihnen mehr Gewinn brachte; denn es verkaufte sich leichter und theurer, als jedes andere. Dann eilte es meiner Seereise weit voran; als ich nämlich nach Afrika kam, las man es bereits in ganz Karthago. Nur der Presbyter von Kyrene besaß es nicht. Ich lieh es ihm aber und er schrieb es ab. Denn wozu soll ich Alexandria nennen? Dort ist es Allen beinahe mehr bekannt, als Dir. Das Buch hat die Reise durch ganz Aegypten gemacht. Ich sah es selbst in der Wüste einen alten Mann lesen."

Die klassischen Schriftsteller waren besonders gangbare Artikel, da sie zahllose Abnehmer in den Schulen fanden. Horaz, dem es vor der Schulklassicität graute, fährt darum in der erwähnten Anrede an sein Buch fort: „Auch dies Geschick harrt Deiner, daß Dich beim Unterrichten der Knaben das stammelnde Alter überrascht in abgelegenen Vierteln." Das gewöhnliche Ende der Laufbahn eines Buches schildert ferner derselbe Dichter, indem er, die Anfertigung einer Epopöe zum Preise der Thaten August's ablehnend, am Schlusse sagt: „Damit ich nicht sammt meinem Verfasser, in offener Kapsel ausgestreckt, in das Stadtviertel getragen werde, wo man Weihrauch verkauft und Wohlgerüche und Pfeffer und Alles, was in Makulatur gewickelt wird." Ebenso prophezeit Martial seinem Buche hinsichtlich seiner Aufnahme bei dem gelehrten Apollinaris: „Wenn er Dich in sein Herz schließt, wirst Du weder das Belfern der Mißgunst fürchten, noch wirst Du den Makrelen peinliche Gewänder liefern.

Verwirft er Dich, so magst Du meinetwegen stracks laufen zu den Schreinen der Salzfischhändler und die Kehrseite Deiner Blätter von den Knaben durchpflügen lassen."

Der Preis der Bücher in Rom war natürlich nach Kalligraphie, äußerer Ausstattung, Korrektheit, Alter, Format sehr verschieden. Wären sie kostspielig gewesen, so hätten sie nicht so verbreitet sein können und daß sie im Ganzen für die damaligen Verhältnisse nicht zu theuer waren, geht auch aus den wenigen Stellen hervor, die uns direkte Bücherpreise nennen. Da haben wir zuerst ein Gedicht in den „Wäldern" des Statius, in dem der Dichter gegen einen Freund über ihre beiderseitigen, aus Büchern bestehenden Saturnaliengeschenke scherzt: „Wollen wir einmal zusammenrechnen!" schreibt er, „Mein Buch war purpurn, aus neuem Papier, mit zwei Knöpfen verziert, und kostet mich, außerdem daß es von mir war, zehn Asse (50 Pf.); Du schenkst mir ein von Motten benagtes, durch Moder morsches, das verdiente, von libyschen Oliven zu triefen, oder Weihrauch vom Nil oder Pfeffer zu bewahren, oder nach byzantinischen Pöklingen zu duften, und nicht einmal Deine Worte enthält, sondern des alten Brutus lässige Perioden, gekauft aus dem Kasten eines unglücklichen Bücherhökers für nicht mehr, als einen verschlagenen As." Wir wissen freilich nicht, wie groß das Geschenk des Statius gewesen ist; aber billig bleibt der Preis immer, selbst für den Werth des Einbandes allein. Etwas deutlicher drückt sich Martial an mehreren Stellen über den Verkaufspreis seiner Epigramme aus. Zuerst weist er im ersten Buche (118) einen zudringlichen Menschen, der ihn immer mit der Bitte verfolgt hatte, ihm seine Gedichte zum Durchlesen zu leihen, an die Adresse des Buchhändlers und fügt hinzu: „Vom ersten oder zweiten Fache wird er Dir für 5 Denare (4 M. 30 Pf.) den Martial geben, mit Bimsstein geglättet und mit Purpur geschmückt." Nun läßt sich freilich wieder darüber streiten, ob dieses Epigramm erst später vom Dichter, der doch natürlich den Verkaufspreis des Buches nicht voraus wissen konnte, in das erste Buch eingeschaltet worden sei, oder ob Martial mit dem epigrammaton libellus (V. 3) gar nicht das erste Buch, sondern die vor diesem edirten Xenia und Apophoreta gemeint habe. Im ersten Falle bezöge sich die Summe auf 119 Epigramme und wäre noch mäßig.

Dasselbe erste Buch enthält aber noch eine andere Preisbestimmung. Der Dichter ruft nämlich einem literarischen Eigenthumsverwechsler zu: „Du irrst, habgieriger Dieb meiner Schriften, indem Du glaubst, ein Dichter werden zu können um den Preis, den die Abschrift kostet und ein geringer Einband. Des Publikums Beifall bekommt man nicht für 6 oder 10 Sesterzen (1 M. 30 Pf. oder 2 M. 20 Pf.)." Wiewol auch hier schwerlich das erste Buch gemeint ist, sondern das früher veröffentlichte, oder Martial mehr einen Durchschnittspreis angeben will, so kann man in der erstgenannten Summe den Preis einer Prachtausgabe, in der letzten den einer Auflage für das Volk erkennen. Am bestimmte-

sten äußert sich aber Martial über die billigste Ausgabe der Xenien: „Den ganzen Schwarm der Xenien in diesem schwachen Werkchen wirst Du um 4 Sesterzen (87 Pf.) zu kaufen bekommen. Vier sind noch zu viel; es könnte die Hälfte kosten und der Buchhändler Tryphon würde noch Gewinn haben.“ Dieser Preis ist sehr billig: denn die Xenien bestehen außer den 3 Eingangsepigrammen aus 124 Distichen und füllen beinahe einen heutigen Druckbogen! Freilich mag auch das Kopiren den Abschreibern sehr schnell von der Hand gegangen sein. Dennoch möchte man kaum die „Stunde“ wörtlich nehmen, wenn der Dichter unter den guten Gründen für die Kürze der einzelnen Bücher Folgendes angiebt: „Erstens, weil ich weniger Papier brauche; zweitens, weil der Buchhändler dies in einer Stunde fertig bringt und nicht zu viel Zeit auf meine Scherze verwenden wird.“ Wer sollte glauben, daß zu 93 zum Theil ziemlich großen Sinngedichten mit 546 Versen nicht mehr Zeit erforderlich gewesen wäre? Es wären dann auf die Minute 9 Verse gekommen! — Wenn man aber nach einem Durchschnittspreis für den ganzen Martial sucht, so nehme man die wohlfeilen Xenien mit der erwähnten Volksausgabe des ersten oder zweiten Buchs zusammen. Das Ergebniß der Durchschnittsrechnung wird sich dann ungefähr auf 1 M. 50 Pf. stellen und man könnte so eine billige Ausgabe sämmtlicher 14 Bücher auf 21 Mark schätzen, einen Preis, der, wenn man für die einzelnen Einbände die Hälfte in Abzug bringt, gering genug ist. Die Prachtausgabe dagegen wäre nicht unter 60 Mark zu haben gewesen! Zu des Grammatikers Gellius Zeit kaufte dessen Kollege Fidus Optatus das zweite Buch der Aeneide für 20 Goldstücke (c. 410 Mark) und das ganze Epos wäre hiernach auf 4932 Mark zu stehen gekommen. Freilich war es ein uraltes Exemplar, das der Käufer für autograph hielt.

Aus allem geht hervor, daß das Geschäft der römischen Buchhändler ein einträgliches war und seinen Mann nährte, zumal sie die Vortheile des Druckers, Verkäufers und Buchbinders in einer Hand vereinigten. Zu den angeführten Stellen, die dafür sprechen, fügen wir nur die von Martial dem Dichter Lukanus beigegebene Xenie: „Einige giebt es, die da sagen, ich sei kein Dichter; der Buchhändler, der mich verkauft, glaubt es.“ Die Librarii verdienten aber auch Geld als Lehrer ihrer Kunst. Das Diokletianische Edikt über den Preis aller Waaren und Arbeiten bestimmt für den Schüler des Bücherabschreibers monatlich gerade soviel Honorar, als für den Abcschützen, nämlich 50 Denare = höchstens 2 M. 50 Pf. Wahrscheinlich bezieht sich auf diesen Beruf die Inschrift: Cn. Pompejus Phrixus Doctor Librarius De Sacra Via, aus der man im Ernste den Schluß hat ziehen wollen, daß jener Freigelassene den Doktortitel geführt!

Läßt sich wenig Sicheres über den Preis der Bücher angeben, so ist die Frage nach dem Verhältnisse des Buchhändlers zum Schriftsteller in Betreff einer Bezahlung des Originalmanuskripts noch schwieriger zu beantworten und

man muß sich besonders hüten, den Begriff des modernen Schriftstellerhonorars von vorn herein auf das Alterthum zu übertragen. Die römischen Literaten, besonders die Dichter, genossen im Allgemeinen nicht die Anerkennung bei der Nation, wie früher die griechischen. Sie mußten auf die Gunst der Großen und Reichen, später des kaiserlichen Hofes, rechnen, wenn sie Befriedigung ihres Ehrgeizes und realen Gewinn finden wollten. Schriebe heute Horaz im Ernst oder Scherz: „Sobald mir Philippi den Abschied gegeben hatte, wurde ich, kleinmüthig nach Verschneidung der Flügel und beraubt des väterlichen Herdes und Grundstücks, durch erfinderische Armuth veranlaßt, Verse zu schreiben," so würden wir sofort an einen wirklichen Gelderdienst denken. Damals bedeutete dies aber nur so viel, daß man durch seine Produkte sich Gönner erwerben wollte, bei denen man offene Tafel und Hand fand. So belohnte Mäcenas seinen geistreichen Freund Horaz mit einem Landgute im Sabinerlande und dieser hatte überhaupt in späterer Zeit sein reichliches Auskommen; so besserten sich auch die finanziellen Verhältnisse Virgil's so bedeutend durch die Geschenke des Augustus, Mäcenas, Varius, der Oktavia (die ihm einst für jeden Vers einer Stelle der Aeneis — und es waren deren 26! — 10,000 Sesterzen = 2175 Mark auszahlen ließ), daß er ein großes Vermögen hinterließ. Auf ähnliche Weise wußte auch der durch Cicero's Vertheidigungsrede verewigte Poet Archias in Asien, Griechenland und Italien sein Talent zu verwerthen.

Von einer Theilnahme am Gewinne der Abschreiber ist keine Rede. In dem Briefe Quintilian's an die Firma Tryphon fehlt jede Spur einer Honorarforderung. Cicero läßt keine Andeutung fallen, daß er irgend welchen Vortheil vom Vertrieb seiner Schriften durch Attikus hatte, und daß z. B. der reiche Plinius, der Jüngere, zur Befriedigung seiner Eitelkeit schriftstellerte und die Buchhändler ihn anstatt des klingenden Lohns mit Schmeicheleien honorirten, geht aus folgender Stelle eines seiner Briefe hervor: „Ich muß nothwendig etwas herausgeben und vor allem etwas Fertiges. Es muß dies aus vielen Gründen geschehen, hauptsächlich aber, weil ich höre, daß die Schriften, welche bereits von mir erschienen sind, auch nachdem sie den Reiz der Neuheit verloren haben, noch viel gelesen werden, wenn anders die Buchhändler mir nicht bloß schmeicheln. Aber mögen sie immerhin schmeicheln, wenn sie mir nur durch solche Unwahrheit meine Studien angenehm machen." Bedenklich für die Existenz eines Schriftstellerhonorars ist ferner das Schweigen Juvenal's in seiner siebenten Satire. Während er die geringfügigen Einnahmen der Sachwalter, Rhetoren und Grammatiker ziemlich genau hinstellt, würde er sich gewiß nicht die Gelegenheit entgehen lassen, das kümmerliche Brot, welches vom Tische der Buchhändler abfiel, wenigstens zu erwähnen. So aber klagt er, daß ausgezeichnete Dichter genöthigt seien, durch gemeine Nebenbeschäftigungen ihren Unterhalt zu verdienen, in Gabii ein Bad, in Rom einen Backofen zu pachten

und sogar zum Dienste der Ausrufer sich herbeizulassen, „wenn sich im pierischen Schatten (nach anderen Handschr.: Geldkasten) kein Dreier sehen läßt.“ Wie könne der nüchterne und blutarme Dichter den Thyrsus schwingen, während der Leib darbe? „Satt ist Horaz, wenn er sein „Evoe“ erschallen läßt.“ Der gefeierte Dichter Statius habe trotz des Beifalls der Menge Hunger leiden müssen, wenn er nicht seine neue Tragödie „Agave“ dem Pantominen Paris zu einem Balletlibretto verkaufte. Ebenso gehe es dem Geschichtsschreiber, nur daß er noch mehr Zeit, Oel und Papier verbrauche. „Doch was erwächst ihm daraus? Was ist die Frucht der erschlossenen Erde? Wer wird einem Geschichtschreiber so viel geben, als er dem geben würde, welcher ihm den Staatsanzeiger vorläse (also einem Sklaven!)?“ Wie passend und schlagend hätte hier der Satiriker des baaren Geldverdienstes gedenken können!

In ähnlicher Weise spricht auch Tacitus über den materiellen Gewinn der Dichter: „Gedichte und Verse bringen ihren Verfassern weder Ansehen noch schaffen sie Vortheile; sie erlangen nur ein kurzes Vergnügen und einen leeren und fruchtlosen Ruhm.“ Dann hat man aber wol mit Unrecht gemeint, es sei nichts Auffallendes daran, wenn andere Schriftsteller für ihre Arbeiten ein Honorar genommen hätten, da es ja bekannt sei, daß die dramatischen Dichter ihre Stücke an die Festgeber der scenischen Spiele verkauften, wie z. B. Terenz für seinen Eunuch 8000 Sesterzen (1400 Mark.) bekommen habe. Denn die Magistrate scheuten überhaupt keine Kosten, um dem Volke zu gefallen und bedurften der Novitäten um jeden Preis, machten auch nach der Aufführung auf die Dramen keine weiteren Eigenthumsansprüche. Ihr Verhältniß zum Schriftsteller kann also für das buchhändlerische in keiner Weise maßgebend sein.

Endlich hat man von jeher als Beweise für das Vorhandensein von Kontrakten zwischen Verlegern und Autoren mehrere Aeußerungen Martial's benutzt. Bevor wir diese Stellen mustern, werfen wir einen Blick auf die Verhältnisse des Dichters überhaupt. Er war im 22sten Jahre aus Spanien nach Rom gekommen, um, wie so viele Andere, auf das Glück zu spekuliren. Im Anfange ging es darum auch sehr ärmlich bei ihm her. Er wohnte drei Treppen hoch zur Miethe, trat des 10 Sesterzen betragenden Tagelohns wegen bei reichen Leuten als Klient in Dienst und lieferte Gelegenheitsgedichte auf Bestellung. Endlich gelang es ihm, durch plumpe Huldigungen und servile Schmeicheleien, mit denen er sein reiches Talent entehrte, die Augen des Kaisers Domitian auf sich zu lenken. Dieser ertheilte ihm das Recht, welches drei Kinder verliehen, machte ihn zum Titulartribunen und Ritter und schenkte ihm, wie es scheint, ein kleines Haus in der Stadt und ein mageres Landgut bei Nomentum im Sabinischen. Hatten sich also seine Umstände nach und nach gebessert, so reichten nun seine Mittel immer wieder nicht hin, um dem neuen Stande und dem Umgange mit allen literarischen Notabilitäten der Residenz gemäß zu leben, und

seine Betteleien nahmen kein Ende, sie erstreckten sich sogar auf Kleidungsstücke! Auch als er unter Trajan in sein Vaterland zurückkehrte, war ihm ein Beitrag zum Reisegelde, womit der jüngere Plinius seinen Dank für Widmung eines Epigrammenbuches abtrug, sehr erwünscht. Aus Allem geht hervor, daß Martial seine poetische Befähigung zu seinem Unterhalte benutzte, daß seine Muse Jedem zu Dienste stand, der sie bezahlte, daß er also der Letzte gewesen wäre, der ein Buchhändlerhonorar ausgeschlagen hätte. Und wenn er honorirt worden wäre, würde er es doch nicht geradezu der Welt gegenüber haben ignoriren können! So schreibt er aber als Devise zu einem als Saturnaliengeschenk zu übersendenden Ochsenherzen: „Armer Sachwalter, der Du Gedichte schreibst, die Dir kein Geld eintragen, empfange das Herz, welches Du hast!" In gleicher Weise räth er dem Valerius Flakkus zu dem Stande der Rechtsgelehrten: „Gieb auf den pierischen Gesang und die Reigen der Musen! Geld wird Dir keine von jenen Schwestern geben. Was erwartest du von Phöbus? Münzen birgt die Kasse Minerva's; sie allein ist weise; sie allein leiht allen Göttern auf Wucher. Außer seinen Quellen und Blumengewinden und dem Saitenspiel der Göttinnen besitzt der Helikon nichts und immer ist nichtig das gewaltige „Bravo!"

Doch man meint, daß diese Klagen zu allgemein seien und die Beschäftigung des Dichters nur anderen einträglicheren Gewerben gegenüber als brotlos bezeichnen. Näher auf seine persönlichen Verhältnisse bezieht sich folgende Ansprache an den Leser: „Während ich ernste Dinge bearbeiten könnte, bist Du der Grund, daß ich lieber Ergötzliches schreibe, freundlicher Leser, der Du meine Gedichte liesest und in ganz Rom rezitirst. Aber Du weißt nicht, wie hoch mir solche Liebe zu stehen kommt; denn wenn ich bekümmerten Verklagten meine Worte verkaufen wollte, würden mir oft Schiffsherrn Ladungen von spanischen Waaren senden und von verschiedenen Münzen würde sich meine Tasche schmutzig färben. So aber ist mein Büchlein Tischgenosse und Zechfreund (nicht ich) und nur umsonst (d. h. ohne Gegengeschenke) gefallen unsere Verse." Erwartet er hier noch Extrageschenke von seinen Lesern, wie sie zu Virgil's Zeiten vorkamen, so leugnet er wieder alle Einahmen vom Schriftstellern, wenn er, ein ruhiges Loos sich wünschend, sagt: „Nicht verlangt mich nach apulischen Weiden, als Belohnung für meine Schriften; denn was bringen diese ein?" Und so kann man auch nicht bloß an das Ausbleiben von besonderen Gaben reicher Gönner denken, wenn er ärgerlich ausruft: „Nicht allein der ruhige Städter freut sich meiner Muse, noch bieten wir unsere Gedichte müßigen Ohren dar, sondern im getischen Schnee vor dem Feinde durchblättert mein Buch der abgehärtete Hauptmann; auch sagt man, daß meine Verse in Britannien im Munde der Leute seien. Was nützt es mir? Mein Geldbeutelchen weiß nicht davon!" Denn wäre es überhaupt Sitte gewesen, Honorar vom Buchhändler zu erhalten, so mußten doch die auswärtigen Verkäufer wenigstens die ersten Exemplare aus

Rom beziehen und man könnte dann nicht begreifen, wie nicht die Verfasser darauf verfallen wären, mit dem Steigen der Auflagen auch ihre Forderungen zu vergrößern. Endlich spricht der Dichter einmal davon, wie er aus Verlangen nach besserer Küche einen Monat lang bei einem reichen Manne den Speichellecker gespielt und die Dichtkunst darüber vernachlässigt habe. Natürlich hätte er nun dadurch eine Einbuße erlitten, wenn ihm seine Verse honorirt worden wären. Wie stellt er aber die Sache dar? „Scheint es Dir nicht ein Verlust zu sein," sagt er, „wenn Deinetwegen umkommt, was Rom liest, der Fremde verlangt, der Ritter nicht verspottet, der Anwalt lobt, der Dichter verkleinert?"

Doch wir wenden uns zu den wenigen Stellen, aus denen man einen sichern Nachweis des Honorars herauslesen möchte. Wie schon erwähnt, sah sich Martial mehrmals veranlaßt, Solche, die seine Gedichte geliehen oder geschenkt haben wollten, zurückzuweisen. Dem Einen antwortet er: „Du plagst mich, daß ich Dir meine Epigramme schenken soll: nicht ich habe sie, sondern der Buchhändler Tryphon;" einem noch Schlimmeren: „Du quälst mich, Dir ein Geschenk mit meinen Gedichten zu machen. Ich werde es nicht thun; denn Du willst sie verkaufen, nicht lesen!" Hier hat man sofort an eine vertragsmäßig vom Verfasser dem Autor zu liefernde Zahl von Freiexemplaren gedacht, ohne zu erwägen, daß dieser doch entweder selbst seine Verse abschreiben oder für wenige Groschen einige Abschriften verfertigen lassen konnte, um sie als Dedikationsexemplare zu verwenden. Klar genug spricht dies das Begleitschreiben eines für Antonius in Toulouse bestimmten Exemplars aus: „Von geringem Werthe würdest Du sein," sagt er zu dem Bande, „wenn Dich jetzt ein Käufer (emptor) sendete. Hoch wird Dein Preis als Geschenk durch den Verfasser. Viel macht es aus, glaube mir, ob man Wasser trinkt, das aus der Quelle sprudelt, oder das im trägen Teiche stockt." Doch die Hauptstelle ist noch übrig, der Schluß des elften Buchs! Er lautet: „Wiewol Du mit einem so langen Buche zufrieden sein könntest, Leser, bittest Du mich doch noch um wenige Distichen. Aber Lupus verlangt seine Zinsen und die Sklaven fordern ihre Rationen. Leser, sei gegrüßt (Salve)*)! Du schweigst und willst mich nicht verstehen! Lebe wohl (Vale)!" Offenbar schließt Martial das Buch, weil er Geld braucht. Was ist also natürlicher, sagt man, als daß er forteilt, um vom Verleger sein Honorar für das eben fertig gewordene Buch zu holen? Gut! Was wird aber dann aus den letzten Worten des Epigrammes? Um uns einmal recht modern auszudrücken: Hinter ihnen steht der arme Schelm Martial, in der linken Hand den Hut haltend, die rechte mit einem Bückling krümmend und ausstreckend,

*) Uebrigens lautet die handschriftliche Lesart Solve = bezahle. Dies ist also eine direkte Appellation an den Leser in unserem Sinne und kann noch weniger mißverstanden werden.

nicht aber vor dem Buchhändler, sonden vor dem Leser! Das Epigramm enthält eine bettelhafte Appellation an die Gutmüthigkeit des Lesers. Dieser macht keine Miene, die Börse zu ziehen und der Dichter verschwindet mit dem Lebewohl.

Ganz in ähnlicher Weise schließen die Gedichte V, 16 und 25, und nur die Freude über die Bestätigung dessen, was man als Voraussetzung mitbrachte, konnte den Zusammenhang der Gedanken übersehen lassen (hat man doch vor einiger Zeit gar in einer englischen Zeitschrift das Honorareinkommen Martial's auf die runde Summe von 200 Pfund St. ausgerechnet!). Nicht anders verhält es sich mit einem aus dem Buche Seneka's über die Wohlthaten beigebrachten Stützpunkte. Um zu beweisen, daß dieselbe Sache in verschiedenem Sinne das Eigenthum zweier Personen sein und daß man sein Eigenthum in gewissen Fällen als eine Wohlthat von einem Zweiten erhalten könne, braucht der Philosoph folgendes Beispiel: „Wir sprechen von Cicero's Werken. Dieselben nennt der Buchhändler Dorus sein Eigenthum und beides ist wahr. Der Eine beansprucht sie als Verfasser, der Andere als Käufer und mit Recht werden sie das Eigenthum beider genannt; denn sie gehören beiden, nur nicht auf gleiche Weise. So kann T. Livius von Dorus seine Bücher empfangen und kaufen." Seneka ist im Jahre 65 n. Chr. gestorben und das Werk über die Wohlthaten fällt in seine letzten Lebensjahre. Sein Zeitgenosse Dorus kann also kein Verlagsrecht von Cicero, aber auch schwerlich von dem 16 n. Chr. verstorbenen Livius erworben haben: er heißt eben „Käufer (emptor)", weil doch überhaupt allemal dem Abschreibenlassen das Erwerben eines guten Exemplars, womöglich des Originals vorhergehen mußte.*) Mit viel besserem Rechte könnten wir da den Verleger als Käufer des Manuskripts nachweisen, wenn wir in dem Gedichte an Antonius (S. 116) emptor nicht durch „ein Käufer", sondern durch „der Käufer" übersetzen wollten! Aber was zwingt uns dazu?

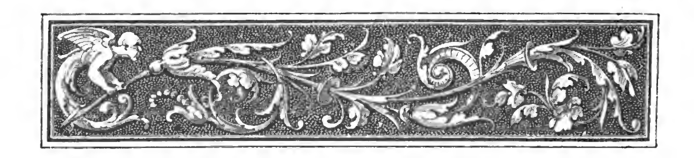
Kurz, wir müssen das bei dem griechischen Buchhandel gefällte Urtheil auch auf den römischen ausdehnen. Es war überhaupt im klassischen Alterthum nicht Sitte, daß der Buchfabrikant den Schriftsteller honorirte, und der Grund lag hauptsächlich in der Schutzlosigkeit des Fabrikats gegen Nachbildung. Auch ohne Honorarzahlung bestand der Hauptprofit des Buchhändlers in der Schnelligkeit des Umsatzes. Er mußte bei der Ausgabe eine große Menge von Exemplaren auf den Markt bringen; denn gefiel dasBuch, so standen seine Kollegen bereit, den Vortheil mit ihm zu theilen. Ihm selbst blieb die Aussicht, die Manuskripte berühmt

*) Daß auch Leihen für Geld vorkam, ist aus einer Stelle des Gellius ersichtlich, wo er erzählt, daß er sich, um über eine Lesart bei Ennius klar zu werden, eine uralte Handschrift „gemiethet" hätte. Und ebenso erzählt Diogenes von Laerte, die neuen Werke des Stoikers Zenon seien so gesucht gewesen, daß die Liebhaber den Besitzern derselben Lesegebühr entrichtet hätten.

gewordener Verfasser später an Liebhaber theuer zu verwerthen. Immerhin befand sich also der römische Buchhändler in einer viel freieren und günstigeren Stellung, als der mittelalterliche Stationarius noch im dreizehnten Jahrhundert, der von neuen Werken, die er zum Verkauf ausstellte, nur eine Kommissionsgebühr beziehen, ja nicht einmal das Geld selbst in Empfang nehmen durfte, der auch bei eigenen Büchern den Preis nicht willkürlich erhöhen konnte, und überhaupt meist auf das Verleihen angewiesen war.

Daß endlich die römischen Buchhändler mit unter den Maßregeln litten, welche despotische Kaiser gegen die Schriftsteller der Opposition anwendeten, versteht sich von selbst. Wenn die Werke des T. Labienus, Kassius Severus, Herennius Senecio, Aemilius Skaurus, Kremutius Kordus konfiszirt und verbrannt wurden, so hatten natürlich die Buchhändler für den Augenblick empfindliche Verluste. Aber, was heute in solchen Fällen zu geschehen pflegt, kam schon damals vor. Einige Exemplare entgingen doch der Vernichtung, wurden wieder abgeschrieben und heimlich verbreitet und nicht nur der Ruf des Schriftstellers, sondern auch der Vortheil des Buchhändlers wuchs. Nach Schilderung des über Kremutius Kordus verhängten Prozesses fährt Tacitus fort: „Um so mehr mag man die Beschränktheit derjenigen verlachen, die da glauben, durch die augenblickliche Macht könne auch die Erinnerung der Folgezeit vernichtet werden. Denn im Gegentheil, bestraft man die Talente, so wächst allmählich ihr Ansehen und auswärtige Könige oder Andere, die mit derselben Strenge aufgetreten sind, haben sich nur Schande, jenen aber Ruhm bereitet.“ Den geringsten Respekt vor der Preßfreiheit besaß Domitian. Nach Sueton ließ er nicht nur den Geschichtschreiber Hermogenes hinrichten, sondern auch alle Buchhändler, die sich mit Vervielfältigung seines Werkes befaßt hatten, an's Kreuz schlagen!





X.

Das Nachrichtsblatt der Stadt Rom.

Wenn man sich den regen Verkehr denkt, der im alten Rom pulsirte, das bunte Menschengewühl, das Tag für Tag die unermeßliche Hauptstadt der alten Welt durchflutete, die tausendfachen Interessen der Politik, des Handels, der Gewerbthätigkeit, die sich in diesem riesigen Centrum kreuzten, so kann man sich vom modernen Standpunkt aus kaum eine Vorstellung machen, wie die, eine Million weit übersteigende Bevölkerung ohne die gefällige Hilfe von Zeitungen und Intelligenzblättern es anfing, um die Neuigkeiten des Tages zu erfahren und Nachrichten privater Natur unter die Leute zu bringen. Dennoch vereinigten sich manche Umstände, infolge welcher die Römer jenen Mangel gewiß seltener fühlten, als unsere Vorfahren in der bis in das sechzehnte Jahrhundert hereinragenden Periode der Zeitungslosigkeit. Viel dazu trug zuerst die in Italien ebenso wie in Griechenland herrschende Gewohnheit bei, den größten Theil des Tages außer dem Hause im öffentlichen, geselligen Verkehr zuzubringen. Die Stadt selbst bot auch genug Gelegenheiten zum Austausch der Gedanken. Da gab es viele öffentliche Plätze, welche durch die Gewohnheit zu Versammlungsörtern der müßigen Leute gestempelt waren. Recht bezeichnend hießen sie „Stationen“ oder Standörter und Plinius, der Jüngere, klagt z. B. darüber, daß die zu den Vorlesungen der Literaten Geladenen, anstatt pünktlich zu erscheinen, in der Nähe an solchen Orten verweilten und die Zeit verplauderten, bis sie sich endlich gegen das Ende des Vortrags hin zum Eintreten bequemten. Man unterhielt sich auch in den Tempeln, unter den Arkaden der schattigen Säulengänge, in den öffentlichen Bädern. Man traf sich aber auch in den dem Publikum geöffneten Bibliotheken und den Läden der Buchhändler und verkehrten hier meist Gelehrte, so boten wieder die Tabernen der Aerzte und Barbiere Versammlungsplätze für eine

weniger exklusive Gesellschaft, die keineswegs nur aus solchen bestand, welche die Kunst und Hilfe der Besitzer in Anspruch nahmen. Die Bartscheerer besonders galten schon damals für die privilegirten Inhaber aller Stadtneuigkeiten und Horaz beginnt eine bekannte Satire mit den Worten: „Wie sich Persius einst an Rupilius Rex rächte, das muß jeglichem Bader und Augenkranken bekannt sein!“ Alle diese Orte der Neuigkeitskrämer faßt Martial zusammen, wenn er zu seinem Buche sagt: „Dich werden rühmen die Gastgelage, der Markt, die Tempel, Kreuzwege, Säulenhallen, Tabernen.“

Natürlich fehlte es nun auch in der, wie es bei Tacitus heißt, „auf Gerüchte erpichten Stadt“ nicht an Leuten, die alle möglichen Nachrichten auffingen und, mit eigenen Erfindungen vermehrt, kolportirten. Eine solche lebendige Zeitung schildert Martial in Philomusus:

„Du, Philomusus, verdienst Dein Mahl Dir immer durch die Kunst,
Daß Du Vieles ersinnst, aber als Wahres erzählst.
Was Pakorus beschließt am parthischen Hofe, Du weißt es,
Zählest die Truppen am Rhein und das sarmatische Heer;
Oeffnest Depeschen, gesandt vom Führer des dacischen Heeres,
Siehest den Lorbeer schon, eh' er gemeldet den Sieg;
Weißt, wie oft in Syene der ägyptische Jupiter regnet,
Weißt, das wievielste Schiff Libyens Küste verläßt,
Wessen Haupte bestimmt sein wird der Julische Oelzweig,
Wem den Kranz des Olymps Vater zu reichen gedenkt.“

Noch unliebenswürdiger erscheint diese Sucht am schönen Geschlecht und Juvenal, der erbarmungslose Spötter, unterläßt es nicht, die Kennzeichen einer sich um alle Weltereignisse und städtische Klätschereien kümmernden Zeitgenossin anzugeben, indem er schreibt:

„Doch ist's besser sie singt, als daß in der Stadt sie herumläuft
Keck und nicht sich entblödet, im Kreise der Männer zu weilen,
Und vor den Augen des Manns Offiziere, gerüstet zum Felddienst,
Graden Gesichts anspricht, ganz frei von befangenem Beben.
Was in der Welt vorgeht, das weiß sie Alles; aus China
Oder aus Thrakien hat sie die neueste Kunde; des Stiefsohns
Heimliche Liebe zur Mutter, um wen sich reißen die Frauen,
Jegliche Liebschaft kennt sie und welcher die Wittwe geschwängert.
Allen voran sieht sie den Kometen, so drohend für Meder
Und für Parther. Den Klatsch und die Mären erhorcht sie am Thore
Brühwarm, macht auch selber dazu; sie bringet die Kunde,
Daß der Niphates das Land überschwemmt, kein trockener Fleck sei;
Und daß Städte gerathen ins Wanken und Länder sich senken,
Muß, wen immer sie trifft auf der Straße, sich lassen erzählen.“

Ist es auf diese Weise begreiflich, daß Nachrichten von allgemeinem Interesse mit großer Schnelligkeit von Mund zu Mund die Stadt durcheilten, so half sich

der Privatmann bei nöthigen Bekanntmachungen auf dieselbe Weise, die auch die Behörden anwendeten. Entweder miethete er einen Ausrufer oder er machte Maueranschläge. Schon im „Kaufmann" des Plautus versichert Eutychus, er werde alle Herolde der Stadt dingen, um die verschwundene Geliebte seines Freundes aufspüren zu lassen. Am Schlusse der „Zwillingsbrüder" kündigt Messenio als Herold die Versteigerung der ganzen Habe des Menächmus mit Einschluß der Frau „gegen baare Zahlung" an. Am deutlichsten aber erhellt die Sitte aus folgender Stelle Petron's: „In die Herberge trat ein Herold mit einem öffentlichen Sklaven und einer ziemlichen Menschenmenge und rief, eine mehr qualmende, als leuchtende Fackel schwingend: „Vor Kurzem ist in einem Bade ein Sklave abhanden gekommen, ungefähr 16 Jahre alt, kraus-köpfig, zartgebaut, schöngestaltet, Namens Giton. Wer ihn zurückgeben oder nachweisen will, erhält 1000 Sesterzen." Die schriftliche Anzeige erfolgte entweder durch Aushängen einer Holztafel oder — und zwar viel gewöhnlicher — durch Bepinseln der Häuserwände, besonders an den Straßenecken, mit rother Farbe. In Pompeji hat man sehr viele solche Bekanntmachungen gefunden und sogar auf den Grabmonumenten pflegte man zuweilen gegen derartige Verunzierung zu protestiren. Im „Rudens" des Plautus äußert Gripus: „Wahrlich mit ellenlangen Buchstaben werde ich es überall anzeigen: wenn Jemand einen Reisekorb mit vielem Gold und Silber verloren hat, soll er zu Gripus kommen!" Eine noch vorhandene Inschrift lautet: „Ein Weinkrug ist von einer Taberne abhanden gekommen. Wenn ihn Jemand wiederbringt, bekommt er 65 Sesterzen; zeigt er den Dieb an, der den Krug mitgenommen hat, so erhält er das Doppelte von Varius."

Auf diese Art machten auch die Festgeber die von ihnen zu veranstaltenden öffentlichen Spiele bekannt. Hauptsächlich als die blutigen Gladiatorengefechte das Interesse an den andern Arten der Volksbelustigung in den Hintergrund drängten, wurden die Ankündigungen lange vorher an die Mauern gemalt. So heißt es in einer solchen Bekanntmachung zu Pompeji: „Die Gladiatorentruppe des Aedilen A. Suettius Cerius wird zu Pompeji am 31. Mai kämpfen. An einer Thierhetze und an einem Zeltdache wird es nicht fehlen." Diese Programme enthielten aber auch gewöhnlich die Namen der Fechter und zwar so zusammengestellt, wie sie paarweise gegen einander auftreten sollten. In einer pompejanischen Anzeige stehen die Worte: „Am 28. August eine Thierhetze. Es wird T. Felix im Kampfe gegen Bären auftreten." So liest man auch bei Trebellius Pollio über den Usurpator Aureolus: „Ich weiß, daß oft guten Kämpen unter den Gladiatoren dieser Name beigelegt worden ist. Erst kürzlich stand auf Deinem Festprogramme dieser Name im Verzeichnisse der Auftretenden," und Cicero schreibt unwillig aus Kilikien an seinen Freund Cölius: „Wie? Du glaubst, ich habe Dir aufgetragen, mir die

Gladiatorenpaare zu schicken?" Die Spannung und Erwartung des Publikums war immer so groß, daß es, wie Seneka sagt, die dazwischen liegenden Tage gern überhüpft hätte und daß es für Schreiber und Buchhändler ein einträgliches Geschäft war, diese Programme zu kopiren und damit Handel zu treiben. Deutlich spricht dies Cicero in folgenden Worten der zweiten Philippischen Rede aus: „Von diesen Handschriften giebt es sogar Nachahmer, welche sie, wie die Gladiatorenprogramme, öffentlich verkaufen." Selbstverständlich gingen die meisten Exemplare in die Provinzen. Namentlich erhielten die dort verweilenden Römer von ihren hauptstädtischen Bekannten die Anzeigen zugeschickt, wie Cicero von Cölius, und Seneka sagt darum in seiner Schrift über die Wohlthaten: „Niemand ist so thöricht, daß er davor gewarnt zu werden braucht, irgend Jemand Gladiatoren oder eine Thierhetze mitzutheilen, nachdem die Spiele vorüber sind."

Das Bedürfniß, über die Vorgänge in der Hauptstadt unterrichtet zu werden, erstreckte sich aber, wie sich nicht anders erwarten läßt, für die vielen Römer, welche, im Civil- und Militärdienst stehend, an ferne Gegenden gebannt waren, weit über die genannten Programme hinaus. Dazu besaßen manche weder Verwandte noch Freunde, an die sie immer so ausgedehnte Korrespondenzansprüche stellen konnten, und so kam es vor, daß literarische Handlanger entweder von den Auswärtigen selbst oder von deren Freunden gemiethet wurden, um über alle Neuigkeiten im Rom nach der Provinz Bericht zu erstatten. Einen interessanten Beleg darüber liefert die Korrespondenz zwischen Cicero, als kilikischem Statthalter, und dem erwähnten Cölius aus dem Jahre 51 v. Chr. Dieser schreibt zuerst an seinem älteren Freund: „Weil ich Dir bei unserem Abschied versprach, Alles was in Rom vorgeht, auf das Genaueste zu berichten, so habe ich Jemanden aufgetrieben der Alles so ins Einzelne verfolgte, daß ich fürchte, es möchte Dir diese Geschäftigkeit allzu schwatzhaft vorkommen. Zwar weiß ich, wie wißbegierig Du bist und wie angenehm es für alle in der Fremde Weilenden ist, auch über die geringfügigsten Dinge, die zu Hause vorfallen, in Kenntniß gesetzt zu werden; doch bitte ich Dich, in der Art meiner Dienstleistung nicht eine Rücksichtslosigkeit zu finden, weil ich diese Mühewaltung einem Andern übertragen habe. Das Schriftwerk selbst, das ich Dir schicke, ist die beste Entschuldigung für mich. Denn wer sollte soviel Muße haben, dieses Alles nicht bloß aufzuschreiben sondern nur zu beachten? Du findest darin alle Senatsbeschlüsse und Edikte, Alles, was man gefabelt und gemunkelt hat. Gefällt Dir aber vielleicht diese Manier nicht, so thue es mir kund, damit ich Dir nicht etwa bei meinem Geldaufwande noch Mißbehagen bereite. Wenn etwas Wichtiges im Staatsleben vorfällt, das solche Lohnarbeiter nicht in geeigneter Weise berichten können, werde ich Dir genau darüber schreiben." Der Dank, den Cölius für das eingeschickte Opus einerntete, war gerade nicht

groß. Cicero sah nur immer mit der größten Spannung einer Entscheidung über seinen Verbleib auf dem kilikischen Gouverneurposten entgegen, da er seine ziemlich wohlfeil errungenen Lorbeeren im Triumphe den Römern zeigen wollte und außerdem dem drohenden Krieg mit den Parthern gegenüber keine sonderliche Kriegslust verspürte. Halb ärgerlich, halb scherzend antwortete er daher: „Wie? Du glaubst, ich hätte Dir den Auftrag gegeben, mir die Namen von den Fechterpaaren, die Verschiebungen von Gerichtsterminen, die Zusammenstoppelung des Chrestus zu schicken? Nicht einmal um das kümmere ich mich, was in den wichtigsten Staatsangelegenheiten täglich vorfällt, wenn es mich nicht persönlich betrifft. Andere werden es schreiben; Viele werden die Nachricht mitbringen; Vieles wird auch das Gerücht übermitteln.“ Wie wenig Ernst es ihm aber mit dieser Abweisung war, zeigen die sich immer erneuernden Bitten an Cölius, ja Alles genau zu berichten. Auch erkaltete aus egoistischen Gründen die Gefälligkeit seines Freundes nicht; er sendete ihm eine zweite Lieferung von „Denkwürdigkeiten der Stadt“ und bittet ihn, beim Lesen die Spiele, Leichenbegängnisse und andere Nebensachen zu überschlagen.

Uebrigens war es Cicero schon deshalb mehr um pragmatische, die Zukunft betreffende Combinationen zu thun, als um das todte Material der Ereignisse, weil ihm diese Einzelheiten jedenfalls auch aus anderer Quelle zuflossen. Bereits acht Jahre früher nämlich, 59 v. Chr., hatte Julius Cäsar, als Konsul, die Herausgabe eines regelmäßigen Tagebuchs der Stadt (acta populi Romani diurna) angeordnet, und zwar gleichzeitig mit der gegen die Aristokratie gerichteten Maßregel der Veröffenlichung von allen Senatsprotokollen. Ueber die Stelle Sueton's, welche dies erzählt und die einzige Erwähnung vom Beginne des städtischen Anzeigers ist, hat sich ein gewaltiger Streit erhoben. Sie lautet nämlich: „Nach Antritt seines Amtes traf er zuerst unter Allen die Einrichtung, daß so (tam) des Senats als (quam) des Volks tägliche Akten verabfaßt und veröffentlicht würden.“ Man hat hier zunächst den vergleichenden Sinn der gebrauchten lateinischen Partikeln zu sehr betont und daraus beweisen wollen, daß die Neuerung Cäsar's nur in der Veröffentlichung der Senatsakten bestanden habe. Dann brachte man die vor dem Jahre 59 für bereits bestehend gerechneten Volksakten in Verbindung mit den vom Oberpriester des römischen Staats redigirten Jahresberichten (Annales maximi). Diese auf weiß getünchte Holztafeln geschriebenen und in der Amtswohnung des Pontifex neben dem Vestatempel verwahrten Nachrichten über Sonnenfinsternisse und Wunderzeichen, Krieg, Pestilenz und theuere Zeit, insbesondere merkwürdige, den Kultus betreffende Vorkommnisse, waren um 133 v. Chr. eingegangen, eine Folge der Verweltlichung der Priesterthümer und des Sichüberlebthabens der von den Privatchronisten überflügelten offiziellen Aufzeichnungen. Man meinte nun, der Anfang der Stadtakten knüpfe sich

recht passend unmittelbar an das Erlöschen der oberpriesterlichen Annalen und jene seien eigentlich ein weltliches Surrogat für diese. Aber die ganze Ansicht bleibt eben bloße Vermuthung, die schon bei vorurtheilslosem Lesen der Sueton'schen Stelle in Nichts zerfällt.

Aber auch außerdem läßt sich keine Spur von römischen Tageblättern, die über das Jahr 59 hinaufreichten, entdecken. Die einzige, auf welche man sich beruft, hat keine Beweiskraft. Es erzählt nämlich Plinius in seiner Naturgeschichte: „Man findet in den Zeitungen, daß bei dem Begräbniß des Wagenlenkers Felix von der rothen Faktion einer seiner Gönner sich auf den brennenden Scheiterhaufen gestürzt habe, wobei die Gegenpartei (die weiße Faktion), um dies ja nicht dem Künstler zum Ruhme gereichen zu lassen, abgeschmackter Weise aussprengte, der Mann sei durch die Menge der Wohlgerüche betäubt gewesen. Als nicht lange vorher M. Lepidus, ein Mann aus sehr vornehmer Familie, durch die Gewalt der Flamme vom Scheiterhaufen herabgeworfen wurde und wegen der Glut nicht wieder hinaufgelegt werden konnte, wurde er daneben nackt vermittelst anderen Reisigs verbrannt." Dieser Lepidus ist nun freilich schon 77 v. Chr. gestorben. Aber wer kann denn wissen, ob Plinius bei den Worten „nicht lange vorher" nicht einen längeren Zeitraum als 18 Jahre im Sinne hat? Wer kann überhaupt nach dem Satzzusammenhange behaupten wollen, daß die Anekdote über Lepidus gerade auch aus der städtischen Chronik und nicht aus anderen Aufzeichnungen geschöpft ist? —

Endlich hat man gerade aus dem Umstande, daß Cicero durch Cölius sich die Neuigkeiten der Hauptstadt von Zeit zu Zeit übersenden ließ, schließen wollen, daß Cicero die offiziellen Stadtakten nicht zugeschickt bekam, daß sie wahrscheinlich nach Cäsar's Konsulate wieder eingingen und erst während dessen Diktatur wieder auflebten. Doch diese Annahme war zu voreilig; denn nicht nur schreibt Cicero im Jahre 50 an Attikus: „Die städtischen Akten besitze ich bis zum siebenten März und habe aus ihnen erkannt, daß durch die Energie unseres Kurio Alles eher zur Verhandlung kommen wird, als die Frage wegen der Provinzen," und an Cölius: „Ueber Ocella hast Du mir zu wenig geschrieben und in den Akten stand nichts," sondern es gehört auch speziell in das Jahr 52 das wunderliche Referat Plinius, des Aelteren: „Daß es während des Milonischen Prozesses gebrannte Ziegelsteine geregnet hat, ist in die Akten dieses Jahres eingetragen," und Askonius Pedianus, der berühmte Erklärer Cicero's, schreibt an seine Söhne über jene ganze Zeit: „Um Eure jugendliche Wißbegierde recht sorgfältig zu befriedigen, habe ich sogar die Tagesnachrichten jener ganzen Zeit durchgenommen. Aus denselben ersehe ich, daß am letzten Februar (52) ein Senatsbeschluß gefaßt wurde des Inhalts: man sehe die Ermordung des P. Clodius, den Brand der Kurie und die Bestürmung des Hauses des M. Lepidus als ein Attentat

gegen den Staat selbst an. Weiter ist Nichts über diese Sache an jenem Tage in die Zeitung gekommen. Am folgenden Tage, also am ersten März, habe Munatius in einer Volksversammlung dasjenige dargelegt, was Tags vorher verhandelt worden war und dabei wörtlich Folgendes gesagt" u. s. w.

Doch wir sind durch diese Widerlegungen bereits mitten in den Inhalt des römischen Tageblatts hineinversetzt worden. Es wird aber, um denselben bequemer überschauen zu können, gerathener sein, die vorhandenen Ueberreste nach bestimmten Rubriken zu mustern. Die Nachrichten berühren nämlich entweder den Staat oder den kaiserlichen Hof oder das Privatleben der Stadt Rom selbst.

Die den Staat speziell angehenden Fragmente betreffen Staatsprozesse, geschäftliche Verhandlungen mit dem Volke, Administrativmaßregeln der höheren Magistrate und diejenigen Senatsreden und Beschlüsse, deren Veröffentlichung seit der Wiederaufhebung des Publikationsedikts durch Augustus mit dem Willen der Regierung harmonirte. Erwähnt haben wir bereits den Senatsbeschluß gegen Klodius, die Rede des Munatius vor dem Volke und die Bemühungen des Skribonius Kurio in Cicero's Interesse. In seiner Darstellung des Milonischen Prozesses beruft sich Askonius noch mehrmals auf die Akten der Stadt; auch lernt man aus ihm, daß der ganze Hergang des Mordes auf der Appischen Straße in dem Stadtanzeiger genau erzählt war, da er sich wegen des Tags, an welchem Milo nach Lanuvium reiste, auf denselben beruft. So schreibt auch Cicero an C. Krassus, er werde wol aus dem Tageblatt den Uebertritt des Lepidus von der aristokratischen Partei zu M. Antonius ersehen haben. Ein Beispiel von gerichtlichen Verhandlungen und vielleicht reiner Wortlaut ist folgende Notiz des Askonius aus dem Jahre 54: „Als M. Skaurus zur Bewerbung um das Konsulat am 29. Juni nach Rom zurückgekehrt war, wurde er auf Beschwerde der Sardinier von Valerius Triarius vor dem Prätor M. Kato wegen Erpressung verklagt, wie in den Akten steht, am 6ten Juli, drei Tage nach der Freisprechung C. Kato's." Auf gleiche Weise waren auch später die Senatsverhandlungen in dem Prozesse gegen Bäbius Massa in dem städtischen Intelligenzblatte zu lesen, gegen welchen unter Domitian Plinius, der Jüngere, und der berühmte Schriftsteller Herennius Senecio vom Senat zu Sachwaltern der spanischen Provinz Bätika bestellt worden waren. Ferner läßt sich wol erwarten, daß die Namen der zum Tode Verurtheilten nicht in den Akten fehlten. Dio Kassius sagt von Kaligula: „Die Namen der von ihm Verurtheilten ließ er öffentlich bekannt machen, als ob er fürchtete, sie möchten verborgen bleiben." Dagegen war es dem Domitian, der nach dem Aufstande des Antonius Saturninus eine Menge verdächtiger Personen hatte hinrichten lassen, wieder darum zu thun, daß ihr Andenken verwischt würde,

und er verbot deshalb ihre Namen in das Tageblatt aufzunehmen! Cäsar ließ es in der Zeitung erwähnen, daß er die ihm von dem Volke durch den Konsul Antonius angetragene Königskrone nicht angenommen habe. Tiberius ging in seiner Verfolgung hochverrätherischer Worte so weit, daß er nach dem Verfahren gegen Schuldige Alles in der Zeitung veröffentlichen ließ, selbst was sie „ganz insgeheim und unter vier Augen“ gesprochen haben sollten. Auf eine geflissentliche Hervorhebung geringfügiger Handlungen, die entweder auf kaiserliche Inspiration oder aus eigener Servilität von Seiten der Redaktion erfolgte, scheint es mir hinzudeuten, wenn Tacitus den elenden Ankläger des bekannten Thrasea Pätus unter Nero sagen läßt: „Man liest die Tageblätter des römischen Volks in den Provinzen, bei den Armeen mit besonderem Eifer, um zu erfahren, was Thrasea nicht gethan hat.“ Zell äußert über diese Worte: „Man sieht aus dieser Anführung, daß man bei dem Mangel und bei der Unterdrückung jeder anderen freien, öffentlichen Mittheilung über politische Angelegenheiten sein Urtheil sich bildete, seine Ueberzeugung befestigte, nicht etwa aus dem, was das einzige Organ öffentlicher Meinung enthielt, sondern aus dem, was es nicht enthielt.“ Im Gegentheil scheint aber der passive Widerstand Thrasea's gerade markirt worden zu sein und einzeln erwähnt, wie er z. B. die Senatssitzung verließ, als nach Ermordung Agrippina's der Senat sich in kriechender Herabwürdigung gegen Nero überbot, wie bei der Vergötterung Poppäa's Thrasea fehlte, wie er sich nicht an den Juvenalien betheiligte, wie er das feierliche Opfer für das Wohl des Kaisers versäumte, wie er für den Hochverräther Antistius eine Strafmilderung beantragte und durchsetzte, wie er die letzten drei Jahre die Kurie mied. Für das Vorkommen kaiserlicher Verordnungen in dem Intelligenzblatt spricht die Erwähnung eines Gesetzes von Trajan gegen Amtsverletzungen von Seiten der Rechtsanwälte in den Briefen des Plinius: „Du wirst es selbst lesen; es steht in der Zeitung,“ setzt dieser hinzu.

In der Zeit Trajan's entstand auch die Sitte, die im Senate in Szene gesetzten Ausbrüche enthusiastischer Anhänglichkeit an den Thron zu notiren und der Redaktion des Tageblattes zu übermitteln. Schon früher war es nämlich aufgekommen, daß das Volk während der Schauspiele den höchsten Personen Glückwünsche darbrachte, meist stehende Formeln, welche im Chore nach gewissem Rythmus halb gesprochen, halb gesungen und öfter wiederholt wurden. So hatte denn auch der Senat nach und nach diese triviale Schmeichelei nachgeahmt und Plinius schreibt über eine solche dem Trajan dargebrachte Ovation (man hatte gerufen: „O Du Glücklicher! O wir Glücklichen! Vertraue uns! Vertraue Dir! Möchten Dich doch die Götter so lieb haben, wie wir!“): „Wozu soll ich das Einzelne zusammenstellen und aufzählen? Kann ich etwa mit meiner Rede umfassen oder mit meinem Gedächtnisse erreichen, was Ihr in

den öffentlichen Anzeiger setzen und in Erz eingraben zu lassen beschlossen habt? Früher pflegten nur die Reden der Fürsten durch solche Art von Monumenten verewigt zu werden; die Zurufe beschränkten sich auf die Wände unseres Sitzungssaales." Dieser servile Pomp wurde aber bald soweit gesteigert, daß man die Wiederholungen der wahrscheinlich meistens von einem durch die Bedeutung des Augenblicks inspirirten Mitgliede der Versammlung vorgesprochenen oder auch zuweilen vorher verabredeten Formeln sorgfältig merkte und in dem Protokolle sowie im Tageblatte die Zahlen aufführte! So berichtet z. B. Trebellius Pollio von der Senatssitzung nach der Thronbesteigung Klaudius II.: „Nach Anhörung des kaiserlichen Schreibens wurde Folgendes gesagt: Augustus Klaudius, die Götter mögen Dich erhalten! (sechzigmal gerufen) — Klaudius Augustus, Dich oder einen Mann, wie Du, haben wir uns immer zum Fürsten gewünscht (vierzigmal) — Klaudius Augustus, Dich verlangt der Staat! (vierzigmal) — Klaudius Augustus, Du unser Bruder, Vater, Freund, Du guter Senator, Du wahrer Fürst! (achtzigmal)." Wenn der Kaiser persönlich mit dem Senate verhandelte, wechselten diese Litaneien oder Antiphonien mit seinen Worten ab.

Ein wahres Kabinetsstück von einer solchen Szene theilen wir hier im Auszuge mit, zugleich deshalb, weil es der längste, uns vollständig erhaltene Artikel aus dem Intelligenzblatte vom Rom ist. Bei Lampridius heißt es nämlich im Leben des Alexander Severus: „Aus den Akten der Stadt: Am 6ten März (222 n. Chr.), als der Senat sich zahlreich im Konkordiatempel versammelt hatte und der Cäsar Aurelius Alexander eingetreten war, rief man ihm entgegen: Tugendhafter Augustus, die Götter mögen Dich erhalten! Die Götter haben Dich uns gegeben; die Götter mögen Dich erhalten! Die Götter haben Dich den Händen des Abscheulichen (Elagabal) entrissen, sie mögen Dir Dauer verleihen! Den schändlichen Tyrannen hattest auch Du zu erdulden; daß der Schändliche und Lasterhafte lebte, hat auch Dich geschmerzt! Die Götter haben jenen gestürzt; die Götter haben Dich gerettet! Der schmachvolle Kaiser ist mit Recht verdammt worden! Glücklich wir unter Deinem Szepter, glücklich der Staat! Der Verruchte ist mit dem Verbrecherhaken geschleift worden zum abschreckenden Beispiel; der schwelgerische Kaiser ist mit Recht gestraft! Der Beflecker der Ehrenämter ist mit Recht gestraft! Die unsterblichen Götter ließen Alexander am Leben! Die Gerichte der Götter zeigen sich hierin!" — Der Kaiser dankte hierauf dem Senate und es folgen wieder 22 Akklamationen, in welchen Alexander gebeten wird, den Namen Antoninus anzunehmen. Nach Beendigung derselben sprach er: „Ich danke Euch, Väter, nicht allein jetzt, sondern auch für den Namen Cäsar, für Erhaltung meines Lebens, für das oberpriesterliche Amt, die tribunizische Gewalt und die prokonsularische Vollmacht. Alles dies habt Ihr mir sonder Beispiel an einem Tage verliehen!"

Bei diesen Worten fiel der Senat ein: „Dies hast Du übernommen; möge der Senat es verdienen, daß Du den Namen Antoninus annimmst, mögen es die Antonine verdienen! Antoninus Augustus, die Götter mögen Dich erhalten! Möge der Münze wieder gegeben werden der Name Antoninus; möge den Antoninen zu Ehren Antoninus Tempel weihen!“ Nun wehrte sich der Kaiser ernst und bescheiden in längerer Rede gegen den Beinamen; aber erst nach fünfmaliger Unterbrechung durch ähnliche Zurufe gelang es ihm, seinen Willen durchzusetzen. Die Versammlung lobt seine Bescheidenheit, seine Klugheit. Nachdem aber der Kaiser nochmals gedankt und versprochen hat, seinem eigenen Namen Ehre machen zu wollen, erhebt sich ein neuer Sturm. Man will ihm durchaus den Namen des Großen oktroyiren! „Großer Alexander, die Götter mögen Dich erhalten! Wenn Du den Namen Antoninus ausschlägst, so nimm den Namen des Großen an! Großer Alexander, die Götter mögen Dich erhalten!“ — Da sprach Alexander: „Es wäre mir leichter gewesen den Namen Antoninus anzunehmen. Warum soll ich aber den Namen des Großen führen? Was habe ich denn Großes gethan? Alexander hat ja diesen Namen nach großen Thaten erhalten, Pompejus aber nach großen Triumphen. Beruhigt Euch also, hochverehrte Väter, und betrachtet in Eurer eigenen hohen Stellung mich lieber als einen der Eurigen, als daß Ihr mir den Namen des Großen aufbürdet!“ Hierauf rief man: „Aurelius Alexander Augustus! Die Götter mögen Dich erhalten!“ „und das Uebrige wie herkömmlich.“

Bald nach Stiftung der Monarchie benutzte der kaiserliche Hof das städtische Nachrichtsblatt, um dem Publikum ihn selbst betreffende Details kund zu thun. Es erfolgten z. B. Bekanntmachungen, welche die Etikette und das Hofceremoniel angingen. Ein paar Male ist es vorgekommen, daß Kaiserinnen bei besonderen Gelegenheiten, wie die Kaiser selbst, allgemeinen Empfang für alle Stände anstellten und diese feierlichen Aufwartungen in die öffentlichen Tagesberichte eintragen ließen. Von Livia, der Gemahlin August's, lesen wir bei Dio Kassius: „Sie erhob sich gewaltig über alle früheren Frauen, indem sie den Senat und vom Volke, wer ihr nur die Aufwartung machen wollte, vorzulassen pflegte und dies auch in den städtischen Anzeiger aufnehmen ließ.“ Dasselbe schreibt er von Agrippina, der Mutter Nero's: „Sie empfing alle Stände und ließ es in den Anzeiger eintragen.“ Daß natürlich außer diesen Courtagen die Damen des kaiserlichen Hofes Besuche von vornehmen Männern und Frauen annahmen, versteht sich von selbst. Ferner fanden sich in der Zeitung genaue Beschreibungen von pompösen Leichenfeierlichkeiten, welche hochgestellte Familien und besonders den Hof betrafen. Tacitus, welcher kein großes Gewicht auf das offizielle Tageblatt legte, gab sich doch die Mühe, neben den Historikern auch die Stadtakten zu durchblättern,

um sich über alle Einzelheiten bei dem Begräbnisse des edlen Germanikus Klarheit zu verschaffen. Der schamlose Kommodus nahm keinen Anstand, alle seine Thorheiten und Greuelthaten in den Akten der Stadt bekannt machen zu lassen. Sogar wenn er die Fechtschule betrat, um an den Exerzitien der Gladiatoren theilzunehmen, meldete es der Anzeiger. Endlich fehlten auch nicht die Geburten von Prinzen und Prinzessinnen. Von Tiberius sagt Sueton: „Er wurde geboren zu Rom auf dem palatinischen Berg am 16. November 42 während des philippensischen Krieges; denn so ist in den Fasten und in den Stadtakten angegeben.“ Seinen zweiten Stiefsohn Drusus schickte Oktavianus, wie Dio schreibt, nach seiner Geburt dem ersten Manne der Livia zu und machte durch den Anzeiger bekannt, daß Cäsar das von seiner Frau, Livia, geborene Kind dessen Vater Nero wiedergegeben habe. Auch von Kaligula erzählt Sueton, nach der Zeitung sei er in Antium geboren. Endlich bezieht sich auch Kapitolinus auf diese Sitte, indem er von Gordianus I. berichtet: „Ganz gewiß ist, daß er seinen Sohn Gordianus mit dem Beinamen Antoninus zierte, als er nach der durch die römische Sitte nöthigen Meldung bei dem Präfekten der Schatzkammer seinen Namen in den Stadtanzeiger rücken ließ.“

Doch bildeten diese Familienanzeigen kein Vorrecht des kaiserlichen Hauses; auch ließ ja Gordian den Namen seines Sohnes in das Intelligenzblatt schreiben, während er selbst kaum eines der unteren Staatsämter bekleidete und Klaudius Nero war gar nicht mit Augustus verwandt und noch nicht Prätor, als er die Geburt seines Sohnes Tiberius bekannt machte. Es war nämlich von jeher Sitte, daß vornehme Familien ihre häuslichen Ereignisse in die Spalten der Stadtakten inserirten. Man sieht dies zunächst aus einer Stelle Juvenal's, wo es von Kindern zweideutiger Herkunft heißt: „Du anerkennst sie und freuest Dich, sie als Beweise Deiner Mannheit in die Akten zu setzen.“ Markus Aurelius erst führte amtliche Geburtslisten ein und von da an mußte jeder Vater binnen 30 Tagen den Geburtstag und den Namen des neugeborenen Kindes bei dem Präfekten der Schatzkammer anmelden. Wie man aus Gordian's Beispiel schließen muß, blieb aber für die Vornehmen dennoch die alte Sitte, außerdem den Familienzuwachs durch das Tageblatt zu verbreiten; sonst läßt sich aber nicht einmal eine summarische Aufzählung aller Geburten in der Stadtzeitung und eine dadurch entstandene offizielle Verbindung der Geburtsregister mit letzerer gut denken, geschweige denn eine spezielle Veröffentlichung aller geborenen Kinder in derselben. Daß auch Ehebündnisse von Seiten der haute volée zur Anzeige kamen, läßt sich aus einer nicht übersetzbaren Stelle Juvenal's schließen und wird dadurch gewiß, daß auch Ehescheidungen in dem Tageblatt nicht fehlten. „Erröthet wol noch eine über eine Scheidung,“ sagt Seneka, „nachdem gewisse vornehme und hochstehende Damen ihre Jahre nicht nach der Zahl der Konsuln, sondern der Männer

berechnen und von dem Gatten wegziehen, um sich zu verheiraten, oder in die Ehe treten, um sich scheiden zu lassen? So lange nur hatte man Furcht vor der Trennung, als sie selten war. Weil aber kein Tageblatt ohne eine Ehescheidung erscheint, haben sie das zu thun gelernt, was sie eben oft hörten." Hierher gehört ferner, was Sueton von Kaligula erwähnt: „Einigen Frauen schickte er im Namen ihrer abwesenden Männer selbst den Scheidebrief und ließ dies auch so in den Anzeiger eintragen."

Außer derartigen Privatanzeigen fanden noch alle großen und kleinen Vorkommnisse auffallender Art, Alles, was wir unter die „Vermischten Nachrichten" unserer Zeitungen rechnen, Aufnahme in dem Intelligenzblatt, und Einiges, wie die Anekdote vom Wagenlenker Felix und dem Backsteinregen zu Milo's Zeit haben wir schon berührt. Als Klaudius, gestützt auf die in Britannien gemachten Eroberungen, von dem Ehrenrechte Gebrauch gemacht hatte, den geheiligten Raum der Stadtgrenze zu erweitern, wurde dies, wie zu erwarten steht, in dem Stadtanzeiger gemeldet. Auch wenn Dio erzählt, es habe im Jahre 23 n. Chr. eine große Portikus sich auf die eine Seite zu neigen begonnen und sei durch Anwendung vieler Menschen und Maschinen wieder in den Winkel gerückt worden, den Namen des Architekten aber habe Tiberius aus Neid nicht erlaubt in den Anzeiger zu setzen, so ergiebt sich hieraus, daß ähnliche Dinge Erwähnung zu finden pflegten und eine gleich zu berührende Stelle des Tacitus bestätigt dasselbe. Noch enthält endlich die Naturgeschichte des Plinius folgende drei Kuriosa, die den Akten der Stadt entnommen sind.

„In den Zeitungen aus der Periode des verewigten Augustus steht, daß während seines zwölften Konsulats (5 v. Chr.) am 11. April C. Krispinus Hilarus, ein Freigeborener niedrigen Standes aus Fäsulä, mit 8 Kindern, worunter 2 Töchter waren, 28 Enkeln, 8 Enkelinnen und 19 Urenkeln in Prozession auf das Kapitol gezogen sei und dort geopfert habe."

„In unserem Zeitalter ist Folgendes durch die Akten des römischen Volkes bezeugt. Als unter dem Konsulate des Appius Junius und Silius (28 n. Chr.) in Folge des Prozesses gegen Nero, des Germanikus Sohn, auch Titius Sabinus und dessen Sklaven zur Strafe gezogen wurden, ließ sich der einem von diesen gehörende Hund weder im Gefängnisse forttreiben noch wich er vom Leichnam, als sein Herr auf der Richtstätte lag, sondern stieß ein klägliches Geheul aus, und da eine große Volksmenge sich um ihn sammelte und Jemand ihm Speise vorwarf, trug er dieselbe an den Mund des Todten. Als aber der Leichnam in die Tiber geworfen wurde, sprang er nach und suchte ihn zu stützen, während die Leute zuströmten, um die Treue des Thieres zu schauen."

„Während der Censur des Kaisers Klaudius im Jahre der Stadt 800

(47 n. Chr.) wurde ein Phönix auch nach Rom gebracht und auf dem Komitium (einem Theile des Forums) ausgestellt, was durch die Akten bezeugt ist; aber Niemand zweifelte an seiner Unechtheit."

Endlich besitzen wir noch eine parodirende Nachahmung des städtischen Intelligenzblattes, die wenigstens hinsichtlich der äußeren Form belehrend ist, bei Petron, wo es in der Schilderung des vom Geldbrotzen Trimalchio gegebenen Gastmahls heißt: „Die Ausgelassenheit des Tanzes unterbrach ein Buchhalter, welcher, als läse er die Akten der Stadt, Folgendes vortrug: Den 26sten Juli auf dem Landgute bei Kumä, das Trimalchio gehört: Es sind geboren worden 30 Knaben, 40 Mädchen; von der Tenne sind in die Scheune gebracht worden 500,000 Scheffel Weizen; 500 Ochsen gezähmt. An demselben Tage wurde der Sklave Mithridates an's Kreuz geschlagen, weil er den Genius unseres Herrn geschmäht hatte. An demselben Tage wurde in die Kasse gezahlt ein Baarbestand von 10 Millionen Sesterzen, der nicht angelegt werden konnte. An demselben Tage entstand ein Brand in den Pompejanischen Gärten aus dem Hause des Verwalters Nasta." Außerdem enthielt die Schrift noch Edikte von Aedilen, Testamente von Waldhütern, durch welche Trimalchio ausdrücklich enterbt wurde, die Verstoßung einer Frau von Seiten ihres Mannes, eines Gartenwächters, der sie des sträflichen Umgangs mit einem Badewärter bezichtigte, die Verbannung eines Hausmeisters nach Bajä, die Anklage eines Kassirers vor einem aus Kammerdienern zusammengesetzten Gerichte — kurz, im steifen, wichtigen Tone des Originals dessen große Welt in karikirt verkleinertem Maßstabe.

Ueberblickt man den Inhalt der Fragmente, so erkennt man leicht, warum wir die Namen „städtisches Nachrichtsblatt", „Tageblatt der Stadt Rom", „städtischer Anzeiger", den Ausdrücken „Staatsanzeiger" oder „Staatszeitung" vorgezogen haben. Die Stadtakten waren rein lokaler Natur, engeren Horizonts als selbst die Chronik der geistlichen Oberhirten. Man findet keine einzige Erwähnung von auswärtigen Ereignissen; ja, die Senatsverhandlungen würden sicher nicht in jenen Relationen zur Sprache gekommen sein, wenn sie nicht gerade zum Residenzleben gehört hätten. Aehnliche Tagesberichte erhielten die Kaiser wol aus allen großen Städten des Reichs. Von Kaligula sagt man, daß er die Lektüre der Stadtakten von Alexandria jeder anderen vorgezogen habe. Die Artikel des römischen Tageblattes unterscheiden sich aber vor allen Dingen von denen moderner Zeitungen durch ihren rein referirenden Charakter und entbehren deshalb jedes Raisonnements und aller subjektiven Tendenzen. Außer der offiziellen Natur des Instituts brachte dies schon die Zeit seiner Entstehung mit, in welcher die Freiheit des gesprochenen oder geschriebenen Wortes überhaupt ihrem Untergang entgegen ging, in welcher schon, wie später noch in weiterem Umfange, sich die unterdrückte öffentliche Meinung nur verstohlen

durch beißende Anschläge an Säulen und Statuen, durch rasch improvisirte Spottlieder, durch Zurufe im Cirkus oder in der Arena und durch Beklatschen politisch zweideutiger Improvisationen von überkühnen Schauspielern Luft machte. Freilich hätte auch in der republikanischen Zeit eine solche Einrichtung schwerlich einen unserer Publizistik vergleichbaren Einfluß gewinnen können, da Ehrgeiz und Patriotismus sich damals nur auf die Kraft der Beredsamkeit und den Zauber des Goldes zu stützen pflegten. Daß die Politik der Kaiser die Stadtakten benutzte, um gewisse Angelegenheiten hervorzuheben, andere zu verschweigen oder zu entstellen, hat sich schon aus den angeführten Trümmern ergeben und obgleich die Zusammenstellung vieler sicheren Thatsachen für die Geschichtsschreibung ein reiches, wenn auch grobes Material bieten mußte, so darf man sich im Allgemeinen doch nicht wundern, wenn kein Schriftsteller dem römischen Intelligenzblatte ein Zeugniß der Anerkennung spendet und wenn Tacitus vom Jahre 57 n. Chr. geringschätzig bemerkt: „Als Nero und Piso Konsuln waren, geschah wenig Erwähnenswerthes, es müßte denn Jemandem belieben, die Grundmauern und die Balken zu loben, welche Cäsar beim Bau des Amphitheaters am Marsfelde verwendete, und damit die Seiten zu füllen, während der Würde des römischen Volks gemäß die Einrichtung getroffen worden ist, wichtige Begebenheiten den chronologischen Geschichtswerken anzuvertrauen, solche Sachen aber dem städtischen Tageblatte."

Fragt man nun aber ferner nach der Redaktion dieser Nachrichten, so bleibt das Alterthum jede Antwort schuldig und das Kombiniren auf dem Wege der Analogie führt auf zu vielerlei Personen, als daß man ein Resultat als sicheres bezeichnen könnte. Die meisten Gelehrten haben an die Kanzlei des Präfekten der Schatzkammer gedacht und am wahrscheinlichsten ist es allerdings, daß von Schreibern und Kopisten irgend einer höheren Magistratsperson und unter deren Aufsicht die Data zusammengestellt worden sind. Die Veröffentlichung selbst geschah jedenfalls auf übergypsten Holztafeln mit schwarzer oder rother Farbe, oder auf den Wänden gewisser Gebäude. Das Tageblatt enthielt die Nachrichten nach den einzelnen Tagen geordnet; doch läßt sich nicht denken, daß die Veröffentlichung der den einen Tag betreffenden sogleich am nächsten erfolgte und glaublicher ist es, daß in gewissen Zwischenräumen eine mehrere Tage umfassende Nummer ausgegeben wurde. Vielleicht wählte man dazu die drei Hauptabschnitte des römischen Monats, die Kalenden, Nonen und Iden. Dann wäre es auch kein bloßer Zufall gewesen, wenn Cicero an den Attikus schrieb: „Den städtischen Anzeiger habe ich bis zu den Nonen des März." Die öffentlich ausgestellten Nachrichten fanden jedenfalls vielfache Benutzung von Seiten der Privatleute. Besonders aber sorgten die Abschreiber von Profession (librarii) für ihre Vervielfältigung und für den Absatz der Abschriften nach außen.

Wie Cicero im fernen Kilikien die Tageblätter der Stadt sich zuschicken läßt, so erhält auch der jüngere Plinius auf seinem Gute in Etrurien regelmäßig durch seinen Freund Pompejus Falko dieselben und Cicero selbst schreibt an Q. Kornificius unter Anderem: „Daß Dir die römischen Stadtakten geschickt werden, weiß ich sicher.“ Die weite Verbreitung des Blattes über die Provinzen und selbst die Lager der Heere ergiebt sich besonders aus der schon besprochenen Stelle des Tacitus über Thrasea. Aber auch in Rom selbst wird es, wie bei Trimalchio, in reichen Familien das Amt eines besonderen „Aktuarius“ gewesen sein, dem Hausherrn das Intelligenzblatt vorzulesen. Wenigstens sagt Juvenal, das kärgliche Loos der Gelehrten hervorhebend: „Wer giebt einem Geschichtsschreiber soviel, als dem, welcher ihm die Akten vorliest?“ Denn hier an Gerichtsakten zu denken verbietet der passende Kontrast zwischen der mühevollen Zusammenstellung der Weltereignisse und dem Kopiren der römischen Zeitung. Außerdem soll ja auch nach Quintilian's Deklamationen ein gewisser Skaurus über das Verfahren des Junius Otho, in geheimnißvoller und Verdacht erregender Weise offen daliegende Dinge zu behandeln, geäußert haben, es komme ihm dies so vor, als wenn man Jemandem die Zeitung leise in's Ohr vorläse.

Was den Stil der römischen Zeitung betrifft, so erwähnt Quintilian den in ihr häufig vorkommenden Gebrauch des sogenannten griechischen Akkusativs und hinsichtlich der Orthographie erzählt Sueton, daß der Kaiser Klaudius die Anwendung der von ihm erfundenen drei Buchstaben auch für die Zeitung durchsetzte. Doch hatte diese Neuerung nicht zehn Jahre lang Bestand.

Die Frage, wie lange das römische Tageblatt existirt habe, ist bis jetzt einstimmig dahin beantwortet worden, daß bei der Verlegung der Hauptstadt nach Konstantinopel wahrscheinlich die römischen Stadtakten eingegangen und von denen der neuen Residenz ersetzt worden seien. Zwar hat Zell*) aus einer Stelle des Ammianus Marcellinus nachzuweisen gesucht, daß noch im Jahre 361 die römische Zeitung bestand; aber man hat ihm mit Evidenz dargethan, daß dort nur von gerichtlichen Akten die Rede ist, und mit Bestimmtheit behauptet, daß nach Konstantin kein Schriftsteller die Akten der Stadt erwähne. Und dennoch hat Zell hinsichtlich der längeren Fortdauer Recht; denn aus einer bisher übersehenen Stelle ergiebt sich noch für das Ende des vierten Jahrhunderts klar das Vorhandensein des römischen Intelligenzblattes. Es lautet nämlich ein Brief des bekannten Stadtpräfekten Symmachus (X, 43) an den Kaiser Theodosius folgendermaßen: „Jeden Monat werden an Ew. Majestät die Protokolle des Senats und die Akten des Volks (populi acta)

*) Ferienschriften. Neue Folge. I. S. 38.

gesendet und diese legen dar, welche Botschaften der Mann erhabenen und herrlichen Andenkens, Prätextatus, entweder an den hochpreislichen Senat oder das Euch ergebene Volk zur Empfehlung Eurer Regierung hat gelangen lassen. Aber weil Ihr ganz besonders durch ein allerhöchstes Handschreiben befohlen habt, daß Alles, was er zu Rom in diesen Versammlungen verhandelt hat, dem Polizeikommissär für besondere Aufträge im Auszuge eingehändigt werde, so habe ich, dem himmlischen Gebote gehorsamend, Alles geschickt, was in seiner Gegenwart die hohe Rechnungskammer festsetzte und der Beschluß der Senatoren billigte. Außerdem habe ich auch seine Reden beigefügt, die er vor dem Volke gehalten hat, um Alle zur Liebe dieser glücklichen Zeit anzuregen. Der Bürger Urtheil aber, das sie an seinem Todestag über seine Tugend und Unbescholtenheit an den Tag legten, habe ich ganz besonders dem hochgeborenen Minister des kaiserlichen Hauses mit Beifügung der Aktenduplikate (gestorum exemplaria) übermittelt, wiewol durch den Postwagen alles mit dem Uebrigen, was gewöhnlich überschickt wird, wieder zur Kenntniß Ew. Majestät gelangen muß."

Wir haben den ganzen Brief angeführt, um allen Zweifel über die Bedeutung der „Volksakten" abzuschneiden. Symmachus trennt von ihnen außer den Senatsprotokollen die gesta; diese sind aber, wie aus unzähligen Stellen erhellt (vergl. nur X, 45 und 70), die zu der weit ausgedehnten Jurisdiktion der Stadtpräfekten gehörenden gerichtlichen Akten, die dem Kaiser zur Einsicht und zur Begutachtung in Appellationssachen vorgelegt werden mußten. Der im Briefe genannte Vettius Prätextatus, ein Mann von Geist und feiner Bildung und ein tapferer Vertheidiger des Heidenthums (von ihm der Scherz: „Macht mich zum Bischof von Rom und ich werde sofort ein Christ!"), war ein Vorgänger des Symmachus im Amte der städtischen Präfektur und starb im Jahre 386 als designirter Konsul. Bis dahin ist also an dem Erscheinen der römischen Zeitung gar nicht zu zweifeln und, wenn sie auch vielleicht seit Konstantin von dem Tageblatt der neuen Residenz an Leserzahl überflügelt wurde, so hat sie wahrscheinlich fortbestanden bis zur gänzlichen Zerrüttung des westlichen Reichs durch die nordischen Barbaren.





XI.

Das Museum von Alexandria.

Mit Recht wundert man sich heute, daß trotz der Kämpfe, die auf den jähen Zusammensturz des von Alexander, dem Großen, gestifteten Weltreichs folgten, und trotz der Unsicherheit aller politischen Verhältnisse, welche die Fürsten der neu entstehenden Herrschaften zwang, die Hand nicht vom Griffe des Schwertes zu entfernen, doch fast alle Diadochenhöfe eine Ehre darin suchten, die Wissenschaften zu begünstigen und deren Vertreter mit Auszeichnungen und Belohnungen zu überhäufen. Freilich lag dieses Streben zu einem guten Theil in dem Geiste der ganzen Zeit, die durch Lernbegierde, Wissenstrieb, Lesewuth, sowie durch Sammlerfleiß und Vielschreiberei das mangelnde schöpferische Talent reichlich ersetzte, „wo alle Welt weiß und lernt, viel arbeitet und zu kombiniren versteht." Neben den pergamenischen und syrischen Königen machten bekanntlich die Ptolemäer in Aegypten den größten Anspruch auf den Ruhm des literarischen Protektorats. Ihr Reich hatte den Vorzug der politischen Einheit und vereinigte damit den einer geographischen Weltstellung, die in der Richtung des arabischen Meerbusens gleichsam ihre Vorbedingung hatte. Dazu kam, daß an der Küste ihres Landes in beispiellos glücklicher Lage das von seinem genialen Gründer zur Hauptstadt des makedonischen Westens bestimmte Alexandria emporwuchs. Die Lagiden, wenigstens die drei ersten von ihnen, verstanden in Beziehung auf ihre neue Hauptstadt die leitende Idee Alexander's in ihrem ganzen Umfang zu würdigen und machten jene zu einem Vereinigungspunkt des Orients und Occidents, zu einem Markt- und Stapelplatz nicht nur für die Waaren dreier Erdtheile, sondern auch für eine durch Hilfe des hellenischen Pfropfreises sich veredelnde Weltbildung. Und Alexandria hatte das Glück, den Stempel der wissenschaftlichen Weihe sieben Jahrhunderte hindurch zu bewahren und als

Bildungsstätte allen Talenten Gelegenheit zur Entwicklung zu geben. Diesen großartigen Erfolg erzielten die Ptolemäer vorzugsweise durch zwei Stiftungen, die Bibliothek und das Museum zu Alexandria. Man hat sich in neuerer Zeit fast allgemein dahin geeinigt, daß die Idee beider Anstalten und die Anfänge der Büchersammlung dem ersten Ptolemäer, Soter, zuzuschreiben seien, während die weitere Ausführung und Vollendung seinem Nachfolger Philadelphos, gebühre. Jener besaß einen energischen Geist und einen hellen Kopf, und obwol er durch Kriege, diplomatische und administrative Arbeiten und allerhand fürstliche Passionen in Anspruch genommen ward, benutzte er seine Mußestunden zur Ausarbeitung eines Werkes über die Thaten Alexander's, des Großen, und zum Verkehr mit den Pflegern der Wissenschaft. Theophrast folgte seiner Einladung ebensowenig als Menander. Aber Demetrios von Phaleron ging nach seiner Verweisung aus Athen zu ihm und ward sein Rathgeber in allen wichtigeren Familien- und Staatsangelegenheiten; außerdem hatte Ptolemäos noch persönlichen Umgang mit den Philosophen Stilpon, Diodoros, Theodoros und Straton. Der Letzte, Theophrast's Nachfolger in der Leitung der peripatetischen Schule, wurde sogar von ihm mit der Unterweisung seines Sohnes betraut. Mit diesen Männern, wozu noch der berühmte Anatom und Botaniker Herophilos und der unsterbliche Mathematiker Eukleides hinzuzurechnen sind, überhaupt mit allen Vertretern der Wissenschaft und Kunst stand der König auf leutseligem Fuße. Euklid durfte es wagen, dem eine leichtere Methode Begehrenden die bekannte Antwort zu ertheilen, es gäbe keinen königlichen Fußsteig zur Geometrie; einem Grammatiker wurde es nachgelassen, daß er auf die Vexirfrage des Ptolemäos, wer der Vater des Peleus gewesen sei, die ungezogene Erwiderung gab, zuvörderst sollte ihm der König sagen, wer der Vater des Lagos gewesen; von dem berühmten Citherspieler Stratonikos ließ es sich der König gefallen, daß jener nach einigen Differenzen über die Spielweise ihm ins Gesicht sagte: „Ja, das Plektron (das Schlagstäbchen der Kithara) ist etwas Anderes, als das Skeptron (Szepter)!" Dagegen gab der König dem Philosophen Diodoros, der ein ihm von Stilpon während des Symposions aufgegebenes Problem nicht lösen konnte, einen keineswegs schmeichelhaften Beinamen, worüber sich jener zu Tode geärgert haben soll.

Sieht man aus dem Erwähnten, daß dem Sohne des Lagos die Beschäftigung mit der Literatur wirkliches Bedürfniß war, so tritt dies noch mehr an seinem Sohne Ptolemäos Philadelphos an den Tag. Zu seiner vielseitigen Bildung gesellte sich ein wißbegieriger Geist, wenn auch dessen edlere Neigungen oft durch unbezähmbare Sinnenlust in den Hintergrund gedrängt wurden. Vorzüglich interessirte er sich, als Schüler eines Aristotelikers, für die Naturgeschichte. In Aethiopien, dessen Geheimnisse er zuerst durch einen

Feldzug den griechischen Reisenden erschloß, wurden Elephantenjagden in großem Stile angestellt und seine Agenten streiften bis nach Arabien und Indien, um naturhistorische Merkwürdigkeiten zu sammeln. Ihre Ausbeute wurde im königlichen Palaste aufbewahrt und Philadelphos gestattete gern den Fremden zu seinen Sammlungen und seiner Menagerie den Zutritt. Er ist es vielleicht auch gewesen, der (was Plinius im Allgemeinen der Familie zuschreibt), in den königlichen Gärten schon Akklimatisationsversuche mit ausländischen Pflanzen machte. Genannt werden besonders der Weihrauchbaum und der harztragende Ledanumstrauch, beide aus Arabien stammend. Auch suchte er den ihn häufig beschleichenden Trübsinn, eine Folge seiner angegriffenen Gesundheit, dadurch zu bannen, daß er sich die Berichte der auf Entdeckungen ausgesandten Reisenden oder Erzählungen aus der älteren Geschichte des Nillandes vortragen ließ. Wir haben die Erwähnung dieser Einzelheiten für nöthig erachtet gegenüber der Behauptung Seneka's, der in der alexandrinischen Bibliothek und dem Museum nur Werke nichtiger Eitelkeit erblickt. „Viermalhunderttausend Bücher," sagt er in seiner Schrift „über die Seelenruhe", „sind in Alexandria verbrannt. Als ein schönes Denkmal königlichen Reichthums mögen dies Andere loben, wie auch Livius, welcher behauptet, es sei ein Produkt des guten Geschmackes und der Sorgsamkeit der Könige. Es ist aber keineswegs Geschmack und Sorgsamkeit gewesen, sondern wissenschaftlicher Luxus; ja nicht einmal wissenschaftlicher, weil die Anstalten nicht für die Wissenschaft getroffen wurden, sondern nur Schaugepränge waren."

Wie bereits erwähnt, begann jedenfalls der erste Ptolemäer mit Sammeln von Büchern. Demetrios von Phaleron gab ihm dazu praktische Anleitung; die kirchliche Sage hat denselben auch in Verbindung mit der Uebersetzung des alten Testaments in das Griechische gebracht; doch ist an der Erzählung von den 70 Dollmetschern wol nichts weiter für wahr zu nehmen, als daß der hohe Rath der Juden zu Alexandria, der nach dem Vorbilde des jerusalemitischen 70 oder 72 Mitglieder zählte, dem Könige eine griechische Uebersetzung des Pentateuch für seine Bibliothek verehrte. Die von Ptolemäos I. angelegte Sammlung befand sich im königlichen Palaste oder dem Bruchium. Philadelphos vervollständigte dieselbe und legte noch eine zweite im Serapistempel an, welcher im Stadttheile Rhakotis stand. Der Byzantiner Syncellus sagt in seiner übertreibenden Manier von diesem Fürsten: „Er war in allem weise und sehr thätig, indem er die Bücher aller Hellenen, Chaldäer, Aegypter und Römer (!) sammelte, die in fremden Sprachen geschriebenen in das Griechische übersetzen ließ und in den von ihm gegründeten Bibliotheken zu Alexandria 100,000 Bücher aufhäufte." Später hat sich die Bücherzahl bedeutend vermehrt; denn nach einer, wie es scheint, ganz lauteren

Quelle giebt ein anderer byzantinischer Gelehrter, Tzetzes, die Zahl der Rollen im Serapeum auf 42,800, in der königlichen Burg auf 490,000 an. Wie viel Werke in dieser Menge enthalten waren, läßt sich nicht erkennen, weil sich darunter Doubletten befanden, aber auch manche Rolle mehrere Monographien enthielt, und weil andererseits wieder oft viele Rollen zu einem Werke gehörten. Uebrigens geben Gellius und Ammianus Marcellinus die Rollen in Bruchium zu Cäsar's Zeit auf 700,000 Stück an und es ist leicht möglich, daß bei der fortdauernden Thätigkeit der Ptolemäer für Erweiterung der Sammlungen endlich diese hohe Zahl erreicht worden ist. Denn mehrere Nachrichten bezeugen die Bibliomanie auch der späteren Ptolemäer. Vom Nachfolger des Philadelphos, Ptolemäos Euergetes, erzählt Galenus, daß er allen Schiffern und Seefahrenden den Befehl gegeben habe, wo sie nur hinkämen, Bücher (wahrscheinlich bestimmter Autoren!) aufzukaufen, und daß dann diese bunte Masse in besonderen Zimmern unter der Rubrik „Schiffsfracht" niedergelegt ward. Daß ferner sogar Belohnungen für Herbeischaffung guter Handschriften gezahlt wurden, was natürlich zu Verfälschungen führte, erwähnt derselbe Schriftsteller in folgender Stelle: „Bevor die Könige in Alexandria und Pergamus ihren Ruhm im Besitze alter Bücher suchten, wurden noch keine Schriften unter erlogenen Titeln angefertigt. Als aber diejenigen, welche jenen die Werke irgend eines alten berühmten Mannes brachten, anfingen Belohnungen zu empfangen, da schafften sie auch vieles Untergeschobene herbei." Auf Antrag des Redners Lykurg waren in Athen von den in den Händen der betreffenden Familien befindlichen Originalen der Meisterwerke von Aeschylos, Sophokles und Euripides Abschriften genommen worden, welche dann im Staatsarchiv aufbewahrt wurden und vor den Festaufführungen jedesmal mit den Rollen der Schauspieler verglichen werden mußten. Um diese hoch angesehenen Manuskripte nur zum Abschreiben zu erhalten, mußte Ptolemäos Euergetes 15 Talente als Unterpfand deponiren. Und dennoch hatten die Athener seine Liebhaberei zu niedrig taxirt! Er behielt das Geliehene, ließ das Pfand in Stich und schickte den Getäuschten eine Abschrift! Das Jagen nach Handschriften wurde noch toller, als die Attaliden in Pergamus mit den Ptolemäern zu wetteifern begannen, und Ptolemäos Physkon griff in seiner Eifersucht sogar zur Maaßregel eines Papyrusausfuhrverbots!

Natürlich erforderte die Ordnung und Klassifizirung der Bücher, sowie außerdem die Sichtung, Beurtheilung und Verbesserung des Inhalts eine Menge von Kräften. Die schon von Philadelphos zu diesem Zwecke niedergesetzte Kommission beschäftigte sich zunächst mit den griechischen Dichtern und zwar Alexander aus Aetolien mit den Tragikern, Lykophron aus Chalkis mit den Komikern, Zenodotos mit Homer. Auf die Einrichtung der Bibliotheken in Alexandria fällt nur ein Streiflicht durch eine Notiz des

griechischen Rhetors Aphthonios, der in seiner Vorbereitung zur Rhetorik schreibt: „Es sind auch Schränke (Regale?) innerhalb der Säulenhalle angebracht, als Aufbewahrungsplätze für die Bücher, welche den fleißigen Philosophen offen stehen."

In der Nähe der königlichen Bibliothek im Bruchium befand sich auch das Museum. Die Einrichtung dieser Anstalt war keineswegs so komplizirt, wie sich aus der oft beliebten Vergleichung mit einer modernen Akademie der Wissenschaften oder einer Universität voraussetzen ließe. Strabo kommt mit wenig Worten über Alles hinweg. „Ein Theil vom königlichen Schlosse," sagt er, „ist auch das Museum, welches eine Wandelbahn enthält und eine Sitzhalle oder Exedra, und einen großen Saal, in welchem die am Museum Theil habenden Gelehrten zusammen speisen. Es gehören aber diesem Vereine auch eigene Fonds; auch ein Priester ist bei dem Museum angestellt, der früher von den Königen, jetzt vom Kaiser ernannt wird."

Bei dieser Beschreibung denkt man unwillkürlich an die schon seit Platon und Aristoteles in den hellenischen Philosophenschulen herrschenden Bräuche. Platon pflegte den engeren Zirkel seiner Zuhörer in seinem neben der Akademie gelegenen Garten zu versammeln und mit ihnen gemeinschaftliche Mahlzeiten zu halten, wozu jeder Theilnehmer seinen Beitrag zu liefern hatte. Dies Grundstück, in welchem sich auch eine Kapelle der Musen befand, blieb Eigenthum der Schule. Platon's Neffe und Nachfolger, Speusippos, stellte im Museum oder Musentempel die Bilder der Charitinnen auf und von Polemon, dem vierten Vorsteher der Akademie, erzählt Diogenes von Laerte: „Wenn er in dem Garten verweilte, wohnten seine Schüler in kleinen Hütten, die sie sich neben dem Museum und der Exedra (dem halbrunden, mit Sitzstufen versehenen Ausbau einer Säulenhalle) erbaut hatten." In der peripatetischen Schule ahmte man diese Sitte bald nach. Theophrastos, der beredte und liebenswürdige Jünger des Aristoteles und dessen Erbe im Lehramte, hatte durch die Freigebigkeit seines Freundes, Demetrios aus Phaleron, ein Gartengrundstück in Besitz bekommen. Ueber dasselbe verfügte er in seinem Testamente, wie folgt: „Den Garten und die Spazierbahn und die Häuser am Garten alle gebe ich denjenigen von meinen Freunden, welche in demselben zusammen studiren und philosophiren wollen, doch unter der Bedingung, daß sie ihn nicht veräußern und daß ihn Niemand sich als Privatsitz aneignet, sondern daß sie ihn, wie ein Heiligthum, gemeinschaftlich besitzen und sich unter einander vertragen und Freundschaft halten, wie es sich schickt und gebührt." Außer dem Garten spricht das Testament aber ebenfalls von dem Museum in oder neben demselben oder vielleicht richtiger in dem Lyceum, der Lehrstätte des Aristoteles. Denn es heißt eben in der angeführten Stelle: „Von dieser Geldsumme sollen das Museum und die Göttinnen vollendet werden und was noch zur

Verschönerung gethan werden kann. Dann soll die Statue des Aristoteles im Heiligthum aufgestellt werden und die übrigen Weihgeschenke, welche sich früher darin befanden. Ferner soll die kleine Säulenhalle am Museum neugebaut werden, und zwar eben so gut, wie sie früher war. Und die Tafeln, auf welchen sich die Abbilder der Erde befinden, sollen in der oberen Stoa aufgehangen werden. Man soll auch den Altar wieder herstellen, damit sein Aeußeres vollkommen und anständig werde ...." Athenäos behauptet, Theophrast habe auch ein Legat zur Bestreitung der geselligen Symposien der Peripatetiker ausgesetzt. Das Testament enthält aber keine derartige Bestimmung und dagegen spricht auch eine von Athenäos aus der geistlosen Kompilation des Antigonos von Karystos angeführte Stelle, welche nebenbei zur Vergleichung von Interesse ist. Dort wird nämlich über die Ausartung der philosophischen Symposien und zwar unter Lykon, welcher 18 Jahre nach Theophrast's Tod die Leitung der peripatetischen Schule übernahm, gehandelt. „Als Lykon aber später der Schule vorstand," schreibt Antigonos, „bewirthete er seine Freunde mit großer Uebertreibung und Pracht. Denn abgesehen von der dazu genommenen Ergötzung der Ohren durch Musik, dem Silbergeschirr und den kostbaren Teppichen, war die übrige Zurichtung und die Ueberladung der Mahlzeiten und die Masse der Gerichte und Köche so groß, daß viele, die der Schule beitreten wollten, Angst bekamen und zurückprallten. Denn da mußte man das herkömmliche Amt des Obmanns übernehmen; dieses dauerte in Bezug auf Ordnung und Anstand 30 Tage. Dann erhielt man am letzten Tag des Monats von jedem Schüler 9 Obolen (1 Mark 20 Pf.) und mußte nun nicht allein diejenigen bewirthen, welche den Beitrag gezahlt hatten, sondern auch die von Lykon geladenen Gäste und die sich in der Schule einfindenden älteren Männer. So reichte das gesammelte Geld nicht einmal zu den Salben und Kränzen. Dann mußte man aber auch Opferbesorger und Musenpriester werden."

Ptolemäos Philadelphos kannte von seinem Vater her und aus den Angaben der griechischen Gelehrten seines Hofes jenes trauliche Zusammenleben der Philosophen und beschloß, für wissenschaftliche Größen ersten Ranges eine ähnliche Versammlungs- und Heimatstätte anzulegen. Da war zuerst der schattige Baumgang zum Promeniren, mit dem eine bedeckte Säulenhalle für ungünstiges Wetter parallel lief. Dann fehlte auch die in Theophrast's Testament erwähnte Exedra nicht, deren Bauart der römische Architekt Vitruvius vor Augen gehabt haben mag, wenn er schreibt: „Es werden in den Säulenhallen geräumige Ausbiegungen angebracht mit Sitzen, auf welchen Philosophen, Rhetoren und andere der Studien Beflissene sitzend sich unterhalten können." Die Exedra im Museum war wahrscheinlich ebenfalls bedeckt und nur nach der vorderen Seite offen. Vitruv beschreibt auch die ägyptischen

Speisesäle genau. Darnach hatte der Saal im Museum auf allen vier Seiten von der Wand abstehende Säulenreihen; aber über diesen erhob sich eine zweite Säulenstellung, deren Höhe um $^1/_4$ geringer war, als die der unteren, und auf ihr ruhte die in Felder getheilte Decke. Dieser Saal vertrat also die Stelle des in den athenischen Philosophengärten liegenden Hauses und vereinigte die Mitglieder des Pensionats zu ihren Mahlzeiten und Symposien, deren Unkosten durch die königliche Liberalität bestritten wurden. Auch hierin hatte der Stifter ein Vorbild an der Bestimmung Epikur's, daß nach seinem Tode die Einkünfte seines Gartens und was dazu gehörte, zu einem am Zwanzigsten jedes Monats zu feiernden Gedächtnißschmause verwendet werden sollten. Jedenfalls galten für die Symposien im Museum ähnliche Vorschriften in Bezug auf Anstand, Ordnung und gewisse spezielle Regeln, wie sie Aristoteles, Xenokrates und Speusippos für ihre Schulen schriftlich aufgesetzt hatten. Von Wohnungen innerhalb des Museums spricht Strabo kein Wort und wenn auch Ammian das Bruchium „die immerwährende Wohnstätte ausgezeichneter Männer" nennt, so versteht er ausdrücklich darunter nicht die Burg allein, sondern den ganzen Distrikt, in welchem wol auch der größte Theil der Mitglieder des Museums seine Privatwohnungen gehabt haben mag.

Nimmt man noch hinzu, daß die Herren von allen Abgaben frei waren, so erkennt man, in wie ehrenvoller, sorgenfreier Muße sie ihren Studien obliegen konnten. Nach einer Anekdote des Athenäos scheint es sogar, als ob ihnen behufs größerer Unabhängigkeit ein gewisser Jahrgehalt zur Bestreitung ihrer Bedürfnisse ausgezahlt worden sei. „Da Sosibios ein königliches Jahrgeld empfing," heißt es dort, „so ließ der König Philadelphos die Zahlmeister kommen und befahl ihnen, wenn Sosibios käme, um sich seinen Gehalt auszubitten, ihm zu sagen, daß er ihn bereits empfangen hätte. Als jener nun kurze Zeit darauf erschien und das Geld verlangte, blieben sie dabei, daß sie es ihm gegeben hätten, und er ging zum König und beschwerte sich über die Zahlmeister. Dieser ließ sie holen und befahl ihnen, die Bücher mitzubringen, in denen sich die Register derjenigen befinden, welche Jahrgelder empfangen. Diese nahm der König in die Hand, blickte hinein und sagte auch, es stimmte so, wie die Beamten angäben. Es waren aber hinter einander geschrieben die Namen Soter, Sosigenes, Bion, Apollonios, und auf diese hinsehend, sagt der König: Wenn du von Soter das „So" wegnimmst, und von Sosigenes das „Si" und von Bion die erste Silbe „Bi" und von Apollonios die letzte „Os", so wirst Du einsehen, daß Du als Empfänger hier eingetragen bist."

Das Honoriren der Mitglieder mit klingender Münze führte in der römischen Kaiserzeit dazu, daß Leute zu Theilhabern an dem Museum ernannt wurden, die gar nicht in Alexandria lebten, ja sogar solche, die nicht einmal

dem Gelehrtenstande angehörten (also ganz ähnlich dem Verleihen der Dompfründen!). Hadrian ertheilte diese Sinecure den Sophisten Dionysios aus Milet und Polemon aus Laodicea, die beide nicht in Alexandria wohnten; er gab sie auch dem ägyptischen Dichter Pankrates, weil derselbe einen Kranz aus rosenrothem Lotus dem Liebling des Kaisers zu Ehren „Antinouskranz“ genannt hatte. Seinen Geheimschreiber Julius Vestinus machte er zum Oberpriester von ganz Ägypten und zum Vorsteher des Museums in Alexandria. Endlich kommt auf einer Inschrift sogar ein alexandrinischer Athlet, Namens Asklepiades, als „Tempelaufseher des großen Serapis und der im Museum gespeisten, abgabenfreien Philosophen“ vor.

Ueber die Anzahl der Mitglieder des Museums wissen wir gar nichts Bestimmtes, wiewol sich voraussetzen läßt, daß dieselbe eine fest begrenzte war. Kaiser Klaudius vermehrte die Zahl der Pfründner, indem er zu der alten Stiftung in Alexandria noch eine zweite hinzufügte, die seinen Namen führen sollte. Er machte aber dabei zur Bedingung, daß die Schooßkinder seiner eigenen Muse, nämlich 20 Bücher etruskischer und 8 Bücher karthagischer Geschichte, an festgesetzten Tagen, und zwar eines der beiden Werke in jeder Anstalt, von den sich abwechselnden Mitgliedern ganz vorgetragen werden sollten! Noch zu Kommodus' Zeit bestand das Klaudische Museum; denn Athenäos der die größte Zeit seines Lebens in Alexandria zugebracht hat, vergleicht einen bei einem Dichter der mittleren Komödie auftretenden Schmarotzer mit „den jetzt im Klaudium befindlichen Sophisten, die nicht einmal der Erwähnung werth sind.“

Welches war nun aber die Bestimmung des Museums und womit beschäftigten sich die auserwählten Männer der Wissenschaft? Man hat daraus, daß Strabo in seiner kurzen Beschreibung des Museums mit keinem Worte etwa dazu gehöriger Auditorien gedenkt, schließen wollen, daß in der Anstalt gar kein Unterricht Jüngerer stattgefunden habe. Einerseits hat es ja aber auch weder in der Akademie noch im Lyceum geschlossene Unterrichtslokale gegeben, andererseits hat auch wirklich vielfacher Anschluß von Schülern an Schulhäupter stattgefunden. So soll Aristarchos 40 Schüler gehabt haben; von Apollonios, dem Rhodier, wird erwähnt, daß er den Unterricht des gelehrten Kallimachos genossen habe; vom Grammatiker Gniphon ging nach Sueton die Sage, Dionysios Skythobrachion habe ihn in Alexandria gebildet. Archimedes holte sich ebendaselbst seine mathematische Bildung und Aristophanes von Byzanz sowol als der Geograph Mnaseas hörten den gelehrten Kyrenäer Eratosthenes. Dessenungeachtet war das Museum seinem Hauptzwecke nach sicher keine wirkliche Lehranstalt und wenn die Mitglieder nicht im Museum selbst wohnten, so läßt sich auch denken, daß das Zusammenleben von Meistern und Jüngern sich nicht ausschließlich auf die

königliche Stiftung konzentrirte. Ueberhaupt werden wol die Gelehrten keine bestimmten Pflichten zu erfüllen gehabt haben, sondern es wird ihnen freigestellt gewesen sein, sich einzeln in die Schätze der Bibliotheken zu vertiefen oder sich an Erörterung wichtiger Fragen gemeinschaftlich zu betheiligen. Die wissenschaftliche Unterhaltung füllte auch die Zeit nach den Mahlzeiten aus und die spitzfindigen Disputationen in den Tischgesprächen Plutarch's geben uns ungefähr den Ton an, welcher dabei herrschte. Sowie nämlich überhaupt das mit Belohnungen und Strafen verbundene Aufgeben und Lösen von Räthseln ein sehr beliebter Zeitvertreib bei den Symposien in Griechenland war, gab man auch bei den Symposien im Museum einander verfängliche Probleme auf, legte dunkle Stellen von Schriftstellern zur Erklärung vor, kurz, erprobte gegenseitig Kenntnisse, Scharfsinn und Witz, was, wie oben erwähnt, bereits am Hofe des Ptolemäos Soter vorgekommen war. Recht anschaulich macht die Sache folgende Stelle Plurtarch's: „Da es Sitte in den Museen ist, das Loos herumgehen zu lassen, damit die durch das Loos Zusammengekommenen einander wissenschaftliche Aufgaben stellen, so fürchtete Ammonios, es möchten sich Leute desselben Faches zusammenloosen, und ordnete an, daß mit Wegfall des Loosens ein Mathematiker einem Grammatiker aufgäbe und ein Musiker einem Rhetoriker, und daß dann wieder umgekehrt Zurückgabe erfolgte.“ Fast ebenso beschreibt den Brauch der Grammatiker Gellius, indem er über ein zu Athen gefeiertes Saturnalienfest sagt: „Wir Römer, die wir nach Griechenland gekommen waren und die wir dieselben Vorlesungen besuchten, vereinigten uns bei dieser Gelegenheit zu einer gemeinschaftlichen Mahlzeit. Dann setzte derjenige, welcher gerade an der Reihe war, das Mahl zu besorgen, als Belohnung für jede zu lösende Aufgabe ein Buch von einem alten griechischen oder lateinischen Schriftsteller aus und einen Lorbeerkranz. Uebrigens stellte er eben so viele Fragen auf, als Leute zugegen waren; den Stoff und die Reihenfolge des Sprechens ertheilte dann das Loos. Die Lösung der Aufgabe wurde also mit dem Kranze und einem Preise belohnt; fand sie nicht statt, so wanderte die Frage an den, welcher das nächste Loos gezogen hatte, und diese Ordnung wurde ringsherum in gleichem Wechsel beobachtet. Wenn Niemand der Aufgabe gewachsen war, wurde Preis und Kranz dem Gotte geweiht, dem das Fest galt. Die Fragen selbst betrafen aber entweder eine völlig unklare Dichterstelle oder eine Untersuchung aus der alten Geschichte, oder die Berichtigung eines falsch ausgedrückten philosophischen Satzes, oder die Lösung eines sophistischen Trugschlusses, oder die Ergründung eines auffallenden und selteneren Wortes.“

Hierbei mußte besonders Homer herhalten und man war unerschöpflich, Fragen aufzustellen, wie z. B. warum Nausikaa ihre schmutzige Wäsche im Flusse gewaschen habe und nicht im Meerwasser, an welcher Hand Venus von

Diomedes verwundet worden sei, welchen Namen Achilles unter den Mädchen gehabt, warum das Oel immer das Beiwort „naß" führe u. s. w. Nach einem Scholiasten der Iliade pflegte man sogar in Alexandria über Aufgaben und Lösungen Protokoll zu führen! Natürlich neigte sich die Beschäftigung des Einen mehr zum Fragestellen, während der Andere größere Stärke im Lösen von Aufgaben entwickelte. So erhielt Satyros, ein Zeitgenosse Aristarch's, den Spitznamen „Zeta" nur wegen seines erfinderischen Kopfes; der erwähnte Sosibios dagegen hieß der „Fragelöser" und wenn ihn Philadelphos durch Silbenverstellung vexirte, so zahlte er ihm nur seine eigene Münze zurück. Sosibios hatte nämlich vorher einen Vers der Ilias durch bloße Versetzung eines Wortes verbessern wollen. Man sieht zugleich aus diesem Beispiele, daß der König selbst an den Wortgefechten der Symposien theilnahm und sich gut amusirte. Dasselbe that auch Ptolemäos Philopator. Er hatte an den Stoiker Kleanthes nach Athen geschrieben und denselben gebeten, entweder selbst zu ihm zu kommen oder einen seiner Schüler zu schicken, worauf, als Kleanthes und Chrysippos die Einladung ausschlugen, der gewandte Sphäros nach Alexandria ging. Da dieser einst behauptet hatte, der Weise werde sich nie von einem Wahne irre führen lassen, setzte ihm der König bald darauf über Tisch aus Wachs bossirte Granatäpfel vor. Der Philosoph ging in die Falle und Ptolemäos triumphirte; aber Sphäros entschuldigte sich scharfsinnig genug damit, daß er seiner Einbildung nachgegeben habe, nicht weil es Aepfel wären, sondern weil es wahrscheinlich gewesen, daß es Aepfel wären. Es sei nämlich ein Unterschied zwischen dem Wahrscheinlichen und dem des Begreifens fähigen Vorstellungsvermögen! Unter Ptolemäos Physkon (dem Dicken) nahm die königliche Einmischung einen ganz anderen Charakter an. Der König, welcher als Schüler Aristarch's Geschmack an der Kritik gewonnen hatte, zankte sich im Museum über eine Glosse oder einen Vers oder eine Geschichte bis Mitternacht herum; dabei wurde er aber grob und theilte Prügel aus, ohne daß die Gelehrten solche Beweismittel zurückzuweisen wagten! Mußte doch jeder froh sein, seine Stellung zu behalten, da nach Athenäos die Inseln und Städte rings um Aegypten voll waren von Grammatikern, Philosophen, Mathematikern, Musikern, Malern, Pädagogen und Aerzten, die er aus Mißtrauen gegen ihre politische Gesinnung verjagt hatte. Unter Philadelphos hatte nur der Dichter Sotades seine allzu kecke Stichelei auf des Königs Ehe mit seiner Schwester Arsinoe damit büßen müssen, daß er in einer bleiernen Kiste in's Meer versenkt ward! Schon vor Physkon's Zeit hatte der sarkastische Skeptiker Timon aus Phlius in Bezug auf die Zänkereien in der alexandrinischen Akademie gesagt: „Viele Bücherschmierer werden gefüttert im volkreichen Aegypten, endlos zankend im Hühnerkorbe der Musen, bis sie vom Wortdurchfalle geheilt sind." Aber der Unterhaltungston

sollte noch sehr lange derselbe bleiben. Denn als Hadrian das Museum besuchte, belustigte auch er sich damit, „daß er," wie Spartian erzählt, „den Professoren viele Fragen vorlegte und die ihm gestellten Aufgaben löste."

Daß die ersten Ptolemäer aber auch für die tieferen und ernsteren wissenschaftlichen Bestrebungen ihrer Gelehrten sich lebhaft interessirten, bezeugt in Bezug auf die Anatomie Plinius, indem er schreibt: „Der Rettigsaft soll auch nothwendig für die Brust sein; denn man hat in Aegypten, wo die Könige Leichname sezirten, um den Krankheiten auf die Spur zu kommen, in Erfahrung gebracht, daß die am Herzen inwendig haftende Phthiriasis durch nichts Anderes vertrieben werden könne." Hiernach scheint es also, als ob die Ptolemäer selbst mit Hand angelegt hätten. Wenn dies aber auch Uebertreibung wäre, so gewann die Wissenschaft schon außerordentlich viel dadurch, daß sich jene über das Vorurtheil ihres Volkes hinwegsetzten und den Aerzten die Leichname der Verbrecher, ja, wie man sagt, sogar die lebenden Verbrecher zur Verfügung stellten.

Ein weiterer Beweis für den von den Ptolemäern den Wissenschaften direkt geleisteten Vorschub ist die riesige Armillarsphäre, welche Energetes nach Angabe des Eratosthenes verfertigen ließ und welche, aus mehreren beweglichen Metallreifen bestehend, den Stellungen und Bewegungen der Himmelskörper zu folgen vermochte. Vermittelst dieses Instruments bestimmte Eratosthenes die Schiefe der Ekliptik und noch Klaudius Ptolemäus benützte sie.

Auf der andern Seite erschienen die Pensionäre, wenn sie sich der persönlichen Gunst der königlichen Familie erfreuten, auch als Gäste an der königlichen Tafel und hatten überhaupt freien Zutritt bei Hofe. So erzählt Plutarch z. B. Folgendes: „Als die Königin Arsinoe ihren Sohn betrauerte, soll einer der alten Philosophen zu ihr gegangen sein und sich bemüht haben sie zu trösten: „Zu der Zeit," sprach er, „wo Zeus den göttlichen Wesen ihre Ehren austheilte, war die Trauer gerade nicht anwesend, sondern sie kam erst, als Alles bereits seinen Herrn hatte. Als sie nun Zeus bat, auch ihr eine Ehrenbezeigung zu Theil werden zu lassen, kam dieser in Verlegenheit und verlieh ihr die nach dem Tode der Menschen gespendete, nämlich Thränen und Schmerz. Wie nun die übrigen Götter diejenigen lieben, von denen sie geehrt werden, auf dieselbe Weise wird auch die Trauer, wenn Du sie verachtest, nicht zu Dir kommen; wird sie aber von Dir durch Thränen und Kummer geehrt, so wird sie Dich lieben und Dir immer Etwas gewähren, um darauf hin unablässig von Dir geehrt zu werden." Und durch diese Vorstellung soll er wunderbar schnell die Frau von Trauer und Thränen befreit haben." Man weiß nicht, ob Plutarch unter Arsinoe eine von den beiden gleichnamigen Gemahlinnen des Ptolemäos Philadelphos meint oder die des Ptolemäos IV. Philopator. Auch diese Arsinoe verkehrte lieber mit den Vertretern der Wissenschaft, als mit den Genossen ihres Gemahles, der sich Bacchus zum einzigen Gotte, das Tam-

bourin zum liebsten Instrumente erkoren hatte. Eratosthenes, nächst Aristoteles der größte Polyhistor des Alterthums, war zu ihrer Zeit Vorsteher der alexandrinischen Bibliothek. Nachdem sie den Wünschen der nichtswürdigen königlichen Umgebung als Opfer gefallen war, widmete derselbe ihrem Andenken eine besondere Schrift, von welcher sich noch ein Bruchstück bei Athenäos erhalten hat. Es lautet: „Da Ptolemäos ein Fest stiftete und Opfer aller Art in Bezug auf Dionysos, fragte Arsinoe denjenigen, welcher ihr die heiligen Zweige zur Bekränzung brachte, welchen Tag man denn feiere und was für ein Fest es wäre. Als dann jener erwiderte, das Fest hieße das „Flaschentragen“ und die Leute speisten das von ihnen Mitgebrachte auf Matratzen gelagert, wobei jeder aus seiner eigenen Flasche tränke, sah sie uns an, nachdem der Mann fortgegangen war, und sagte: „Welch schmutzige Gesellschaft! Es muß doch dies eine bunt zusammengewürfelte Versammlung sein, bei der die Leute abgestandene und keinesweges anständige Gerichte vor sich haben.““

Nachdem die Ptolemäerfamilie bis zu Kleopatra ununterbrochen in Besitz hoher Bildung und in lebhaftem Verkehr mit Gelehrten aller Art gewesen war, brach unter dieser Fürstin, deren außerordentliches Sprachtalent weniger zweifelhaft ist, als die Vortrefflichkeit ihres Charakters, eine unheilvolle Katastrophe über die ehrwürdige Anstalt herein. Während des Pöbelaufstandes in Alexandria, der den siegreichen Cäsar vom Oktober 48 vor Chr. bis zum März 47 aufhielt, zündeten die Römer die im Hafen unmittelbar vor dem Theater stationirte Kriegsflotte an, die sie nicht in Sicherheit bringen konnten. Die Flamme ergriff aber auch die am Hafen liegenden Gebäude und zerstörte einen großen Theil der dahinter befindlichen Bibliothek und höchst wahrscheinlich auch des Museums. Dio Kassius schreibt hierüber: „Es verbrannten unter Anderem die Schiffswerfte und die Niederlagen des Getreides und der Bücher (wie man sagt, sehr vieler und guter).“ Noch deutlicher drückt sich Plutarch im Leben Cäsar's aus, wo es heißt: „Als er dann hinsichtlich der Flotte in die Enge getrieben ward, sah er sich genöthigt, die Gefahr durch Feuer abzuwehren: dieses griff von den Werften aus um sich und verzehrte auch die große Bibliothek.“ Ebenso findet sich in der Weltgeschichte des Orosius über den Vorfall die Notiz: „Diese Flamme verbreitete sich auch über einen Theil der Stadt und verzehrte 400,000 Bücher, die gerade in den nächsten Gebäuden aufgestellt waren.“ Der Verlust wurde theilweise ersetzt, indem Antonius auf Bitten Kleopatra's die 200,000 Bände starke Bibliothek zu Pergamus nach Alexandria schaffen ließ.

Der eigentliche Wiederhersteller der Bibliothek und des Museums war wol Augustus, der auch die Bücher in die Hallen des ihm zu Ehren neben dem Museum erbauten, prächtigen Tempels (Sebasteum) schaffen ließ. Daher fand auch Strabo, der im Jahre 24 v. Chr. Alexandria besuchte, Alles in

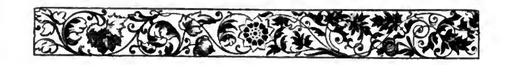
schönster Ordnung. Kaiser Domitian ließ von der alexandrinischen Bibliothek Abschriften nehmen, um die Lücken in anderen Büchersammlungen auszufüllen. Sein Zeitgenosse, der berühmte Redner Dio Chrysostomus, ermahnte die Alexandriner, das Museum nicht zu einem bloßen Namen herabsinken zu lassen, der, wie bei manchen Oertlichkeiten, mit der Sache selbst nichts zu schaffen hätte. Nach Hadrian's Besuch, der das Vorhandensein des Museums auf das Bestimmteste darthut, hört man über ein halbes Jahrhundert nichts von der Lagidenstiftung, bis im Jahre 216 der unwürdige Karakalla seine Wuth an der unglücklichen Stadt ausließ, schwere Vergeltung übend für die von den Bewohnern über ihn gemachten spöttischen Witze. Bei dem allgemeinen Blutbade, dem viele Fremde, ja römische Soldaten selbst zum Opfer fielen, mögen auch Männer der Wissenschaft ihren Tod gefunden haben, noch mehr aus der Stadt gejagt worden sein, ein Schicksal, dem fast nur die fremden Kaufleute entgingen. Das Museum selbst scheint er weder aufgehoben noch zerstört zu haben. Speziell maßregelte er bloß die Anhänger der peripatetischen Philosophie und zwar aus dem lächerlichen Grunde, weil er von der abscheulichen Verleumdung gehört hatte, die Aristoteles mit der angeblichen Vergiftung Alexanders, des Großen, in Verbindung brachte, und nun als Nachäffer des makedonischen Helden an den Peripatetikern Rache nehmen wollte! „Er nahm ihnen," wie Dio oder vielmehr dessen Epitomator Xiphilinus (im 11. Jahrh.) sagt, „die gemeinschaftlichen Mahlzeiten, welche sie in Alexandria hatten, und die übrigen Vortheile, die sie genossen." Diese unklaren Worte beziehen sich entweder auf besondere, den Aristotelikern außerhalb des Museums gewährte Syssitien, was sich aber schon deshalb nicht gut annehmen läßt, weil die kaiserlichen Unterstützungen sonst immer in baarem Geld und Naturaldeputaten zu bestehen pflegten, oder auf ihre Ausschließung von der Speisung im Museum. Der Untergang des letzteren fällt nach der Chronik des Hieronymus in das Jahr 269, wo Sabas, der Feldherr der palmyrenischen Zenobia, Alexandria eroberte. Glaubhafter ist die Ueberlieferung Ammian's, der das Ereigniß mit der Eroberung Alexandria's durch Aurelian selbst, im Jahre 273, verbindet. Während der Kaiser die neue Semiramis des Ostens bekriegte, hatte sich deren Freund, Firmus, Alexandria's bemächtigt, ein Riese von Körper, ein Krösus an Schätzen, der als vormaliger Kaufmann das Papier weniger als Förderungsmittel der Wissenschaft, denn als Handelsartikel taxirte; er rühmte sich nämlich solche Vorräthe zu besitzen, daß er mit seinem Papiere und Leime ein ganzes Heer unterhalten könnte! Aurelian eilte nach Eroberung Palmyra's herbei, nahm Bruchium durch Sturm und ließ es schleifen. Die Worte Ammian's deuten noch besonders auf die Zerstörung des Museums hin; denn sie lauten: „Als unter der Regierung Aurelian's die bürgerliche Zwietracht in vernichtende Kämpfe ausartete und die Stadtmauern niedergerissen worden waren, büßte Alexandria

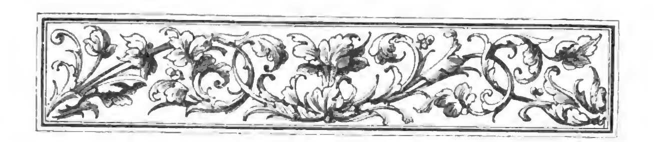
den größten Theil des Distriktes ein, welcher Bruchium hieß und der immerwährende Aufenthalt ausgezeichneter Männer gewesen war."

Noch stand aber der auf einer 100 Stufen hohen, im Innern durch mächtige Wölbungen gestützten Terrasse ruhende Serapistempel mit seiner reichen Bibliothek unversehrt und an ihn mögen sich fortan die heidnischen Gelehrten in Alexandria angeschlossen haben. Wenn der Grammatiker Suidas noch den in die Mitte des vierten Jahrhunderts fallenden Philosophen und Mathematiker Theon als Mitglied des Museums bezeichnet, so meint er dies wahrscheinlich in Beziehung auf das Serapeum. Doch schon nahte die Zeit, wo auch dieses Hauptbollwerk des Heidenthums fallen sollte. Nachdem der Kaiser Theodosius schon von 384 an den Polytheismus zu beschränken begonnen hatte, erregte der Glaubenseifer des alexandrinischen Bischofs Theophilos, der sich an den Symbolen und Oertlichkeiten des alten Kultus zu vergreifen anfing, in Alexandria einen förmlichen Aufstand. Auf den Ruf eines Philosophen, Namens Olympios, griffen die Verehrer des Serapis zu den Waffen, verschanzten sich in dem Tempel ihres Gottes und hielten den Angriffen der Mönche und der fanatisirten christlichen Einwohner Alexandria's gegenüber glücklich Stand. Endlich stillte das Dazwischentreten des kaiserlichen Präfekten den Tumult und die Parteien versprachen, die Entscheidung des Kaisers selbst ruhig abzuwarten. Theodosius hatte aber gerade kurz zuvor in der westlichen Hauptstadt die Niederreißung der Götterbilder und Schließung der Tempel angeordnet. Er nahm daher das Vorgehen des Bischofs in der „Serapisstadt" wohlgefällig auf und befahl, dem Serapisdienst ein Ende zu machen. Als dieses Urtheil 391 in Alexandria eintraf, flüchteten die Heiden; die Christen aber stürzten sich auf das verhaßte Gebäude und raubten, was irgend von Werth war, zerstörten und warfen auf die Straße, was sie verachteten und haßten. Nur die Mauern widerstanden ihrer rasenden Wuth und sie umschlossen bald darauf eine den Märtyrern geweihte Kirche und ein stilles Kloster. Der unersetzliche Bücherschatz theilte des Schicksal der übrigen Beute. Der spanische Presbyter Orosius sah ungefähr 20 Jahre später, wie er in seinem geschichtlichen Werke erzählt, auf seiner Reise nach Palästina die Bücherschränke der großen Bibliothek des ehmaligen Serapeums; aber sie waren leer!

Dennoch hat bekanntlich der arabische Geschichtschreiber Abulfaradsch die ungeheure Bibliothek des Serapeums erst durch die Araber vernichtet werden lassen und heute noch pflanzt sich seine Erzählung selbst in der Schule fort, wie im Jahre 640 Amru ben Alas, der Feldherr des Chalifen Omar, nach der Einnahme Alexandria's geneigt war, den Bücherschatz dem Grammatiker und Philosophen Johannes Philoponos zu schenken, wie aber der dann eingeholte Bescheid Omar's lautete: „Stimmen diese Schriften mit dem Buche Gottes überein, so sind sie überflüssig und brauchen nicht aufbewahrt zu werden;

stimmen sie aber nicht mit ihm überein, so sind sie gefährlich und müssen vernichtet werden!" Darauf wären dann die Papyrus- und Pergamentrollen an die viertausend Bäder der Stadt vertheilt worden und hätten 6 Monate zur Heizung derselben hingereicht. In welchem Grade Abulfaradsch gerade in Bezug auf Bücher zu übertreiben versteht, zeigt er auch darin, daß er angiebt, die Römer hätten von den Schriften des Archimedes nach der Einnahme von Syrakus 15 „Lasten" verbrannt! Dennoch kann seiner Erzählung etwas Wahres zu Grunde liegen. Die heidnische Bibliothek bestand nicht mehr; aber kann Amru nicht auch eine an der früheren Stelle allmählich wieder entstandene christliche Bibliothek zerstört haben? Zwar haben später die Moslems die Religionsbücher der Juden und Christen aus Ehrfurcht vor dem Namen des wahren Gottes geschont. Die Zerstörungslust der ersten Nachfolger des Propheten kannte indeß sicher diese Rücksicht noch nicht, wie wir auch erfahren, daß sie alle religiösen Schriften der Perser zu vertilgen strebten. Ein anderer arabischer Autor des 12. Jahrhunderts, Abd-allatif, berichtet auch über die Verbrennung der alexandrinischen Bibliothek in viel einfacherer Weise. Er sagt nämlich mit lächerlicher Vermischung der Personen und Zeiten, er selbst habe die Säule des Assawari gesehen, wo früher eine Portikus stand, in welcher Aristoteles und nach ihm dessen Schüler gelehrt; und dies wäre die Akademie, die Alexander hätte bauen lassen, als er die Stadt anlegte und wo die Bibliothek gelegen hätte, die Amru mit Erlaubniß Omar's verbrannte!





XII.

Räuberleben und Gaunerthum.

Bei den Epigonen der beiden klassischen Völker des Alterthums ist bekanntlich die Sicherheit des Eigenthums, ja, des Lebens seit undenklicher Zeit nie ganz ungefährdet gewesen. Der Hang zu wildem, abenteuerndem Treiben ist besonders den Gebirgsbewohnern angeboren und die Neigung zu gewaltsamer Selbsthilfe hat nach und nach dem Morde sein Ungewöhnliches genommen, selbst den Abscheu vor dem Mörder gemildert. Nur einzelnen energischen Regenten ist es gelungen, durch Handhabung unerbittlicher Strenge größere Achtung gegen das Gesetz zu erzielen. Das Uebel kehrte aber immer wieder und besonders in Zeiten politischer Verwirrung wuchs die Unsicherheit in schreckenerregender Weise. Diese Erscheinung greift bis in das klassische Alterthum zurück. Allein eine kurze Vergleichung zeigt doch, daß dergleichen Unordnungen dort der eigentlichen guten Zeit fremd waren, daß sie am häufigsten vorkamen in der der Civilisation vorangehenden roheren und wüsteren Periode, sowie in der Zeit des Verfalls, der Entartung und Verarmung, daß endlich die Wegelagerer und Diebe selbst ihre Banden weniger aus geborenen Römern und Hellenen, als aus den eingeschleppten Sklaven barbarischer Zunge rekrutirten.

In den griechischen Mythen und Sagen findet man mancherlei Belege für einen der gesittigteren Heroenzeit vorangehenden Zwischenraum kriegerischer Rohheit und rücksichtslosen Faustrechts. Wer denkt nicht sogleich an das Abenteuer des heiteren Dionysos, der auf der Fahrt von Ikaros nach Naxos von tyrrhenischen Seeräubern überfallen ward? Der Weg von Athen nach dem Peloponnes soll damals so unsicher gewesen sein, daß die Reisenden die Seefahrt vorzogen. Schon an der Grenze zwischen Attika und Megaris hauste der berüchtigte Räuber Skiron, der die Fremden nicht bloß ausplünderte,

sondern sie auch zwang, ihm auf einem seinen Namen tragenden Felsen die Füße zu waschen, worauf er sie in's Meer stieß. Den korinthischen Isthmos machte ein anderer Bandit, Sinis, „der Fichtenbeuger", unsicher, so genannt, weil er die Vorübergehenden nach der Beraubung an zwei umgebogene Fichten band, die er dann schnell los ließ, so daß die Unglücklichen zerrissen wurden. Auch die sprichwörtlich gewordenen Bettstellen des eleusinischen Straßenräubers Prokrustes deuten auf die raffinirte Grausamkeit der Unholde dieses Schlages hin. Sie sind aber nur die Koryphäen des Handwerks; denn daß überhaupt große Unsicherheit herrschte, sieht man schon daraus, daß sich die Familie des Königs Lajos von Theben, der von seiner Reise nach Delphi nicht wiederkehrte, schnell damit beruhigte, daß er von Räubern erschlagen worden sei. Die Sage schreibt dem Theseus und Herakles großen Antheil an der Vertilgung dieses Gesindels zu. Gleiches Verdienst soll sich der Kreterkönig Minos durch Unterdrückung der Piraterie erworben haben. Doch hatte diese Besserung keinen langen Bestand; denn noch in dem von Homer geschilderten Zeitalter wird der Seeräuberei, als eines ganz gewöhnlichen Gewerbes, Erwähnung gethan. Nicht bloß phönikische und taphische Schiffe trieben neben Handelsgeschäften Freibeuterei, besonders Menschenraub, auch den hellenischen Helden verwehrte es nicht, Raubzüge ohne weitere Veranlassung zu unternehmen. War es doch sogar keine Beleidigung, wenn man fremde Gäste fragte, ob sie vielleicht Seeräuber wären, die da das Meer durchstreiften „das Leben auf's Spiel setzend, Unheil den Fremden bringend".

Von dem bewegten Flibustierleben dieser Zeit entwirft Homer ein treffliches Bild, indem er den Ithakerkönig selbst in der Hütte des treuen Eumäos seine Erlebnisse unter der Maske eines kretischen Seeräubers erzählen läßt, der nie in seinem Leben für Anderes Sinn hätte, als für Raubschiffe, glatte Wurfspeere und Pfeile. Auch lernen wir aus dieser Erzählung, daß der Korsarenführer sich nicht nur unter der Beute das beste Stück herauszulesen, sondern auch bei dem Verloosen des Uebrigen einen Loosantheil zu beanspruchen pflegte. Dagegen findet sich unter den Homerischen Helden keine heimliche Dieberei, wiewol das Stehlen unter dem gemeinen Volke vorkam, da ja der Dichter die Staubwolken der trojanischen Ebene vergleicht dem sich über die Berggipfel verbreitenden Nebel, „dem Hirten nicht angenehm, dem Diebe aber lieber, als die Nacht." Auch Hesiod räth dem Landmanne, sich einen scharfzähnigen Hund zu halten, damit ihm nicht ein „tagschlafender" Mann seine Habe entfremde. Bei Stämmen, wo der Hauptreichthum in Heerden bestand, war natürlich der Viehraub an der Tagesordnung. Bei dem Gelage, das der thrakische Fürst Seuthes dem griechischen Heere unter Xenophon gab, führten unter Anderem Thessaler einen mimischen Waffentanz auf, der folgendermaßen beschrieben wird: „Der Eine legt die Waffen ab, säet und pflügt, sich

furchtsam dabei nach allen Seiten umblickend. Da erscheint der Räuber, und der Bauer rafft seine Waffen empor und vertheidigt, nach der Musik fechtend, sein Gespann. Endlich bindet der Räuber den Mann und führt das Ochsenpaar fort; bisweilen thut dies auch der Pflüger mit dem Räuber." Auf dieselbe Sitte weist endlich klar die in Arkadien entstandene Mythe vom Rinderdiebstahl des jungen Erzdiebes Hermes hin, der auch der Freund und Hort der Eigenthumsverwechsler geblieben ist. „Und doch, so oft Du Deinem Herrn ein Hausgeräth entwendetest, hielt ich's stets geheim und half Dir durch," sagt Hermes zu Karion im Aristophanischen „Plutus", und bekommt zur Antwort: „Mit dem Beding, Dieb, daß Du selbst Etwas abbekamst; ein wohlgebackner Kuchen lief Dir immer zu!"

Ueberhaupt schwächte sich das eigentliche Räuberhandwerk in der historischen Zeit mehr und mehr zu Dieberei und Gaunerei ab. Eine Ausnahme machten die Aetoler, Akarnanen und ozolischen Lokrer, die nicht nur die Sitte des Waffentragens nicht aufgaben, sondern auch dem Raubleben fröhnten, weshalb sich selten andere Griechen in diese Gegenden verirrten. Während der Diebstahl von Lebensmitteln in Sparta, als Vorübung für den Krieg, den Knaben straflos hinging, so lange sie sich nicht ertappen ließen, hatte in Athen der Gesetzgeber Drakon auf die geringfügigste Entwendung die Todesstrafe gesetzt, was Solon dahin mäßigte, daß der Dieb das Doppelte des Werthes als Strafe erlegen mußte und zur Schärfung derselben fünf Tage lang gefesselt ausgestellt werden konnte. Wurde freilich der Delinquent auf frischer That ertappt und war der That geständig, so wurde er sofort der Exekutivbehörde übergeben und ohne langen Prozeß hingerichtet. Besonders galt dies von Einbruch, Tempelraub und von dem an öffentlichen Orten, z. B. in Bädern und Gymnasien verübten Diebstahle. Darum lautet auch eines der Aristotelischen „Probleme": „Warum wird derjenige, welcher aus dem Bade oder der Ringschule oder auf dem Markte oder an einem ähnlichen Ort gestohlen hat, mit dem Tode bestraft, während der Bestehler eines Privathauses mit dem zweifachen Ersatze des Gestohlenen davonkommt?" und der Grund wird darin gefunden, daß der Diebstahl an öffentlichen Orten viel leichter auszuführen sei, als im verschlossenen Hause, also der Gesetzgeber im Interesse der öffentlichen Sicherheit gehandelt habe; daß ferner der Hausbesitzer nach Gutdünken die Leute annehmen und abweisen könne, während in öffentlichen Lokalen kein Unterschied stattfinde; daß die vor aller Augen Stehlenden besserungsunfähige und ganz schamlose Subjekte seien und daß endlich an öffentlichen Orten der Bestohlene noch außerdem dem Gelächter und Spotte Anderer durch den Dieb ausgesetzt werde. Der letzte Grund bezieht sich auf den sehr häufig vorkommenden Kleiderdiebstahl in den Badehäusern, wo die Diebe sich zugleich mit vielen Anderen badeten, dann sich etwas eher ankleideten und im Nu unter dem

weiten Obergewande fremde Kleider mitgehen hießen. Es war deshalb eine allgemeine Klugheitsregel, beim Baden seine Kleider im Auge zu behalten. Theophrast sagt, schon Manche, die in den Bädern recht eifrig mit einander politisirt hätten, wären um ihre Kleider gekommen und auch im „Rudens" des Plautus äußert Trachalio: „Du weißt doch: wer baden geht und im Badehause noch so sorgfältig auf seine Kleider Acht giebt, dem werden sie doch gestohlen. Er täuscht sich nämlich in den Leuten, die er im Auge behalten soll. Der Dieb sieht leicht, wen er zu beobachten hat; der Wächter weiß aber gar nicht, wer der Dieb ist." Da die antiken Kleider, besonders die der Männer, von gleichem, der Mode wenig unterworfenem Schnitte und Stoffe waren, da zumal das Obergewand aus einem ungenähten großen Zeugstücke bestand, das fast durchgängig ungefärbt war, so ließ sich das Eigenthumsrecht des Bestohlenen sehr schwer nachweisen. Weil aber ferner das obere Gewand bloß als Hülle umgeworfen, nicht angezogen wurde, war es leicht, einem Sorglosen vermittelst eines starken Ruckes das Kleid vom Leibe zu reißen und die Aeußerungen von Furcht vor solchen Gaunern, die hinter den Säulenhallen und Denkmälern aller Art außerdem reichliche Gelegenheit hatten, sich des Nachts zu verbergen und auf Vorübergehende zu lauern, sind recht häufig. In den „Vögeln" des Aristophanes erzählt Euelpides:

„Ach! wegen des Haushahns kam ich einmal um das Kleid aus phrygischer Wolle.
Man lud mich am Kindtauffeste zu Gast in die Stadt. Da trank ich ein Bißchen,
Und schlief dann; ehe die Andern noch am Gelag sind, krähte der Haushahn.
Da wähn' ich, es sei schon Morgen und will nach Alimus; drücke mich eben
Vor die Mauer hinaus, und ein Gaudieb schlägt mit der Keule mich über den Rücken.
Ich falle zur Erd' und versuche zu schrei'n, und hinweg huscht der mit dem Mantel."

Eben weil die meisten Kleiderdiebstähle an Trunkenen bei der nächtlichen Heimkehr durch die laternenlosen Straßen vorkamen, griff der ältere Dionysios nach Plutarch zu einem merkwürdigen pädagogischen Mittel, um seinen Syrakusanern das Zusammenschmausen und Kommerciren abzugewöhnen: er bestrafte alle Verbrecher sehr hart, ließ aber die Kleiderdiebe laufen!

Die psychologische Erfahrung, daß der Dieb von Profession darauf erpicht zu sein pflegt, seine Beute in sinnlichen Genüssen zu verschleudern, veranlaßte den Komiker Alexis in seiner „Erbtochter" folgenden Rath zu geben: „Wer, selbst in Bettelarmuth, reichlich Fische kauft und, sonst in Mangel, hierzu Geld hat, der macht des Nachts, die ihm begegnen, alle des Mantels bar. Darum, ist Jemand ausgezogen worden, gleich am Morgen paß' er auf den Fischmarkt und wen armselig und noch jung er sieht bei Mikion um Aale handeln, den pack' er und schlepp' ihn in's Gefängniß!" Auch vor den Einbrechern hatte man arge Furcht in Athen; denn die leichte Bauart der Häuser

ermöglichte es, ohne große Schwierigkeit die Mauern und Wände zu durchbrechen, und andererseits waren auch die Räuber mehr auf diesen Weg angewiesen, da die nach der Straße gehenden Fenster zu hoch und gewöhnlich zu klein waren, um das Durchpassiren zu gestatten. Man nannte deshalb auch die Einbrecher „Wanddurchgraber". In dieselbe Kategorie gehörten vor dem Gesetze die Beraubeer der Todtengrüfte und die Seelenverkäufer, welche entweder Freigeborene auf irgend eine Weise der Sklaverei überlieferten, oder auch fremde Sklaven ihren Herren abspenstig machten. Die Landstraßen dagegen scheinen ziemlich ohne Gefahr zu bereisen gewesen zu sein. Doch fehlt es nicht an Erzählungen von Mordthaten, die habsüchtige Gastwirthe an Reisenden verübten. „Seit Skiron und Prokrustes todt sind," läßt Xenophon den Sokrates sagen, „thut Niemand den Fremden etwas zu leid." Man pflegte ja auch niemals ohne Begleitung wenigstens eines Dieners zu reisen und von ganzen Räuberbanden hört man nichts. Als freilich später infolge der politischen Zerrissenheit und der bürgerlichen Kriege die Parteien sich mit fanatischer Wuth verfolgten und eine Masse heimatloser Flüchtlinge im Lande umherirrten oder zu Tausenden als Söldner in fremde Kriegsdienste zu treten gezwungen wurden, überhaupt eine allgemeine Verarmung und Nahrungslosigkeit um sich zu greifen begann, da wucherte auch das Unkraut der Wegelagerei lustig empor, gleichen Schritt haltend mit der sittlichen Verwilderung des Volkes. So erwähnt Diogenes, der Laertier, in seiner biographischen Anekdotensammlung, daß im dritten Jahrhundert vor Christus der Philosoph Menedemos einem Freunde den Gefallen erwies, dessen Gemahlin von Delphi in Phokis bis nach Chalkis auf Euböa zu geleiten, da dieselbe sich vor den Dieben und Räubern auf dem Wege fürchtete.

In der römischen Zeit scheint sich das Banditenwesen in Griechenland noch sehr vervollkommnet zu haben. In dem von Lukian und noch weitläufiger von Appulejus aus Madaura im „Goldenen Esel" benutzten Romane des Lucius von Paträ, der vielleicht dem ersten Jahrhundert nach Christus angehörte, liefert das Räuberleben mit seinen Abenteuern reichen Stoff zur Unterhaltung. Der in einen Esel verzauberte Held des Stückes wird in der thessalischen Stadt Hypata aus dem Hause seines Gastfreundes durch Räuber entführt, die während der Nacht sich einen Weg durch die Mauer gebahnt hatten und alle Schätze des Gebäudes mit sich nahmen. Nach einem tüchtigen Marsche gelangte die Bande Mittags zu einem Gehöfte, dessen Besitzer ihr befreundet war und wo Rast gemacht wurde. Am Abend erreichte man endlich im Gebirge die durch Gunst der Natur wohl versteckte, auf einem hohen Berge gelegene Räuberhöhle, in der ein altes Weib die Wirthschaft und Küche der Strolche besorgte. Kaum hatten sich die Angekommenen durch ein warmes Bad gestärkt und zum Schmause gelagert, so erschien eine andere

Abtheilung, die unterdessen einen Raubzug nach Böotien ausgeführt hatte und ebenfalls mit reicher Beute an goldenen und silbernen Münzen und Geschirren, seidenen und golddurchwirkten Gewändern zurückkehrte. Bei dem wüsten Gelage, das nun folgt, wird endlich der zweiten Partei vorgeworfen, daß sie ohne ihren tapfern Hauptmann zurückgekehrt sei und wahrscheinlich aus Feigheit sich nur mit lumpigem Diebstahl befaßt habe. Dies giebt Veranlassung, das Ende des Lamathos nebst einigen anderen charakteristischen Abenteuern zu erzählen. In Theben angelangt, hatten die Banditen ihre Augen sogleich auf das Haus eines steinreichen, aber filzigen Geldwechslers gerichtet. Sie schlichen sich daher des Nachts hinan, und da sie es nicht wagten, die Thür mit Gewalt zu erbrechen, so steckte der Hauptmann Hand und Arm in das im Thürriegel befindliche Schlüsselloch, um so die in dasselbe von oben einfallenden Bolzen zu heben. Allein der Wucherer hatte die Anstalten bemerkt und als der Räuber seinen Versuch begann, trieb er durch einen einzigen starken Hammerschlag einen großen Nagel durch das Holz und nagelte die eingedrungene Hand fest an die Thür. Dann stieg er schnell auf das Dach seines Hauses und schrie Feuer, um die Nachbarn durch die Jeden nahe angehende Gefahr herbeizuziehen. Da blieb denn den Räubern nichts übrig, als den Oberarm ihres Führers durch einen Schwerthieb abzutrennen und auf schleuniger Flucht Rettung zu suchen. Weil jedoch die Fortschaffung des Verwundeten das Fortkommen erschwerte und die Gefahr steigerte, so bat derselbe die Genossen, ihn lieber zu tödten, da er überhaupt seine Hand nicht überleben wollte, mit der er ja allein rauben und morden könnte, und da sich keiner zu dem Liebesdienst verstehen wollte, küßte er sein Schwert und stieß es sich mit der Linken in die Brust.

Einen noch schmachvolleren Tod fand ein anderes Mitglied der Bande, Alkimos. Er war in das Häuschen einer alten Frau eingebrochen und hatte dieselbe im oberen Stocke schlafend angetroffen. Weniger aus Mitleid, als weil er ihren Widerstand nicht fürchtete, unterließ er es, sie zu erwürgen und begann alle werthvollen Habseligkeiten durch ein Fenster zu werfen, damit seine Genossen die Beute leicht fortschaffen könnten. Nachdem er nun Alles auf diesem Weg expedirt hatte, gelüstete es ihn auch nach dem Bette der Alten; er warf sie also heraus und wollte eben das Bettzeug durch das Fenster entsenden, als das listige Weib sich ihm zu Füßen warf und sprach: „Ich beschwöre Dich, mein Sohn, wozu machst Du mit den Bettellumpen einer unglücklichen alten Frau den reichen Nachbarn dort ein Geschenk, nach deren Hause dieses Fenster führt?“ Bei diesen Worten wurde der Räuber stutzig, bog sich zum Fenster hinaus, um die Lokalität zu prüfen und besonders das reiche Nachbarhaus zu rekognoszieren. Die Alte aber faßte sich ein Herz und beförderte ihn durch einen gewaltigen Stoß köpflings ihren Sachen nach! Die Leiche des Alkimos wie die des Lamathos warfen die Räuber der Sicherheit wegen in's Meer.

Nachdem ihr durch solche Unglücksfälle der Aufenthalt in Theben verleidet worden war, zog die Schaar nach dem nahen Platää.

Dort wollte gerade ein angesehener, reicher Mann, Namens Demochares, ein großartiges Gladiatorengefecht, verbunden mit einer Thierhetze, dem Volke geben. Die geübtesten Fechter, die gewandtesten Jäger standen bereit; Zimmerleute und Maler waren in voller Arbeit, um die zur theatralischen Ausstattung des Schauspiels gehörigen Gerüste, Maschinen und Coulissen auf das Glänzendste herzustellen. Auch eine große Menge theils gekaufter, theils geschenkter, riesiger Bären war bereits zusammengebracht, die bei dem Feste natürlich eine Hauptrolle spielen sollten. Da brach plötzlich unter den Bestien eine ansteckende Krankheit aus, welche die meisten wegraffte und man überließ die dem Tode nahen Thiere dem Pöbel als leckere Braten, ein Umstand, der unsere Räuber auf einen äußerst verwegenen Plan brachte. Sie verschafften sich einen der Todeskandidaten, zogen ihm das Fell ab und präparirten es zur Aufnahme eines der Ihrigen, der, in des Demochares Haus geführt, während der Nacht seinen Kameraden Portierdienste leisten sollte. Die Wahl traf einen gewissen Thrasyleon und nachdem man noch einen Brief im Namen eines thrakischen Gastfreunds geschrieben hatte, als dessen Geschenk der falsche Bruder Petz ankommen sollte, überbrachten einige Räuber den Käfig gegen Abend dem Demochares. Hocherfreut zahlte dieser ein gutes Trinkgeld und wollte den Bären sogleich in seinen Thiergarten außerhalb der Stadt schaffen lassen. Dies war natürlich den Gaunern keineswegs gelegen; sie redeten ihm eifrig ab und empfahlen ihm, das Behältniß an einem schattigen und kühlen Ort des Hauses aufzustellen, sich selbst zu Wärtern und Wächtern anbietend. Letzteres lehnte Demochares ab; doch ließ er den Bären im Hause. Die Räuber entdecken unterdessen in einer entlegenen Gegend außer der Stadtmauer ein verfallenes Grabmonument und bestimmen die darin gefundenen Särge zur Aufnahme der zu hoffenden Schätze. Um Mitternacht erscheinen die bewaffneten Gesellen am Hause; Thrasyleon schlüpft aus seinem Zwinger, tödtet alle Wachen sammt dem Thürhüter im Schlafe, riegelt die Thür auf und zeigt den Gefährten die Kleinodienkammer, worauf das Fortschleppen beginnt, während Einer an der Thür Wache hält und der Pseudobär im Hause herumspaziert, um alle etwa erwachenden Diener zurückzuscheuchen. Aber gerade in diesem Punkte täuschte sich die umsichtige Berechnung. Denn ein Sklave, den das Geräusch erweckt hatte, spähte leise aus seiner Zelle hervor und verkroch sich nicht wieder zitternd, als er das Unthier frei umherlaufen sah, sondern schlich sich zu den Hausgenossen und machte Lärm. Plötzlich stürzt das zahlreiche Gesinde des Hauses, mit Knütteln, Schwertern und Lanzen bewaffnet hervor; Fackeln, Kerzen, Laternen machen die Nacht zum Tage; große Jagdhunde werden auf den unglücklichen Bären gehetzt, kurz, Thrasyleon ist gezwungen, entweder die

angenommene Rolle zu Ende zu spielen oder durch Geständniß sich auf seine Menschenwürde zu berufen, was ihm freilich ohne Zweifel denselben qualvollen Tod, nur einige Wochen später, gebracht haben würde. Er wählte das Erste, kämpfte muthig, bald angreifend, bald zurückweichend, gegen die feindliche Uebermacht und gewann endlich, aus mancher Wunde blutend, das Freie. Doch hier erwarteten ihn die Hunde der ganzen Nachbarschaft und endlich durchbohrte eine Lanze aus der Hand eines wüthenden Insassen des bestohlenen Hauses den bis zum letzten Athemzug nach Bärenart brüllenden Räuber.

Während bei den erwähnten Abenteuern die Räuber rottenweise agirten, begaben sich auch einzelne auf Kundschaft und lieferten das Geld, das sie auf eigene Faust den Reisenden abnahmen, in die gemeinschaftliche Kasse ein. Endlich aber ereilte die ganze Bande das Verderben. Sie hatten nämlich mitten aus einem reichen Hochzeitshause am hellen Tag die Braut entführt, um von den Eltern ein großes Lösegeld zu erpressen, und der Bräutigam, ein starker und muthiger Mann, entschloß sich, das Aeußerste zu wagen und sich selbst unter dem Schein eines Handwerksgenossen zu den Feinden zu begeben, was ihm um so leichter gelang, als die Räuber gerade darauf ausgingen, durch Werbung ihre geschwundene Zahl zu ergänzen. Er führte sich sogleich bei ihnen als Räuberhauptmann ersten Ranges ein. „Ich habe eine sehr tapfere Schaar kommandirt," sprach er, „und ganz Makedonien ausgeplündert. Ich bin der berühmte Räuber Hämos aus Thrakien, vor dessen Namen ganze Provinzen zittern; ich stamme von einem ebenfalls ruhmreichen Bandenführer ab, bin mit Menschenblut genährt worden, habe meine Erziehung in der Kompagnie erhalten, als Erbe und Rival der väterlichen Tüchtigkeit." Nach dieser großsprecherischen Einleitung, deren Ton aber vielleicht für solche Kreise in jener Zeit charakteristisch war, gab er als Grund seiner Flucht nach Süden an, seine ganze Bande sei von kaiserlichen Soldaten vernichtet worden, nachdem sie durch Beraubung einer vornehmen römischen Beamtenfamilie den speziellen Zorn des Kaisers auf sich gezogen hätte. Sein Anerbieten, an die Spitze der verwaisten Bande zu treten, wird mit stürmischer Freude angenommen, um so mehr, als er ein paar tausend Goldstücke mitbringt. Das Uebrige läßt sich leicht errathen. Bei dem großen Verbrüderungsschmause, den man sogleich anstellte, zeigt der neue Führer auch seine Geschicklichkeit als Koch und Mundschenk, bringt aber den Kameraden so viel betäubende Mittel bei, daß sie schließlich alle in Morpheus' Armen sich von einem Manne fesseln lassen und der Justiz übergeben werden.

Heliodoros, ein im vierten Jahrhundert nach Christo lebender Romanschriftsteller, der lieber den Krummstab — er war Bischof von Trikka in Thessalien — als die Feder niedergelegt haben soll, da ihm von einer Synode nur diese Wahl gelassen wurde, schildert in seinen „Aethiopischen Geschichten"

ein großartiges Räubernest an der Küste von Aegypten, wo überhaupt die Wegelagerei zu Hause war. „Die ganze Gegend," heißt es bei ihm, „wird von den Aegyptern das Hirtenland genannt. Es ist dies aber eine Vertiefung des Erdreichs, welche Ueberströmungen des Nils in sich aufnimmt und zu einem See wird, der in der Mitte eine unermeßliche Tiefe hat, aber in einen Sumpf ausgeht. In diesem wohnt Alles, was bei den Aegyptern vom Raube lebt. Der Eine hat sich auf einem Fleckchen Land, das etwa aus dem Wasser emporragt, eine Hütte gebaut; ein Anderer lebt auf einer Barke, die ihm als Nachen und Wohnung dient; auf dieser wirthschaften die Frauen, auf ihr gebären sie." Die Strandräuber selbst beschreibt er als schwarze Gestalten mit düsteren Gesichtern und lang flatternden Haaren. Ihr Beute theilten sie nicht nach dem eigentlichen Werth, sondern nach dem Gewicht und auf einer Insel hatten sie mühsam eine kunstvoll verborgene und vielfach verschlungene Höhle zu deren Aufbewahrung ausgegraben. Zu Seneka's Zeit gab es in Aegypten eine Art Straßenräuber, die man Phileten oder Liebende nannte, weil sie die Begegnenden umarmten — um sie zu erdrosseln.

Der Seeraub wurde in der früheren Zeit ebenfalls weniger von Griechen als von Barbaren, besonders von Kilikiern und Isauriern getrieben und zu Kriegszeiten gab man nicht bloß Kaperbriefe aus, sondern nahm auch bekannte Seeräuber in Dienst, deren Schiffe sich durch ihre leichte und scharfe Bauart ausnehmend nützlich erwiesen. Lysander z. B. sendete nach Xenophon den milesischen Seeräuber Theopompos nach Lakonien, um die Nachricht vom Siege am Ziegenfluß zu überbringen, und dieser landete bereits am dritten Tage am Peloponnes. Zuweilen ertheilte aber auch der Staat, wie eben der lakedämonische im peloponnesischen Krieg, Kaperbriefe und es bildeten sich ganze Gesellschaften mit einem Hauptmann an der Spitze, welche den Seeraub auf Spekulation betrieben und oft glänzende Geschäfte machten (ein in Beschlag genommenes Schiff aus Naukratis schätzt Demosthenes auf $9\frac{1}{2}$ Talente). Bekanntlich erreichte die kilikische Piraterie ihren Höhepunkt nach dem ersten Mithridatischen Kriege, wo die Frechheit und Macht der Räuber so hoch stieg, daß sie mit mehr als tausend Schiffen, die zum Theil ersten Ranges und luxuriös ausgestattet waren, das mittelländische Meer befuhren, den ganzen Handel auf demselben lahm legten, feste Plätze mit Sturm nahmen, ja, endlich die italischen Küsten selbst brandschatzten, die Handelsschiffe im Hafen von Gaeta kaperten, in dem von Ostia verbrannten, zwei römische Prätoren gefangen nahmen!

Die Summen, die sie durch Erpressung von Lösegeld, durch Plünderung und durch Wegführung der Schätze aus den berühmtesten Tempeln zusammenrafften, müssen ungeheuer gewesen sein. Wie Plutarch erwähnt, ertönten auch die Gestade des Meeres von ihrem Gesang, von dem Saiten- und Flötenspiel,

womit sie ihre Schmausereien und Zechgelage begleiteten. Der römischen Herrschaft gegenüber zeigten sie sich am erbittertsten. Denn wenn ein Gefangener sich darauf berief, daß er ein Römer sei, und seinen Namen nannte, heuchelten sie Schrecken und Furcht, fielen ihm zu Füßen und baten um Verzeihung, so daß er an eine Sinnesumwandlung glaubte. Dann bekleideten sie ihn mit der Toga und dem römischen Schuh, als ob er dadurch gegen abermalige Verkennung gesichert sein sollte. Endlich, nachdem sie ihn lange genug verspottet hatten, legten sie mitten auf der See eine Leiter in's Wasser hinab und befahlen ihm, hinunterzusteigen und sich in Frieden zu entfernen. Zögerte er den freiwilligen Tod zu wählen, so stießen sie ihn hinab. Pompejus der Große, der mit ungemeiner Schnelligkeit und Energie das Mittelmeer von diesen Flibustiern säuberte, befreite endlich in Kilikien, ihrem Hauptsitze, eine große Menge auf Lösegeld harrender Gefangener und sehr viele zum Schiffsbau gepreßte Handwerker. Die Seeräuber selbst, von denen er 20,000 gefangen nahm, erhielten Pardon und wurden größtentheils in Kilikien angesiedelt. Während aber das Mittelmeer in der späteren Zeit mit Ausnahme kriegerischer Unruhen ziemliche Sicherheit vor Piraten gewährte, klagt noch Strabo über die Frechheit, mit welcher die im Nordosten des Schwarzen Meeres wohnenden Zygen und Heniochen das Flibustiergeschäft betrieben. Ihre kleinen, nur fünfundzwanzig bis dreißig Mann fassenden Schiffe hatten weit über das Wasser hervorragende und nach oben hin konvergirende Rippen, die gewissermaßen ein Dach bildeten, und waren so leicht, daß sie dieselben in die Wälder trugen und verbargen, während sie auf Menschenraub ausgingen. In vielen Häfen des Bosporus verkauften sie ungescheut ihre Beute und die römischen Statthalter trafen gewöhnlich seltener Maßregeln zum Schutze ihrer Untergebenen, als die Fürsten selbständiger Länder.

Heliodor schildert den Angriff eines Seeräubers auf ein von Zante nach Afrika segelndes Kauffahrteischiff. „Da sich jetzt Frühlingslüfte erhoben," schreibt er, „segelten wir Tag und Nacht und der Steuermann lenkte das Schiff gerade nach Libyen hin; denn er sagte, bei so günstigem Wetter sei es möglich, das Meer in gerader Richtung zu durchschneiden; auch thue es noth, Land und Hafen zu gewinnen, da sich im Rücken ein Schiff zeige, das er für einen Kaper halte. Seitdem wir, sagte er, das kretische Vorgebirge verlassen haben, folgt es uns auf der Spur und segelt unverrückt denselben Kurs. Auch habe ich bemerkt, daß es öfters an uns vorübergesegelt ist, wenn ich unser Schiff bisweilen absichtlich von der geraden Richtung ablenkte. Diese Worte machten auf Viele Eindruck und diese forderten die Mannschaft auf, sich zur Vertheidigung zu rüsten; Andere nahmen die Sache ganz leicht. Es sei, sagten sie, auf dem Meere gewöhnlich, daß die kleineren Fahrzeuge den größeren Lastschiffen folgten, weil diese mit größerer Erfahrung gelenkt würden. Während

nun hierüber von beiden Seiten gestritten wurde und die Sonne sich neigte, ließ die Heftigkeit des Windes nach und mit der eintretenden Stille näherte sich das Schiff ungemein schnell mit Hilfe seiner Ruderkraft. Bei seiner Annäherung rief einer von den Zantiern: Da haben wir's! Wir sind verloren: es ist ein Raubschiff! Bei dieser Nachricht gerieth unser Fahrzeug in große Bewegung und trotz der Windstille füllte es sich mit Sturm und Wellen; großer Lärm, Wehklagen, Geschrei und Hin- und Herrufen tobte darin. Die Einen verbargen sich im Schiffsraum, die Anderen ermunterten sich zum Verdeckkampf, einige wollten in das Beiboot springen und entfliehen. Unterdessen näherten sich die Räuber und drangen in schräger Richtung von der Seite auf uns ein und indem sie das Schiff ohne Blutvergießen in ihre Gewalt zu bekommen suchten, thaten sie keinen Schuß, hinderten uns aber durch beständiges Umkreisen, von der Stelle zu weichen, nicht anders, als ob sie uns belagert hielten und unser Schiff durch Kapitulation zu nehmen gedächten. Ihr Unglücklichen, riefen sie uns zu, warum seid Ihr so rasend, gegen eine so ungleiche Macht die Hände zu erheben und Euch dem offenbaren Tode auszusetzen? Noch gestatten wir Euch, das Beiboot zu besteigen und Euch zu retten, wenn Ihr wollt! Unsere Mannschaft aber war voll Muth und weigerte sich, das Schiff zu verlassen. Als aber einer der kühnsten von den Räubern auf unser Schiff sprang und wer ihm in den Wurf kam, niederhieb und ihnen zeigte, daß es ein Kampf auf Leben und Tod sei, und auch die Uebrigen ihm folgten, da gereute die Phönikier ihr Widerstand, so daß sie sich niederwarfen und um Gnade flehten, die ihnen auch gegen alle Erwartung vom Hauptmann gewährt wurde.“ Auch hier war es allgemein geltendes Korsarenrecht, daß der, welcher das feindliche Fahrzeug zuerst bestieg, sich ein beliebiges Beutestück wählen durfte.

Einen interessanten Beitrag zur Kenntniß des damaligen Korsarentreibens liefert auch Philostratos im Leben des Apollonios von Tyana. Dieser Wundermann erzählt von sich selbst Folgendes: „Phönikische Seeräuber lagen im Meere auf der Lauer und schweiften in den Städten umher, um auszuforschen, was dieser oder jener geladen hätte. Da nun die Unterhändler der Räuber sahen, daß ich eine reiche Fracht hatte, nahmen sie mich bei Seite und fragten, wie groß mein Antheil an dem Frachtgelde sei. Ich sagte: 1000 Drachmen; denn es gehörten vier Theilnehmer zu dem Schiffe. — Hast Du ein Haus? forschten sie weiter. — Eine schlechte Hütte, antwortete ich, auf der Insel Pharos. — Möchtest Du wol, fragten sie, nun das Meer mit dem Lande, die Hütte mit einem Hause vertauschen, ein zehnfaches Frachtgeld nehmen und Dich den tausendfältigen Uebeln entziehen, die Dich auf stürmischer See bedrohen? — Ich antwortete, ich möchte dies schon; aber zum Rauben könnte ich mich nicht verstehen. Da sie nun noch weiter herausgingen und mir

10,000 Drachmen versprachen, wenn ich ihren Willen thäte, forderte ich sie auf, sich zu erklären. Sie entdeckten mir hierauf, sie wären Agenten der Piraten und bäten mich, ihnen die Gelegenheit, das Schiff zu nehmen, nicht zu entziehen, und, wenn ich absegelte, nicht nach der Stadt zu fahren, sondern hinter dem Vorgebirge vor Anker zu gehen; denn die Schiffe der Korsaren ständen zum Empfange bereit. Auch wollten sie sich durch einen Eid verpflichten, mich selbst nicht zu tödten und jeden, den ich mir ausbedingen würde, zu schonen. Ich hielt es nun nicht für gerathen, ihnen die Sache auszureden, weil ich fürchten mußte, daß sie das Schiff auf der Höhe angreifen und wir in offener See umkommen möchten. Ich zeigte mich also willfährig und verlangte eidliche Bekräftigung des Versprechens. Als sie den Eid abgelegt hatten — denn die Unterredung fiel in einem Tempel vor — sagte ich: Gehet zu den Schiffen der Piraten! Wir werden in der Nacht die Anker lichten. Und sie gewannen noch größeres Vertrauen zu mir, da ich über die Geldsorten sprach und die Bezahlung nicht eher verlangte, als bis sie das Schiff in ihrer Gewalt hätten. Sie gingen also fort; ich aber stach in die See über das Vorgebirge hinaus."

Die Preise, welche die Seeräuber für die Loslassung der Gefangenen forderten, waren natürlich sehr verschieden. Bekanntlich verlangten sie von Cäsar, ohne ihn zu kennen, 20 Talente. Die Verwickelungen, die durch Loskauf der Geraubten in Familien entstehen konnten, wurden gern in den Rhetorenschulen zu spitzfindigen Deklamationsthemen benutzt. So findet man z. B. in Quintilian's Kontroversen folgende Fälle: „Jemand hatte zwei Söhne, einen mäßigen und einen verschwenderischen. Beide wurden auf einer Reise von Seeräubern gefangen. Der Verschwender ward krank. Beide schrieben um Lösegeld nach Hause. Ihr Vater machte alle Habe zu Geld und reiste fort. Da sagten ihm die Piraten, er habe nur den Preis für einen Mann gebracht; er möchte also wählen, wen er wollte. Der Vater kaufte also den kranken Sohn los. Auf der Rückreise starb dieser. Der Andere entkam und verweigerte später seinem Vater den gesetzlichen Unterhalt. — Ein Mann hatte ein Weib und einen Sohn und als er von Piraten gefangen worden war, schrieb er des Loskaufs wegen nach Hause. Seine Frau hatte durch vieles Weinen die Augen eingebüßt; der Sohn reiste ab, um als Stellvertreter für den Vater einzutreten. Der Vater kommt zurück und der Sohn stirbt in Fesseln. Er wird in's Meer geworfen und an den heimatlichen Strand getrieben. Der Vater will ihn bestatten; die Mutter verhindert es, weil das Begräbniß verwirkt, wer seine Eltern im Unglück verläßt!"

Auch zu Lande war die Sicherheit der asiatischen Provinzen unter römischer Herrschaft kaum größer, als vorher und heute. Arrian, der Schüler Epiktet's, schrieb nach Lukian sogar eine Biographie des berühmten kleinasiatischen Räubers Tilliboros. Von den Pamphyliern und Pisidiern

sagt Strabo, daß sie zur Räuberei geneigt wären. In Paphlagonien fehlte es nicht an Stämmen, die von hölzernen Thürmen aus die Reisenden überfielen. Ueber den an der Grenze von Mysien, Bithynien und Phrygien liegenden Berg Olympos (Keschisch Dagh) heißt es bei demselben Geographen: „Auf seinen Höhen sind viele große Wälder und von Natur feste Plätze, die zu guten Zufluchtsörtern für die Räuber sich eignen, welche sich hier oft eine geraume Zeit gegen jeden Ueberfall der Feinde vertheidigt haben. Ein solcher war Kleon, das Haupt aller Räuber zu unserer Zeit, aus dem Flecken Gordion gebürtig. Zu seinem Raubschloß bediente er sich anfangs des sehr festen Kastells Kallydion und war dem Antonius sehr nützlich, indem er diejenigen, welche dem damaligen Statthalter von Kleinasien, Labienus, die nöthigen Gelder zu liefern hatten, überfiel und demselben alle Einkünfte abschnitt. Nach der Schlacht bei Aktium verließ er die Partei des Antonius und ging zu Augustus über, von dem er größere Wohlthaten empfing, als er werth war. Denn Augustus fügte dem, was er ohnehin durch die Freigebigkeit des Antonius besaß, neue Geschenke hinzu, so daß er nun, während er vorher nur für einen Räuber galt, für einen Fürsten angesehen wurde."

Auch bei anderen Gelegenheiten zeigten kleinasiatische Räuber, wie gut sie des Handwerks kundig waren. Ein kilikischer Sklave, ebenfalls Kleon genannt, in seiner Jugend ein dreister Räuber, spielte eine Hauptrolle im ersten sicilischen Sklavenkrieg; im zweiten stand Athenion an der Spitze der Insurgenten, ein vorher in seiner Heimat Kilikien gefürchteter Banditenchef und wieder ein Kilikier, Agamemnon, leistete den Picentinern im Bundesgenossenkrieg gute Dienste, „da er," wie Diodor sagt, „im Räuberwesen viel Erfahrung hatte." Die Sklaveninsurrektion auf Sicilien wurde freilich durch die dort längst von den Sklaven der reichen Plantagenbesitzer betriebene Räuberwirthschaft sehr gefördert und begünstigt. Jene reichen Herren, deren Sklavenzwinger von importirter Menschenwaare wimmelten, waren ebenso luxuriös und sittenlos als hartherzig gegen ihre Leute. Besonders den zahlreichen Hirten ihrer ungeheuren Viehheerden verweigerten sie Nahrung und Kleider und wiesen sie geradezu an, vom Raube zu leben. Diodor, selbst ein Sicilier, schreibt hierüber: „Die Besitzer vieler Sklaven gewöhnten ihre Hirten, denen sie keine Nahrung reichten, an so freches Betragen, daß sie ihnen erlaubten, Räuberei zu treiben. Da nun diesen Leuten, welche wegen ihrer Körperstärke im Stande waren, Alles, was sie beschlossen hatten, durchzusetzen, so viel Freiheit gestattet wurde, so geschah es, daß bald die Gesetzlosigkeit überhand nahm. Denn zuerst ermordeten sie auf den belebtesten Straßen diejenigen, welche einzeln oder zu zweien reisten; dann rotteten sie sich gegen die Landhäuser der minder Mächtigen bei Nacht in Massen zusammen und besetzten sie mit Gewalt, plünderten die Habe und erschlugen, wer sich ihnen widersetzte. Da nun die Frechheit immer

höher stieg, so konnte man in Sicilien weder bei Nacht reisen, noch war der Aufenthalt derer, die auf dem Lande zu leben gewohnt waren, sicher, sondern Alles war voll Gewalt, Räuberei und Mordthaten aller Art.“ Dasselbe geschah während des zweiten Aufstandes und das Schlimmste dabei war noch, daß der Pöbel und das Proletariat mit den empörten Sklaven gemeinschaftliche Sache machte, so daß kaum noch das innerhalb der Stadt befindliche Eigenthum für gesichert betrachtet werden konnte.

Unter den westlichen Provinzen standen besonders Spanien und Sardinien nicht im besten Rufe der Sicherheit, ja Varro erwähnt in seiner Schrift über den Landbau, daß viele treffliche Gegenden dort nicht ordentlich bebaut werden könnten wegen der Räubereien der Nachbarn. Der Kaiser Tiberius schickte im Jahre 19 viertausend junge Leute aus dem Stande der Freigelassenen, welche Proselyten der jüdischen und ägyptischen Religion geworden waren, nach Sardinien, um die Räuber zu bekämpfen; „wenn sie durch die Ungesundheit des Klimas umkämen, sei es ein geringer Verlust.“ Noch schlimmer spricht Strabo von den wilden Bewohnern des felsigen Korsika. In Italien selbst waren es ebenfalls die Gebirgsbewohner der Apenninen, hauptsächlich im Süden, die bei politischen Umwälzungen und kriegerischen Unruhen gar zu gern den Hirtenstab mit dem Schwerte vertauschten. Bereits um 180 v. Chr. hatte das Räuberwesen in Apulien so überhand genommen, daß die Straßen und Triften ganz unsicher waren. Von den damals verschworenen Hirten wurden auf einmal gegen 7000 Mann verurtheilt; viele flohen, viele wurden hingerichtet. Am schrecklichsten litt das Land im großen Räuberkriege des Spartakus, der, selbst ein ehemaliger thrakischer Bandit, seine anfangs nur aus Gladiatoren bestehende Schaar bald durch entlaufene Sklaven, Hirten und Soldaten vergrößerte, „die,“ wie Plutarch sagt, „alle tüchtige Fäuste und schnelle Füße besaßen.“ Nach Niederwerfung dieses gefährlichen Aufstandes wurde zwar Apulien und Lukanien von dem Gesindel gesäubert; aber in den bald darauf ausbrechenden Bürgerkriegen schlossen auch die Rinaldo's wieder wie die Pilze aus dem fruchtbaren Boden und Oktavian kostete es viel Mühe, dem Unwesen zu steuern. „Rom selbst und Sicilien,“ schreibt Appian, „wurde um diese Zeit durch förmliche Banden von Räubern beunruhigt, die ihr Wesen so offen trieben, daß es mehr einer frechen Plünderung, als einer heimlichen Räuberei ähnlich sah. Zur Abstellung dieser Unordnung wählte Cäsar den Sabinus. Unter den gefangenen Räubern richtete er eine große Niederlage an, brauchte aber doch ein ganzes Jahr, bis er wieder allgemeine Sicherheit und Frieden hergestellt hatte.“

Jene Zeit, wo es nach Properz sogar ein Wagestück war, ohne bewaffnetes Geleit von Rom nach dem nahen Tibur zu reisen, mag wol auch Plinius, der Aeltere, im Auge haben, wenn er sagt, daß vor dem Beginne des häufigen

Straßenraubs vor jedem Fenster in Rom kleine Blumen und Gemüse-pflanzungen gegrünt hätten, daß man aber später die durch Verschluß der Fenster bewirkte Sicherheit dieser Annehmlichkeit vorgezogen habe. Auch Cicero schreibt über die in der Umgebung der Hauptstadt herrschende Unsicherheit an seinen Freund Attikus: „Mein lieber C. Quintius ist beim Grabmal des Basilius verwundet und ausgeplündert worden," und nennt in der Milonischen Vertheidigungsrede dieselbe Strecke der Appischen Straße „gefährlich, von Straßenräubern wimmelnd." Ueberhaupt bildeten die an den Straßen liegenden Grabmonumente ausgezeichnete Verstecke, um sich in böser Absicht zu verbergen. Auch das auf der Fläche des Esquilin's gelegene Grabfeld der ärmsten Klasse wimmelte von verdächtigen Gestalten und Horaz läßt in Bezug hierauf den Priapus sagen:

> „Während der Zeit, wo das Bestienvolk und das Diebesgesindel,
> Wie es von je hier haust, mir Noth und Sorge bereitet."

Die römische Sitte, den Todten Ringe und allerhand Schmucksachen mit in's Grab zu geben, veranlaßte die Räuber auch oft, sich an den Grabmonumenten zu vergreifen, um nach Pretiosen zu suchen. Unter den Streitfällen Quintilian's findet sich daher folgender: „Ein Mann verlor seine Frau und nachdem er ihren Schmuck mit im Grabmal versenkt hatte, brachte er dem Sohne eine Stiefmutter über den Hals. Der Vater wird von Seeräubern gefangen und bittet ihn loszukaufen. Während der Sohn zaudert, holt die Frau aus dem Grabe ihrer Vorgängerin den Schmuck und schickt ihn. Darauf klagt sie der Stiefsohn der Verletzung des Grabes an und sie wird verurtheilt. Der Vater kehrt zurück und enterbt den Sohn!"

Von der Menge der Banditen bekommt man eine Vorstellung, wenn man bei Strabo liest, daß in dem großen, besonders berüchtigten gallinarischen Fichtenwald bei Kumä in Kampanien die Offiziere des Sextus Pompejus während des Krieges mit den Triumvirn förmliche Werbungen unter den Räubern anstellten! Ja, gerade den Zustand der Unsicherheit vorschützend trugen die Wegelagerer ganz ungescheut das Schwert an der Seite! August ließ die Straßen erweitern, die Hohlwege abgraben, legte überall, besonders an verrufenen Orten, Soldatenstationen an und traf selbst militärische Vorkehrungen, so oft er in einem künstlichen See an der Tiber dem Volke das Schauspiel einer Seeschlacht geben wollte. Daß es ihm dennoch nicht gelang, das Uebel auszurotten, sieht man daraus, daß schon sein Nachfolger sich genöthigt sah, die zu diesem Zwecke angelegten militärischen Posten in Italien zu verstärken. Auch in der Folgezeit schwand die Furcht vor Straßenraub nie ganz aus dem Herzen der Reisenden. Während der Nacht pflegte man ganz gewöhnlich Fackeln bei sich zu führen und Juvenal schreibt: „Magst Du auch

nur wenige Schüsselchen aus blankem Silber bei Dir tragen, wenn Du des Nachts eine Reise antrittst, so wirst Du Dich fürchten vor Schwertern und Wurfstangen und erzittern vor dem Schatten des im Mondschein schwankenden Rohrs. Leeren Beutels wird nahe dem Räuber fröhlich singen der Wanderer." Doch hatte es mit dieser Heiterkeit auch gute Wege! Die herrschende Sklaverei gab Gelegenheit, die Personen selbst ohne Rücksicht auf ihre Armuth zu verwerthen, indem man sie nach Piratenart wegfing und in den Sklavenbagno steckte oder an Hehler, besonders gern an Besitzer von Fechterschulen, verkaufte. Appian erzählt aus der Zeit der Bürgerkriege von einem Römer: „Er wurde von einem Manne gefangen, der gewohnt war, die Vorüberreisenden zu berauben und zur Arbeit zu fesseln." Sueton erwähnt, daß vor den Maßregeln August's auf dem Lande Freie und Sklaven ohne Unterschied von bewaffneten Landstreichern aufgegriffen und eingesperrt wurden.

In der Hauptstadt selbst war es zur nämlichen Zeit trotz der aus sieben Kohorten bestehenden Scharwache um die nächtliche Sicherheit nicht besser bestellt. „Vor dem Nachtschwärmer nicht allein graue Dir," liest man bei Juvenal, „denn nicht ausbleiben wird, der Dich beraubt, nachdem die Häuser geschlossen sind und allenthalben der schließende Riegel der eingeketteten Bude verstummt. Zuweilen treibt auch der hurtige Bandit mit dem Stahle sein Handwerk, so oft von sicherer Hut der Bewaffneten umstellt ist hier der pomptinische Sumpf, dort der gallinarische Wald. Alle rennen dann von dort hierher, wie zu einem hegenden Park." Ueberhaupt erreichte die Gaunerei zu Rom in der Kaiserzeit einen hohen Grad der Verfeinerung. Sogar die Eitelkeit des schönen Geschlechts wurde zum Betruge ausgebeutet. Ovid warnt in seiner Liebeskunst die Damen vor galanten Gaunern in folgenden Worten: „Manche Räuber verbergen sich unter dem lügnerischen Schein der Liebe und suchen durch solche Annäherung schamlosen Gewinn. Weder das von duftendem Nardenöl glänzende Haar möge Euch täuschen, noch der in feine Falten gepreßte knappe Gürtel, noch betrüge Euch die Toga aus feinstem Gewebe, noch wenn Ring neben Ring die Finger zieren wird. Vielleicht gerade unter der Zahl solcher Leute befindet sich jener feingekleidete Dieb, der da glüht von Liebe zu Deinem Gewande. Mein Eigenthum gieb her! schreien oft die beraubten Mädchen; mein Eigenthum gieb her! hallt es über den ganzen Markt hin." Auch in Italien war nämlich das Abreißen der Kleider ein sehr beliebter Kunstzweig der Diebe. Tibullus versichert seiner geliebten Delia:

„Siehe, wenn angsterfüllt im Dunkel ich schweife die Stadt durch,
Stellt mich Cypria selbst sicher vor jeder Gefahr;
Duldet auch nicht, daß Einer zu Leibe mir geh' mit dem Mordstahl
Und, als erwünschten Gewinn, ziehe mir ab das Gewand."

Ja, bei Petron lesen wir die Schilderung eines Trödelmarktes, wo Dieben

die beste Gelegenheit geboten war, ihren Raub in Geld umzusetzen. Aber auch vor dem spurlosen Verschwinden durch Menschenraub war man vorzüglich als Fremder, in der Hauptstadt nicht sicher. Es erinnert an die romanhaften Mysterien der modernen Weltstädte, wenn man in der Kirchengeschichte des Sokrates liest, unter Kaiser Theodosius sei es vorgekommen, daß einige Besitzer von Backhäusern in Rom, nachdem sie die Verkaufslokale in Schenkstuben verwandelt hatten, dadurch und durch Kuppelei Fremde anlockten, welche dann aus dem Zimmer, in dem sie sich befanden, durch eine Versenkung plötzlich in den unteren Raum des Hauses versetzt wurden und, als Sklaven festgehalten, die schweren Handmühlen drehen mußten! Einen recht geriebenen Jünger gaunerischer Fingerfertigkeit schildert Martial in folgendem Epigramme:

„Siehst Du ihn, dem genug ein Aug' ist, welchem die Lücke
 Offen stehet und trieft unter der frechesten Stirn?
Nicht mißachte den Kopf, nichts ist so diebisch, wie dieser;
 So mit Pech überschmiert war nicht Autolykos' Hand.
Ist er Dein Gast, so bewach' ihn, ich rath's, vorsichtig; er rast dann,
 Trotz des einzigen Aug's weiß er mit zweien zu sehn.
Becher und Löffel verliert auch der aufmerksamste Diener,
 Und in dem warmen Schooß bergen der Tücher sich viel.
Mäntel, dem Arme entgleitend, versteht er gar wohl zu entführen,
 Und oft geht er, mit zwei Obergewändern bedeckt,
Und dem Sklaven, der schläft, auch die Lampe heimlich zu nehmen
 Schämet der Gauner sich nicht, möge sie brennen sogar.
Wenn er auf gar nichts stieß, so umschleicht er lauernd den Burschen
 Listig und nimmt dann zuletzt selber die Sohlen ihm weg!"

In den römischen Rechtsbestimmungen findet man überhaupt alle Arten des Diebstahls und Raubes vertreten. Da werden die Taschendiebe erwähnt, „welche durch magische Künste aus fremden Beuteln das Geld verschwinden lassen," die Einschleicher, die Einbrecher, welche sich bereits trefflich auf die Kunst verstanden, vermittelst eingeschlagener Eisenstacheln senkrechte Wände zu erklimmen, die Ausplünderer, die bewaffneten und unbewaffneten Ritter von der Landstraße, die Bäderdiebe, die gewöhnlich berittenen Viehwegtreiber. Bewaffnete Straßenräuber und Mitglieder verschworener Banden wurden, gewöhnlich durch Kreuzigung, hingerichtet und zwar meist an dem Hauptorte ihrer Thaten, „damit Andere von demselben Verbrechen abgeschreckt werden und die Verwandten der von ihnen Ermordeten darin einen Trost finden." Die Schärfung der Todesstrafe aber durch Ablieferung der Delinquenten an die Gladiatoren- und Venatorenschulen wurde immer häufiger, als unter den Kaisern sich die Zahl der hierzu verbrauchten Menschenleben riesig steigerte, und kaum läßt sich annehmen, daß bei allen zu diesem schrecklichen Tode verdammten Missethätern die Strafe in gesetzlichem Verhältniß zur Schuld stand.

Von Klaudius, nicht dem willkürlichsten Kaiser, erwähnt es Sueton ausdrücklich, daß er, das gesetzliche Strafmaß überschreitend, Leute, die nur größerer Eigenthumsvergehen überwiesen waren, zum Kampfe mit den wilden Thieren verurtheilte, und von Kaligula sagt Dio Kassius: „Allgemeinen Tadel zog er sich dadurch zu, daß er so viele Bürger als Gladiatoren auftreten ließ und daß er sich an keine Gesetze band und überall nach Willkür schaltete. Seine Grausamkeit vermochte ihn einmal, als es an zum Tode verurtheilten Verbrechern bei einer Thierhetze fehlte, aus dem an den Schranken aufgestellten Volke Einige aufgreifen und den Thieren vorwerfen zu lassen!"

Die Hinrichtung der Koryphäen unter den Räubern und Mordbrennern umgab man oft mit theatralischem Pomp, wenn man sie nicht nackt und wehrlos an den Pfahl gebunden den wilden Bestien aussetzte. Zu Strabo's Zeit wurde ein sicilischer Räuberhauptmann, der lange Zeit die Gegend um den Aetna gebrandschatzt hatte und sich selbst „Sohn des Aetna" nannte, nach Rom geschafft und dort auf dem Forum in der Weise hingerichtet, daß er zunächst auf einem hohen Gerüste in Form eines Bergs, das den Aetna vorstellen sollte, sich präsentirte, dann aber, als die Bretter unter ihm durch einen Maschinenzug auseinanderfielen, zu den unten lauernden, wilden Thieren hinabstürzte! Ausgezeichnete Diebe wurden zuweilen unter der Maske des Herkules verbrannt oder unter der des Orpheus von Bären zerrissen und als Domitian einst einen Verbrecher den Tod des berüchtigten Räubers Laureolus in der Arena sterben ließ, der zuerst gekreuzigt und dann von Raubthieren zerstückelt wurde, tröstete sich Martial damit, daß der Unglückliche wol noch ein schwererer Uebelthäter gewesen, als sein auch als dramatischer Stoff dienendes Vorbild, vielleicht seinem Vater oder Herrn die Gurgel durchschnitten oder sich an heiligen Tempelschätzen vergriffen oder Brandstiftung versucht habe!

Einem ähnlichen Schicksal verfiel auch der größte Banditenhäuptling der Kaiserzeit, Bullas, genannt Felix, fast in jeder Beziehung bereits das Urbild der echten, Züge von Hochherzigkeit, Großmuth und Galanterie zur Schau tragenden Fra Diavolo's des modernen Italiens. Seine Bande war gegen 600 Köpfe stark und ihrem Führer blind ergeben. Während die römischen Legionen gegen Parther, Gallier und Schotten siegreich fochten, während sich der Kaiser Septimius Severus selbst in Italien aufhielt und starke Truppenabtheilungen dasselbe besetzt hatten, beherrschte Felix die ganze Appische Straße. Er war genau unterrichtet über alle, die von Rom abreisten oder in Brundisium landeten; er kannte ihre Namen, ihre Zahl, ihre Habe. Er plünderte die Reisenden aber nie vollständig aus, sondern begnügte sich mit Prozenten ihres Vermögens. Künstler jedoch und Handwerker, deren Dienste er nöthig hatte, behielt er oft Monate bei sich, bezahlte ihnen aber auch dann freigebig Mühe und Versäumniß. Dabei entging er allen Verfolgungen mit

bewundernswerther Gewandtheit und Klugheit: „weder sah man ihn, wenn er gesehen, noch fand man ihn, wenn er gefunden, noch hatte man ihn, wenn er gefangen worden war.“ Die Anhänglichkeit seiner Leute sicherte er sich durch Freigebigkeit und aufopfernden Beistand in der Noth. So waren einst zwei seiner Genossen in einem Flecken in Gefangenschaft gerathen und hatten keine Hoffnung, den Zähnen der wilden Thiere zu entgehen. Da verkleidete sich Felix als Magistratsperson, begab sich zum Gefängnißwärter und verlangte einige Gefangene zu irgend einer öffentlichen Arbeit. Der Cerberus ließ sich übertölpeln und die Spießgesellen waren gerettet. Schlimm spielte er aber einem Hauptmann mit, der ihm durch zu eifrige Nachstellungen lästig geworden war. Als Landmann verkleidet erschien er im Quartier und versprach, gegen eine Belohnung den Schlupfwinkel des Räuberhauptmanns verrathen zu wollen. Arglos folgte der Verrathene mit wenigen Begleitern dem gefährlichen Führer und kam nach beschwerlichem Marsche durch das wilde, unbekannte Gebirge endlich in die romantische Waldschlucht, die man zu seiner Falle ausersehen hatte. Ein Signal ertönte, und von allen Seiten umzingelt, mußte sich der Leichtgläubige ohne Widerstand ergeben. Hierauf warf sich Felix in ein fürstliches Prachtgewand, ließ, von seinen Getreuen umgeben, den Centurio vor seinen Richterstuhl führen und befahl dessen Haupt kahl zu scheeren. Dann entließ er ihn mit den Worten: Geh nun heim und verkündige Deinem Herrn folgenden Rath: „Gebt Euren Sklaven genug zu essen, damit sie nicht Räuber werden.“ Er hatte nämlich viele ehemalige kaiserliche Diener bei sich, die theils sehr geringen, theils gar keinen Gehalt bekommen hatten. Severus, ein höchst jähzorniger und ungeduldiger Herr, gerieth in die heftigste Wuth und sandte einen hohen Offizier seiner Leibgarde mit vielen Reitern aus, schwere Drohungen beifügend, wenn sie den Räuber nicht lebendig brächten. Nun wurden alle Hebel in Bewegung gesetzt und Felix fiel zuletzt seinen Verfolgern in die Hände, als Opfer seiner Neigung zum schönen Geschlecht! Es gelang, den habgierigen, vielleicht auch eifersüchtigen Mann einer Schönen, die er liebte, zu gewinnen, welcher auch seine Frau überredete, den Geliebten zu verrathen, und so wurde er schlafend in einer Höhle ergriffen und beschloß seine Laufbahn in der Arena unter den Tatzen der Raubthiere.





XIII.

Das Schicksal der Kriegsgefangenen.

An bestimmten Grundsätzen, nach welchen man im Kriege zu verfahren pflegte, fehlte es bereits in Hellas eben so wenig, wie bei uns, wenn auch Ausnahmen auf Kosten der Humanität damals häufiger vorgekommen sind. Bezeichnend dafür ist, was Polybios über die Zerstörung der ätolischen Bundeshauptstadt Thermon durch Philipp III. von Makedonien schreibt: „Das Eigenthum der Feinde wegzunehmen und Festungen, Häfen, Städte, Männer, Schiffe, Feldfrüchte und dergleichen zu vernichten, wodurch man den Gegner schwächen kann, die eigene Macht und den eigenen Angriff aber verstärken: dies zu thun, zwingen die Gesetze und Rechte des Kriegs.“ Daß sogar bestimmte Abmachungen über die Art der Kriegführung zwischen einzelnen Staaten vorgekommen sind, beweist die merkwürdige Konvention zwischen Chalkis und Eretria, zwei Kleinstaaten der Insel Euböa. Da dieselben nämlich in freundlichem Verhältnisse gestanden hatten, so trafen sie nach Ausbruch einer Besitzstreitigkeit die Verabredung, daß in dem bevorstehenden Kriege keinerlei aus der Ferne wirkende Waffen, wie Bogen, Schleudern und Wurfspieße in Anwendung kommen sollten!

Was nun zunächst die Schonung derjenigen Feinde betrifft, welche die Waffen streckten und um Pardon baten, so scheint es im heroischen Zeitalter ganz im Belieben der Kämpfenden gestanden zu haben, ob sie dieselbe üben wollten oder nicht. Lykaon, ein Sohn des Priamos, war bereits einmal von Achilleus gefangen und nach der Insel Lemnos verkauft worden. Als er aber, kaum der Sklaverei entronnen, zum zweiten Male dem gefürchteten Helden in die Hände fiel und hohes Lösegeld für Leben und Freiheit bot, entgegnete dieser:

„Thörichter, nicht von Lösung erzähl' und schwatze mir länger!
Denn bevor Patroklos den Tag erreichte des Schicksals,
War ich annoch im Herzen geneigt zu schonen der Troer;
Viel' auch führt ich gefangen hinweg und verkaufte sie lebend.
Doch nun fliehe den Tod nicht Einer auch, welchen ein Dämon
Hier vor Ilions Mauern in meine Hand mir gesendet."

Auch Hekabe, die Königin, gesteht es an einer anderen Stelle, daß der Thetis Sohn ihre anderen Söhne, die in seine Gewalt gekommen wären, nach den benachbarten Inseln verkauft hätte. So will auch Menelaos den Adrastos schonen, der sich ihm ergeben hat; aber Agamemnon schilt ihn einen Weichling und will nicht einmal am Kinde im Mutterleibe Gnade geübt wissen. Auch tödtet er selbst darauf die um Pardon flehenden zwei Söhne des Antimachos.

In der historischen Zeit dagegen durften die sich ergebenden Feinde eigentlich nicht umgebracht werden. Bei Thukydides sprechen die gefangenen Platäer zu den Spartanern: „Ihr werdet uns doch wol nicht als Feinde bestrafen, sondern uns wie solche behandeln, die, Euch wohlgesinnt, zum Kriege gezwungen worden sind. Bedenket auch, daß Ihr uns freiwillig und als die Hände flehentlich Ausstreckende gefangen genommen habt, und solche zu tödten ist nicht Brauch bei den Hellenen." Solche Gefangene freilich, die dem Sieger auf Gnade und Ungnade in die Hände fielen, trug man kein Bedenken, über die Klinge springen zu lassen. Wenigstens geschah es mit den waffenfähigen Männern. Dieses Schicksal sollte während des peloponnesischen Krieges alle von Athen abgefallenen Mytilenäer treffen; doch begnügte man sich endlich mit der Hinrichtung der nach Athen gesendeten 1000 Gefangenen. In demselben Kriege wurden auch die männlichen Einwohner der mit Sparta verbündeten Insel Melos von den Athenern niedergemetzelt, die Weiber und Kinder in die Sklaverei verkauft. Ueberhaupt war in dieser Periode die Erbitterung zwischen den Gegnern von vorn herein so groß, daß die Spartaner selbst die Bemannungen friedlicher Kauffahrer tödteten und die Athener eine peloponnesische Gesandtschaft, die auf der Reise nach Persien aufgehoben worden war, ohne gerichtliches Verfahren hinrichten ließen. Bei den Thebanern galt nach Pausanias die Regel, daß die Kriegsgefangenen für Lösegeld entlassen wurden, mit Ausnahme der Flüchtlinge aus böotischen Städten, die man zu tödten pflegte. Als daher Epameinondas ein Kastell bei Sikyon erstürmt hatte, worin sich viele Böoter befanden, soll er diese Gefangenen sofort freigelassen haben, indem er nach Willkür für jeden ein anderes Vaterland als Böotien angab. Ueberhaupt rühmt es Plutarch als eine ganz besondere Milde von Epameinondas und Pelopidas, daß sie nie nach Eroberung einer Stadt Jemand tödteten oder in die Sklaverei verkauften. Als Frevel und Bruch des Völkerrechtes sahen die

Spartaner und deren Bundesgenossen es an, daß der athenische Admiral Philokles die Mannschaft zweier genommenen Kriegsschiffe hatte über Bord stürzen lassen. Und da er außerdem beim Volke zu Athen den Antrag gestellt hatte, allen gefangenen Feinden den rechten Daumen abzuhauen, um sie zum Führen des Ruders und der Waffen untüchtig zu machen, so war er nach der Schlacht bei Aegospotamoi der erste von seinen 3000 Landsleuten, der zum Tode verurtheilt ward. Der spartanische Feldherr Lysander fragte ihn zuvor, welcher Strafe er sich für werth erachte, nachdem er den Anfang mit Verletzung des Kriegsgebrauches Griechen gegenüber gemacht hätte; Philokles aber hieß ihn, nicht den Kläger spielen, wo kein Richter vorhanden sei, und als Sieger thun, was er als Besiegter würde erlitten haben. Uebrigens werden die Athener eines ähnlichen Beschlusses bereits im Kriege gegen die Insel Aegina beschuldigt.

Was ferner die Behandlung der Kriegsgefangenen anlangt, so tritt in den meisten Fällen, wo eine feste Stadt mit Sturm genommen wird, der Verkauf in die Sklaverei ein. Mit großer Bestimmtheit läßt dies Xenophon den Kyros seinen Oberoffizieren gegenüber aussprechen: „Jetzt besitzen wir," sagt er, vieles schöne Land und Alle, die es bebauen, werden uns ernähren. Wir besitzen aber auch ihre Häuser und die Ausstattung derselben. Und Niemand von Euch, der solches inne hat, möge glauben, er sitze auf fremdem Eigenthum. Denn es ist von jeher Brauch unter allen Menschen, daß, wenn im Kriege eine Stadt erobert wird, die Personen der Einwohner und ihre Habe den Siegern gehören." Noch viel später urtheilt ebenso Polybios, indem er nach der Erzählung von dem Verrathe, den die Mantineer an ihrer achäischen Besatzung geübt hatten, fortfährt: „Was sollten diese wol für eine geeignete Strafe bekommen haben? Vielleicht sagt Jemand: Sie hätten mit Kindern und Weibern verkauft werden müssen, nachdem sie besiegt worden waren. Allein dies steht ja nach dem Kriegsrechte auch denen bevor, die nichts Frevelhaftes begangen haben." Die Belege zu unserer Behauptung liefert außerdem das Schicksal von Theben, Olynth, Platää. In Platää wurden die Männer niedergemacht, die Weiber verkauft. Aus der Versteigerung der 30,000 thebanischen Gefangenen löste Alexander d. Gr. 460 Talente Silber oder über 2 Millionen Mark. Wie human verfuhr dagegen kurz vor der Seeschlacht bei den Arginusen der spartanische Admiral Kallikratidas gegen die auf Diskretion gefallene Stadt Methymna auf Lesbos! Nachdem die Beute an Mobilien den Soldaten überlassen worden war, ließ der wackere Mann die Gefangenen auf den Markt führen und, als die Bundesgenossen verlangten, daß die Methymnäer als Sklaven verkauft werden sollten, erklärte er, so lange er das Kommando führe, dürfe, soweit seine Macht reiche, kein Hellene zum Sklaven gemacht werden. Wenn er dann aber dennoch die athenische Besatzung als Sklaven verkaufen

läßt, so sieht man daraus, daß er einen Unterschied macht zwischen den friedlichen Bürgern und den mit den Waffen ergriffenen Feinden, bei denen er zum Schaden seines Vaterlands in jenem Falle eine Ausnahme gemacht hätte.

Die gewöhnlichen, auf freiem Felde oder zur See gemachten Gefangenen nahm der Staat in Verwahrung, um sie später entweder auszuwechseln oder für ein Lösegeld zurückzugeben. Aus dem Anfange des sechsten Jahrhunderts vor Christo, und zwar aus dem Kriege der Athener mit den Chalkidensern auf Euböa, die sich mit dem spartanischen Könige Kleomenes I. verbündet hatten, berichtet Herodot: „So viele sie von den Aristokraten aus Chalkis lebendig gefangen hatten, hielten sie mit den gefangenen Böotern gefesselt in Gewahrsam; später gaben sie dieselben Mann für Mann um zwei Minen (157 Mark) frei." Auch die auf der Insel Sphakteria vor dem Hafen von Pylos im peloponnesischen Kriege gefangenen 292 Spartaner wurden zu Athen in Ketten gelegt und man beschloß, sie aufzubewahren für den Fall, daß eine Vereinbarung zu Stande käme; wenn aber die Peloponnesier zuvor wieder einen Einfall in Attika machen würden, sie vor den Augen ihrer Landsleute niederzumachen. Ebenso schickte der athenische Admiral Thrasyllos die Mannschaft mehrerer eroberter syrakusischer Kriegsschiffe nach Athen. Diese Leute wurden in den neben dem Piräeus befindlichen Steinbrüchen einquartiert; aber im Winter darauf gruben sie sich durch den Felsen und entkamen nach Dekeleia und Megara.

Bekannt ist das gleiche Schicksal der unglücklichen athenischen Armee, die nach der fehlgeschlagenen Expedition gegen Syrakus in feindliche Gefangenschaft gerieth. Der Beschluß der Syrakusaner und ihrer Bundesgenossen ging dahin, daß die Sklaven und Bundesgenossen der Athener als Sklaven verkauft, die Offiziere umgebracht, die Soldaten gefesselt in die berüchtigten Steinbrüche oder Latomien von Syrakus geworfen werden sollten. Nach Thukydides blieben aber auch die Nicht-Athener 70 Tage lang dort eingeschlossen, im Ganzen 7000 Mann. Ihr Schicksal beschreibt derselbe Schriftsteller folgendermaßen: „Die Syrakusaner behandelten die in den Steinbrüchen Eingeschlossenen die erste Zeit über sehr hart. Denn da sich diese in großer Zahl an einem (senkrecht) ausgehöhlten und kleinen*) Orte befanden, so belästigte sie zuerst der Sonnenbrand und die Hitze, weil ein Dach fehlte; als aber im Gegentheil die kalten Herbstnächte dazu kamen, verursachte der schnelle Wechsel neue Krankheiten. Und weil sie wegen Enge des Raumes Alles dort verrichteten und dazu die Leichname zusammen aufgeschichtet blieben, so starben sie infolge der Wunden und des Temperaturwechsels und der anderen Ursachen. Die Ausdünstungen waren unerträglich. Auch wurden sie von Hunger und Durst gepeinigt. Denn man gab jedem von ihnen acht Monat lang eine Kotyle (= $^1/_4$ Liter) Wasser

*) Die Latomien waren nach Aelian 185 Meter lang und 61,6 breit.

und zwei Kotylen Weizen (nach Plutarch Gerste)." Demosthenes erwähnt in seiner Rede gegen Leptines eines reichen Mannes aus Kyrene, Namens Epikerdes, „der," wie er sagt, „den auf Sicilien gefangenen Bürgern, die sich in großer Noth befanden, hundert Minen schenkte, und dadurch hauptsächlich die Ursache wurde, daß sie nicht Alle vor Hunger starben." Uebrigens erzählt Plutarch noch, daß viele Athener diesem traurigen Geschicke dadurch entgangen wären, daß sie ihre Nationalität verleugneten und sich als Sklaven mit verkaufen ließen. Von diesen heißt es weiter: „Und es kam ihnen auch ihr gutes und anständiges Benehmen zu statten, so daß sie theils bald frei gelassen, theils von den Besitzern mit Achtung behandelt wurden." Einige verdankten auch ihre Rettung dem Dichter Euripides. Denn, wie es scheint, haben die Sicilier die Poesien desselben am meisten unter allen Griechen geliebt, und jedesmal, wenn die Reisenden ihnen kleine Proben von Stücken mitbrachten, so lernten sie dieselben auswendig und theilten sie gern einander mit. Damals nun sollen viele von den glücklich Heimgekehrten den Euripides herzlich begrüßt und ihm erzählt haben, wie sie theils aus der Sklaverei entlassen worden wären, nachdem sie Alles, was sie von seinen Gedichten auswendig gewußt, ihren Herren beigebracht hätten, theils, nach der Schlacht herumirrend, durch Vortrag seiner Chöre Speise und Trank erhalten hätten.

Die jener syrakusanischen Sklaverei entgangenen Athener nahmen aber ein Zeichen derselben mit sich ins Grab. Die erbitterten Feinde hatten nämlich alle auf der Stirn mit einem Pferde, dem Stadtwappen von Syrakus, gebrandmarkt! Die atheniſche Regierung hatte freilich nicht lange vorher selbst das erste Beispiel so brutaler Beschimpfung der Gefangenen gegeben, indem sie im samischen Krieg den gefangenen Insulanern das Bild eines samischen Schiffes auf die Stirn brennen ließ, wofür sich die Samier an ihren Gefangenen mit der Eule, dem Symbol Athens, rächten. Sonst ist es auch vorgekommen, daß die Gefangenen zu schweren Arbeiten verwendet wurden. So ließen z. B. die Tegeaten zu Lykurg's Zeit die Spartaner in Fesseln ihre Felder bestellen und der bekannte Polykrates von Samos benutzte die gefangenen Lesbier, um einen Graben rings um seine Hauptstadt ausstechen zu lassen. Zuweilen wurden aber auch aus politischen Gründen die Gefangenen sehr mild behandelt. Dies thaten z. B. die Korinther nach der Schlacht bei Epidamnos mit den 250 gefangenen Korkyräern, um die Insel auf ihre Seite zu bringen. Doch blieben auch hier die Gefangenen gefesselt.

Das erste Beispiel von wirklicher Auswechselung der Gefangenen erzählt Thukydides aus dem Frühling des Jahres 428 v. Chr. Auch nach der Einnahme von Torone wurden die Weiber und Kinder in die Sklaverei verkauft, die 600 übrig gebliebenen Männer nach Athen geschickt. „Von diesen," sagt Thukydides, „gingen die Peloponnesier später infolge des Vertrags nach

Hause, die übrigen wurden von den Olynthiern abgeholt, nachdem sie, Mann gegen Mann, ausgewechselt worden waren."

Die Höhe des Lösegeldes wechselte nach Zeit und Umständen. Zwischen einzelnen Staaten bestand darüber ein gewisses Herkommen oder eine bestimmte Verabredung. Eine solche existirte vor Alters zwischen Megara und Korinth, und der Gefangene wurde dort sogar auf das bloße Versprechen hin, das Lösegeld bezahlen zu wollen, freigegeben. Zwischen den peloponnesischen Staaten galten zwei Minen (157 Mark) als gewöhnliches Lösegeld, also etwa so viel, als sich die Athener von den schon erwähnten Chalkidensern zahlen ließen. Dionysios von Syrakus verlangte von den besiegten Rheginern drei Minen. Wenn ferner für die oben genannten 250 Korkyräer von Korinth 800 Talente, also auf den Kopf gegen 15,000 Mark verlangt wurden, so muß man bedenken, daß sie zu den ersten Männern der Gemeinde gehörten. In den Zeiten Philipp's von Makedonien betrug das Lösegeld 240—390 Mark. Demetrios Poliorketes ging mit den Rhodiern eine Stipulation ein, nach welcher für den Sklaven 390, für den Freien 780 Mark gezahlt werden sollten. Einen konkreten Fall, der zugleich beweist, wie es mit der Verpflichtung des Losgekauften dem Gläubiger gegenüber stand, liefert uns Demosthenes in seiner Rede gegen Nikostratos. Dort erzählt der Kläger, Nikostratos sei sein Nachbar und Altersgenosse gewesen und so hätten sie sich mit Rath und That in allen Nöthen beigestanden. Da sei ihm plötzlich das Kommando eines Kriegsschiffes übertragen worden und er habe dem Nachbar die Sorge für sein ganzes Hauswesen übertragen. Während seiner Abwesenheit entlaufen dem Nikostratos einige Sklaven. Er verfolgt sie und wird dabei von der Mannschaft einer feindlichen Galeere aufgegriffen, nach Aegina gebracht und dort verkauft. Nachdem der Kläger zurückgekehrt ist, erfährt er vom Bruder des Gefangenen das Geschehene und giebt ihm das nöthige Reisegeld, um jenen aufzusuchen. Es gelingt demselben auch und er bringt den Nikostratos mit. Dieser erscheint vor dem Nachbar voll Jammer und Verlegenheit: man hat ihm 26 Minen oder 2050 Mark Lösegeld abverlangt und seine Beine sind von den Fesseln ganz wund gerieben. Auf seine Bitte giebt ihm der Kläger 1000 Drachmen (786 Mark) und zwar als Geschenk, aber einige Tage später kommt Nikostratos abermals weinend und erzählt, seine Gläubiger verlangten auch die übrige Summe zurück und in der Verschreibung stehe, daß dieselbe doppelt gerechnet werden sollte, wenn die Bezahlung nicht binnen 30 Tagen geleistet würde. Außerdem riskire auch der Kläger nichts, weil ja nach gesetzlicher Bestimmung derjenige, welcher geliehenes Lösegeld nicht zurückerstatte, als Eigenthum seinem Gläubiger zufalle. Kurz, der Andere verpfändet sein Besitzthum und treibt die noch fehlende Summe auf. Verpflichtet zum Vorstrecken des Lösegeldes waren zunächst die Verwandten; es bestanden aber auch auf Gegenseitigkeit beruhende Unter-

stützungsvereine, um die zur Auslösung der Gefangenen erforderlichen Mittel herbeizuschaffen.

Wurden die Gefangenen weder ausgewechselt noch ausgelöst, so pflegten die Sieger dieselben auf eigene Rechnung zu verkaufen. Zwar hatte es nun Platon für ein Unrecht erklärt, griechische Städte in Sklaverei zu bringen und zu dulden, daß Hellenen die Sklaven von anderen Hellenen oder gar von Barbaren würden; allein nur in Bezug auf den letzten Punkt scheint man die hellenische Ehre gewahrt zu haben. Wenigstens heißt es in der Lebensbeschreibung des Apollonios aus Tyana von Philostratos: „Die Hellenen sind noch Freunde der Freiheit und ein Hellene wird nicht einmal einen Sklaven über die Grenze verkaufen. Daher denn weder Seelenverkäufer noch Sklavenhändler zu ihnen kommen dürfen.“ Innerhalb Griechenlands jedoch war das Verhandeln der Kriegsgefangenen ganz üblich. Der berühmte Dithyrambendichter und Musiker Philoxenos gerieth bei der Einnahme seines Vaterlandes Kythera in spartanische Kriegsgefangenschaft und hatte nacheinander einen gewissen Agesylos und einen Melanippides zu Herren. Ebenso ist der durch Platon's Dialog bekannte Phädon in seiner Jugend als Sklave verkauft und auf des Sokrates Betrieb durch Alkibiades oder Kebes in Freiheit gesetzt worden.

In Rom herrschten im Allgemeinen dieselben Grundsätze in Bezug auf die in Gefangenschaft gerathenen Feinde, wie in Griechenland. Auch die Römer schonten deren Leben, wenn sie dem Zurufe: „Strecket die Waffen (ponite arma)!“ gehorchten. Doch ist es auch bei ihnen nicht selten vorgekommen, daß sie in blinder Leidenschaft keinen Pardon nahmen und gewährten. So erzählt Livius aus dem im Jahre 500 v. Chr. mit den Aurunkern geführten Kriege: „Nach dem Treffen überließen sich die Römer dem Blutvergießen eben so hitzig, als im Treffen selbst, ob sie gleich weit mehr Feinde erschlagen als gefangen genommen hatten; an vielen Orten machten sie auch die Gefangenen nieder.“ Auch 178 v. Chr. im Kriege gegen die Istrier heißt es: „Gegen 8000 Istrier wurden erschlagen, keiner zum Gefangenen gemacht, weil Erbitterung und Unwille an keine Beute denken ließ.“

Nach römischem Kriegsgebrauche hörte mit vollständiger Besiegung eines Volkes dessen ganze Existenz auf. Mit ganzer Schärfe spricht sich dies auch in folgender Stelle aus dem Gesetzbuche Justinian's aus: „Alles was wir den Feinden abnehmen, geht nach dem Völkerrecht sofort in unser Eigenthum über, so daß selbst freie Menschen in unsere Knechtschaft gerathen.“ Oft ist es aber auch geschehen, daß die Personen, welche der Krieg verschont hatte, noch als Gefangene getödtet wurden. Dieses Schicksal hatten z. B. im Jahre 351 v. Chr. die Gefangenen aus Tarquinii, 200 v. Chr. die Einwohner der erstürmten Stadt Antipatria in Makedonien. Die Uebergabe auf Diskretion milderte im

Allgemeinen die Härte der Behandlung. Livius sagt über die Kapitulation von Pometia: „Ungeachtet der Uebergabe wurde die Stadt mit eben der Härte behandelt, als wenn man sie erstürmt hätte; die vornehmsten Aurunker wurden ohne Unterschied enthauptet, die Bürger der Kolonie wurden als Sklaven verkauft, die Stadt zerstört." Noch deutlicher spricht er den Grundsatz bei der im Jahre 342 v. Chr. erfolgten Einnahme von Satrikum im Volskergebiet aus. Denn nachdem er erwähnt, es seien vom Konsul 4000 Gefangene im Triumphe aufgeführt und dann verkauft worden, fährt er fort: „Einige berichteten, daß diese Gefangenen keine freien Leute, sondern Sklaven gewesen wären, und es ist dies wahrscheinlicher, als daß man sie nach geschehener Kapitulation verkauft hat." Und so widersetzte sich auch 190 v. Chr. der Prätor Aemilius seinen Soldaten, welche die reiche jonische Stadt Phokäa plündern wollten, indem er ihnen zurief, eroberte, nicht aber durch Kapitulation gewonnene Städte würden geplündert, und zwar stände die Verfügung darüber dann nicht bei den Soldaten, sondern beim Feldherrn. Als aber seinem Gebot nicht Folge geleistet wurde, entbot er alle freien Einwohner durch Herolde zu sich auf den Marktplatz, um sie zu schützen. Einmal schritt sogar der römische Senat zu Gunsten einer nach der Kapitulation zu brutal traktirten Bevölkerung ein. Im Jahre 173 v. Chr. hatte der Konsul Popillius die Ligurer geschlagen, die Stadt Statielli durch bedingungslose Ergebung in seine Gewalt bekommen und darauf dieselbe zerstört, die Einwohner nebst Eigenthum verkauft. Der Senat fand es, wie der Geschichtsschreiber erzählt, abscheulich, daß der Konsul so viele Tausende Unschuldiger, die sich der Gnade Roms ergeben hätten, zum abschreckenden Beispiel für Jeden, der es künftig wagen wollte zu kapituliren, in die Sklaverei verkauft hätte. „Er beschloß daher, der Konsul solle die Ligurer nach Zurückgabe des Kaufpreises an die Käufer wieder in Freiheit setzen und dafür Sorge tragen, daß ihnen ihr Eigenthum, so viel sich davon wieder beschaffen lasse, zurückgegeben werde." Wenn später Cäsar nach Kapitulation der Veneter den Senat derselben hinrichten und die übrigen verkaufen ließ, so that er es, um eine schwere Verletzung des Gesandtenrechts zu rächen.

Selten ist es vorgekommen, daß die Gefangenen mit der übrigen Beute den Soldaten überlassen wurden. So bekam nach der Eroberung von Fidenä jeder Ritter einen Gefangenen nach dem Loose, und wer sich durch Tapferkeit ausgezeichnet hatte, zwei. Gewöhnlich wurden, auch für den Fall, daß die übrige Beute den Soldaten anheimfiel, die Kriegsgefangenen ausgenommen und vom Quästor auf Rechnung des Schatzes verkauft. Livius vergißt diese Trennung nie zu erwähnen. Nach der Schlacht bei Bäkula (209 v. Chr.) überläßt Scipio die ganze Beute mit Ausnahme der Freigeborenen den Soldaten. Dann sendet er die Spanier ohne Lösegeld in ihre Heimat, während die Afrikaner verkauft werden.

Bei der Versteigerung trugen die Gefangenen einen Kranz auf dem Kopf, zum Zeichen, daß der Staat nicht für sie haftete. Mancherlei Unterschleife zu Gunsten der höheren Offiziere und der Umgebung des Feldherrn konnten bei dem ganzen Verfahren nicht ausbleiben. Plutarch erzählt, ein Sklave des redlichen Kato Censorius habe, als sein Herr in Spanien gesiegt hatte, wahrscheinlich von der Bedeckungsmannschaft, sich zwei junge Gefangene erhandelt. Als Kato es merkte, erhing er sich. Jener verkaufte die Sklaven wieder und zahlte das Geld dem Staatsschatze.

So lange der römische Staat noch klein war und die Schlachtfelder in der Nähe der Hauptstadt lagen, konnte jeder Einzelne leicht für seinen Bedarf an Sklaven sorgen. Als aber die Kriege sich immer weiter von Rom entfernten und andererseits mit dem Luxus der Bedarf an Sklaven wuchs, da bemächtigten sich besondere Sklavenhändler des Geschäfts, zogen den Heeren überall hin nach und kauften bei den Auktionen die Gefangenen auf.

Bei Kriegen von größeren Dimensionen und voraussichtlich längerer Dauer schritt man auch in Rom nicht sofort zum Verkauf der Gefangenen, sondern verwahrte sie behufs der Auswechselung oder Auslösung. In der Schlacht am See Regillus waren 6000 Latiner gefangen genommen worden. Diese hatte man, wie es scheint, in die einzelnen Häuser zu Haft und Dienstbarkeit vertheilt. Denn als sie bald darauf wegen eines großen Gefallens, den das Volk der Latiner den Römern erwiesen hatte, wieder in die Heimat entlassen worden waren, kamen viele von ihnen bei Gelegenheit einer Gesandtschaft nach Rom, besuchten die Häuser, in denen sie gedient hatten, und bedankten sich für die ihnen zu Theil gewordene anständige Behandlung. Sonst finden wir die Gefangenen, wie in Griechenland, gefesselt und in öffentlichem Gewahrsam. Als die karthagische Gesandtschaft im Jahre 201 zu Rom eine dem Frieden günstige Stimmung angetroffen hatte, baten sie um die Erlaubniß, ihre in Staatshaft befindlichen Landsleute besuchen zu dürfen, und nachdem ihnen dies gestattet worden war, wollten sie wieder, daß man ihnen den Loskauf bestimmter Personen gewährte. Es wurden hierauf 200 Gefangene nach ihrer Auswahl nach Afrika geschickt und Scipio ermächtigt, dieselben nach erfolgtem Friedensschluß unentgeltlich frei zu geben. Die übrigen Gefangenen mußten die Karthager trotz des Friedens loskaufen, während sie selbst 4000 römische Gefangene ohne Entgelt auszuliefern gehalten waren. In der Schlacht am Metaurus machten die Römer nicht nur 5400 Gefangene, sondern eroberten auch 4000 ihrer eigenen Leute, die Hasdrubal in Gefangenschaft hielt, zurück. Die gefangenen Afrikaner stellte dann der Konsul Klaudius in ihren Fesseln vor Hannibal's Lager zur Schau aus.

Zu derselben Zeit lebte der Urgroßvater Katilina's, Sergius Silus, von dem der ältere Plinius erzählt, er sei zweimal in die Gefangenschaft



Hannibal's gerathen und zweimal entsprungen, und habe zwanzig Monate lang in Ketten und Fußschellen gelegen. Dieser alte Haudegen führte übrigens, wie Götz von Berlichingen, bereits eine eiserne Hand!

Das Anlegen der Ketten wurde sogar einmal vom Senate speziell verschärft. Ein paar Jahre nach Beendigung des zweiten punischen Krieges drohte in der Nähe Roms ein Sklavenaufstand auszubrechen. In der latinischen Stadt Setia befanden sich die für die Zahlung der Kriegskosten haftenden karthagischen Geiseln in Gewahrsam. Diese hatten eine Menge von Sklaven zu ihrer Bedienung bei sich; außerdem besaßen aber auch die Einwohner der Stadt mehrere karthagische Sklaven, die sie sich bei Versteigerung der Gefangenen gekauft hatten. Die unter diesen Afrikanern entstandene Verschwörung wurde noch rechtzeitig von zwei Genossen verrathen. Hierauf erging an alle latinischen Ortschaften der Befehl, daß die Geiseln auf ihre Privatwohnungen zu beschränken wären und nicht öffentlich sich zeigen sollten, daß alle Kriegsgefangenen mit Fußeisen, nicht unter 10 Pfd. ($3^1/_4$ Kilogramm) schwer, gefesselt und nirgend anderswo als im öffentlichen Kerker aufbewahrt werden müßten. In Rom wurden nicht allein Patrouillen durch die Straßen gesendet, sondern auch die betreffende Polizeibehörde angewiesen, strengere Aufsicht über das Staatsgefängniß der Lautumien zu führen. Dort befanden sich also jedenfalls auch noch Kriegsgefangene und dorthin wanderten auch im Jahre 167 v. Chr. die gefangenen Makedonier und Illyrier.

Mit der Verpflegung der Gefangenen scheint es bei den Römern regelmäßiger bestellt gewesen zu sein, als anderswo. Wenigstens geht aus einem Fragmente Sallust's hervor, daß die Gefangenen, wie die Sklaven, monatlich 43,7 Liter Getreide erhielten. Dagegen wären die gefangenen Römer in Kapua während der Belagerung von Seiten ihrer Landsleute im zweiten punischen Krieg verhungert, wenn ihnen nicht eine mitleidige Dirne Lebensmittel zugesteckt hätte.

Während die Auslieferung der Gefangenen von römischer Seite stets Bedingung beim Friedensschlusse war, ließ man sich höchst ungern zum Loskauf der eigenen Gefangenen herbei, weil die Gefangennahme einen Makel auf der Tapferkeit des Soldaten zurückzulassen schien. Bekanntlich ging im Kriege mit Pyrrhos eine römische Gesandtschaft an den König, um den Loskauf römischer Soldaten, besonders Ritter, zu bewirken, die ohne große Schuld in die Hände des Feindes gefallen waren. Er gab die Gefangenen unentgeltlich frei; aber die Römer entließen dann eben so viele Tarentiner und Samniter. Und welche Folge hatte die Gefangennahme für die Römer? Nach Valerius Maximus wurden diejenigen von ihnen, welche zu Pferde gedient hatten, der Infanterie zugetheilt, die, welche unter dem Fußvolke gestanden hatten, zum Hilfscorps der Schleuderer versetzt. Außerdem durfte Niemand von ihnen im Lager sein Zelt

aufschlagen, auch nicht den ihm angewiesenen Platz außerhalb des Lagers mit Wall und Graben umgeben und endlich keine Felle zum Zelte nehmen. Die Erbeutung von zwei feindlichen Rüstungen sollte die Wiedereinsetzung in das frühere Dienstverhältniß bedingen.

Daß wirklich in älterer Zeit der Gefangenschaft eine Strafe auf dem Fuße folgte, ersieht man auch aus der Rede, die Livius den Gesandten der nach der Schlacht bei Kannä nach Sicilien verbannten Ueberreste der geschlagenen Armee in den Mund legt. „Wir haben es weit schlimmer," sagen sie, „als die Gefangenen zu unserer Väter Zeiten. Jene wurden doch nur in Hinsicht der Waffengattung und der Rangordnung im Dienste und durch den Platz, wo ihr Zelt im Lager stand, erniedrigt, und konnten dies alles durch Einen dem Staate geleisteten Dienst, durch Ein glückliches Gefecht wieder einbringen."

Unter solchen Umständen verringert sich auch das Auffällige des Benehmens der Regierung gegen die bei Kannä von Hannibal zu Gefangenen gemachten Römer. Die 6000 Mann im kleineren Lager hatten sich unter der Bedingung an Hannibal ergeben, daß jeder Römer 300 Denare oder 210 Mark, jeder Bundesgenosse 200 Denare oder 150 Mark, jeder Sklave 100 Denare als Lösegeld zu zahlen hätte. Später hatte aber der Punier die Bundesgenossen ohne Lösegeld entlassen und den Preis der Römer erhöht, indem er für den Reiter 500 Denare forderte. Die Gefangenen schickten dann eine Deputation an den Senat, welche die Auslösung erbitten sollte. Sie wurde aber abschlägig beschieden. Hannibal soll hierauf in seiner Wuth den Fluß Vergellus mit den Leichnamen der Gefangenen gedämmt und die vornehmsten gezwungen haben, sich im Zweikampfe zu tödten. Doch gehört diese Grausamkeit wahrscheinlich zu den Erfindungen des römischen Nationalhasses; wir wissen wenigstens sicher, daß er die Mehrzahl verkauft hat.

Als nämlich 20 Jahre später der römische Feldherr Quintius Flamininus das hellenische Volk zu Korinth für frei erklärt hatte, bat er, man möge doch die römischen Bürger, welche etwa bei ihnen in Sklaverei lebten, aufsuchen und sie ihm nach Thessalien schicken. Hierzu bemerkt Livius wörtlich: „Die Zahl der Gefangenen aus dem punischen Krieg, welche Hannibal, weil sie von den Ihrigen nicht ausgelöst wurden, als Sklaven verkauft hatte, war außerordentlich groß. Als Beweis für ihre Menge mag die Angabe des Polybios gelten, daß die Sache den Achäern allein auf 100 Talente zu stehen gekommen sei, da sie, als Ersatz für die Eigenthümer, den Kopf zu 500 Denaren geschätzt hätten. Nach dieser Rechnung hatte Achaja allein 1200 gefangene Römer. Man rechne nun verhältnißmäßig so viele hinzu, als man mit Wahrscheinlichkeit für das ganze Griechenland annehmen kann." Uebrigens sei hier noch bemerkt, daß derselbe Flamininus die makedonische Besatzung der Citadelle von Karystos vorher für ein Lösegeld von 300 Denaren auf den Mann entlassen hatte.

Der Kaiser Augustus ließ die Kriegsgefangenen von solchen Völkerschaften, die besonders unruhig sich zeigten, unter der Bedingung verkaufen, daß sie nicht vor dem dreißigsten Jahre der Knechtschaft frei gegeben werden dürften und auch nicht in der Nähe ihrer Heimat dienten.

Ergiebt sich aus dem Bisherigen bereits, daß bei den Römern keineswegs ein höherer Grad von Humanität in Behandlung der Gefangenen sich gebildet hat, als bei den Hellenen, so steigerte sich in der Kaiserzeit die Mitleidlosigkeit den Unglücklichen gegenüber zur abscheulichsten Grausamkeit. Die civilisirten Nationen, die um das Mittelmeer herum wohnten, hatten nun ihren Nacken alle unter das römische Joch gebeugt. Den über sie hinaus hausenden Barbaren glaubte man gar keine internationale Rücksicht schuldig zu sein. Außerdem hatte man außerordentlichen Bedarf an Menschenleben, um die Blutgier des schaulustigen Pöbels der italischen Städte und namentlich der Residenz zu stillen und den durch die Schlächtereien in der Arena verursachten Ausfall zu decken. Kurz, man machte sich kein Gewissen daraus, die armen Germanen, Kelten und Sarmaten zu Hunderten in die kaiserlichen Fechtschulen zu stecken und abrichten zu lassen oder gleich frisch den Tatzen der wilden Thiere preiszugeben. Der größte Theil der gefangenen Britannier, die der Feldherr Plautius unter Klaudius mitgebracht hatte, wurden auf diese Weise hingerichtet. Ebenso wurden nach Beendigung des jüdischen Krieges die Gefangenen zu demselben Zweck theils an die Provinzen verschenkt, theils sogleich bei den großen Spielen zu Cäsarea umgebracht. Sie wurden auf das Sorgfältigste bewacht, damit sie ja nicht den Selbstmord dem schmachvollen Tode vorzögen. Seneka erzählt, daß ein armer Germane, um nicht gegen die wilden Thiere fechten zu müssen, sich auf dem Aborte des Amphitheaters ein unreines Stück Holz in die Kehle stieß und sich so erstickte. Ein anderer, der zur Thierhetze auf einem Wagen eskortirt wurde, stellte sich, als schliefe er, und ließ seinen Kopf langsam sinken, bis er vom Rade erfaßt wurde und das Genick brach! Symmachus spricht in einem Brief an den Kaiser Theodosius mit Verachtung von sarmatischen Kriegsgefangenen, die bleich vor Furcht im Amphitheater als Gladiatoren einander gegenüber gestanden hätten. Geradezu wüthend aber ist er darüber, daß in der Nacht vor den von ihm selbst gegebenen Gladiatorenspielen 29 der ihm vom Kaiser geschenkten Sachsen sich einander erdrosselt hatten! Konstantin that dasselbe mit den gefangenen Alemannen und Franken und „ermüdete," wie ein Lobredner sagt, „durch die Menge der Leute, welche wegen ihrer Treulosigkeit nicht zu Soldaten und wegen ihrer Wildheit nicht zu Sklaven taugten, die wüthenden Bestien."





XIV.

Die Tempelhospitäler.

Die Heilkunde stand gleich anfangs in Griechenland in engster Verbindung mit der Religion und die medizinischen Kenntnisse wurden als ein heiliges Geheimniß in der streng geschlossenen Zunft der Aerzte vererbt.*) Asklepios (Aeskulapius), der heilkräftige Sohn Apollon's, der Vater Hygieia's, der Gesundheit selbst, galt als Stifter und Patron des medizinischen Ordens, dessen älteste Sitze sich zu Trikka im nördlichen Thessalien und auf der Insel Kos befanden. Letztere war bekanntlich das Vaterland des genialen Hippokrates, welcher nach Strabo und Plinius an den im dortigen Asklepiostempel aufgezeichneten Krankheitsfällen und Kuren seine Studien gemacht haben soll.

Aber auch als die Heilkünstler nicht mehr nothwendig dem Orden angehörten und die Medizin sich unabhängiger von priesterlichen Einflüssen zu gestalten begann, verblieb den Heiligthümern des Asklepios ihr Ansehen und ein großer Theil der ärztlichen Praxis. Alle übrigen überstrahlte aber bald die Heilstätte zu Epidauros in Argos. Der heilige Bezirk lag $2^1/_2$ Stunden weit von der Stadt und umfaßte eine Menge von Gebäuden. Neben dem Haupttempel, der eine aus Gold und Elfenbein gebildete Statue des Gottes umschloß, stand ein mit prächtigen Gemälden geschmückter Rundbau. Hier speiste wahrscheinlich die Priesterschaft und auf Säulen ringsum waren die Namen der von Asklepios Geheilten eingegraben sammt den Krankheiten und den angewendeten Mitteln. Der älteste Pfeiler bezeugte eine vom Gotte selbst verrichtete Todtenauferweckung. Noch befand sich innerhalb der Umfassungsmauer ein Tempel der Artemis, eine Kapelle der Aphrodite und der Themis,

*) Vergl. Bd. I., S. 141.

eine Rennbahn und ein noch heute bewundertes Theater. Natürlich durfte auch eine Quelle mit frischem Wasser nicht fehlen, auf die man neben der gesunden Luft bei Anlegung der Asklepieien am meisten Rücksicht nahm. Die epidaurische Quelle war schön verziert und mit einem Ueberbau versehen. Bei der Entfernung des Kurorts von der Stadt läßt es sich kaum denken, daß schwer kranke und gebrechliche Personen kein Unterkommen, keine Beherbergung im Tempelbezirk selbst gefunden hätten, und sicher gab es auch hier Logirhäuser für solche, die aus der Ferne zureisten. Allein man hielt streng darauf, daß in dem geweihten Gehege kein Todesfall eintrat, keine Frau niederkam, und setzte erbarmungslos die Betroffenen unter freiem Himmel aus! Erst unter Kaiser Hadrian half der römische Senator Antoninus diesem Uebelstand ab und erwirkte sich die Erlaubniß, im Hain ein Haus bauen zu dürfen, worin dem Menschen gestattet wäre, das Licht der Erde zu erblicken und wieder zu verlassen. Anderwärts werden die Herbergen der Kurgäste ausdrücklich erwähnt. So sagt Pausanias vom Asklepiostempel zu Titane bei Sikyon, daß die Hilfesuchenden um das Heiligthum herumwohnten und noch deutlicher heißt es bei demselben Schriftsteller über das phokische Tithorea mit seinem Tempelhospital: „Innerhalb der Umzäunung sind für die Hilfesuchenden und alle Sklaven des Gottes auch Wohnungen vorhanden; in der Mitte aber befindet sich der Tempel" u. s. w.

Auch Athen besaß am Abhange der Akropolis seinen Asklepiostempel, der viel besucht ward und eine mythisch berühmte Quelle neben sich hatte. Vom Platonischen Philosophen Krantor erzählt Diogenes von Laerte: „Als er einst krank geworden war, ging er in das Asklepieion hinauf und spazierte dort herum. Da strömten von allen Seiten die Leute dahin, weil sie glaubten, daß er nicht einer Krankheit wegen dies thue, sondern weil er eine Schule an dieser Stelle bilden wolle."

Die Heilmethode der Priester war eine ganz andere, als die der frei praktizirenden Aerzte. Zwar verordneten sie Bäder und Fasten und gaben überhaupt diätetische Regeln. Bei leichtem Unwohlsein mögen sie wol auch Medikamente vorgeschrieben haben. Sonst bildeten aber ihre Anweisungen nur die Vorbereitung auf die Wunderthaten des Heilgottes selbst. Denn diesem war es vorbehalten, in eigener Person des Nachts zu erscheinen und Rezepte zu ertheilen. Man brachte deshalb die Patienten in den Tempel und ließ sie nach vorhergehenden Opfern und Gebeten auf die Eingebungen des Gottes warten. Wir besitzen noch eine ergötzliche Schilderung einer solchen Tempelszene aus der Feder des Aristophanes. Im „Plutos" soll dem blinden Gott des Reichthums das Licht der Augen wiedergegeben werden, und Chremylos, in dessen Haus er eingekehrt ist, weiß kein besseres Mittel, als ihn in das Heiligthum des Asklepios zu schaffen. Er befiehlt also seinem Sklaven, Bettzeug und

anderen Bedarf mitzunehmen und den Blinden zu führen. Im nächsten Auftritte wird die Geschichte der schnellen Heilung erzählt. Doch lassen wir den zurückgekehrten Sklaven selbst sprechen! „Sobald wir," sagt er, „bei dem Tempel des Gottes angelangt waren mit unserem Manne, dem damals unglücklichsten, jetzt aber glücklichen und seligen, wie kein anderer, führten wir ihn vor Allem zum Meer hinab und badeten ihn. Dann kehrten wir zum Heiligthum zurück und nachdem dem Altar Kuchen und andere Opfergaben geweiht worden waren, Nahrung für des Hephästos Flamme, betteten wir den Plutos, wie es der Brauch gebot. Von uns aber flickte sich jeder seine Streu daran." Auf die Frage des Weibes, mit der er spricht, ob denn auch noch andere Patienten da gewesen wären, fährt er fort: „Erstlich Neokleides, welcher zwar blind ist, aber beim Stehlen die Sehenden schon übertroffen hat; dann viele Andere, mit Gebrechen aller Art behaftet. Nachdem hierauf der Priester die Lampen ausgelöscht und uns bedeutet hatte, zu schlafen und zu schweigen, wenn wir vielleicht ein Geräusch hörten, legten wir uns alle hin. Ich konnte aber nicht schlafen; denn ein Topf mit Milchbrei reizte mich, der nicht fern vom Kopfe eines Mütterchens stand. Zu diesem hinzukriechen gelüstete mich gewaltig. Als ich aber die Augen aufschlug, sah ich den Priester beschäftigt, die Kuchen und Feigen vom heiligen Tische wegzuraffen; dann umwandelte er einige Opferherde, ob nicht Gebäck noch irgendwo übrig wäre und alles weihte er in seinen Sack. Jetzt hielt auch ich mein Vorhaben für ein heiliges Werk und machte mich nach dem Breitopfe auf; ja, ich fürchtete, es möchte mir beim Topfe der kranzgeschmückte Gott zuvorkommen! Als das Mütterchen nun das Geräusch von mir hörte, streckte sie die Hand aus; ich aber zischte ihr entgegen und biß sie wie eine Asklepiosschlange. Sie zog sofort die Hand zurück und lag, sich einwickelnd, ruhig da; ich schlappte hierauf eine Masse Brei hinunter und legte mich endlich, als ich satt war, nieder." Dann erzählt er weiter, daß der Gott selbst in Gesellschaft seiner Töchter Panakeia und Jaso erschien und dem triefäugigen Demagogen Neokleides die Augen mit einer Essigsalbe einrieb, worauf jener schreiend entlief. Zu Plutos aber setzte sich Asklepios hin, befühlte ihm Haupt und Augen und Panakeia („die Allheilende") verhüllte ihm das Gesicht mit einem Purpurtuch. Endlich „schnalzte der Gott mit der Zunge und flugs schossen aus dem Tempel zwei Schlangen von riesiger Größe. Diese schlüpften leise unter das Purpurtuch, beleckten ihm, wie ich meine, die Augenlider, und ehe Du drei Kannen Wein austrinkst, stand Plutos sehend auf."

Daß diesem Abenteuer komische Uebertreibung innewohnt, besonders um den Hieb auf Neokleides führen zu können, zu dem er auch den Gott sagen läßt: „Nun kannst Du darauf schwören, daß ich Dich am Besuch der Volksversammlung gehindert," müssen wir zugestehen. Die persönliche Erscheinung des Gottes aber scheint wirklich zuweilen von den Priestern in Szene gesetzt

worden zu sein, wenn es auch gewöhnlich bei der systematischen Beeinflussung der Traumgebilde sein Bewenden hatte. Wenigstens erzählt Philostratos vom Sophisten Polemon: „Er reiste nach Pergamon, weil er an einer Gliederkrankheit litt, und schlief in dem Tempel des Asklepios. Als ihm nun der Gott erschien und vorschrieb, sich der kalten Getränke zu enthalten, sagte Polemon: Wenn Du aber einen Ochsen zu heilen hättest, mein Bester, wie dann?“ Unmöglich hätte man doch diese Antwort, als Theil eines Traumgesprächs, für einen Beweis des sophistischen Uebermuthes hinstellen können! Zu Tithorea stand gleich neben der Bildsäule des Gottes ein Ruhebett und auch dies stimmt mit der Schilderung des Aristophanes, wo die Kranken sich im Allerheiligsten befinden und die Anderen sich eine Streu neben dem Bette des Plutos bereiten. Anderwärts fand der Tempelschlaf wieder nicht in der Nähe der Statue statt und gerade in Epidauros stand das dazu bestimmte Gebäude „dem Tempel gegenüber“.

Im „Kornwurm“ des Plautus wird auch des athenischen Asklepiostempels gedacht. Die Geliebte eines jungen Mannes bekommt nämlich dadurch, daß ihr kranker Herr, ein Kuppler, im benachbarten Heiltempel auf Traumoffenbarungen wartet, erwünschte Gelegenheit, zuweilen auf ein Stündchen zu entwischen. Der Patient erscheint endlich selbst auf der Bühne, aber er ist mit dem Benehmen des Gottes gegen sich gar nicht zufrieden. „Ich habe mir nun vorgenommen,“ spricht er, „den Tempel zu verlassen, weil ich einmal merke, daß Aeskulap so gestimmt ist, daß er sich gar nicht um mich kümmert und mich nicht gesund werden läßt. Meine Gesundheit nimmt ab, die Qual wächst.“ Wir erfahren endlich auch, was ihm geträumt hat; denn er bittet einen Bekannten, ihm seinen Traum zu deuten und erzählt dann: „In der vergangenen Nacht kam es mir im Traume vor, als sitze Aeskulap weit von mir entfernt, ohne zu mir heran zu treten und sich um mich zu kümmern.“ Träume so allgemeinen Inhalts waren allerdings beunruhigend. Wie speziell dagegen manchmal die Vorschriften waren, bezeugen noch vorhandene Votivtafeln, von denen die eine lautet: „Dem Julianus, welcher Blut auswarf und von Jedermann aufgegeben war, gab der Gott den Bescheid, Zirbelnüsse mit Honig drei Tage lang zu essen, und er wurde gerettet und dankte vor allem Volk.“ Wie später in Pergamon wird es wol schon damals unter den Gästen der Asklepiostempel gewöhnlich gewesen sein, anstatt nach dem Befinden sich zu erkundigen, einander zu fragen: „Was haben Sie geträumt?“ „Hat Ihnen der Gott etwas Neues befohlen?

Als Zeichen der Dankbarkeit hinterließen die Geheilten außer den Votivtafeln Weihgeschenke von größerem oder geringerem Werthe, auch Abbildungen der krank gewesenen Gliedmaßen. Theophrast giebt es unter den Merkmalen eines kleinlichen Ehrgeizes mit an, daß ein damit behafteter Mensch, wenn er

einen ehernen Ring im Asklepiostempel geweiht hätte, denselben täglich bekränzte, polirte und salbte. Infolge dieser Gaben wetteiferte der epidaurische Tempel an Reichthum beinahe mit dem delphischen und erst Sulla und die frechen Piraten der Pompejanischen Zeit erschöpften diese Schätze. Daß auch Asklepios zu Athen nicht arm war, sieht man aus einer von Plutarch erzählten Anekdote. Ein Dieb hatte sich in seinen Tempel geschlichen, traf unter den goldenen und silbernen Weihgeschenken seine Auswahl und wollte sich eben unbemerkt entfernen, als der treue Wächter des Heiligthums, der Hund Kapparos (auch der Tempel der Artemis-Diktynna auf Kreta wurde von wilden Hunden bewacht) anschlug und den Eindringling verfolgte. Vergebens warf jener ihn mit Steinen und köderte ihn durch Speise; er wich nicht von seinen Fersen und erregte durch sein auffallendes Benehmen die Aufmerksamkeit der Begegnenden in solchem Grade, daß es den nachsetzenden Häschern leicht ward, die Spur des Räubers zu behalten. Bei Krommyon, hart am Isthmos, ward er ergriffen; Kapparos erhielt durch Volksbeschluß lebenslängliche gute Verpflegung.

Außer Asklepios gab es in den griechischen Ländern auch andere Götter und Heroen, die sich der Kranken annahmen und ihnen im Schlafe den Weg zur Genesung zeigten. Da genoß zuerst der Sohn und Schüler des Asklepios, Machaon, göttliche Ehre und in seinem Tempel zu Gerenia in Messenien fanden Kranke in derselben Weise, wie in den Asklepieien Heilung. Zu Amphikäa im Phokerland gewährte der heitere Gott des Weins den Leidenden Traumorakel. Noch merkwürdiger aber war in dieser Hinsicht ein zwischen Tralles und Nysa in Lydien gelegener Plutotempel, von welchem Strabo erzählt: „Man sagt, daß Personen, die mit Krankheit behaftet sind und zur Heilkraft dieses Gottes Vertrauen hegen, hierher gehen und sich eine Zeit lang in einem Flecken, der neben der zum Tempel gehörenden Höhle liegt, bei erfahrenen Priestern aufhalten. Diese schlafen dann an ihrer Stelle in der Höhle auf den Fellen der geopferten Thiere und es wird ihnen im Schlafe die Kurart offenbart. Sie führen auch die Patienten häufig in die Höhle, wo sie eine lange Zeit in Ruhe verharren, ohne irgend welche Speise zu sich zu nehmen. Zuweilen schlafen die Kranken auch selbst auf den Fellen, bedienen sich aber in Allem der priesterlichen Vorschriften und Weihen." Beinahe gerade so ging es im Tempel des frommen Sehers Amphiaraos (er war unter den Sieben gegen Theben gewesen) zu. Sein Orakel lag zu Oropos auf der attisch-böotischen Grenze und wer sich desselben bedienen wollte, mußte gewisse Reinigungen vornehmen, vielen Göttern und Heroen genau vorgeschriebene Opfer bringen, drei Tage lang dem Weingenusse entsagen und vierundzwanzig Stunden fasten. Endlich opferte man in der bestimmten Nacht einen Widder und legte sich auf sein Vließ schlafen. Genas man von der Krankheit, so warf man in eine neben dem Tempel befindliche heilige Quelle eine Gold- und eine Silbermünze.

Im Jahre 292 v. Chr. entstand auch in Rom ein Filial des Asklepiostempels zu Epidauros. Eine schwere Seuche hatte mehrere Jahre Stadt und Land verwüstet und die zu Rathe gezogenen sibyllinischen Bücher geboten endlich, den Gott von Epidauros selbst nach Rom zu holen. Eine Gesandtschaft ging nach dem Peloponnese und die Priesterschaft zu Epidauros wagte es nicht, den mächtigen Römern die anspruchsvolle Bitte abzuschlagen. Während die Gesandten im Tempel verweilten, soll nun plötzlich die heilige Schlange, die lebendige Verkörperung der Gottheit, unter der Bildsäule hervorgeschlüpft und den staunenden Fremden freiwillig aus dem Heiligthum durch die Straßen der Stadt nach dem Schiffe gefolgt sein, wo sie in der Kajüte des Hinterverdecks sich ruhig hinlagerte. Die Gesandten ließen sich noch eilig von den Priestern, die wol froh waren, so wohlfeilen Kaufs davon zu kommen, in den Kultusgebräuchen unterweisen und kehrten dann heim. Als das Fahrzeug in Rom anlangte, schwamm die Schlange sogleich nach der Tiberinsel hinüber und wählte sich dort ihren Wohnort, worauf die Pest alsbald aufhörte. Wo jetzt die Kirche des heil. Johannes steht, wurde der neue Tempel erbaut und bald breiteten sich seine Nebengebäude so aus, daß die ganze Insel nach dem Namen des Aeskulap genannt und zum Andenken an die Ankunft des Schlangengenius in Gestalt eines Schiffes ummauert wurde. Der ganze Hergang der Uebersiedelung erinnert übrigens lebhaft an die von Pausanias erwähnte, schon zur Zeit der dorischen Züge vorgekommene Wanderung des Asklepioskultus von Trikka in Thessalien nach der Insel Kos, wobei ebenfalls die heilige Schlange ihre Rolle spielte.

Es ist auffallend, daß der Heilanstalt auf der Tiberinsel bei den Schriftstellern im Ganzen so wenig Erwähnung geschieht. Fast möchte man glauben, daß der Argwohn und die Mißachtung, mit welcher man vor der Kaiserzeit die griechischen Aerzte ansah, auch auf die priesterliche Heilkunst übertragen worden sei. Die im letzten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung in Rom herrschende philosophische Zweifelsucht wird ebenfalls der Autorität Aeskulap's wenig Vorschub geleistet haben. Ja, Cicero schreibt in seiner Schrift über die Weissagung wegwerfend: „Nicht einmal, wenn ich zu Schiffe gehen wollte, würde ich so steuern, wie ich geträumt hätte; denn die Strafe würde auf dem Fuße folgen. Wie stimmt es also, daß Kranke lieber bei einem Traumdeuter, als bei einem Arzte Heilung suchen? Kann etwa Aeskulap oder Serapis uns im Traum eine Kur vorschreiben, während Neptun den Steuermännern gegenüber schweigt? Und werden wol die Musen Träumenden die Kenntniß des Lesens, Schreibens und der übrigen Wissenschaften verleihen, während Minerva ohne Arzt keine Medizin giebt? Wenn nun aber die Heilungsweise der Krankheit angegeben würde, so geschähe dasselbe mit den erwähnten anderen Dingen. Weil aber diese nicht angegeben werden, so ist es auch hinsichtlich der Heilung

nicht wahr." Dennoch ist es falsch, wenn Plinius der Aeltere, schon darin eine Mißachtung Aeskulap's, als eines fremden Gottes, erblicken wollte, daß man seinen Tempel außerhalb der Stadt angelegt habe. Dies geschah nach griechischem Vorbilde und namentlich um der Bäder und Waschungen willen. Erregte es doch bald nach Cicero's Tod in der Hauptstadt großes Aufsehen, als Turullius, einer von den Mördern Cäsar's, der auf Seite des Antonius den heiligen Hain des Aeskulap auf der Insel Kos zum Schiffsbau verwendet hatte, später auf Oktavian's Befehl an derselben heiligen Stelle, die er entweiht hatte, den Tod erlitt. Endlich ist die Existenz einer Art von Hospital neben dem Tempel auf der Tiberinsel für die Zeit der ersten Kaiser erwiesen und es wäre lächerlich, an dessen Einrichtung und Benutzung von Gründung des ganzen Dienstes an zweifeln zu wollen. Sueton erzählt nämlich von Klaudius Folgendes: „Da manche Leute ihre kranken und leidenden Sklaven aus Widerwillen gegen die Pflege auf der Aeskulapinsel aussetzten, so verordnete er, daß alle, die ausgesetzt würden, frei sein und nicht in den Besitz des Herrn zurückkehren sollten, wenn sie genesen sein würden." Der Kaiser wollte also das hartherzige Verstoßen der Sklaven bestrafen. Wenn freilich die Einrichtungen auf der Insel eine Aufnahme der Patienten gegen Geldentschädigung gestattet hätten, würde das Edikt von unserem Standpunkte aus kaum recht verständlich sein. Das Vorhandensein einer Heilanstalt auf der Insel ergiebt sich auch aus dem von Festus für die Wahl des Ortes angeführten Grund: „weil die Kranken von den Aerzten besonders mit Wasser behandelt werden." An der Stelle des Aeskulaptempels befand sich in neuerer Zeit noch ein Hospital der barmherzigen Brüder S. Giovanni mit ungefähr 60 Betten. Auch hat man verschiedene Weihgeschenke, namentlich Füße, Beine, Hände, Arme und andere Gliedmaßen von Terracotta unter dem Kreideniederschlag der Tiber in der Gegend, wo der Tempel gestanden haben muß, gefunden.

Die gegen Ausgang der republikanischen Zeit eindringende ägyptische Religion war dem Dienste Aeskulap's, wie allen griechischen Göttern, nicht günstig. Insbesondere begann ihm der seit der Ptolemäischen Zeit in Ehren gekommene Gott Serapis geradezu Konkurrenz zu machen, indem die in dessen Tempeln befolgte Tempelschlafmethode mit der seinigen beinahe identisch gewesen zu sein scheint. Schon als Alexander, der Große, im Sterben lag, legten sich nach Arrian mehrere von seinen Freunden im Serapeion zu Babylon nieder, um im Schlafe Antwort zu erhalten, ob es besser wäre, den Kranken in den Tempel zu bringen, oder nicht; aber die Priester waren schlau genug, den todtkranken König zurückzuweisen und die Ehre ihres Gottes zu retten. In Rom eiferte bereits der gelehrte Terentius Varro in seinen Satiren gegen die Medizin des Serapis. Dennoch entstand in der Hauptstadt ein ägyptischer Tempel nach dem andern und bald begann man auch nach der Heimat

des den Fruchtscheffel auf dem Haupte tragenden Gottes selbst zu wallfahrten. In Aegypten, dessen Klima schon damals von den Aerzten, namentlich gegen beginnende Auszehrung, empfohlen wurde, waren es besonders die zwei Serapistempel in Alexandria und in dem drei Meilen davon entfernten Kanobus, welche zahlreiche Verehrer und Kurgäste herbeiführten. Dort gab es luxuriös eingerichtete Fremdenwohnungen in Menge und die vom Gotte bewirkten Heilungen wurden ebenfalls von besonderen Buchhaltern in das Archiv eingetragen. Als Vespasian in Alexandria verweilte, wollten zwei Kranke, ein Blinder und ein an der Hand Gelähmter, im Traume (den sie jedenfalls im Tempel gehabt hatten) von Serapis an den Kaiser gewiesen worden sein und baten diesen, der Blinde, seine Augen mit Speichel zu bestreichen, der Gelähmte, seine Hand und seinen Arm mit dem Fuße zu treten. Sueton, Dio Kassius und Tacitus versichern, daß die Heilung auf der Stelle gelungen sei!

Im zweiten Jahrhundert nach Christi Geburt erreichte der Serapis- und Asklepiosdienst, begünstigt durch den rasch zunehmenden Aberglauben, vielleicht auch durch die Vorliebe der Antonine, seinen glänzendsten Höhepunkt. Besonders die asiatischen Asklepieien zu Pergamon (280 v. Chr. von Eumenes gestiftet), Smyrna, Tralles, Lebedos und Kos hatten ungeheuern Zulauf und die öffentlichen Feste des Gottes wurden an allen diesen Orten mit großem Pomp gefeiert. Wir besitzen darüber ein umfassendes, in vielfacher Hinsicht interessantes Zeugniß. Der Rhetor Aristeides im Jahre 117 n. Chr. zu Adriani in Mysien geboren, durchzog nach Ausbildung seines Rednertalentes alle Länder des römischen Reichs, ungemeinen Ruhm für seine Improvisationen erntend. In Folge seiner Reisestrapazen fiel er aber endlich in eine schwere dreizehnjährige Krankheit, deren Heilung er lediglich der göttlichen Führung Aeskulap's anheim stellte. Aus seinen „Heiligen Reden“, in denen er die Geschichte seiner Kur erzählt, erhellt, bis zu welcher Höhe des visionären Zustandes, welchem Fanatismus des Wunderglaubens er gelangte. Auch ihm wurden alle Anweisungen durch Schlafen im Tempel und die Träume waren unterstützt durch ähnliche den Priestern und Tempelhütern gesendete Eingebungen, einmal sogar durch einen am Morgen vor den Füßen des Aeskulapbildes gefundenen Brief! Ein paar Beispiele werden hinreichenden Einblick in dieses Treiben gewähren. Einst wurde ihm gegen heftige Krämpfe im Halse und Nacken die Offenbarung, das Heilmittel wäre ein königliches Ding und müßte von einer Frau in Empfang genommen werden. Dies hatte er zu Hause geträumt; als er nun früh in den Tempel kam und dem Priester die Sache mittheilte, antwortete dieser: „das Mittel ist nicht weit zu holen; es liegt schon zu den Füßen der Hygieia und ist kurz nach dem Oeffnen des Tempels von Tyche, einer vornehmen Frau, gebracht und geweiht worden.“ Und siehe, es war eine wohlduftende, kostbare Salbe, nach deren Gebrauch die Schmerzen nachließen! Ein

anderes Mal, als Aristeides an heftigen Zahnschmerzen litt und kaum den Mund öffnen konnte, befahl ihm der Gott, eine von seinen Reden in einer Versammlung von Freunden vorzutragen. Er that es und ehe er noch zu Ende kam, war er vom Uebel befreit.

Ueberhaupt verordnete ihm Aeskulap nicht nur spezifische Arzneimittel, schrieb ihm Bäder, Wettlauf, bestimmte Diät vor und schickte ihn von einem Tempel zum andern, selbst bis nach Kos, sondern er forderte ihn auch von Zeit zu Zeit auf — und hieraus sieht man, wie stark sich die Eitelkeit zum Glauben des Mannes mischte — seine Kunst nicht zu vernachlässigen und sich hören zu lassen. Das erste Mal, wo dies geschah, wurde ihm sogar die Säulenhalle des Heiligthums in Pergamon bezeichnet, wo er auftreten sollte, und der Anfang war possirlich genug. „Es war gerade ein glänzendes Schauspiel in der Stadt," erzählt er, „ich glaube eine Stierhetze oder etwas dergleichen. Während nun Alle aus dem Tempel hinabgelaufen waren und die Stadt sich mit dem Schauspiel beschäftigte, waren nur zwei von den bekannten Verehrern des Gottes zurückgeblieben, ich und ein ehemaliger römischer General, Namens Sedatus. Wir beide saßen in der Kapelle der Hygieia, wo der Telesphoros (eine kleine eingewickelte Figur des Asklepios selbst) steht, und fragten uns unter einander, ob der Gott etwas Neues anbefohlen hätte; denn wir hatten auch ungefähr die nämliche Krankheit. Da sagte ich ihm denn, ich wüßte nicht, was ich thun sollte, da mir etwas eben so Schweres verordnet worden wäre, wie das Fliegen, nämlich eine Redeübung, während ich kaum Athem holen könnte, und dabei zeigte ich ihm die vom Traume dazu bestimmte Wandelbahn. Hierauf erwiderte jener: Was wirst Du nun thun? — Was soll ich anders machen, antwortete ich, als nur das Mögliche? Ich werde, in den Mantel gehüllt, mich hinstellen und, nachdem ich das Thema mir heimlich angekündigt und eine kurze Einleitung gemacht habe, wieder abtreten und so wird dem göttlichen Rufe Genüge geschehen. — Keineswegs, sagte er darauf, geht es auf solche Weise, sondern da Du ja mich zum Zuhörer hast, so halte mit allem Ernst und Eifer Deine Rede. Ob Du es vermagst, das wird Gottes Sorge sein. Weißt Du denn, ob nicht der Traum noch mehr bezweckt? — Und zugleich erzählte er eine andere Wunderthat des Gottes, welcher einem Kranken eben eine solche Standrede aufgegeben und dann dadurch das ganze Leiden von ihm genommen habe, daß beim Sprechen ein reichlicher Schweiß zum Ausbruch gekommen sei. Wir beschlossen also, es auch so zu machen. Während wir noch darüber sprachen und es überlegten, kam als Dritter Biblos hinzu, einer von den alten Kurgästen und ein Freund der Dialektik. Er war es auch, der mir das Thema aufgab: „Während Alexander in Indien verweilt, räth Demosthenes zum Aufstand."

Wie wunderlich und theuer manchmal die göttlichen Rezepte waren, beweist Philostratos, der erzählt, daß dem Sophisten Hermokrates zur Zeit des

Kaisers Septimius Severus ein mit Weihrauch geräuchertes Rebhuhn zu essen befohlen worden sei! Wer den Verordnungen des Asklepios nicht nachkam, dem schien natürlich infolge seines Unglaubens und der abnehmenden psychischen Einflüsse der Gott entfernter zu stehen und fremder zu werden. Ein Beispiel liefert uns die Lebensbeschreibung des Apollonios von Tyana, der in seiner Jugend mehrere Jahre im Asklepiostempel zu Aegä in Kilikien zubrachte. „Ein assyrischer Jüngling war zu Asklepios gekommen," heißt es dort, „und schwelgte in seiner Krankheit fort und lebte oder starb vielmehr in Trinkgelagen. Er litt an der Wassersucht und in der Freude am Trunke bekümmerte er sich nicht um die Austrocknung seines Leibes. Daher wurde er denn auch von Asklepios vernachlässigt und dieser erschien ihm nicht einmal mehr im Traume."

Uebrigens glich das ganze Leben in und bei diesen Gesundheitstempeln dem der älteren Periode. Die Patienten hielten sich fast den ganzen Tag über in den heiligen Gebäuden auf und zwar nicht bloß der Unterhaltung und des Gottesdienstes wegen, sondern weil ihnen das Trinken des heiligen Brunnenwassers und das Baden darin zur Pflicht gemacht war. Ueber den mitten im geweihten Bezirk liegenden, von einer Platane beschatteten Brunnen zu Pergamon besitzen wir noch eine überschwängliche Lobrede des Aristeides. „Viele, die aus diesem Brunnen gebadet haben," sagt er, „haben ihre Sehkraft wiederbekommen. Vielen, die sein Wasser tranken, wurde die Brust wieder gesund und kehrte der nöthige Athem wieder; Vielen wurden dadurch die Füße geheilt oder andere Glieder. Bekam doch sogar einst ein Stummer seine Stimme wieder, als er das Wasser getrunken hatte." Ferner erzählt er, daß er sich fast überall im Tempelbezirke zum Schlafe niedergelegt habe, unter freiem Himmel und unter der heiligen Lampe selbst. Er wohnte, wie er zweimal erwähnt, im Hause eines der Tempelhüter (die aber auch zum Priesterkollegium gehörten), das sich jedenfalls in unmittelbarster Nähe des Tempels befunden haben muß; denn dieser lag außerhalb der Stadt über dem Flüßchen Selinus. Daß man in oder neben dem heiligen Bezirk Herberge finden konnte, ergiebt sich auch aus seiner Beschreibung einer anderen Reise nach Pergamon, wo es am Schlusse heißt: „Weit von den Anderen getrennt traf ich im Heiligthume ein, nachdem ich mit einem Diener mehr als 300 Stadien (7—8 Meilen) zurückgelegt hatte. Es war aber die Zeit, wo die heiligen Lampen angezündet werden, schon vorbei. Während ich nun auf die Zurückgebliebenen wartete und ein Unterkommen gesucht wurde, brachte ich die Zeit damit hin, daß ich die Tempel besuchte und im Heiligthum auf- und abging. Nachdem aber am späten Abend meine Diener eingetroffen waren, badete ich mich daselbst bei Licht, nahm ein wenig Speise zu mir, und ging schlafen." Die Frequenz des pergamenischen Tempels mag dadurch noch ansehnlich gesteigert worden sein, daß er das noch zu Tiberius' Zeit neu bestätigte Recht besaß, Schuldigen, Mißhandelten und Verfolgten eine

Freistätte zu gewähren. Was Aristeides betrifft, so sei noch erwähnt, daß er sein Leben als Priester des Asklepios in Smyrna beschloß.

Fast um dieselbe Zeit errichtete der von Lukian geschilderte Betrüger Alexander, einer von den Schülern des Apollonios von Tyana, auf eigene Faust ein Asklepieion in Paphlagonien. Nachdem er sich mit einem Helfershelfer aus Byzanz versehen hatte, kaufte er sich zunächst in Makedonien eine recht große, zahme Asklepiosschlange. Dann begab sich das edle Paar nach Chalkedon und praktizirte dort ein paar bronzene Täfelchen mit der Prophezeihung, daß Asklepios mit seinem Vater Apollon bald nach dem Pontus kommen und seinen Sitz zu Abonoteichos, der Vaterstadt Alexander's, nehmen würde, so geschickt im Tempel des Apollon unter die Erde, daß sie bald gefunden wurden. Die Kunde drang schnell bis zu dem vom Gott begnadigten kleinen Ort und seine Bewohner beschlossen sofort, an den Bau eines Asklepiostempels zu gehen. Nun erschien der Held des Stückes selbst auf der Bühne, das Sprichwort von der Unberühmtheit jedes Propheten in seinem Vaterlande diesmal zu Schanden machend. In weiß und purpurn gestreifter Tunika, über die er einen weißen Mantel warf, das Sichelschwert seines angeblichen Urahns Perseus in der Hand, trat er unter seinen durch ihre Einfalt und Grobheit berüchtigten Landsleuten auf und diese glaubten willig an sein prophetisches Vorläuferamt. Außer der lebendigen Schlange hatte er auch einen künstlichen, einem Menschenhaupt ähnlichen Schlangenkopf mitgebracht, dessen Rachen und Zunge durch Pferdehaare in Bewegung gesetzt werden konnten. Nach diesen Vorbereitungen glaubte er nun den günstigen Augenblick gekommen, um den Hauptakt in Szene gehen zu lassen. Er steckte also eine eben erst ausgekrochene Schlange in ein ausgeblasenes Gänseei und verbarg dasselbe in dem halbfertigen Brunnen des neuen Asklepiostempels. Am nächsten Tage aber sprang er halb nackt auf die Straße, gebärdete sich wie ein Gottbegeisterter und verkündigte die nahe Ankunft des Gottes. Zuletzt zog er mit der neugierigen Menge zur Tempelbaustätte hin, stieg unter lautem Hymnengesang in den Brunnen und brachte auf einer Schale das bewußte Ei herauf, aus welchem beim Zerbrechen der leibhaftige junge Asklepios sich hervorschlängelte. Alles jubelte, beglückwünschte sich, begrüßte den Gott und betete schon um Gesundheit, Reichthum und andere Güter. Er aber rannte mit dem Reptil nach Hause und hielt sich einige Zeit verborgen, um dem Gerücht von dem Wunder Zeit zu lassen, sich zu verbreiten.

Dann folgte der zweite Akt. Er ließ sich wieder sehen und zwar in einem kleinen Zimmer, das zwei Thüren hatte, so daß sich die Volksmasse in einem fortlaufenden Strom durchwälzen konnte. Er saß auf einem Ruhebette und die große makedonische Schlange hatte sich um seinen Hals geschlungen, während ihr Schwanz unten noch aufschleifte. Ihren Kopf aber hielt er unter der Achsel versteckt und ließ anstatt desselben den künstlichen hervorschauen. Wie ver-

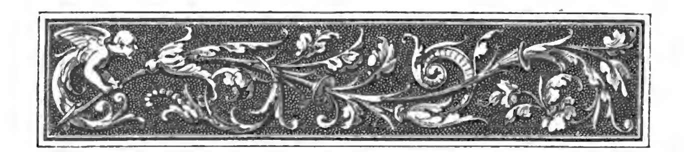
wunderten sich die leichtgläubigen Zuschauer über das schnelle Wachsthum des Gottes und sein menschenähnliches Antlitz! Unterdessen wurde auch der Tempel fertig und sofort begann der einträglichste Theil des Gaukelspiels, das Orakelertheilen. Alexander machte bekannt, jeder sollte an einem bestimmten Tage seine Anfragen und Wünsche, auf Papier geschrieben, mit Faden umschlungen und versiegelt, ihm übergeben; die Antwort würde er dann auf der Außenseite des uneröffneten Briefes finden. Die Kunst dem Siegel die Zunge zu lösen war aber damals schon längst erfunden und das Beantworten der ziemlich direkt gestellten Fragen wol unschwer, besonders weil dem Betrüger bei Krankheitsfällen eine bedeutende Kenntniß der damaligen Arzneimittel zu Gebote stand (sein Hauptstärkungsmittel bestand, nebenbei bemerkt, aus Ziegenfett!). Für jede Antwort mußte man dem Gotte ungefähr eine Mark zahlen; dennoch belief sich bald die Jahreseinnahme auf 54—60,000 Mark. Dieses Geld verwandte er, als spekulativer Kopf, meistentheils auf die Vergrößerung des Etablissements und besoldete endlich ein ganzes Heer von Spähern, Schreibern, Versieglern und Orakelfabrikanten. Für vornehme und reiche Leute erfand er auch eine theurere und auffallendere Weissagung. Er leitete nämlich in den künstlichen Schlangenkopf einen aus Luftröhren von Kranichen gebildeten Schlauch und ließ vermittelst eines Gehilfen den Asklepios selbst sprechen! Sein Spionirsystem dehnte sich selbst bis nach Italien und Rom aus; denn bald verbreitete sich auch dorthin der Ruf seiner Offenbarungen und die vornehmsten und einflußreichsten Bewohner der Residenz schickten Boten und Briefe nach dem obskuren Abonoteichos, um den Schleier der Zukunft zu lüften oder von selbstverschuldeter Krankheitsqual befreit zu werden. Unter den Anfragen gab es auch manche gefährliche, weil sie die Zukunft der Dynastie betrafen, und diese pflegte der schlaue Gauner zurückzubehalten, um die Absender durch die Furcht sich tributpflichtig zu machen. Gegen die Christen und die Epikureer faßte er einen großen Haß und schloß sie auch von den heiligen Festen aus, weil sie beide seiner gespottet hatten; ja, er befahl der fanatisirten Menge, die Unglücklichen mit Steinen zu werfen! Und obgleich er sich mehrere Male arg blamirte, gelang es ihm nicht nur sich zu halten, sondern er wurde auch von den römischen Beamten geschützt und erlangte es endlich vom Kaiser, daß Abonoteichos in Ionopolis umgetauft wurde (das Städtchen heißt heute noch Ineboli!) und daß er eine Münze mit dem Bilde des Schlangengottes und seinem eigenen schlagen lassen durfte. Er starb endlich an brandigen Füßen kaum siebenzig Jahre alt, nachdem er sich eine Lebensdauer von 150 Jahren und den Tod durch den Blitz prophezeit hatte.

Uebrigens gehört Aeskulap zu den Gottheiten, welche am längsten dem Andringen des Christenthums erfolgreich widerstanden haben. Die Legenden von den Wundern des „Königs", des „Heilandes", des „Menschenfreunds"

wurden lange den Bekennern der neuen Religion als Beweismittel entgegengehalten. Auch Serapis galt manchen Leuten wenigstens für einen Verwandten des Erlösers und die Christen meinten sogar wegen des Fruchtmaßes auf seinem Kopfe, er sei eigentlich Joseph, Jakob's Sohn!

Schließlich wollen wir nicht leugnen, daß bei der Behandlung der Kranken in den Asklepieien und Serapeien der gute Glaube und das auf die Religion gestützte Vertrauen die Heilung in vielen Fällen wesentlich gefördert haben mögen, sowie ferner, daß in den Erzählungen des geistig hochbegabten Aristeides Manches lebhaft an Somnambulismus und Mesmerismus erinnert.





XV.

Die Pflege der verwundeten und kranken Soldaten.

Verlohnt es sich überhaupt, bei Betrachtung hellenischer Sitten bis auf Homer zurückzugehen, wie sollte man dies unterlassen, wenn man das Schicksal derer in's Auge fassen will, die im Gewühle der Schlacht ihr Blut verspritzten, ohne sofort dem Tode in's Angesicht zu schauen? Geschieht derselben doch überhaupt so selten Erwähnung, weil es zu allen Zeiten so gewesen ist, daß das Stöhnen und Wimmern der Verwundeten verhallte unter den rauschenden Fanfaren des Triumphs, unter den schweren Schritten des ländererschütternden Geschickes!

Die Recken Homer's, denen der Krieg halb als Handwerk diente, pflegten auch schon von Jugend auf nach dem Besitze der nothwendigsten Kenntnisse in der Heilkunde zu streben, um sich und Anderen bei vorkommenden Körperverletzungen helfen zu können. Dazu gehörten auch die Beschwörungsformeln, durch die man das Blut zu stillen versuchte, und die des Autolykos Söhne bei der Wunde ihres Vetters Odysseus in Anwendung brachten. Als dem Priamiden Helenos von Menelaos die Hand mit einem Speere durchbohrt worden war, zog der tapfere Agenor die Waffe aus der Wunde und improvisirte rasch einen Verband aus der feinen Schafwolle einer Schleuder. Auch Patroklos schnitt dem Herrscher von Ormenion, Eurypylos, einen Pfeil aus dem Schenkel, wusch die Wunde mit reinem Wasser und streute eine zu Pulver geriebene „bittere Wurzel“ hinein, worauf die Blutung nachließ. Doch übte er seine vom Freunde Achilleus überkommene Kunst in diesem Falle besonders deshalb, weil die beiden Hauptärzte des Heeres anderwärts zu thun hatten. Es waren dies nämlich die beiden Brüder Machaon und Podaleirios, als Söhne des Asklepios, geborene Heilkünstler. Von Machaon erzählt der Dichter speziell, daß er bei einer Verletzung des Menelaos die Wunde vor dem

Verbande aussaugte. Beide übten jedoch nicht, wie Diodor gemeint hat, friedlich und von der Waffenführung eximirt, ihre Kunst, sondern dieselbe galt ihnen nur als Steckenpferd; der Hauptsache nach waren sie Krieger und Anführer von thessalischen Heerhaufen und gerade als Patroklos bei Eurypylos für sie eintrat, lag Machaon schwerverwundet in seinem Zelte, während sein Bruder dem Feinde gegenüberstand. Diese beiden Koryphäen der Chirurgie scheinen übrigens hauptsächlich den Fürsten und Edlen der Griechen Dienste geleistet zu haben; denn anzunehmen, daß es außer ihnen keine wirklichen Aerzte im Lager gegeben habe, verbietet uns schon der Umstand, daß die Heilkunde von Homer unter die das Gemeinwohl fördernden Gewerbe und Stände gerechnet und der Arzt neben dem Herolde, dem Sänger, Wahrsager und Schiffszimmerer genannt wird, als ein nach Bedürfniß zu rufender „Volksarbeiter". Aber Homer spricht auch an ein paar Stellen offenbar von einer Mehrzahl von Aerzten. So heißt es von Idomeneus, er sei dem Poseidon begegnet, kommend von einem Gefährten, der, an der Kniekehle verwundet, aus der Schlacht gebracht worden war: „nachdem er aber den Aerzten seine Aufträge gegeben hatte, schritt er seinem Zelte zu." Und ebenso wenig läßt sich an Machaon und Podaleirios allein denken, wenn man liest: „Alle, die vorher die Tapfersten waren, liegen getroffen und verwundet in den Schiffen; getroffen ist der wackere Tydide Diomedes, verwundet der speerberühmte Odysseus und Agamemnon, getroffen ist auch Eurypylos von einem Pfeile an der Hüfte. Sie pflegen jetzt sorgfältig kräuterkundige Aerzte, die Wunden heilend." Bei gefährlichen, mit Knochenbrüchen verbundenen Verletzungen wird freilich die noch in den Kinderschuhen einhergehende Kunst wenig Erfolg erzielt haben und der Dichter läßt auch vielleicht gerade deshalb zuweilen Leute auf der Stelle sterben, an deren Wiederherstellung heute kein Bader zweifeln würde, z. B. den Epeierfürsten Diores, dem durch einen Steinwurf das Schienbein zerschmettert worden war. Von Zusammenlegung der Verwundeten an einen Ort behufs der Erleichterung der Kur ist endlich noch gar keine Rede, sondern jeder ließ sich in sein Zelt schaffen und dort behandeln.

In der historischen Zeit zog wol kein Heer in den Krieg ohne einen Arzt mitzunehmen, ja, von den Aegyptern erzählt Diodor aus Sicilien, daß die Soldaten von regelmäßig besoldeten Militärärzten unentgeltlich behandelt worden wären. In der freilich hinsichtlich ihrer Echtheit angezweifelten Rede, welche Thessalos, der Sohn des großen Hippokrates, vor dem atheniſchen Volke gehalten haben soll, rechnet es derselbe unter die Verdienste seines berühmten Vaters, daß er, als das Volk vor der unglücklichen Expedition nach Sicilien auch über einen Militärarzt berathschlagte, freiwillig seinen Sohn, ihn selbst, angeboten und außerdem versprochen hätte, diesen unentgeltlich zu equipiren und während des ganzen Feldzuges zu unterhalten. Ist hier merkwürdiger

Weise nur von einem einzigen Arzte die Rede, so erzählt auch Achilles Tatius in seinem Romane, der Held desselben Kleitophon habe durch seinen Freund Menelaos den General der in der Nähe befindlichen Armee bitten lassen, seiner von der Epilepsie befallenen Geliebten „den Arzt des Lagers" zu senden. Sonst werden häufig bei einem Heere mehrere Aerzte genannt. Bei Xenophon berichtet der ältere Kyros seinem Vater Kambyses (der, nebenbei gesagt, die Aerzte mit Flickschneidern vergleicht!), daß er nach dem Beispiele der Städte, die für ihre Gesundheit besorgt wären, sich mit einer Anzahl tüchtiger Fachmänner versehen habe. Als dann später im Kriege mit den Chaldäern gefangene Feinde in Fesseln ihm vorgeführt werden, befiehlt er, die Banden zu lösen und die Verwundeten darunter „den Aerzten" zur Heilung zu überweisen. Im Kriege mit den Assyriern endlich sendet er die bei einem Streifzug verwundeten Kadusier dem befreundeten Eunuchen Gadatas zur Verpflegung in dessen Festung. Zuvor aber kümmerte er sich sorgfältig um ihren Zustand; denn „während das übrige Heer zu Abend speiste, ließ er mit den Dienern und Aerzten keinen unberücksichtigt, sondern besuchte sie entweder selbst, oder schickte ihnen, wenn dies nicht anging, die Wärter." Noch interessanter ist, was wir aus dem Bericht Xenophon's über den Feldzug des jüngeren Kyros hinsichtlich der Sorge für Kranke und Verletzte kennen lernen. Auf dem Rückzuge in der Nähe des Gebirges der Karduchen erlitten die Griechen bedeutenden Verlust durch die feindlichen Schützen und nachdem sie die vor ihnen liegenden Dörfer erreicht hatten, vertheilten sie die Verwundeten in dieselben und beorderten acht Feldärzte zu ihrer Unterstützung. Ergiebt sich hieraus klar, daß sich im Heere der Zehntausend eben mehr als acht Aerzte befanden, so erfährt man aus den darauf folgenden Worten des Geschichtsschreibers auch Etwas über den Transport der Verwundeten.

Nach dreitägigem Aufenthalte brechen sie auf, hüten sich aber vor dem Gefechte während des Marsches und rasten in der nächsten Ortschaft; „denn Viele waren kampfuntauglich, nicht nur die Verwundeten selbst, sondern auch diejenigen, welche dieselben trugen und die, welche die Waffen der Träger in Empfang genommen hatten." Im armenischen Gebirge blieb ein Mann aus Ermüdung liegen und Xenophon zwang einen Mauleseltreiber, den Kranken fortzuschaffen. Kurze Zeit darauf traf er aber den Hartherzigen, wie er eben eine Grube gemacht hatte und im Begriffe war, den noch mit dem Beine zuckenden Kameraden zu verscharren! Das Unterbringen der Kranken in Häusern und Familien scheint überall, wo es anging, bewerkstelligt worden zu sein. Die Bewohner von Kotyora, einer Seestadt bei Sinope, hatten die Bitte um Aufnahme der Siechen verweigert. Da drangen die Soldaten mit Gewalt ein und quartierten ihre kranken Kameraden in die Häuser; doch wurden alle Bedürfnisse derselben bezahlt, und das übrige Heer bivouakirte vor der Stadt im Freien,

indem es bloß die Thore der Stadt besetzt hielt, „damit," wie sie sagten, „unsere Kranken nicht in der Gewalt des Statthalters sind, sondern wir sie hinschaffen können, wohin wir wollen."

Selbst die Spartaner, bei denen sonst die Kunst Aeskulap's keineswegs in hoher Achtung stand, weil sie den Tod einem kümmerlich gefristeten Leben vorzogen, nahmen Aerzte mit in's Feld. Nach Xenophon befanden sie sich auf dem Marsche nebst den Wahrsagern und Flötenbläsern gleich hinter der königlichen Kolonne, waren also auch hier vom anderen Dienste frei und außerdem Zeltgenossen der Homöen oder Vollblutspartaner. Auch hielten sich die leibeigenen Heloten in der Nähe der Spartiaten, um die Gefallenen oder Verwundeten fortzubringen. Von dem thessalischen Fürsten Jason berichtet derselbe Autor, daß er seine Söldner an sich gekettet habe durch Solderhöhung, Geschenke und „Verpflegung in Krankheiten". Auch Alexander, der Große, versäumte es nie, nach der Schlacht die Verwundeten zu besuchen und sich von ihnen die näheren Umstände ihrer Verletzung erzählen zu lassen.

Von Einrichtung von Militärlazarethen findet sich jedoch auch in der historischen Zeit Griechenlands keine Spur. So wie man in den erwähnten Xenophontischen Beispielen die kranken Soldaten in den Ortschaften zerstreut sieht, liegen auch im Felde Gesunde und Kranke in den Zelten beisammen. Als Beleg diene hier nur noch die Schilderung, welche Thukydides von dem traurigen Rückzuge der Athener von Syrakus in's Innere Siciliens geliefert hat. „Bei dem Verlassen des Lagers," heißt es dort, „wurden Jedermanns Augen und Herz schmerzlich berührt. Denn meistentheils blieben die Todten unbeerdigt, so daß die Leute, wenn sie einen ihrer Angehörigen liegen sahen, in Kummer und Furcht geriethen; anderentheils waren die Verwundeten und Kranken, welche lebendig zurückgelassen wurden, für die Lebenden viel betrübender als die Todten und weit unglücklicher als die Gestorbenen selbst. Denn in Bitten und Wehklagen ausbrechend, bereiteten sie große Verlegenheiten, indem sie verlangten, sie mitzunehmen, und alle Freunde und Verwandte, die sie erblickten, anriefen, endlich aber, als ihre Zeltgenossen ausrückten, sich an sie klammerten und ihnen folgten, soweit es die Körperkraft gestattete."

Sodann sei bemerkt, daß die Hellenen den Beruf des Weibes als Krankenpflegerin wohl erkannt hatten. „Ihr werdet wol selbst wissen," sagt Demosthenes irgendwo, „wieviel eine Frau für einen kranken Mann werth ist, wenn sie in der Krankheit ihm beisteht." So war auch die Hausfrau selbstverständlich darauf angewiesen, allen Hausgenossen, mit Einschluß der Sklaven ihre Wartung in Krankheitsfällen angedeihen zu lassen. An ehrbare Krankenwärterinen im Felde war freilich nicht zu denken. Dem stand die Abschließung des weiblichen Geschlechts gegen die Welt außer dem Hause als unübersteiglicher Damm entgegen!

Endlich hatten schon Solon und Peisistratos dafür Sorge getragen, daß die infolge von Wunden Verkrüppelten und Arbeitsunfähigen keine zu große Noth zu leiden hatten. Sie bezogen ein tägliches Almosen vom Staate, wovon sie bei bescheidenen Ansprüchen auskommen konnten; doch erneuerte das Volk von Zeit zu Zeit seinen Beschluß über solche, später auf alle Gebrechliche und arme Bürger ausgedehnten Unterstützungen. Die Kinder der im Kriege Gefallenen wurden bis zu ihrer Mündigkeit auf Kosten des Staates unterhalten und erhielten bei ihrer Wehrhaftmachung eine volle Rüstung zum Geschenk.

Die Lage der Verwundeten und kranken Krieger im römischen Heere kann in der älteren Zeit kaum besser gewesen sein, als die der Griechen im Lager vor Troja. Von Leuten, die aus der Heilkunst eine Profession machten, hört man hier gar nichts; man kurirte sich zu Hause und im Lager mit Hausmitteln, zu denen allerhand Rezeptbücher die Anleitung gaben. Namentlich hielt man bei Verwundungen viel von der heilenden Kraft des Kohls. Neben den äußeren Mitteln scheint aber die sympathetische Behandlung des kranken Gliedes durch Besprechung fast nie gefehlt zu haben. Nach Plinius, dem Aelteren, kam der erste kunstverständige Chirurg erst im Jahre 210 v. Chr. aus dem Peloponnese nach Rom, wo er vom Senate das Bürgerrecht und eine öffentliche Bude geschenkt bekam. Durch arges Schneiden und Brennen brachte er aber die Kunst bald in Verruf und die Charlatanerie und Gewissenlosigkeit der Griechen, aus denen die ganze Zunft der frei praktizirenden Aerzte bis in die Kaiserzeit hinein fast ausschließlich bestand, war nicht dazu angethan, das Mißtrauen gründlich zu verscheuchen, wenn auch nicht Alle mit dem älteren Kato übereinstimmten, der sich steif und fest einbildete, die griechischen Aerzte hätten sich verschworen, alle Barbaren, also auch die Römer, durch ihre Medizin zu tödten! Von Feldärzten ist niemals in älterer Zeit bei den Kriegen und Schlachten die Rede. So lange freilich die Römer ihre Kriege in geringer Entfernung von der Hauptstadt führten, pflegte man die Verwundeten und Kranken sogleich dahin zu schaffen. Es geschah dies z. B. schon im Jahre 478 v. Chr., wo der Konsul M. Fabius, um sich und sein Geschlecht mit der Plebejergemeinde auszusöhnen, nach einer mörderischen Schlacht mit den Vejentern die Verwundeten zur Heilung und Wartung in die Häuser der Patrizier vertheilte. „Die meisten gab er dem Fabischen Geschlecht," sagt Livius, „und nirgends genossen sie einer besseren Pflege." So waren auch schon 22 Jahre früher nach dem Kampfe bei der latinischen Stadt Pometia der Konsul und viele Verwundete nach Rom gebracht worden. Und 420 nach einem unglücklichen Gefecht mit den Volskern nimmt der Reiteroffizier Tempanius soviel Verwundete, als er nur fortbringen kann, mit sich nach Rom, worauf dem später ankommenden Konsul Sempronius allerhand Fuhrwerk aus der Stadt entgegengesendet wird. Einen weiteren Beleg für solche Vorkommnisse liefert Tacitus in seinen Annalen aus dem

Jahre 27 n. Chr. Bei dem eine Meile von Rom entfernten Städtchen Fidenä stürzte ein zu Gladiatorenspielen schlecht improvisirtes, hölzernes Amphitheater ein und begrub gegen 50,000 Menschen unter seinen Trümmern. Ein großer Theil derselben war aus Rom dorthin geströmt und nun bewies die Hauptstadt den aufopferndsten Wohlthätigkeitssinn: „Die Häuser der Vornehmen standen (den Verunglückten) offen, Verbandzeug und Aerzte wurden allenthalben geliefert und es war an jenem Tage die Stadt, wenn sie auch ein trauriges Aussehen hatte, den Einrichtungen der Alten ähnlich, welche nach großen Schlachten die Verwundeten durch Freigebigkeit und Sorgfalt erquickten." Für den ersten Verband auf dem Schlachtfelde und für die ganze weitere Pflege der Kranken bei weiteren Entfernungen von Rom trugen wahrscheinlich bis zu den makedonisch-griechischen Kriegen die Soldaten selbst unter einander kameradschaftlich Sorge. Denn daß sie Verbandzeug bei sich führten, kann nicht geleugnet werden. Als der harte Konsul des Jahres 471 v. Chr., Appius Klaudius, die Volsker angreifen wollte, gaben die meisten seiner auf ihn erbitterten Soldaten vor, verwundet zu sein und trugen die gesunden Gliedmaßen in der Binde.

Die Verwundeten in Sicherheit zu bringen, war eine der ersten Pflichten des Feldherrn. Im Getümmel der Schlacht ließ er dieselben wenigstens hinter die Linie tragen und führen, wie z. B. bei Zama und öfter; war aber das Lager ganz in der Nähe, so bot dieses wirksameren Schutz. Aus der blutigen Schlacht bei der apulischen Stadt Luceria im Jahre 294 v. Chr. hatten die Römer ihre Gefechtuntüchtigen in das Lager geschafft. Als nun das Heer gegen Abend selbst in dasselbe zurückwich, trug die Menge der Verwundeten und das Stöhnen der Sterbenden nicht wenig dazu bei, die Mannschaft zu entmuthigen. Erhellt schon hieraus, daß die Blessirten damals noch, wie bei den Griechen, in den Zelten zerstreut lagen, so wird das Verhältniß noch deutlicher, wenn man nachliest, was nach Livius 26 Jahre früher im Kriege gegen denselben Feind, die Samniten, vorgefallen war. Damals kommandirte der Diktator Papirius Kursor, ein strenger Mann, dem seine eigenen Soldaten den Sieg mißgönnten. Sie ließen sich trotz der besten Anordnungen seinerseits schlagen und es blieb ihm nichts übrig, als zu versuchen, durch Theilnahme und Herablassung die Soldaten zu versöhnen. In Begleitung seiner Legaten besuchte er daher die Verwundeten, steckte den Kopf in die Zelte, fragte jeden nach seinem Befinden und trug die Sorge für die Einzelnen namentlich einem höheren Offizier auf. „Bei diesem schon an sich populären Verfahren," sagt Livius, „benahm er sich so gewandt, daß noch vor der Heilung der Körper die Gemüther der Soldaten sich mit ihm wieder aussöhnten und nichts besser wirkte auf das Gesundwerden, als daß jene Fürsorge dankbar angenommen ward." Keine Spur deutet also hier auf abgesonderte Lazarethzelte hin.

Die Verwundeten schutzlos zu verlassen vergrößerte die Schmach eines geschlagenen Heeres; dem siegenden Feldherrn wurde es ebenfalls nicht verziehen und hemmte ihn oft in der Verfolgung des Feindes. Ausdrücklich erwähnt dies Livius von Marcellus, dem Besieger Hannibal's bei Kanusium. Sehr gelegen kam es aber natürlich, wenn eine befreundete Stadt in der Nähe den Verwundeten eine sichere und bequeme Zufluchtsstätte gewährte. Derselbe Marcellus hatte während der Schlacht bei Nola (215) die Einwohner dieser Stadt mit der Sorge betraut, seine Blessirten in ihre Häuser zu tragen und ließ nach dem glücklichen Gefechte bei Numistro in Lukanien die Kranken unter militärischer Bedeckung hier zurück. Ebenso handelte der Konsul L. Manlius im Kriege gegen die kleinasiatischen Kelten, indem er seine Kranken in der Stadt Apamea unterbrachte, und 8 Jahre später der Prätor Fulvius Flakkus, welcher im Kriege mit den Keltiberern die Verwundeten nach Aebura schaffen ließ. Livius, dem diese Notizen entnommen sind, erwähnt auch, daß der Konsul L. Scipio im Kriege gegen den syrischen König Antiochos auf seinem Marsche durch Thrakien die Ermüdeten und Kranken in den kleinen Schlössern zurückließ, dann aber in Lysimachia auf dem Chersonnese Halt machte, um die Rekonvalescenten wieder an sich zu ziehen.

Auch die Kaiserzeit liefert manche Beispiele von besonderer Fürsorge hinsichtlich verwundeter oder kranker Krieger. Von Tiberius schreibt Vellejus Paterkulus in seiner allerdings übertreibenden Manier: „Während des ganzen pannonischen und germanischen Krieges war Niemand von uns (er war Chef einer Cavalleriebrigade) und von den im Range über oder unter uns Stehenden krank, dessen Wohlfahrt und Gesundheit nicht so durch die Sorgfalt Cäsars gefördert wurde, als ob sein von der Wucht so großer Arbeiten in Anspruch genommener Geist nur diesem einen Geschäfte obläge. Für diejenigen, welche es wünschten, stand ein bespannter Wagen bereit; seine Sänfte wurde zum allgemeinen Gebrauche freigegeben, was sich Andere und ich selbst zu Nutzen machten. Außerdem leisteten Aerzte, ferner besonders zubereitete Speisen und die bloß zu diesem Zwecke eingeführte Vorrichtung zum warmen Bade Jedermanns Gesundheit Beistand. Nur das Haus und die Familienglieder fehlten, sonst nichts, was von ihnen geleistet oder geheischt werden konnte."

Auch Tacitus erwähnt es von Germanikus, daß er nach dem mit großen Verlusten verbundenen deutschen Feldzuge im Jahre 15 n. Chr. die Verwundeten besuchte, die Thaten der Einzelnen lobte, die Wunden besichtigte und Alle durch Zuspruch zu ermuthigen suchte. Ebenso rühmt Plinius vom Kaiser Trajan, er habe immer die Zelte der Verwundeten und Kranken eher betreten, als sein eigenes, und dasselbe that auch Hadrian, wenn wir seinem Biographen Spartianus Glauben schenken. Noch sorgsamer kümmerte sich um die Pflege seiner Krieger der milde Alexander Severus, über den

Lampridius berichtet: „Die kranken Soldaten besuchte er selbst in ihren Zelten, auch die gemeinsten, ließ sie in Wagen fahren und unterstützte sie mit allem Nöthigen. Und wenn sie vielleicht schwerer darnieder lagen, so pflegte er sie in den Städten und auf dem Lande an Familienväter und ehrsame Frauen zu vertheilen, indem er die Unkosten, welche sie verursachten, zurückerstattete, mochten sie nun wieder gesund werden oder sterben."

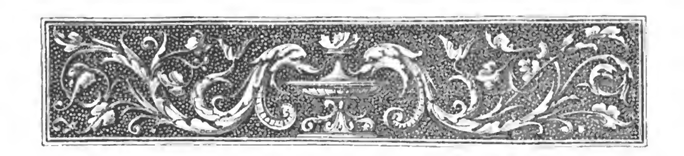
Es klingt dies beinahe so, als ob zu jener Zeit immer noch an kunstgerechter Behandlung der Soldaten Mangel gewesen wäre. Aber seit Beginn der Kaiserzeit war in dieser Beziehung mancher Schritt zum Besseren gethan worden. Daß bereits gegen das Ende der Republik den Soldaten im Felde Aerzte zur Seite standen, kann für ausgemacht gelten, wenn auch dieselben beim Fehlen eines stehenden Heeres nicht als wirkliche Militärärzte bezeichnet werden können. Es ist nämlich eine Stelle in Cicero's tuskulanischen Untersuchungen vorhanden, die klar darauf hindeutet, daß sich der verwundete Soldat auf die Hilfe des Arztes verließ. Sie lautet: „Warum ist ein so großer Unterschied zwischen einem neuen und einem alten Heere, wie wir selbst erfahren haben? Das Alter der Rekruten ist meistentheils vorzüglicher; aber erst die Gewohnheit lehrt, Strapazen zu ertragen, Wunden zu verachten. Wir sehen ja oft, wie Verwundete aus dem Treffen getragen werden und wie dann jener Neuling und Ungeübte über einen leichten Stich die schimpflichsten Wehklagen ausstößt, während dagegen der geschulte und alte und deshalb tapfere Soldat sich nur nach dem Arzt umsieht, damit derselbe ihn verbinde." Die Offiziere führten wol meistens unter ihren Sklaven einen in der Heilkunde erfahrenen mit sich. Der Pompejaner Domitius Ahenobarbus, der sich beim Ausbruch des zweiten Bürgerkrieges in das feste Korfinium geworfen hatte, aber von Pompejus im Stiche gelassen wurde, verzweifelte an seiner Rettung und befahl seinem Arzte, der zugleich sein Sklave war, ihm Gift zu reichen. Dieser bereitete nur ein Schlafmittel, was sein Herr nicht zu bedauern hatte, da er vom Sieger großmüthig begnadigt wurde. Ebenso hatte Kato in Utika seinen Arzt, den Freigelassenen Kleanthes, bei sich und Pansa vor Mutina den Arzt Glaukon.

Augustus stellte für jede Legion mehrere Aerzte an, bei den Prätorianern sogar für jede Kohorte vier. Dabei muß man bedenken, daß jeder Arzt damals mehrere Unterärzte und Gehilfen, die seine eigenen Sklaven oder Freigelassenen waren, um sich hatte. Die Militärärzte, die von dieser Zeit an sehr häufig auf Grabinschriften vorkommen, theilten die Privilegien ihrer Kollegen im Civildienst, indem sie von allen Lasten und öffentlichen Dienstleistungen frei waren; doch waren sie vollständig ihren militärischen Abtheilungen einverleibt und trugen deshalb auch die Rüstung. Für besondere Verdienste in ihrem Berufe wurde ihnen oft Verdoppelung der Gage zu Theil, wie manche Inschriften

besagen. Ueberhaupt griffen in Bezug auf die Armeeverpflegung immer humanere Ansichten Platz, wie denn der Militärschriftsteller Vegetius treffend schreibt: „Der Soldat, den man frieren läßt, kann nicht gesund sein und ist daher zu Feldzügen unbrauchbar. Das Wasser, welches er trinken soll, darf nicht faul sein oder sonst schädliche Eigenschaften haben. Schlechtes Wasser ist Gift und bewirkt faules Fieber bei dem Trinker. Sobald es Kranke dieser Art im Lager giebt, müssen Hauptleute, Oberste und besonders der Oberbefehlshaber, der es am meisten zu thun vermag, darauf sehen, daß dieselben mit dienlichen Speisen versehen werden und den Beistand eines Arztes erhalten. Es ist traurig, wenn der Soldat mit dem Ungemach des Krieges und der Krankheit zugleich kämpfen soll." Zu den Fortschritten in diesem Punkte gehört vor Allem das Vorhandensein eines Feldlazarethes in dem römischen Lager. Erwähnt wird dasselbe zuerst von Hyginus, der zu Ende des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung ein Schriftchen über die Lagerabsteckekunst geschrieben hat (zu seiner Zeit hatte auch bereits jedes größere Landgut seine besondere Krankenstube). Freilich giebt es in seinem auf drei Legionen berechneten Lager nur ein Lazarethzelt (valetudinarium). Nach Vegetius stand es sammt den Feldärzten unter der Inspektion des Lagerchefs oder Platzkommandanten. Auch ein besonderer Aufseher (optio) des Krankenzeltes mit Gehilfen wird genannt.

Sehr interessant sind endlich einige Vorschriften, welche der zu Ende des 9. Jahrhunderts regierende byzantinische Kaiser Leo, der Weise, in seiner Taktik hinsichtlich der Fürsorge für die Verwundeten gegeben hat. Er wollte nämlich — und sicher hat auch die Ausführung stattgefunden, da sich dieselben Bestimmungen schon in einer aus früherer Zeit, vielleicht vom Kaiser Mauritius (im 6. Jahrhundert) stammenden Anleitung zur Kriegskunst finden — daß hinter jeder Abtheilung des Heeres in einer Entfernung von etwa hundert Fuß acht bis zehn unbewaffnete, hurtige und muthige Männer folgen sollten, um die Verwundeten oder vom Pferde Gestürzten aufzuheben und in Sicherheit zu bringen, damit sie nicht von der Reserve niedergetreten würden oder aus Geringschätzung ihrer Verletzungen umkämen. Sie erhielten außer ihrem Solde noch für jeden Geretteten eine Geldbelohnung aus dem kaiserlichen Schatze. Jeder Mann dieser Sanitätskompagnie sollte aber auch mit zwei Leiterchen ausgestattet sein, vermittelst welcher er selbst auf der hinteren, der Verwundete auf der vorderen Seite des Pferdes aufsteigen könnte! Endlich führte er auch eine Flasche mit Wasser bei sich, „weil die Verwundeten oft in Ohnmacht fallen."





XVI.

Die Todtenbestattung.

Je weniger den Hellenen das Sterben als ein Gewinn erschien, je dunklere Schatten bei ihnen der Gedanke an das nächtliche Grauen der Unterwelt auf die Heiterkeit des Lebensgenusses zu werfen pflegte, mit desto mehr Mitleid, Gewissenhaftigkeit und frommer Pietät waren die Ueberlebenden bemüht, ihren Entschlafenen Zeichen der Liebe und Verehrung zu widmen. Diese Sorge wurde noch durch die auch vom christlichen Aberglauben adoptirte Vorstellung gesteigert, daß die Seele des nicht bestatteten Leichnams ruhelos und unstet umherirren müßte. Elpenor, der im Weinrausche vom Dache der Zauberin Kirke gestürzte Ithakesier, bittet seinen Fürsten Odysseus:

> „Laßt nicht unbeweint und unbegraben mich liegen,
> Wenn Du scheidest, damit Dich die Rache der Götter nicht treffe!"

Und der göttliche Zorn mit welchem er droht ist ein doppelter.

Die oberen Götter wurden durch den Anblick des Todten entweiht, sowie überhaupt durch dessen Nähe auch alles Irdische verunreinigt ward; die unteren dagegen beleidigte man, indem man ihnen das Gebührende vorenthielt. Darum warnt auch der Seher Teiresias den Fürsten Kreon:

> „Hier oben, weil Du unbestattet, ungeweiht,
> Den Todesgöttern vorenthältst den todten Leib,
> An dem ein Theil Dir weder noch den oberen
> Gottheiten zukommt (ihnen zwingst Du diesen auf):
> Drum lauern unheilsinnend und verderbenschwer
> Des Hades und der Götter Straferinnyen,
> Verstricken bald in gleiches Ungemach Dich selbst."

Deshalb ist auch der Tod in den Wellen ein so großes Unglück und

Odysseus bedauert es, als sein Floß vom grimmen Poseidon zertrümmert worden war, daß es ihm nicht beschieden gewesen, vor Troja in der Feldschlacht zu sterben:

> „Wär' ich doch auch gestorben und hätte die traurige Laufbahn
> An dem Tage vollendet, als mich im Getümmel der Troer
> Eherne Lanzen umschwirrten um unsern erschlagnen Achilleus.
> Dann wär' ich rühmlich bestattet, dann sängen mein Lob die Achäer."

Um die Manen wenigstens durch eine fromme Fiktion zu sühnen, errichtete man bekanntlich in diesem Falle und wenn die Gebeine des Todten nicht aufgefunden werden konnten, ein leeres Grabmal (Kenotaphion).

Ein ehrliches Begräbniß gehörte in allen Zeiten zu Jedermanns Lieblingswünschen. In rührender Einfachheit spricht sich dies in Homer's Worten aus:

> — — — „Ich tadle freilich mit nichten,
> Daß man den Todten beweine, der sein Verhängniß erfüllt hat.
> Ist doch dieses allein der armen Sterblichen Ehre,
> Daß man scheere sein Haar und die Wange mit Thränen benetze,"

und noch bestimmter erkennen wir dieselbe Ansicht in der Antwort, welche der Platonische Hippias dem Sokrates giebt: „Ich behaupte, daß es immer und allenthalben nichts Schöneres giebt für einen Mann, der reich und gesund ist, von den Hellenen geehrt wird und in das Greisenalter bereits eintrat, als daß er, nachdem er seine verstorbenen Eltern wohl bestattet hat, von seinen eigenen Nachkommen schön und feierlich begraben wird." Natürlich heischte es die Pietät zunächst von den Kindern, die Ansprüche ihrer Eltern auf Erlangung der Bestattungsgebräuche zu befriedigen; ja, ein Solonisches Gesetz sprach selbst die Kinder der unwürdigsten Leute von dieser Verpflichtung nicht frei, und wenn bei den Rednern Beispiele von Vernachlässigung derselben vorkommen, so werden sie eben nur als Zeichen der Verworfenheit angeführt. Dem Zeugnisse Aelian's zufolge hätte ein attisches Gesetz geboten, überhaupt jeden Leichnam, auf den man zufällig stieß, wenigstens mit Erde zu bedecken. Wie die Familienglieder, so hafteten auch die Kriegskameraden untereinander für den gegenseitigen Liebesdienst der Bestattung und wenn eine Schlacht geschlagen worden war, so baten regelmäßig die vom Schlachtfelde Verdrängten um einen Waffenstillstand, nur um ihre Todten holen und begraben zu können; bloß in Fällen besonderer Erbitterung und aus besonderen Ursachen, wie im zweiten heiligen Krieg gegen die tempelräuberischen und darum dem göttlichen Banne verfallenen Phoker, wagten es die Sieger, das Begräbniß zu verhindern. Waren aber die Besiegten nicht selbst im Stande, ihre Pflicht gegen die Landsleute zu erfüllen, so lag es den Siegern ob, die Feinde unter die Erde zu bringen. Euripides

bezeichnet das Begraben der feindlichen Leichen geradezu als hellenisches Gesetz, indem er in seinen „Schutzflehenden“ Theseus sagen läßt:

„Die Leichen aber der Gefall'nen man begrab',
Verlang' ich, wahrend alles Griechenvolks Gebrauch.“

Pausanias zählt es unter die schimpflichen Handlungen Lysander's, daß er nach der Schlacht am Ziegenflusse die viertausend getödteten Gefangenen nicht von seinen Soldaten bestatten ließ. Erwies diese Wohlthat doch sogar Orestes dem Mörder seines Vaters, Aegisthos!

Wenn der Tod die Glieder eines Sterbenden gelöst hatte, so begann man, wie bei uns, die zu beobachtenden Förmlichkeiten damit, daß man durch Schließen des Mundes und Zudrücken der Augen dem Antlitz einen friedlichen Ausdruck zu geben suchte. Bitter beklagt sich der Schatten Agamemnon's gegen Odysseus, daß ihm seine Mörderin Klytämnestra nicht einmal diesen letzten Dienst im Sterben erwiesen habe. Frohlockend ruft dagegen der Fürst von Ithaka einem im Kampfgewühl getroffenen Feinde zu:

„Wehe Dir! Nicht Dein Vater und Deine liebende Mutter
Drücken die Augen Dir zu, dem Sterbenden, sondern des Raubes
Vögel zerhacken Dich bald, mit den Fittigen froh Dich umflatternd.“

Auch an dem sterbenden Sokrates beeilt sich Kriton den gewöhnlichen Brauch zu erfüllen. Dagegen scheint das Verhüllen des Gesichts nicht, wie Manche annehmen, nach erfolgtem Hinscheiden stattgefunden zu haben, sondern die Sterbenden pflegten selbst im letzten Kampfe ihre Gesichtszüge zu verbergen. Wenigstens thuen dies Sokrates bei Platon und der ältere Kyros bei Xenophon, und den edeln Hippolytos läßt Euripides seinem Vater Theseus im letzten Augenblicke zurufen:

„Ich hielt, o Vater, muthig aus und sterbe nun.
Geschwind, verhülle mein Gesicht mit dem Gewand!“

Als in späterer Zeit die Vorstellung von dem unterirdischen Fährmann Charon, der die abgeschiedenen Seelen über den dunkeln Acheron zu bringen hatte, auftauchte, da entstand auch die Sitte, den Todten einen Fergenlohn mitzugeben für den grämlichen Alten. Dieser zuerst in den „Fröschen“ des Aristophanes (wo ihn Dionysos und sein Knecht zahlen müssen) erwähnte Obolos wurde dem Leichnam in den Mund gesteckt und man hat bereits in vielen Gräbern diese Münze noch im Schädel gefunden. Warum legte man aber, wird Mancher fragen, dieses Reisegeld dem Todten nicht lieber in die Hand? Weil sonderbarerweise wenigstens der gemeine Mann auch im alltäglichen Leben das Geld in der Wangenhöhle zu führen pflegte! Aristophanes liefert uns hierzu drei Beweise; in der „Frauenherrschaft“ sagt ein Bürger:

„— — — — Ja, wahrlich schlecht
Bekam mir diese Münze. Trauben hatt' ich feil
Und eilte heim, mit Kupfermünzen voll den Mund."

In den „Wespen" erzählt Philokleon:

„Ich komme nach Haus, heimbringend den Sold; sogleich umringen mich Alle
Und begrüßen mich froh, denn ich bringe ja Geld. Dann wischt vor Allem den Staub mir
Mein Töchterchen ab und salbt mir die Füß' und beugt sich über und küßt mich
Und lispelt: Papa! und angelt heraus mit der Zunge mir alle drei Groschen."

Endlich wird auch in den „Vögeln" erzählt, wie Einer, der sich auf dem Boden wälzte, dabei einen Obolos hinunterschluckte. Für noch spätere Zeit bezeugt diese Sorte von Portemonnaies Theophrast, indem er einen Wucherer schildert, der seine Zinsen von den Kleinhändlern und Hökern in den Mund sammle!

Da durch die Leiche das Haus mit allen Bewohnern verunreinigt wurde, stellte man ein irdenes Gefäß mit Weihwasser, das aber aus einem anderen Hause geholt werden mußte, vor die Hausthür und die Herausgehenden besprengten sich damit, um in Verkehr mit anderen Leuten bleiben zu können.

Die nächste Sorge wandte sich wieder dem Todten selbst zu. Er mußte gewaschen und mit Oel gesalbt werden. In der Iliade gießt Thetis dem Patroklos

„— — — — Ambrosiasaft in die Nase
Und rothfunkelnden Nektar, den Leib unversehrt zu erhalten."

Streift diese Stelle schon nahe an die ägyptische Sitte des Einbalsamirens, so giebt es doch sonst keine Spur von letzterem, man müßte denn dafür gelten lassen wollen, daß die Spartaner ihre Könige, sobald sie im Ausland starben, in Honig oder flüssiges Wachs legten und so zum feierlichen Begräbniß in der Heimat aufsparten. In dem griechischen Heere vor Troja werden die Leichen des Achilleus und Patroklos von den Freunden besorgt, die des Hektor dagegen von Dienerinnen. In Attika unterzogen sich aber dem Baden, Salben und Ankleiden die nächst verwandten Frauen und sowie in den „Phönikerinnen" des Euripides Antigone den Kreon bittet, ihr nur zu gestatten, den Leib ihres Bruders Eteokles zu baden, so wäscht sich Sokrates, bevor er den Giftbecher trinkt, damit er den Weibern die Mühe erspare.

Daß das den ganzen Körper mit Ausnahme des Hauptes einhüllende Leichengewand gewöhnlich von weißer Farbe war, beweist eine Stelle des Traumtheoretikers Artemidoros, welche lautet: „Wenn einem Kranken träumt, daß er weiße Kleider trage, so bedeutet dies den Tod für ihn, weil die Gestorbenen in weißen Kleidern bestattet werden; das schwarze Gewand dagegen zeigt Rettung an, weil nicht die Todten, sondern die um sie Trauernden solche Kleidung tragen." Wenn man dagegen aus einer Erzählung Lukian's

von der Furchtlosigkeit des Demokritos, den einst junge Leute in schwarzen Gewändern und Todtenmasken hätten erschrecken wollen, geschlossen hat, daß die Farbe der Leichenkleider auch bisweilen schwarz gewesen sei, so vergißt man, daß es sich bei jenem Muthwillen um Darstellung eines unterweltlichen Gespensterspuks handelte, der natürlich dem finsteren Erebos gleichen mußte und dem Todesgotte selbst, dem von Aeschylos und Euripides schwarze Fittige und schwarzes Gewand beigelegt werden. Auch bei uns ist ja die Farbe des Todes und der Trauer schwarz, ohne daß wir die Todten schwarz einschleiern. Die schwarze Farbe hätte auch nicht zu dem Blumenkranze gepaßt, mit welchem man dem Todten das Haupt zu schmücken pflegte. So sagt in der „Frauenherrschaft" Blepyros zu seinem Weibe, das in der Frühe seinen Mantel mitgenommen hatte, um zur Volksversammlung zu gehen:

„Und ließest nackt mich liegen, einer Leiche gleich,
An nichts gebrach mir's, als an Kranz und Salbenkrug."

Namentlich bei zu frühzeitigen Todesfällen ließ man es an allerlei Blumen nicht fehlen, wie denn in der Briefsammlung des Alkiphron eine Hetäre, unmuthig über ihren kargen Geliebten, schreibt: „Ich Unglückliche habe einen Klagesänger, keinen Geliebten. Kränzchen und Rosen schickt er mir, wie zum Begräbniß einer Jungfrau." Bei dem Leichenzuge Philopömen's konnte man, wie Plutarch hervorhebt, vor Kränzen und Bändern kaum die Todtenurne erblicken. Die Spartaner hüllten ihre Todten in das purpurrothe Kriegskleid und schmückten sie mit Oelblättern. Die Pythagoreer ließen sich in Myrten-, Oliven- und Schwarzpappelblätter einbetten.

Den geschmückten Körper legte man auf ein mit Wohlgemuth und Weinreben bestreutes Paradebett und stellte dasselbe gewöhnlich in die Hausflur oder überhaupt im Binnenhofe der geöffneten Thür zunächst und zwar so, daß die Füße nach der Straße zu lagen. Diese „Ausstellung" fand schon im Homerischen Zeitalter statt; denn der zürnende Achilleus sagt in Bezug auf Patroklos zu Agamemnon:

„Mir soll wenigstens nichts zuvor die Kehle durchgleiten,
Weder Getränk noch Speise, da todt mein Freund mir dahinsank,
Welcher mir im Gezelte, zerfleischt von der Schärfe des Erzes,
Liegt, nach der Thüre gekehrt."

Neben das Bett stellte man bemalte Thongefäße aller Art, besonders Salbfläschchen, die von Verwandten und Freunden als Mitgabe in's Grab gespendet zu werden pflegten. In der „Frauenherrschaft" wird der der beste Maler genannt, welcher den Todten Salbgefäße malt, und auf der schönen apulischen Archemorosvase erblickt man drei Personen, die solche irdene Ehrengeschenke, theilweise mit Bändern geziert, herbeitragen. Alle diese bei der Ausstellung

beobachteten Gebräuche faßt am besten eine andere Stelle der eben genannten Komödie zusammen, an welcher der Jüngling zur alten Frau sagt:

„Bestreue denn Dein Lager erst mit Wohlgemuth,
Vier Rebenschosse brich und lege sie darauf,
Bebänd're Dich, die Salbgefäße stell' hinzu,
Die Wasserschale setze vor die Thüre hin —"

worauf die Erwiderung folgt:

„Gut, und Du kaufst mir dann noch einen Kranz dazu!"

Daß es in Athen Leute gab, die mit Allem, was zum Leichenbegängniß erforderlich war, Handel trieben, erkennt man aus einer Stelle Seneka's, wo erzählt wird, der attische Redner Demades habe, als Kläger gegen einen solchen Mann, die Verurtheilung durchgesetzt bloß auf den Nachweis hin, daß sich der Arme zu laut „recht viel Gewinn" gewünscht hatte!

Die Ausstellung war eine so unerläßliche Vorläuferin des Begräbnisses, daß auch die Leichen der im Gefängnisse Hingerichteten davon nicht ausgenommen wurden — die dreißig Tyrannen, welche den Bruder des Redners Lysias hatten tödten lassen, mietheten einen Schuppen zu diesem Zwecke — und daß man die Sitte selbst auf die Gebeine der auswärts Gestorbenen ausdehnte. Namentlich geschah letzteres mit den im Kriege gefallenen Athenern, die auf öffentliche Kosten bestattet wurden und deren Aschenkrügen sogar drei Tage vor dem Leichenbegängnisse eine Ausstellung in einem großen Zelte bereitet ward, wobei es den Angehörigen überlassen blieb, für den übrigen Schmuck zu sorgen. Schon aus den zuletzt erwähnten Fällen läßt sich schließen, daß bei dem Gebrauche weder das vom Grammatiker Pollux aufgestellte Motiv, man habe durch die Ausstellung den natürlichen Tod des Entschlafenen konstatiren wollen, noch Platon's modern klingender Grund, man müsse so über das Nichtvorhandensein des Scheintodes in's Reine kommen, ursprünglich obgewaltet hat. Es war überhaupt gar keine polizeiliche Maßregel, sondern ein den Todten durch äußere Anerkennung seines Werthes ehrender, zugleich den Abschied der Familie von ihm einschließender Gebrauch. Es versammelten sich nämlich am Tage der Ausstellung alle Angehörigen und Freunde des Todten im Trauerhause. Daß zu diesem Zwecke auch Einladungen ergingen, erkennt man aus Theophrast, der vom Zerstreuten sagt: „Wenn ihm Einer meldet, daß einer seiner Freunde gestorben ist, damit er sich dort einstelle, so ist er im Stande, mit betrübter Miene und unter Thränen zu sagen: Nun, Glück auf!" Solon hatte die Grausamkeit dem allzugroßen Zudrange des schönen Geschlechts dabei zu wehren, indem er die Bestimmung traf, daß ohne Rücksicht auf das Alter die Damen nur bis zum fünften Verwandtschaftsgrade d. h. bis zu den Töchtern der Geschwisterkinder sich an der Ausstellung und der

Bestattung betheiligen dürften, außerdem aber nur solche, die das sechzigste Jahr bereits überschritten hatten! Freilich scheinen aber auch, wie aus der Rede des Lysias über den Mord des Eratosthenes und aus der Andria des Terenz hervorgeht, die Begräbnisse nicht selten zu Hochzeiten und unerlaubten Bekanntschaften geführt zu haben! Die am Paradebette erfolgende Todtenklage war nach den Homerischen Schilderungen in alter Zeit eine Szene der wildesten Leidenschaftlichkeit. Unter lautem Jammern streute man sich Asche und Staub auf das Haupt und wälzte sich wol gar am Boden. Die Weiber besonders rauften ihre Haare, zerfleischten sich Brust, Hals und Gesicht. Man fastete und schor sich endlich das Hauptthaar, um es auf die Leiche zu werfen:

„— — —Mitten trug der Freunde Schaar den Patroklos;
Ueberstreut war ganz mit geschorenen Locken der Leichnam."

Und versäumte man das Haaropfer bei dieser Gelegenheit, so pflegte man beim Todtenopfer am Grabe die Spende darzubringen. So sagt z. B. Elektra zu Chrysothemis bei Sophokles:

„— — Laß dies Opfer sein und schneide Dir
Vom Haupt der Ringellocken zarte Spitzen ab
Und mir, der Armen; wenig zwar, doch Alles, was
Ich habe, bring' ihm dieses kunstlos schlichte Haar."

Noch der Kaiser Karakalla äffte dem Achilleus in Troas nach, indem er bei seinen dortigen Aufenthalte einen Lieblingsfreigelassenen, als seinen Patroklos, begrub und dabei auch auf seinen kahlen Scheitel griff, um einige Härchen abzuschneiden! In der späteren Zeit unterließ man wol das Darbringen des Haarschmuckes, schor sich aber dennoch zum Zeichen der Trauer die Haare sehr tief ab, was ebenso häufig bezeugt wird, als die Anlegung der schwarzen Trauerkleider, die schon die silberfüßige Thetis ihres Sohnes wegen bei Homer trägt. Von einer Menge ihre Ansprüche geltend machender Erben sagt der Redner Isäos: „Wer schor sich nicht das Haar, als die zwei Talente sich versechsfacht hatten? Wer trug nicht ein schwarzes Oberkleid, als werde er um der Trauer willen Miterbe des Vermögens werden?" Nach der Schlacht bei den Arginusen stellte Theramenes und seine Partei, wie Xenophon erzählt, in Athen Leute an, die, in schwarzen Gewändern und mit abgeschnittenem Haar die Volksversammlung besuchend, für Verwandte der Gefallenen gelten sollten. Ja, nach dem Tode des Pelopidas schnitten die Thessaler auch ihren Pferden die Mähnen ab und dasselbe hatte vorher die persische Reiterei bei Platää nach dem Falle des Masistios gethan. Alexander, der Große, endlich begnügte sich auch damit nicht, als sein Jugendfreund Hephästion gestorben war, sondern ließ sogar die Zinnen von Ekbatana schleifen!

Außer den heftigen Ausbrüchen des Schmerzes findet man aber auch, daß

die Klage der Anwesenden in einer geordneten Weise vor sich ging. Um Hektor's Leichnam stimmten Sänger ein Trauerlied an, begleitet von den Seufzern der Frauen. Dann nimmt die edle Andromache das theure Haupt in die Hände und spricht einen wehmüthigen Nachruf, dem wieder das Jammern der Frauen antwortet; hierauf folgt die unglückliche Mutter Hekabe und endlich die dem nachsichtigen Schwager besonders dankbare Helena. Nach Plutarch und Cicero soll sich Solon bestrebt haben, die unnatürlichen und übertriebenen Aeußerungen des Schmerzes, besonders das Sichblutigkratzen, das Zetern und Sichschlagen abzuschaffen. Der katanäische Gesetzgeber Charondas wollte sogar das Weinen und Klagen um die Verstorbenen ganz untersagen. Die Mitte zwischen den Extremen hält Platon, indem er meint, es schicke sich das Eine so wenig, wie das Andere, ob man befehlen wollte, einen Todten zu beweinen oder nicht; wohl aber könnte man alle lauten Aeußerungen des Schmerzes untersagen, die aus dem Hause in die Oeffentlichkeit drängen. Die Anordnungen Solon's scheinen aber im Ganzen wenig gefruchtet zu haben. Wenigstens finden wir in der satirischen Schilderung Lukian's noch dasselbe Uebermaß der Schmerzausbrüche, wie im Homerischen Zeitalter, und merkwürdiger Weise entspricht auch die eigentliche Todtenklage noch ganz der alten Sitte. Die Blutsverwandten treten an die Bahre und halten Anreden an den Todten. „Dann," sagt er, „schreien die Thoren und haben einen der Klageweisen Kundigen holen lassen, den sie als Gehilfen und Chorführer bei ihrem Unsinne benutzen, indem sie, so oft jener anhebt, zu dem Liede jammern."

Die Ausstellung fand regelmäßig am zweiten Tage statt; es konnte sogar ein schwerer Vorwurf daraus erwachsen, daß man dieselbe verzögerte. Im heroischen Zeitalter währte sie mehrere Tage; denn Hektor lag neun, Achilleus sogar siebenzehn Tage auf dem Paradebett und die Etikette siegte also dort über die religiöse Forderung eines schnellen Begräbnisses. Daß Solon auch hier reformirend eingriff, erhellt aus dem bei Demosthenes erhaltenen Fragmente seiner Leichenordnung, wo es heißt: „Man soll den Gestorbenen begraben am Tage nach seiner Ausstellung, vor Sonnenaufgang." Auch Platon nimmt den dritten Tag für das Leichenbegängniß an und einen klaren Beweis, daß es überhaupt in Athen gewöhnlich nicht anders gehalten wurde, giebt eine Stelle des Redners Antiphon, welche lautet: „Am ersten Tag, wo der Knabe starb und am folgenden, wo er ausgestellt war, hatten diese Leute keine Lust mich zu beschuldigen und mir in dieser Angelegenheit ein Unrecht zuzufügen, sondern sie waren mit mir zusammen und unterhielten sich mit mir; am dritten Tag aber, an welchem der Knabe begraben wurde" u. s. w.

Wie während der Aufbettung die Strahlen der Sonne den Leichnam nicht treffen durften (auf der Archemorosvase wird deshalb von einer weiblichen Gestalt ein Sonnenschirm über den Todten gehalten), so rührt auch das

Solonische, von Platon wiederholte Gebot, das Begräbniß vor Sonnenaufgang zu veranstalten, von dem Glauben her, daß Apollon von allen Göttern am direktesten durch die Berührung mit dem Tode verunreinigt werde, weshalb ihn auch Euripides in seiner Alkestis von des Admetos Hause mit den Worten scheiden läßt:

„Doch ich verlasse dieses Haus, dies traute Dach,
Daß nichts in seinen Hallen mich entheilige;
Denn nahe seh' ich hier bereits den Todesgott."

Jedoch wählte man wiederum nicht die Nacht selbst zum Begraben, da man nur Selbstmörder und Verbrecher im Dunkel aus der Stadt zu schaffen pflegte. Deshalb prophezeit Kassandra dem Agamemnon:

„Nachts und nicht am Tag', als Schelmen wird man Dich begraben einst!"

In alter Zeit schlachtete man vor dem Begräbniß Sühnopfer, was aber zu Platon's Zeit schon längst nicht mehr geschah. Das zugleich als Bahre dienende Paradebette wurde von den Dienern des Hauses oder von Freigelassenen getragen: denn Euripides läßt den Admet von Alkestis sprechen:

„Die Todte hat nun Alles und hoch tragen sie
Zum Scheiterhaufen und zum Grab die Diener schon."

Die Angehörigen selbst werden nirgends als Träger genannt; wohl aber wollte Platon, daß bei der Bestattung eines Priesters 100 Epheben, je nach Auswahl der Verwandten des Todten, diesen Dienst übernehmen sollten. Dies geschah in ähnlicher Weise bei Timoleon's Tod, den syrakusanische Jünglinge, durch das Loos bestimmt, hinaustrugen. Dem stoischen Weisen Demonax, einem Freund Lukian's, wurde diese Ehre von seinen Kollegen erwiesen. Die Cypressensärge der im Kriege gefallenen Athener dagegen fuhr man auf Wagen aus der Stadt. Aus späterer Zeit finden sich auch gemiethete Leichenträger erwähnt. Klageweiber und Flötenspieler scheinen auch beim Leichenzuge gewesen zu sein, der, wieder aus sittenpolizeilicher Rücksicht, so geordnet war, daß die Männer der Bahre vorausgingen, während die Weiber derselben folgten. War der Verstorbene durch Mörderhand umgekommen, so wurde dem Todten eine Lanze, das Zeichen der Blutrache, vorgetragen und am Grabmal sprach der nächste Verwandte den Bann über den Mörder aus, worauf die Lanze in die Erde gesteckt und die Stätte drei Tage lang bewacht wurde. So läßt wenigstens Demosthenes den Brauch von dem Kollegium der Exegeten, an das man sich in zweifelhaften religiösen Fällen mit der Bitte um Auskunft wendete, dem Kläger gegen Euergos und Mnesibulos angegeben werden.

War man auf dem zur Bestattung bestimmten Platze angelangt, so wurde

der Todte in der Homerischen Zeit auf einem Holzstoße verbrannt. „Rastlos loderten Todtenfeuer in Menge," als Apollon von silbernem Bogen seine verderblichen Pfeile gegen das Lager der Achäer schwirren ließ. Nach größeren Gefechten beeilten sich von beiden Heeren die Männer, theils die Leichen zu holen, theils Holz aus den Wäldern; „denn," sagt der Dichter, „nicht sei man unwillfährig gegen Todte, ihnen die Ehre des Feuers zu gönnen." Auch der Schatten Elpenor's, jenes jungen Gefährten von Odysseus, bittet diesen in der Unterwelt, seinen Leichnam sammt den Waffen zu verbrennen. Der mächtige Scheiterhaufen (hundert Fuß ins Geviert maß der des Achilleus) empfing außer dem Körper die Waffen, Rosse und Hunde des Todten, aber auch Gefangene und die Leiber, besonders das Fett der geopferten Thiere nebst Krügen voll Honig und Oel. Solange dann die Flamme emporschlug, sprengte ein Freund Wein in dieselbe, immer dabei dem Verstorbenen Grüße zurufend, während die Gefährten in vollem Waffenschmuck sich um die Brandstätte tummelten, und zuletzt löschten Alle „den glimmenden Schutt mit röthlichem Weine". Sodann schritt man zum Sammeln der Gebeine, welche mit Wein und Balsam benetzt und dann in einer Urne oder kostbaren Kiste in schützendes Talg eingebettet wurden. Endlich senkte man dieses Gefäß in eine Gruft, die mit großen Steinen geschlossen ward, und schüttete darüber einen hohen Erdhügel auf, den man auch dann nicht versäumte zu errichten, wenn, wie nach den großen Zweikämpfen im siebenten Buche des Ilias, die Urnen gar nicht beigesetzt, sondern zum Mitnehmen in die Heimat aufbewahrt wurden. Eine Säule, groß genug, um sich dahinter zu verbergen, bezeichnete den Erdaufwurf als Grab und ein darauf angebrachtes Emblem, z. B. das Ruder auf dem Elpenor's, des Verstorbenen Beruf im Leben.

Die lange streitige Frage, ob in der historischen Zeit die Leichname beerdigt oder verbrannt worden seien, ist neuerdings mit Recht dahin entschieden worden, daß beide Bestattungsarten neben einander in Gebrauch gewesen sind. Die Einführung der uralten Sitte des Begrabens wird von den Athenern selbst bis auf Kekrops zurückdatirt und als zu Kimon's Zeit auf der Insel Skyros nach den Gebeinen des Theseus gesucht wurde, zweifelte man ebensowenig an der Identität des aufgefundenen und nach Athen geschafften riesigen Skeletts als hundert Jahr früher in Sparta, da in Tegea der sieben Ellen lange Sarg des Orestes nach des Orakels Wunsch entdeckt worden war! So bewies ja auch schon Solon den über den Streit der Athener und Megarenser um den Besitz der Insel Salamis richtenden Lakedämoniern dadurch die Rechtmäßigkeit der athenischen Ansprüche, daß er alle Gräber öffnen hieß und zeigte, wie die Salaminier nach Sitte der Athener ihre Todten nach Westen schauen ließen. In Sparta und überhaupt in den dorischen Staaten scheint die Sitte des Begrabens allein üblich gewesen zu sein und daher kam es wol auch,

daß die im Auslande gestorbenen spartanischen Könige nicht verbrannt und in der Urne nach Hause geschafft, sondern in Honig gelegt wurden. Aber auch in Großgriechenland und auf Sicilien muß nach dem Befunde der Gräber das Begraben vorherrschend gewesen sein. Für Athen läßt sich annehmen, daß der gemeine Mann den wohlfeileren Sarg der Urne vorzog. Darauf deutet schon das Sprichwort hin: „Einen Fuß im Sarge haben" und Aristophanes läßt die Lysistrata zum Rathsherrn sagen:

„Was kommt Dir in Sinn, was stirbst Du nicht gleich?
Dein Platz ist bereit, kauf' immer den Sarg!"

ebenso wie in den „Wespen" Bdelykleon seinem Vater vorwirft, er habe sich in einen hübschen „Sarg" verliebt. Auch Pherekrates, ein anderer Dichter der älteren Komödie, schreibt in einem Fragmente: „Wahrhaftig, Du wirst Dich selbst glücklich preisen, wenn Dich diese begraben werden," worauf die Antwort erfolgt: „Behüte! ich werde es diesen vorher anthun und sie sollen mich glücklich preisen; aber woher werde ich doch so viel Särge nehmen?" Manchmal mag auch die Scheu, den Körper einer geliebten Person der zerstörenden Flamme zu überliefern, den Ausschlag gegeben haben. Nach dem Zeugniß des älteren Plinius sind besonders Kinder, die noch nicht gezahnt hatten, niemals verbrannt worden. Sonst spricht man in der besten Zeit Athens von der Art des Begräbnisses, wie von einer Sache, bei welcher dem Sterbenden und den Hinterbliebenen die Wahl frei stand. „Auf welche Weise sollen wir Dich bestatten?" fragt Kriton in Platon's „Phädon" seinen Meister. „Wie Ihr wollt, wenn Ihr mich gefaßt habt und ich Euch nicht entwische," antwortete dieser und fügt später hinzu: „Verbürgt Euch für mich bei Kriton, daß ich nicht hier bleiben werde sondern fortgehen, damit er es leichter erträgt und sich nicht betrübt, wenn er sieht, daß mein Körper entweder verbrannt oder eingegraben wird."

Vorzugsweise aber verbrannte man die irdischen Ueberreste, wenn der Todte außerhalb der Heimat gestorben war. Außer den in den Schlachten gefallenen Athenern geschah dies z. B. aus diesem Grunde mit Philopömen, Demetrios Poliorketes, Hypereides u. a. Dasselbe gilt von außerordentlichen Fällen großer Sterblichkeit, wie während der Pest in Athen. Thukydides berichtet — und es erinnert uns dies an die durch die Noth gebotene Eilfertigkeit bei Epidemien in neuerer Zeit —: „Alle Gebräuche, die sie früher hinsichtlich der Begräbnisse beobachtet hatten, wurden damals erschüttert und Jeder bestattete seine Todten, wie er eben konnte. Und Viele kamen auch auf schamlose Bestattungsweisen aus Mangel an dem nöthigen Zubehör, weil ihnen schon zahlreiche Familienglieder vorher gestorben waren. Denn Einige legten ihre Todten auf fremde Scheiterhaufen, den Erbauern zuvorkommend, und

zündeten sie an. Andere warfen die ihrigen ohne weiteres auf einen schon brennenden Holzstoß und entfernten sich." Uebrigens hat, vielleicht von der makedonischen Periode an, die Sitte des Verbrennens, welcher eigentlich eine ganz andere Idee, wahrscheinlich die Darbringung des Leichnams als Opfer für die Götter, zu Grunde liegt, an Häufigkeit zugenommen. Nach Roß liegen in Hellas Grabkammern mit Leichnamen unter einer Schicht von Aschenkrügen aus späterer Zeit, und es erklärt sich so auch, wie Lukian die Griechen in Hinsicht auf die Todtenverbrennung den begrabenden Persern entgegenstellen konnte. Dennoch wurde in der späteren Kaiserzeit, besonders unter dem Einflusse des Christenthums, das Begraben in Griechenland wieder vorherrschender. Es weist darauf Petronius hin, der in seiner bekannten Erzählung von der schönen Wittwe in Ephesos, die neben dem Sarge des Gemahls der Verführung Gehör gab, die Worte braucht: „Sie begann den nach griechischer Sitte in einer Gruft beigesetzten Leichnam zu bewachen und zu beweinen." Aber auch im „Goldenen Esel" des Apulejus erzählt ein Mitglied der Räuberbande von der Stadt Platää: „Außerhalb der Stadt erblicken wir an einem entlegenen Orte ein Grabmal. Wir öffnen daselbst, als Verstecke unserer künftigen Beute, die vor Alter und Fäulniß nur noch halbverschlossenen Särge, in welchen moderige und zu Staub gewordene Todte wohnten." Einen deutlichen Beweis liefert ferner die von Goethe in seiner „Braut von Korinth" benutzte Anekdote aus den „Wundergeschichten" Phlegon's, eines Freigelassenen von Hadrian, in welcher aus der Stadt Tralles in Lydien erzählt wird, daß die den Gast um Mitternacht besuchende Tochter des Hauses sechs Monate vorher beigesetzt worden war und daß man nach Oeffnung des Familienbegräbnisses ihren Körper nicht vorfand, während die anderen Leichname alle noch auf ihren Bahren lagen. Und wenn endlich bei dem am Ende des zweiten Jahrhunderts erfolgten Tode des Sophisten Evodianos dessen Angehörige nach Philostratos berathschlagten, ob sie seine Leiche in Rom bestatten oder einbalsamiren und nach Smyrna bringen sollten, so erkennt man daraus dasselbe Vorherrschen der modernen Sitte. Das Material der Särge bestand sehr oft aus Holz; doch nahm man auch eben so häufig thönerne, oder stellte in der Erde selbst aus Stein- und Thonplatten bestehende Grabbetten her. Mit dem die verwesenden Theile nach Plinius' Versicherung in vierzig Tagen aufsaugenden, zu Assos in Mysien gebrochenen Alaunschiefer, den man ursprünglich allein „Sarkophagos" d. h. Fleischverzehrer nannte, pflegte man oft die Gräber auszulegen.

Das Verbrennen, was gewöhnlich in der Nähe der Grabstätte selbst geschah, fand auf einem, oft mit vielen Kosten erbauten und prächtig geschmückten Scheiterhaufen statt und in die von einem Verwandten entzündete Flamme warf man auch in späterer Zeit mancherlei dem Gestorbenen im Leben lieb

gewesene Gegenstände, vor Allem Kleider und Schmuck. Kam das Verbrennen solcher Dinge doch sogar vor, wenn die Leiche selbst begraben ward! Melissa, die Gemahlin des alten korinthischen Tyrannen Periandros, beschwerte sich noch nach ihrem Tode darüber, daß sie nackt sei und frieren müsse, weil ihre Kleider mit ihr begraben und nicht verbrannt worden seien. Wie in der Homerischen Zeit, wurden die Gebeine aus der Asche gesammelt und in einer irdenen oder metallenen Vase beigesetzt. Sowol neben dieselbe als auch in und neben die Särge der Beerdigten legte man ebenfalls eine Anzahl dem Todten theuer oder ihm nach seinem Verscheiden verehrter Dinge, besonders die oben erwähnten bemalten, irdenen Vasen (diese jedoch nicht über die Zeit der römischen Invasion hinaus), Schalen und Lampen, Trinkgefäße, Waffen, den Frauen ihre Spiegel, den Kindern ihr Spielzeug. Nach der übereinstimmenden Ansicht der Hellenen und Römer blieb der Todte immer noch in einem geheimnißvollen Verkehr mit der Oberwelt und nahm an deren Vorgängen Antheil. Darum richtete man seinen Aufenthaltsort als wirkliche Wohnung her und schmückte dieselbe mit den Geräthschaften und Emblemen, die an einen frohen Genuß des Lebens erinnerten, wie denn der Petron'sche Trimalchio in diesem Sinne sagt: „Es ist sehr falsch, daß man bei Lebzeiten hübsche Häuser hat, diejenigen aber, worin man am längsten wohnen muß, vernachlässigt."

Die Ruhestätten der Todten, welche gewöhnlich so geräumig waren, daß sie für ganze Familien oder Geschlechter ausreichten, befanden sich in den dorischen Städten meistens innerhalb der Stadtmauern. Plutarch erwähnt es zweimal von Lykurg, daß er es nicht gewehrt habe, die Todten in der Stadt zu begraben und Grüfte in der Nähe von Tempeln anzulegen; wenn er aber meint, seine Absicht sei gewesen, der Jugend dadurch alle Scheu vor der Berührung mit Verstorbenen zu nehmen, so gehört dies zu seiner verkehrten Vorstellung über das Verhältniß der Lykurgischen Reformen zur altdorischen Sitte. Erzählt ja auch Polybios irrig, daß „infolge eines alten Orakelspruchs" die Bewohner der dorischen Kolonie Tarent noch zu seiner Zeit alle ihre Todten im östlichen Stadtviertel begraben hätten. Die Megarenser hatten wenigstens die im Kriege mit Xerxes Gefallenen des Begräbnisses in der Stadt gewürdigt und im dorisirten Sikyon war später erst durch ein besonderes Gesetz das Begraben im Raume der Stadt verboten worden. Die Pietät gegen die lieben Angehörigen war es sicher, nicht ein pädagogischer Grund, welche die Sitte, die Todten in der Nähe zu behalten, erzeugte, welche, wenn wir einer Behauptung Platon's Glauben schenken, die alten Athener vermochte, die Gräber sogar ins eigne Haus zu verlegen. Bald faßte aber in den nichtdorischen Staaten die mit dem gesundheitspolizeilichen Interesse zusammenfallende Meinung Platz, daß die Nähe der Todten verunreinige und entheilige (aus demselben Grunde wurde auch die dem Apollodienste geweihte Insel Delos ganz von Gräbern frei gehalten), und

seitdem schaffte man mit Ausnahme der als Heroen verehrten Stadtgründer und besonders ausgezeichneter Männer (z. B. Brasidas in Amphipolis, Timoleon in Syrakus, Aratos in Sikyon, Pyrrhos in Argos) alle Todten aus dem unmittelbaren Bereiche der Lebenden. Wie streng namentlich die Athener auch noch in späterer Zeit an dieser Bestimmung festhielten, ersieht man aus einem Briefe Cicero's. Sein Freund Marcellus war in Athen durch Meuchelmord gefallen und, da er gerade in der Nähe war, eilte er hin, um ihm die letzte Ehre zu erweisen. „Von den Athenern," schreibt er, „konnte ich es nicht erlangen, daß sie ihm einen Begräbnißplatz innerhalb der Stadt einräumten, weil sie behaupteten, durch religiöse Rücksichten behindert zu sein; jedoch hatten sie es auch früher Niemandem zugestanden." Die meisten Todten Athen's wurden vor dem sogenannten Gräberthor bestattet und man muß überhaupt annehmen, daß der ärmere Theil der Einwohner ohne Ausnahme dort seine letzte Ruhestätte fand. Darum liest man auch bei Theophrast als Merkmal des Zerstreuten: „Wenn Jemand ihn fragt, wieviel er glaube, daß Todte durch das Gräberthor hinausgetragen worden seien, so sagt er wol: „so viel als ich Dir und mir wünsche!" Reiche Leute dagegen zogen es vor, auf ihren eigenen Landgrundstücken, besonders gern in der Nähe öffentlicher Plätze und Wege bestattet zu werden. Und während in den allgemeinen Nekropolen die Mehrzahl der Gräber nur mit einfachen Steinplatten, Pfeilern und Säulen versehen, zuweilen auch nur am gewöhnlichen Erdaufwurfe kenntlich waren, erhoben sich auf jenen oft Prachtmonumente mit reichen Bildhauerarbeiten, die natürlich auch bedeutenden Geldaufwand erforderten.

Bei Lysias übergiebt die Mutter Philon's aus Mißtrauen gegen den Sohn einem Fremden 225 Mark zu ihrem Begräbnisse. Möglich, daß in diesem Falle ein Familiengrab vorhanden war. Mit eingeschlossen in die Summe war das Denkmal bei dem von den Syrakusanern für Timoleon's Bestattung bewilligten Aufwande von 15,000 Mark. In der ersten Rede gegen seinen ungetreuen Vormund Stephanos erwähnt Demosthenes, daß der Wechsler Phormion einer von ihm verführten Frau ein Denkmal setzen ließ, das mehr als 9000 Mark kostete. Dagegen spricht Lysias in der Rede gegen Diageiton von einem Monument, das nur 1860 Mark erfordert hatte. Um dem Luxus auch in dieser Beziehung zu steuern, gebot schon Solon, daß kein Denkmal so kostspielig sein sollte, daß es nicht zehn Arbeiter in drei Tagen zu Stande bringen könnten. In ähnlicher Weise bestimmte Platon in seinen Gesetzen, es dürfte der Grabhügel nicht höher werden, als fünf Männer in fünf Tagen mauern und aufschütten könnten, der Grabstein aber nicht größer, als zu einer aus vier Hexametern bestehenden Inschrift nöthig wäre. Noch einmal, aber jedenfalls auch vergeblich, versuchte Demetrios aus Phaleron das Maß der Grabsteine zu reduziren, indem er ein Maximum von drei Ellen für die Höhe annahm. Als

Beispiel für die übliche Größe der Monumente sei hier nur des Isokrates Grabmal erwähnt, das aus einer 44 Fuß hohen Säule mit einer über 10 Fuß haltenden Seirenenstatue bestand!

Während in Sparta nur auf die Gräber gefallener Krieger und priesterlicher Frauen eine Inschrift zu setzen erlaubt war, in Sikyon der einfache Namen für ausreichend galt, pflegte man in Athen und sonst überall kurze Notizen über die Verstorbenen, meist in elegischem Versmaaß, zuweilen mit Verwünschungen gegen frevelhafte Entweihung, anzubringen. Der Menschenkenner Theophrast sucht den Vorwitzigen auch dadurch zu charakterisiren, daß er sagt, wenn diesem die Frau gestorben sei, so lasse er außer deren Namen auch den ihres Mannes, ihres Vaters und ihrer Mutter auf den Grabstein schreiben, und woher sie stamme und daß die ganze Sippschaft aus braven Leuten bestanden habe; — Beiwerke der Skulptur und Malerei stellten den Todten in verschiedenen Beschäftigungen, besonders oft speisend und eine Reise antretend dar oder wiesen symbolisch auf den Tod hin (wie die Seirenen, als Dienerinnen der Persephone). Starb jemand unverheiratet, so war es allgemeine Sitte, ein Mädchen oder einen Knaben mit einem Wasserkruge am Grabmale anzubringen, eine Anspielung auf das dem Todten nicht zu Theil gewordene hochzeitliche Bad. Noch zierte man endlich die Grabsäulen mit Eppichkränzen, Binden und Salbgefäßen und pflanzte um sie herum Blumen und Bäume, namentlich Cypressen, Malven und Asphodill.

Auf die Bestattung folgte im heroischen Zeitalter ein Festschmaus, den der nächste Verwandte, bei Hektor Priamos, bei Patroklos Achilleus, bei Aegisthos und Klytämnestra Orestes, dem Volke gab und wobei der ausgelassene Schmerz in seinen Gegensatz umschlug. In der späteren Zeit gingen die Leidtragenden nach einem letzten Zuruf an den Todten in das Sterbehaus zurück, um hier ein gemeinschaftliches Mahl oder vielmehr Frühstück zu halten, an welchem auch die verwandten Frauen sich betheiligten und wobei die Blutsverwandten zum ersten Male wieder Nahrung zu sich nahmen. Lukian schreibt über dieses Essen, während dessen man von dem Todten, dessen Gast man eigentlich war, nur Gutes und Rühmliches sprechen durfte: „Nach allem diesem folgt das Leichenmahl, und die Verwandten sind zugegen und trösten die Eltern des Gestorbenen und reden ihnen zu, die Speisen zu kosten, indem sie wahrlich sich selbst nicht ungern dazu nöthigen lassen und durch das dreitägige Fasten ganz matt sind." Diesen Hunger, den Homer naiv „ein Trauern mit dem Magen" nennt, rühmt sich der aufschneiderische Koch in den „Brüdern" des Hegesippos leicht zu stillen: „Wenn ich bei einem Leichenmahl servire," sagt er, „und sie kommen in den dunkelfarbigen Gewändern von der Bestattung zurück, so brauche ich bloß den Deckel vom Topfe zu nehmen, um aus Weinenden Lachende zu machen. Ein solches Kribbeln durchläuft sofort den Körper, als

wenn Hochzeit wäre." Sogar bei dem öffentlichen Begräbnisse der Krieger fehlte nach der Bestattung nicht ein vom Staate gegebener, von den nächsten Verwandten ausgerichteter Schmaus. Nach der Schlacht bei Chäronea wählten die Angehörigen der Gebliebenen dazu das Haus des Demosthenes, als des vom Staate bestellten Leichenredners. Wenn nun aber Cicero in seinem Buche über die Gesetze, da wo er der älteren attischen Sitte bei Begräbnissen gedenkt, am Schlusse sagt: „Es pflegte dann ein Schmaus zu folgen, bei dem die Verwandten bekränzt erschienen und, nachdem man vom Todten gerühmt hatte, wenn etwas Wahres vorhanden war (denn Lügen galt für Frevel), war die Feierlichkeit zu Ende," so verwechselt er offenbar jenes griechische Frühstück mit dem in Rom ein bis zwei Wochen nach dem Begräbnisse üblichen Leichenschmause, wobei man allerdings nicht in Trauerkleidern zu erscheinen pflegte. Trauerkleider und Kränze sind rein unverträgliche Dinge! So macht Aeschines seinem Feinde Demosthenes in der Rede gegen Ktesiphon einen schweren Vorwurf daraus, daß er auf die Nachricht vom Tode des makedonischen Philipp in weißem Gewande und bekränzt ein Rind geopfert habe, obgleich es erst sieben Tage nach dem Tode seiner einzigen Tochter und er selbst mit der Trauer noch nicht zu Ende gewesen sei. Ferner zeugt ja auch gegen Cicero die bekannte Anekdote aus Xenophon's Leben, der, im Opfern begriffen, als ihn die Nachricht vom Tode seines Sohnes traf, den Kranz abnahm, ihn aber wieder aufsetzte, da er hörte, jener sei den Heldentod gestorben.

Nachdem die Ceremonien des Begräbnißtages vorüber waren, reinigten sich alle Hausgenossen durch Waschungen, um sich den Göttern wieder nähern zu können. Darauf deutet in den „Wolken" des Aristophanes Strepsiades hin, indem er zu seinem verschwenderischen Sohn sagt: „Du verbadest das Vermögen, als ob ich gestorben wäre." Abergläubische Personen bedienten sich auch der Hilfe einer klugen Frau, welche in einem Topfe besondere Reinigungsmittel mitbrachte und die Verunreinigung wieder mit sich nahm. Am dritten Tage nach der Bestattung erhielt der Todte ein Opfer am Grabe, gleichsam das Frühstück zu der am neunten Tage folgenden Hauptmahlzeit. Gemeint ist jenes, wenn die Lysistrata des Aristophanes zum Rathsherrn spricht:

„Du willst wol klagen, daß wir Dich nicht ausgestellt?
Getrost! in aller Frühe auf den dritten Tag
Wird kommen Dir von uns das fert'ge Todtenmahl."

Mit diesem gab man sich mehr Mühe und miethete wol zuweilen auch einen Koch dazu; aber auch diese Speisen wurden auf das Grab gesetzt und von den Ueberlebenden nicht angerührt.

Das Ende der Trauerzeit bildete in Athen der dreißigste Tag, an dem wieder ein Todtenopfer dargebracht werden mußte. Wir erfahren dies aus einer Stelle des Lysias, aus welcher zugleich erhellt, daß die Weiber während

der Trauer sich der so sehr geliebten Schminke zu enthalten pflegten. Ueber den Morgen nach der Nacht, wo seine Frau eine Zusammenkunft mit ihrem Liebhaber hatte, sagt nämlich dort der Mann: „Es kam mir aber vor, als habe sie sich das Gesicht geschminkt, wiewol ihr Bruder noch nicht dreißig Tage todt war.“ Auch in Argos scheint ein Monat ausreichend gewesen zu sein. In Sparta dagegen beschränkte Lykurg die ganze Trauer auf zwölf Tage. Auf der Insel Keos trauerten die Mütter um ihre Kinder ein ganzes Jahr lang, die Männer dagegen gar nicht. In der mysischen Stadt Gambreion hörten die Männer erst im vierten, die Weiber im fünften Monat auf, die Zeichen der Trauer zu tragen.

Noch ist endlich zu erwähnen, daß vom Blitze Erschlagene entweder an Ort und Stelle vergraben oder eingefriedigt und unbeerdigt gelassen wurden. Ebenso blieben des Begräbnisses schwerere Verbrecher beraubt, die man in Athen und Sparta an bestimmte Plätze hinwarf. Selbstmörder wurden in Theben der gewöhnlichen Todtenehren beraubt, auch auf Kypern unbeerdigt gelassen. In Athen wurde der Leichnam zwar begraben, aber die rechte Hand zuvor abgehauen und besonders verscharrt und bei den Todtenmahlzeiten pflegte man solche Personen nicht zu Gaste zu rufen. Platon verlangt, daß sie stets allein beerdigt würden und daß weder Säule noch Inschrift von ihnen Kunde gäbe.

Auch bei den Römern galt eine Versäumniß der den Todten schuldigen Pflichten für diese selbst als Ursache friedelosen Ausgeschlossenseins von dem Reiche des Orkus, für die überlebenden Angehörigen als ein religiöse Sühne heischender Frevel. Wenn daher ein Römer unbeerdigt geblieben war, mußte seine Familie oder der Erbe sich jährlich durch ein der Ceres und Tellus geopfertes Schwein reinigen. Aus demselben Grunde war es auch in Rom sehr üblich, dem nicht zu erlangenden Todten ein leeres Grabmal zu errichten und ihn bei der Begräbnißfeierlichkeit zu bitten, darin Wohnung nehmen zu wollen. Außerdem erlaubten schon die Zwölftafelgesetze von einem im Kriege oder überhaupt in der Fremde Gestorbenen ein Glied zu nehmen, um es in der Heimat als Stellvertreter des Körpers feierlich zu begraben. So wurde z. B. vom unglücklichen Feldherrn Quintilius Varus wenigstens das Haupt durch Marobod's Vermittelung nach Rom gebracht und in dem Familienbegräbniß mit allen Ehren beigesetzt. Aber nicht bloß Verwandte traf die Strenge der religiösen Verpflichtung, sondern wer überhaupt einen Leichnam fand, war verbunden, ihm dreimal mit einer Hand voll Erde das Haupt zu bestreuen. Bekannt ist die Ode des Horaz, wo der Schatten des ertrunkenen Archytas spricht:

„Du aber, Schiffer, vergiß nicht geizend von lockerem Sande
Weniges meinem Gebein zu spenden
Und dem entblößeten Haupt.“

Selbst der Oberpontifex und der Einzelpriester des Jupiter, die beide keinen Todten sehen und kein Grab berühren durften (als Tiberius während seines Pontifikats seinem Sohne die Grabrede auf dem Forum hielt, war ein Vorhang zwischen ihm und dem Leichnam angebracht), würden doch ein größeres Vergehen auf sich geladen haben, hätten sie einen Todten angetroffen und die symbolische Beerdigung unterlassen. Wie zu erwarten ist, scheint diese Formalität zuweilen eilfertig genug vorgenommen worden zu sein; wenigstens sagt der Schiffbrüchige bei Petron von seinem Schicksale: „Irgend ein Vorübergehender wird aus hergebrachter Menschenfreundlichkeit uns mit Steinen bewerfen oder, was das Aeußerste ist, trotz des Zornes der Flut uns unklug in den Sand betten."

Wenn der letzte Moment des Todeskampfes herannahte, scheint es in Rom Sitte gewesen zu sein, daß die dem Sterbenden zunächst stehende Person mit einem Abschiedskusse den entfliehenden Athem gleichsam aufzufangen suchte. Außer mehreren Dichterstellen spricht dafür Cicero in seiner fünften Verrinischen Rede, wo er, über eine Grausamkeit seines Gegners klagend, sagt: „Die Mütter wurden von der letzten Umarmung ihrer Kinder ausgeschlossen, während sie doch nur um das Eine baten, daß es ihnen erlaubt wäre, den letzten Hauch ihrer Söhne mit den Lippen zu erhaschen." Dann folgte gewöhnlich, wol durch dieselbe Person, das Schließen der Augenlider, die jedoch vor dem Verbrennen auf dem Scheiterhaufen wieder geöffnet wurden. Plinius schreibt hierüber in seiner Naturgeschichte: „Den Gestorbenen die Augen zu schließen und auf dem Scheiterhaufen wieder zu öffnen, ist ein geheiligter Brauch der Quiriten, nachdem sich die Sitte so eingerichtet hat, daß es für nicht recht gilt, wenn sie nach dem Ende von einem Menschen geschaut werden, für einen Frevel aber, wenn man sie dem Himmel nicht zeigt."

Abweichend vom griechischen Gebrauch stimmten die Anwesenden gleich nach dem Hinscheiden Wehklage und lautes Geschrei an. Es ergiebt sich dies namentlich aus der Klage des kranken Ovid: „Werde ich mein Haus nicht bestellen? Wird keine befreundete Hand unter dem letzten Geschrei die müden Augen mir schließen?" Wahrscheinlich waren diese Ausrufe der Rest einer ehemaligen förmlichen Todtenklage, wobei auch in Rom vor den Zwölftafelgesetzen die Weiber laut aufheulten und sich die Wangen blutig kratzten. Später hielt man die Sitte rationalistisch für ein gutes Mittel gegen den Scheintod und der Verfasser der Quintilianischen Deklamationen sagt deshalb: „Warum glaubt Ihr, daß man die langsamen Zurüstungen der Leichenbegängnisse erfunden habe? wie anders es gekommen sei, daß wir die Bestattungsfeierlichkeit durch Weinen, Wehklage und großes Geschrei stören, als weil es so leicht geschehen zu sein scheint, daß man selbst dem Tod Glauben schenkt? Wir haben es daher auch häufig erlebt, daß nach Anstimmung der Sterbeklage Todte wieder in's Leben zurückkehrten."

Die weitere Besorgung der Leiche war in Rom nicht eine Pflicht der weiblichen Umgebung, sondern wurde in Akkord gegeben. Daß dies in ausgedehnter Weise stattfand, bezeugt uns Seneka, der in seinem Trostbrief an Marullus schreibt: „Nothwendige Ereignisse nimm mit ruhigem Blute hin! Was geschieht wol, das außergewöhnlich, das neu wäre? Für wie Viele wird jetzt eben die Bestattung verdingt? Für wie Viele wird das Todtenbett gekauft! Wie Viele werden noch nach Deiner Trauer trauern!“ Der Sohn des Marullus war noch dazu in zartem Alter gestorben. Aber auch von einem sonst unbekannten Korfidius erzählt Seneka, er sei wieder aufgewacht, als schon sein Begräbniß in Akkord gegeben worden wäre und habe dem Vermiether selbst noch später das letzte Geleite gegeben! Es existirte zu diesem Behufe eine Art von Leichenbesorgerkorporation, die mit allen zur Bestattung nöthigen Requisiten versehen war und deren Namen (libitinarii) von dem engen Zusammenhange herrührte, in welchem sie mit dem Hain und Tempel der Venus Libitina standen, einer altitalischen Göttin der schwellenden Blütenlust, wie des zerstörenden Todes. Nach Dionysios von Halikarnaß, der sich dabei auf den römischen Annalisten Piso stützt, soll schon der König Servius Tullius, um die Zahl der Geborenen und Gestorbenen zu erfahren, die Anordnung getroffen haben, daß die Geburten im Tempel der Juno Lucina, die Todesfälle in dem der Libitina angemeldet wurden und bei jedem dieser Vorkommnisse ein Stück Geld in die Tempelkasse erlegt werden mußte. Daß hierüber Register geführt wurden, beweist eine Stelle Sueton's, wo unter dem Unheil des bösen Jahres 67 n. Chr. aufgeführt wird: „die Pestilenz eines einzigen Herbstes, durch welche 30,000 Todesfälle in das Verzeichniß der Libitina gekommen sind.“ Wie allgemein von allen Ständen diese Einrichtung benutzt wurde, ist auch daraus ersichtlich, daß Livius vom Jahre 187 v. Chr. erzählt, es habe eine so schwere Epidemie in Rom geherrscht, daß die Libitina mit ihrem Personal und Vorrathe kaum reichte, und über die noch schlimmere Seuche 174 v. Chr.: „Nicht einmal für die Bestattung der Freien genügte die Libitina.“

In großer Achtung standen die Pächter dieses privilegirten Gewerbes keineswegs; man traute ihnen immer zu, daß sie aus Rücksicht auf den Gewinn ihren Nebenmenschen nichts Besseres wünschten als ein baldiges Ende! Horaz nennt den Herbst „den Gewinn der herben Libitina“. Seneka stellt die Libitinarier mit den Erbschleichern zusammen. „Jene wissen nicht,“ sagt er, „wessen Tod sie wünschen sollen, diese möchten, daß gerade ihre vertrautesten Freunde mit dem Tode abgehen, weil sie von ihnen das Meiste erwarten. Jenen lebt Niemand zum Schaden; diese vertröstet Jeder und zieht sie aus. Sie wünschen also, nicht bloß das zu empfangen, was sie durch schimpflichen Dienst verdient haben, sondern auch von einem lästigen Tribut befreit zu werden.“ Valerius Maximus rühmt es von der Leichenbesorgergilde zur Zeit des mutinensischen

Krieges, daß sie das Begräbniß der in jenem gefallenen Konsuln Hirtius und Pansa auf eigene Kosten ausrichteten (sie hatten sich dasselbe bei der Versteigerung für einen Sesterzen zuschlagen lassen!). Dann fährt er halb scherzend fort: „Mit Genehmigung ihrer Asche mögen es die Könige auswärtiger Völker nicht übel nehmen, daß sie nach dieser so verachteten Klasse erwähnt werden, die entweder gar nicht berührt werden durfte oder unter unseren heimischen Beispielen ans Ende gesetzt." Uebrigens waren die Leute der Libitina „wegen ihres schmutzigen Gewerbes" durch das Julische Gesetz ausdrücklich von allen Munizipalämtern ausgeschlossen.

Wir lassen nun die Subalternen der Libitinarier, meist Sklaven, der Reihe nach auftreten. Zunächst bedurfte man der Dienste des Baders und Ankleiders. „Demänetus ist gestorben! Läuft wol Jemand fort, den Leichenwäscher zu holen?" heißt es in der „Eselskomödie" des Plautus. Dieser Diener nahm den Todten aus dem Bette und legte ihn auf den Boden, um ihn in warmem Wasser zu baden. Da er dabei die Leiche entkleidete, so setzt der berühmte Jurist Ulpian in den Pandekten den Fall, daß ja der Libitinarius einen Sklaven haben könne, der die Todten plündere. Mit dem Baden hing das Salben des Körpers eng zusammen. Wie althergebracht es war, erkennt man daraus, daß es schon in den Zwölftafelgesetzen erwähnt wird.

Dann wurde der Leichnam völlig angekleidet. Auch in späterer Zeit noch, wo man das römische Nationalgewand, die Toga, besonders außerhalb der Hauptstadt, selten trug, legte man sie doch regelmäßig dem freigeborenen Todten an und so konnte Juvenal mit Recht sagen:

„Manche Gegenden giebt's in Italien, reden wir wahr, wo
Niemand die Toga benutzt, als Verstorbene!" —

Auch Martial schreibt über den schäbigen Ueberwurf eines gewissen Hedylus spottend, es komme ihm nicht einmal gleich „die fahle Toga des gestorbenen Zünftlers." Beamte des Staates, denen purpurverbrämte Kleider gebührten, wurden auch mit diesen und den Insignien ihres Amtes angethan. Livius läßt einen Gegner des Oppischen Luxusgesetzes unter Anderem sprechen: „Werden wir gestatten, daß die Magistrate in den Kolonien und Munizipien, hier in Rom sogar die Viertelsmeister die purpurbesetzte Toga tragen und nicht allein bei Lebzeiten diese Auszeichnung haben, sondern daß sie auch mit derselben nach dem Tode verbrannt werden, während wir den Frauen den Gebrauch des Purpurs untersagen?" Besonders in der Kaiserzeit wurden kostbare Sterbekleider, auch Goldstoffe, gewöhnlich, wie denn z. B. Stilicho's Tochter, Maria, des Kaisers Honorius erste Gemahlin, 36 Pfd. Gold an ihren Gewändern mit in's Grab nahm! Auch sonstigen Schmuck mitzugeben versäumte man nicht, am gewöhnlichsten die Ringe, welche selbst christliche Bischöfe an

den Fingern behielten. Die Mitgabe solcher Werthsachen, um derenwillen im Alterthum die Gräber oft beraubt wurden, hatten die Zwölftafelgesetze zu hindern gesucht. „Es soll kein Gold hinzu gethan werden," lautete das Verbot, „mit Ausnahme dessen, womit die Zähne gefesselt sind und womit man sich, ohne sich zu vergehen, begraben oder verbrennen lassen darf." So früh also schon kannte man das Geheimniß der falschen Zähne, in Bezug auf welche Martial sagt:

„Weiße Zähne besitzt Lekania, schwarze die Thais.
Woher kommt es? Sie trägt ihre, gekaufete die."

Man streute ferner wol Laub und Blumen um die Bahre herum; aber das in Griechenland übliche Bekränzen der Todten scheint in Rom nicht vorgekommen zu sein. Nur Ehrenkränze, im Krieg oder bei Wettspielen verdient, erwähnen die alten Gesetze ausdrücklich als erlaubt und Gerippe mit Kronen aus dünnem Goldblech auf dem Haupte sind mehrfach in italischen Gräbern gefunden worden. Die Ansicht einiger Gelehrten, daß die Sitte, Geldstücke neben den Todten zu legen oder ihm in den Mund zu stecken, eigentlich keine altitalische war, sondern erst in Folge der Bekanntschaft mit den hellenischen Vorstellungen über die Unterwelt sich einbürgerte, ist sicher richtig. Allein man adoptirte den Brauch doch früher, als man gewöhnlich annimmt. In der Nähe Roms hat man bei Skeletten aus dem dritten und vierten Jahrhundert v. Chr. den Fergenlohn Charon's im Munde entdeckt und solche Funde mehren sich in Gräbern aus der Kaiserzeit so, daß es doch mehr als Anbequemung an griechische Ideen ist, wenn Juvenal sagt:

„Jener sitzt an der Styx; dem Neuling graut vor dem düstern
Fergen, auch hofft er nicht auf den Nachen des schlammigen Pfuhles
Unglücksvoll, noch trägt er im Mund das zu reichende Kupfer."

oder Properz:

„Hat die Münze empfangen der Fährmann,
Schließet des grünenden Grabs Hügel die dunkele Pfort'?"

Der fertig geschmückte Todte wurde nun auf ein Paradebett gerichtet und im Atrium oder in der Hausflur der Thür zunächst und zwar mit den Füßen nach außen aufgestellt. So beschreibt die Lage Persius mit den Worten: „Endlich wird der Glückselige auf ein hohes Lager gebettet und streckt, mit dickem Balsam bepflastert, nach der Thür hin aus die erstarrten Füße." Plinius, der Aeltere, aber sagt: „Von Natur ist es so eingerichtet, daß der Mensch mit dem Kopfe voran geboren, mit den Füßen voran zu Grabe getragen wird." Endlich spielt auch Seneka auf diesen Gebrauch an, indem er von sich selbst schreibt, er habe den Verwalter seines Landgutes einst gefragt: „Wer ist denn jener abgelebte Greis, der mit Recht an die Thüre gerückt worden ist (er war

Portier), denn er schaut hinauswärts? Was hat es Dir für Spaß gemacht, einen fremden Todten aufzulesen?" Bei Gelegenheiten, wo das ganze Volk Zutritt verlangen konnte, wurde die Ausstellung auch auf öffentlichen Plätzen veranstaltet. Es geschah dies z. B. auf dem Forum mit den Leichen der Virginia, des Cäsar, Drusus und der Oktavia. Neben das Paradebett stellte man endlich einen kleinen Altar mit einer Räucherpfanne, was ebenfalls schon in den Zwölftafelgesetzen verpönt war, und pflanzte vor das Haus eine Cypresse oder eine Rothtanne, theils als Symbol des eingetretenen Sterbefalls, theils um Priester und solche, die eine Opferhandlung vorhatten, vor der mit dem Betreten des Hauses verbundenen Verunreinigung zu warnen. Die „verhaßte" Cypresse, der einzige Baum, der, wie Horaz sagt, seinem kurzlebigen Herrn zu folgen pflegte, scheint hauptsächlich von reichen Leuten verwandt worden zu sein. Wenigstens nennt sie der Dichter Lukan „die nicht plebejische Trauer bekundende."

Nach Servius soll der Leichnam sieben Tage lang ausgestellt geblieben sein. Doch ist dies nicht glaublich und ein Scholiast des Horaz nennt wol richtiger bloß drei. Aber selbst dieser Zeitraum kann bloß für die Prunkleichen der vornehmen Welt gelten; der gemeine Mann wartete nicht einmal so lange. Terentius Varro kleidet seine Schrift über die Landwirthschaft in die Form eines Gesprächs, das er mit einigen Anderen im Tempel der Tellus gehalten haben will. Am Ende des ersten Buches stürzt plötzlich ein Freigelassener des Tempelaufsehers, zu dem sie eigentlich auf Besuch gekommen waren, mit der Meldung herein, sein früherer Herr habe im Straßengedränge einen Messerstich erhalten und sei verschieden; er bitte sie, „am nächsten Tage" der Bestattung beizuwohnen. Ein besonderer Grund zur Beschleunigung lag in diesem Falle nicht vor; also spricht hier das nicht Auffällige für öfteres Vorkommen. Wenn freilich der Kaiser Otho seiner Bitte gemäß bald nach seinem freiwilligen Ende bestattet ward, wenn der junge Britannikus noch in derselben Nacht, wo ihm das Gift beigebracht worden war, verbrannt wurde und es dabei Nero für nöthig fand, diese Eile zu entschuldigen, so sind dies eben Fälle, wo das Publikum ein prächtiges, große Vorbereitungen erforderndes Begräbniß zu erwarten berechtigt war. Diese feierlichere, großartige Weise ist es auch, die vorzugsweise bei Dichtern und Historikern geschildert wird und über der man das gewöhnliche, bürgerliche Begräbniß beinahe vergißt. Und doch liegt in diesem mehr von altrömischer Sitte, als in dem maßlosen Prunke, den später die entarteten Epigonen entfalteten.

Das „stille" oder „plebejische" Begräbniß, das, wie sich Seneka ausdrückt, „weniger Umstände verursacht", unterschied sich zunächst dadurch, daß es in älterer Zeit und auch später bei ganz armen Personen in der Nacht stattfand. Servius sagt, es sei römische Sitte gewesen, des Nachts bei Fackel-

schein zu begraben und daher stamme auch der Name funus, das Leichenbegängniß (von funis, funale, der Fackeldocht); man habe dies nämlich aus frommer Scheu gethan, damit nicht den Magistraten oder den Priestern Leichenzüge begegneten. Ebenso äußert sich Donatus in seinen Bemerkungen zur „Andria“ des Terenz: „Sie wurden des Nachts zu Grabe getragen wegen der am Tage stattfindenden Opferfeierlichkeiten.“ Vergleicht man aber damit die noch später beobachtete Observanz, daß auch bei nachträglichen Bestattungen der Leichnam dem Sonnenlichte nicht ausgesetzt werden durfte, so erkennt man leicht den wahren Grund und die ursprüngliche Uebereinstimmung griechischer und römischer Anschauung. Für die Kinder bis zum 16. Jahre ist die alte Sitte auch durchgängig geblieben. Sie wurden in der Abendzeit bei Fackelschein bestattet und hießen „frühzeitige“, „unreife“ Leichen. So liest man in Seneka's Schrift über die Seelenruhe: „So oft schon hat man in meiner Nachbarschaft die Todtenklage erhoben, so oft an meiner Schwelle vorüber Kienfackel und Wachskerze vor frühzeitigen Leichen hergetragen.“ Ebenso schreibt er von den Nachtschwärmern, sie kämen ihm vor, wie Verstorbene; „denn eine wie kurze Spanne sind diejenigen von dem Leichenbegängniß und zwar einem frühzeitigen entfernt, die bei Wachskerzen und Fäckeln leben!“ Auch seine Schrift über die Kürze des Lebens enthält am Ende die Worte: „Einige ordnen auch Dinge an, die über das Leben hinausliegen, große Denkmälerbauten und Weihungen öffentlicher Gebäude und Gladiatorenspiele beim Scheiterhaufen und prunkhafte Bestattungen. Wahrlich, solcher Leute Begräbniß müßte eigentlich bei Fackeln und Wachskerzen stattfinden, als ob sie gar zu wenig gelebt hätten.“ Als Britannikus so schnell bei Seite geschafft worden war, hieß es in dem erwähnten Edikte Nero's, es sei von den Vorfahren so eingerichtet, frühzeitige Leichen den Augen zu entziehen und nicht durch Lobreden und Prozession aufzuhalten. Uebrigens erinnerte auch noch der Gebrauch der Fackeln bei den Tagleichen an die alte Sitte des nächtlichen Begräbnisses.

Auf die Bestattung der ärmeren Klassen nach Einbruch der Nacht deutet schon der Name der von der Libitina gestellten Träger hin, welche vespillones d. h. etwa „Nachtvögel“ hießen. Im Wörterbuch des Paulus, Warnefrid's Sohn, liest man über sie: „So werden diejenigen genannt, welche das Amt haben, die Leichen zu bestatten, weil sie zur Abendzeit solche hinaustragen, die aus Armuth nicht mit Prozession bestattet werden können.“ Darum erzählt auch Dionysios über das Begräbniß des Servius Tullius: „Seine Gattin ließ den Körper des Nachts aus der Stadt schaffen, als wäre es ein Mann aus dem Volke.“ Natürlich galt ein solches Plebejerbegräbniß für einen Mann von Stand für eine Schande. Von Domitian sagt Eutrop: „Seine Leiche ward mit ungeheurer Schmach von den Leichenträgern hinausgebracht und auf erbärmliche Weise bestattet,“ und Sueton erwähnt bei derselben Veranlassung

auch die „gewöhnliche Todtenbahre“ jener Sklaven. Von ihr giebt der späte Grammatiker Fulgentius die Notiz: „Unter Sandapila verstanden die Alten eine Todtenbahre d. h. ein Behältniß, in welchem nicht die Leichen der Vornehmen, sondern der gemeinen Leute und Verbrecher getragen wurden.“ Sie war also kein bloßes Traggestell, sondern enthielt noch einen sargartigen Kasten, in welchen die Todten nach einander wanderten. Fälschlich hat man sie deshalb an mehreren Stellen mit dem wirklichen Sarge verwechselt. Gemeint kann nur sie sein, wenn z. B. bei Dio Kassius nach dem Verschwinden des von Kommodus verfolgten Quintilius Kondianus ein todter Widder in den „Kasten“ gelegt und verbrannt wurde; denn wie stimmte der Sarg zum Verbrennen? Ebenso verhält es sich mit der bekannten Stelle des Horaz:

„Hierher aus winziger Zelle verdingte des todten Gefährten
Leiche zu schaffen vordem in der ärmlichen Lade der Sklave.“

Am klarsten aber erkennt man die ganze Einrichtung aus dem interessanten Epigramme Martial's auf einen dicken Gallier:

„Während ein Lingoner spät in der Nacht zur gemietheten Wohnung
Jüngst von der Tektastraß' und der Flaminischen kehrt,
Renkt er das Knöchelgelenk sich aus und verletzte die Zehe
Und lag da, mit dem Leib lang auf den Boden gestreckt.
Was nun machen? Wie sollte von hier der Gallier kommen?
Einen Sklaven nur, klein, hatte der mastige Herr,
Und so hager, daß kaum das Lämplein halten er konnte.
Aber ein Zufall kam jetzt ihm zu Hilf' in der Noth.
Vier mit gezeichneter Stirn, die den Leichnam eines Geringen
Trugen, wie tausend davon traurige Scheiter empfah'n,
Kamen und flehenden Tons bat sie der schwache Gefährte,
Daß sie irgendwohin brächten den kläglichen Leib.
Und man vertauschet die Last und es wird die gewaltige Masse
Knapp in die Bahre gestopft und in die Höhe gehißt.“

Zwischen dieser erbärmlichen Bestattungsart, bei welcher, wie es scheint, nicht einmal Verwandte und Freunde das Geleite gaben, und dem Leichenbegängniß erster Klasse lag natürlich Manches in der Mitte. Die Begräbnisse Erwachsener, wobei eine Begleitung stattfand, wurden ebenfalls am Tage gehalten und Kaiser Julian suchte später vergebens die alte nächtliche Bestattungsweise wieder herzustellen. Die Bahre wurde dann auch von Bediensteten der Libitina getragen oder von den durch Testament freigelassenen Sklaven, die wie Persius sagt, „als Quiriten von gestern“, den Hut, als Zeichen der neuen Freiheit, auf dem Kopfe führten. Das Hinausfahren der Leichen scheint überhaupt gar nicht volksthümlich gewesen zu sein; denn daß man bei der Pestilenz unter Antoninus Pius zu Wagen griff, um die Todten fortzuschaffen, wird als etwas Außergewöhnliches erwähnt.

Schlossen sich Magistratspersonen dem Zuge an, so gingen sie vor der Leiche. Die Familie und das theilnehmende Publikum (aus dem übrigens Mancher schon am Thore wieder umkehrte, wie Cynthia's Geist ihrem Properz vorwirft!) folgte, der weibliche Theil unter lauten Ausbrüchen des Schmerzes, die Töchter mit aufgelöstem Haar, die Söhne verhüllten Hauptes. Unterwegs warf man dem geliebten Todten Blumen, Bänder und Haarlocken zu. Wie in Hellas war auch in Rom die Trauerfarbe schwarz. Von den Frauen sagt Varro in einem Fragmente, sie hätten, so lange der Todte noch über der Erde stand, mit dem alterthümlichen Schleiertuche zu trauern, um dessen Bänder und Zahl sich die Zwölftafelgesetze ebenfalls gekümmert hatten, bei dem Begräbnisse selbst mit dunkeln Obergewändern. In der Kaiserzeit bürgerte sich aber Weiß als Trauerfarbe ein und Plutarch wirft deshalb in seinen „römischen Untersuchungen" die Frage auf: „Warum tragen die Frauen in Trauerfällen weiße Kleider und Haarnetze!" Bestimmt weisen für die Männer mehrere Stellen auf den Gebrauch der schwarzen Toga hin. Cynthia's Schatten spricht zu Properz:

„Endlich hat Einer gebeugt im Leichengeleit Dich gesehen,
Oder daß Thränen Dir heiß netzten das schwarze Gewand?"

Ebenso sagt Juvenal:

„Also strafet ein Gott Langlebende, daß sie in immer
Neuem Verlust, der im Haus umgeht, und in häufiger Trauer,
Ewigem Gram und in schwarzem Gewand sich nahen dem Alter."

Endlich tadelt Cicero auf das Heftigste deshalb den Vatinius, weil er bei einem Leichenmahle sich in schwarzer Toga zu Tische gesetzt hatte, während gerade bei dieser Gelegenheit (s. u.) die Trauerkleider ausgeschlossen waren. Der Senator trauerte außerdem, indem er seine mit breiten Purpurstreifen versehene Tunika mit der ritterlichen schmalgestreiften vertauschte. Der Ritter legte den goldenen Ring ab, der Beamte entäußerte sich seiner Insignien, der Fasces und Liktoren. Die Frauen und Mädchen durften gleichfalls nichts von goldenem Schmucke an sich tragen. In der Rede des Tribunen Valerius gegen das Oppische Gesetz kommen bei Livius die Worte vor: „Was denn Anderes legen die Frauen in der Trauer ab, als Purpur und Gold? Was nehmen sie wieder, sobald sie ausgetrauert haben?" Noch sei bemerkt, daß man in Rom, wie bei uns, es für unpassend hielt, sich während der Trauerzeit an öffentlichen Orten und in Gesellschaften zu zeigen.

Die wichtigsten Punkte, an denen das kleinbürgerliche Begräbniß zu erkennen ist, stellt Properz zusammen, indem er in der dreizehnten Elegie des zweiten Buches singt:

„Soll, wenn immer, sich denn zum Tode das Auge mir schließen,
Wohl, so vernimm, wie ich gern wäre bestattet von Dir.
Wandele nicht ein Gefolge von Ahnen in langem Geleite;
Klage die Tuba nicht hohl dem Geschiedenen nach.
Rüste man nicht mein Lager auf elfenbeinernen Füßen,
Ruh' auf attalischem Pfühl nicht des Entschlafenen Leib.
Fehle mir immer der Zug von weihrauchduftenden Schalen,
Sei die Bestattung gering, wie man den Niedern begräbt.
Reich ist, reich das Geleit; drei Büchlein werden mir folgen,
Persephoneia, für Dich würdiges Weihegeschenk.
Und auch Du wirst folgen, den offenen Busen zerschlagend,
Wirst nicht müd' Du, nach mir immer zu rufen, nach mir,
Und die erkaltete Lipp' einmal, zum letzten zu küssen,
Wenn aus dem Salbengefäß syrische Narde mich netzt.
Dann, nachdem auflodernde Glut mich zu Asche gebrannt hat,
Was noch die Flamme verschont', berg' ein geringes Gefäß."

Doch die letzten Verse gehen bereits über die berührten Einzelheiten hinaus und führen uns an die Begräbnißstätte selbst!

Es scheint außer Zweifel zu sein, daß die Sitte des Begrabens auch in Rom und Latium überhaupt älter war, als die des Verbrennens. Ausdrücklich schreibt hierüber Plinius in der Naturgeschichte: „Das Verbrennen ist bei den Römern nicht altes Herkommen; die Todten wurden begraben. Als sie aber in den langen Kriegen erfahren mußten, daß man die mit Erde Bedeckten wieder ausgrub, da wurde es eingerichtet. Und dennoch behielten viele Familien den alten Brauch bei, wie Niemand in der Kornelischen vor dem Diktator Sulla verbrannt worden sein soll und zwar wollte er es so haben, weil er Vergeltung fürchtete, nachdem er den Leichnam des Marius hatte ausgraben lassen." Nach Plutarch wurde ja auch König Numa begraben und zwar in einem steinernen Sarge am Janikulus. Einen sprechenden Beweis liefert aber auch die erst durch ein Decemviralgesetz aufgehobene Sitte, vor dem Verbrennen ein Glied des Leichnams abzuschneiden und dasselbe zu beerdigen, weil nur dadurch die Familie der Verunreinigung ledig werden konnte, und ferner der auch später bestehende Brauch, den Todten wenigstens eine Scholle Erde mit in das Grab zu werfen. Wie in Griechenland wurden auch in Italien kleine Kinder, die noch nicht gezahnt hatten oder nach einer anderen Nachricht unter 40 Tagen alt waren, nie dem Scheiterhaufen übergeben und darum sagt auch Juvenal:

„Seufzer entflieh'n — so gebeut es Natur — wenn uns der erwachs'nen
Jungfrau Leiche begegnet, ein Kind in die Erde gesenkt wird,
Flammenden Scheitern zu klein."

In der alten Bergstadt Präneste hat die Sitte des Begrabens bis in die Kaiserzeit fortgedauert. Noch vor wenig Jahren hat man am Aventin viele Skelette gefunden und auch in Grabmälern aus der ersten Kaiserzeit Sarkophage

neben den Aschenkrügen entdeckt. Dennoch ist aber auch die Sitte des Verbrennens in Etrurien und Latium sehr alt und schon die Zwölftafelgesetze verboten das Begraben sowol als das Verbrennen von Todten innerhalb der Stadt. Wie sehr aber schon zu Tacitus' Zeit die Urne den Sarg überwog, bezeugt der Historiker selbst, indem er von Nero's Gemahlin Poppäa schreibt: „Ihr Körper wurde nicht vom Feuer verzehrt, wie es römische Sitte ist, sondern einbalsamirt." Erzählt doch auch der ältere Plinius, daß in Kampanien die Winzer, welche beim Erklettern der hohen, mit Ulmen verschwisterten Weinstöcke ihr Leben auf das Spiel setzten, sich „Scheiterhaufen und Grabmal" außer dem Lohne ausbedungen hätten. Durch die Bemühungen der christlichen Lehrer wurde das Beerdigen aber später wieder häufiger und Makrobius versichert aus dem fünften Jahrhundert, daß zu seiner Zeit das Verbrennen der Todten beinahe aufgehört habe. Noch Karl, der Große, hat sich indeß bewogen gefunden, ein Verbot des Scheiterhaufens zu erlassen!

Wie hinsichtlich Athens haben wir auch über Rom die Nachricht, daß die Leichname in ältester Zeit in den Häusern oder wenigstens innerhalb der Ringmauern begraben worden seien. Daß das Letzte vorgekommen sein mag, beweist das Verbot der Zwölftafeln, daß es aber noch in der Kaiserperiode von ehrgeizigen Leuten versucht wurde, zeigen die Reskripte der Kaiser Hadrian, Antoninus Pius und Theodosius II. Von diesem Gesetze waren nur die Vestalischen Jungfrauen dispensirt und einzelne Personen von besonders ausgezeichnetem Verdienste. So besaßen z. B. die Valerier und Fabricier ein Erbbegräbniß am Forum, benutzten das Recht aber später nur symbolisch, indem der Leichenkondukt dort Halt machte und eine brennende Fackel einen Augenblick unter die Bahre gehalten wurde. Außer Domitian und Trajan scheinen nicht einmal die Kaiser sich das Privilegium angemaßt zu haben. Dagegen gestattete man lieber, aber auch nur in seltenen Fällen, eine Ausnahme für die Beisetzung auf dem noch außerhalb des geheiligten städtischen Raumes liegenden Marsfelde. Durch Volksbeschluß ward diese Ehre zu Theil Sulla, Hirtius und Pansa, Agrippa und der Frau des Pompejus, Julia.

Jene Todtengräber der Libitina, welche für wenige Sesterzen bei nächtlicher Weile ihre unheimliche Last durch die Stadt trugen, waren keinen Augenblick unschlüssig, wohin sie mit derselben sollten. Außerhalb des riesigen Festungswalles des Servius Tullius, dessen Spuren noch heute an der östlichen Seite der Stadt bei den Thermen Diokletian's sichtbar sind, lag eine freie Ebene, wo der Arme und Verbrecher, überhaupt Jeder seine letzte Stätte fand, der nicht soviel hinterließ, um anständig behandelt zu werden, und keinen Antheil an einem Erbbegräbniß besaß. Horaz berührt diesen Platz, der, als Mäcenas dort seine Gärten anlegte, jedenfalls weiter hinaus gerückt worden war, mit folgenden Versen:

„Hier für das niedere Volk einst war der gemeinsame Friedhof,
Wie's Nomentanus, der Lump, und Pantolabus fand, der Schmarotzer.
Tausend Fuß in der Front, dreihundert Fuß in der Tiefe
Zeigte der Grenzstein an, der sich nicht mit sollte vererben.
Jetzt ist die Höh' des Esquilienbergs, des gesunden, bewohnbar,
Läßt sich bequem auf dem sonnigen Damm lustwandeln, wo jüngst noch
Trauernde nichts sonst sah'n, als ein Feld voll weißer Gebeine."

Denkt man sich nun noch hinzu die Nähe des Nachrichters, der dort seine Richtstätte (Sestertium) hatte, die Raubvögel und verwilderten Hunde, welche auf ekle Mahlzeiten lauerten, die Diebe und verworfenen Metzen, welche sich dort herumtrieben, dann verspürt man ein Grauen und begreift, wie passend der Ort für Horaz war, um dort die der Kanidia und Sagana angedichtete Zauberszene vor sich gehen zu lassen.

Doch gab es auch für den Aermsten Mittel, dieser unwürdigen Bestattung zu entgehen. Die Kaiser und viele unter den reichen Leuten ließen ihre Sklaven und Freigelassenen auf eigene Kosten begraben und erbauten ihnen auch gemeinschaftliche Grabstätten. Von Mark Aurel rühmt es Kapitolinus, daß er die Todten aus der ärmsten Klasse auf öffentliche Kosten bestatten ließ. Aber die Leute waren auch schon praktisch genug, auf dem so beliebten Weg der Assoziation zu einem anständigen Begräbnisse zu gelangen. Zuerst hatten die verschiedenen Kollegien oder Innungen der Handwerker, wie unzählige Inschriften bezeugen, ihre Begräbnißkassen und gemeinschaftlichen Grabmäler. Ebenso gab es bei jeder Legion einen Leichenfiskus, dessen Verwalter der Fähnrich war. Außerdem entstanden aber auch allenthalben zu diesem Zwecke freie Vereinigungen, deren Statuten mehr oder weniger Aehnlichkeit gehabt haben mögen mit denen der 136 n. Chr. im uralten Lanuvium gestifteten Begräbnißkorporation, welche B. I, S. 172 erwähnt worden ist. Dort hatte jeder Eintretende außer einer Amphora Wein ungefähr 21 Mark als Stamm und Einschuß zu erlegen, dann aber etwas über 3 Mark jährlich zu zahlen. Wer dies nicht regelmäßig that oder sein Leben durch Selbstmord endete, verlor seine Ansprüche. Die Fiskussumme betrug bei dem Sterbefalle 400 Sesterzen (87 Mark). Wer also 20 Jahre beisteuerte, hatte die Höhe des Ganzen erreicht, mußte aber wahrscheinlich fortzahlen, da auch die früher Sterbenden die volle Summe erhielten. Starb das Mitglied ohne Testament, so übernahm die Gesellschaft selbst das Begräbniß, war aber ein testamentarischer Erbe da, so überließ man ihm das Sterbegeld; er mußte aber den zur Leichenbegleitung verpflichteten Fiskusmitgliedern Mann für Mann am Scheiterhaufen einen Sesterz (22 Pf.) auszahlen! Starb das Mitglied nicht weiter als eine Meile von Lanuvium, so gingen drei Deputirte hin, um das Begräbniß zu besorgen und jeder von ihnen erhielt außer der Begleitegebühr 4 Mark 35 Pfennige Reisegeld. Kam

aber der Todesfall in weiterer Entfernung vor, so wurde nach Erfüllung bestimmter juristischer Klauseln dem Ausrichter des Begräbnisses das Fiskusgeld eingehändigt. Der Stiftungstag der Gesellschaft und die Geburtstage der Schutzheiligen und einiger Legatenstifter wurden festlich begangen (doch durften sich solche Vereine nach einem Gesetze nur einmal monatlich versammeln).

Gewöhnlich besaßen solche Kollegien auch ihr gemeinschaftliches Grabmal, meist ein großes Gewölbe mit langen Reihen kleiner, halbkreisförmiger Nischen, in denen die Aschenurnen verwahrt wurden und deren Aehnlichkeit mit Taubennestern solchen Gebäuden den Namen columbarium, Taubenschlag, verschaffte. Zuweilen bildeten sich aber auch besondere Vereine zur Herstellung eines derartigen Monuments. Die Inschriften eines 1852 an der Appischen Straße entdeckten, Raum für 600 Urnen bietenden Kolumbariums zeigen, daß der Bau aus den Beiträgen der Mitglieder von einem aus deren Mitte gewählten Kurator unternommen wurde und daß man dann die Antheile verlooste, die aber wieder nach den in ihnen enthaltenen Grabnischen parzellirt und an andere Personen verkauft werden konnten. Das Ganze war also eine Art von Aktienspekulation.

Die Verbrennung selbst wurde nicht allemal am Grabmale vorgenommen, ja, zuweilen findet man an den Monumenten ein gegen die Anlegung einer nahen Brandstätte gerichtetes Verbot. Den in kubischer Form aufsteigenden Scheiterhaufen denkt man sich gewöhnlich aus Holzstücken bestehend; allein bei dem hohen Preise des weit her, selbst aus Afrika, eingeführten Holzes und bei der Menge, die man davon brauchte, um den Körper bis auf die Knochen in Asche zu verwandeln, ist es im Voraus anzunehmen, daß nur vermögende Leute einen soliden Holzbau bekamen. Diese ließen auch die Scheiter trotz des Zwölftafelverbotes behauen und glatt hobeln und sogar bemalen! Gewöhnlich aber wird man den Stoß nur mit Holz verkleidet, im Innern aber mit Oelbaum- und Weinrebenbüscheln nebst trockenem Schilf und Rohr, das massenweise aus den Sümpfen Etruriens nach Rom geschafft wurde, gefüllt haben. Auch stopfte man die Pfühle oder Matratzen, auf denen die Leichen ruhten, mit Binsen, Wollgras und anderem Pflanzenzunder aus. Dies ergiebt sich deutlich aus ein paar Andeutungen Martial's, wie wenn er sagt:

„Während der Holzstoß leicht mit Schilf zum Brennen gefüllt wird,
Während die weinende Frau Myrrhen und Kasia kauft,
Grab schon, Tragbett schon, schon Leichensalber bereit sind,
Setzte zum Erben mich ein Numa — und wurde gesund,"

und einem Geizhals vorwirft:

„Dein Erbe schwöret, daß Du nichts zurückließest,
Und während Du auf Brettern oder Stein daliegst
Und Dein mit Schilf gestopftes Lager steiget auf,
Die weinenden Eunuchen stolz er küssen wird."

Endlich scheint man auch Harz und Pech benutzt zu haben, um die Hitze der Flamme zu mehren. Anständiger war es natürlich, was auch Properz nicht missen will, allerlei wohlriechende Oele, Salben, Weihrauch und den von den Zwölftafelgesetzen hierbei verbotenen Wein anzuwenden, um die Flammen zu nähren oder den Geruch zu verbessern. Deshalb nennt auch Lukan das Feuer des aus den Resten eines alten Nachens erbauten Scheiterhaufens, auf dem des Pompejus Leichnam von einem treuen Diener verbrannt wurde, ein „trockenes". Bei Sulla's Verbrennung gab es ein riesiges Bild des Verstorbenen nebst dem eines Liktors aus Zimmet und Weihrauch. Die Wohlgerüche dufteten überhaupt oft so stark, daß Ohnmachten unter den Umstehenden nicht selten vorkamen. Plinius moralisirt darum stark über die Verschwendung der Spezereien und spottet über den Namen „glückliches Arabien", da dessen Produkte ja nicht den Göttern, sondern den Todten zu gut kämen. „Sachkundige versichern," fährt er fort, „daß die ganze Jahresernte des Landes an Weihrauch nicht so viel beträgt, als Nero beim Tode seiner Poppäa verbrannt habe. Ferner mögen die in jedem Jahre auf der ganzen Erde vorkommenden vielen Leichenbegängnisse und die massenhaft zu Ehren der Todten aufgehäuften Spezereien in Anschlag gebracht werden, welche man den Göttern nur krümchenweise spendet."

Dem mit der Bahre nach einem Abschiedskusse auf den Scheiterhaufen gesetzten Todten wurden noch allerhand Liebesgaben, auch Schmucksachen, Kleider und Teppiche dargebracht. Darauf erhob man nochmals, wie unmittelbar nach dem Verscheiden, eine Wehklage und der nächste Verwandte oder Freund hielt mit abgewandtem Gesicht die Fackel an das Holzwerk. Stürmisches oder regnerisches Wetter störte oft die Verbrennung. Bei Sulla's Bestattung wartete man aus diesem Grunde bis drei Uhr nachmittags. Während der Verbrennung des auf Domitian's Befehl getödteten Astrologen Askletarion löschte ein plötzlich ausbrechendes Gewitter den Scheiterhaufen und die Hunde zerrissen den halbverkohlten Leichnam. Aber auch sonst fehlte es nicht an ärgerlichen Vorkommnissen. Als einer von den Freunden des Tiberius Gracchus verbrannt wurde, barst sein Leichnam; die Flamme erlosch und konnte nur nach Versetzung des Scheiterhaufens wieder entzündet werden. Ein M. Lepidus dagegen wurde durch die Gewalt des Feuers herabgestürzt und mußte neben seinem lodernden Holzstoß auf ärmlichem Reisig verbrannt werden. Plinius nennt uns aber auch zwei Fälle viel gräßlicherer Art. Attilius Aviola und Lamia erwachten auf dem brennenden Scheiterhaufen aus ihrem Scheintode und konnten nicht gerettet werden! Rechtzeitiger soll der gewesene Prätor Aelius Tubero Lebenszeichen von sich gegeben haben.

War endlich der Holzstoß niedergebrannt, so löschte man, wie in der

Homerischen Zeit, die glühende Asche mit Wein. Dies meint Properz mit den Worten Cynthia's:

> „War Dir doch das selbst lästig, umsonst Hyazinthen zu streuen,
> Wein aus zerbrochenem Krug sühnend der Asche zu weih'n"

und eine Inschrift lautet: „Darum bitte ich Euch, Ihr Götter, daß Ihr mir Freunde erhaltet am Leben, damit sie vermögen mit Wein unsere Asche zu mischen." Die übrigen Begleiter der Leiche entfernten sich nun, nachdem sie der Asche ein letztes Lebewohl zugerufen und friedliche Ruhe gewünscht hatten; nur die Verwandten blieben, um die Gebeine zu sammeln, ein Hergang, den am deutlichsten Tibull in folgenden Versen beschreibt:

> „Wenn sie die Manen gerufen und Ruh' erfleht für die Seele
> Und mit dem Quell vorher fromm sich die Hände genetzt,
> Mögen sie, was als Rest allein vom Körper mir nachbleibt,
> Mein durchbleichtes Gebein sammeln in's Trauergewand
> Und das gesammelte erst mit bejahrtem Weine benetzen,
> Dann auch schneeige Milch drüber zu gießen bereit,
> Wischen sodann mit Gewebe des zartesten Linnens das Naß ab,
> Und in der marmornen Gruft setzen das trockene bei."

Das Trocknen der Ueberreste an der Luft dauerte mehrere Tage und erst nach deren Ablauf wurden sie in einer gewöhnlich aus gebranntem Thon, oft aber auch aus Glas, Stein oder Metall bestehenden Urne in das Grabmal getragen und beigesetzt, was die theilnehmenden Personen ungegürtet und mit bloßen Füßen vollzogen. Fand dagegen eine Beerdigung statt, so wurde die Leiche entweder sammt der Bahre und wie sie ausgestellt gewesen war, in das Grab getragen oder in einen Sarg eingeschlossen. Dieser war gewöhnlich von Holz; doch kommen auch irdene vor, die am Kopfende eine Oeffnung hatten, um wohlriechende Substanzen eingießen zu können. In einem solchen ließ sich, wie Plinius erwähnt, der gelehrte Terentius Varro beisetzen, obgleich er, nach einem Fragmente zu urtheilen, früher den Herakleides aus Pontus gelobt hatte, weil derselbe das Verbrennen der Leichen empfahl, Demokrit aus Abdera aber für einen Thoren erklärt, weil er das Mumisiren in Honig vorzog. „Wäre diesem," sagte er, „der große Haufe gefolgt, so will ich des Todes sein, wenn wir den Becher Honigmeth um vier Goldstücke kaufen könnten!"

Die Vermehrung des Prunkes richtete sich besonders nach dem Stande des Todten und es wird zuweilen besonders erwähnt, wenn ein Begräbniß dem Amte, das der Verstorbene bekleidet hatte, nicht entsprach. Durch Kargheit bei der Leichenfeier seines Oheims, des jüngeren Scipio Afrikanus, brachte sich Aelius Tubero um die Prätur. So erzählt auch Livius, daß der ältere Kato seinen Sohn, einen designirten Prätor, mit sehr geringem Aufwande

seiner Armuth wegen bestattet habe. In demselben Jahre starb M. Aemilius Lepidus, ein Mann aus der höchsten Aristokratie, der alle Ehrenämter des Staates verwaltet hatte. Bevor er aber verschied, trug er seinen Söhnen auf, ihn auf einem Polsterbette, ohne Laken, ohne Purpur zu bestatten; auf das übrige Begräbniß sollte keiner von ihnen mehr als 10 Asse (50 Pf.) verwenden. Zuweilen kam es auch vor, daß das Volk die Verdienste eines armen Ehrenmannes dadurch feierte, daß es freiwillig zum Begräbniß eine Kollekte veranstaltete. Dies geschah schon, als Menenius Agrippa, der Fürsprecher der Plebejer, gestorben war; der Mann gab nach Livius einen Sechstelas (damals 8 Pf.). Ebenso berichtet der Geschichtschreiber über den 458 v. Chr. erfolgten Tod des Valerius Poplikola: „Das Volk soll in das Haus des Konsuls Viertelasse geworfen haben, damit er auf glänzendere Weise bestattet würde.“ Erwähnt wird diese Art der Dankbarkeit noch gegen Fabius Maximus und gegen einen Scipio. Davon verschieden ist es, wenn der Senat zu besonderer Anerkennung das Begräbniß auf öffentliche Kosten durch einen der oberen Beamten ausrichten läßt und zugleich, wie aus dem von Cicero erwähnten Dekrete über die Bestattung des Sulpicius Rufus Lemonia hervorgeht, die kurulischen Aedilen ermächtigt, ihre den Pomp der Leichenbegängnisse beschränkenden Verordnungen für den fraglichen Fall außer Kraft treten zu lassen. Letzteres bildet wol den Hauptunterschied des „öffentlichen“ (publicum) Begräbnisses von dem „angesagten“ (indictivum), d. h. durch einen Herold in den Straßen verkündeten, dessen sich jeder Privatmann bedienen konnte, obwol natürlich auch bei dem öffentlichen die Einladungsworte erschallten: „Der Quirite N. N. ist dem Tode verfallen! Wem es gefällig ist, die Leiche zu begleiten: es ist jetzt Zeit; eben wird er aus dem Hause getragen!“ Auf Kosten des Staats wurden z. B. bestattet die gefangenen Könige Syphax und Perseus und die Konsuln Hirtius und Pansa, in der späteren Zeit die Kaiser und auch weibliche Mitglieder der kaiserlichen Familie. Ob das „censorische“ Begräbniß eine noch feierlichere Art der Bestattung und mit besonderen nur dem Censor gebührenden Auszeichnungen verbunden gewesen sei, oder, wie Andere meinen, mit dem „öffentlichen“ identisch und nur ein anderer, von dem ursprünglich es verakkordirenden Censor herrührender Name, ist bei der Dunkelheit der Nachrichten sehr zweifelhaft. Der Umstand jedoch, daß es nach Tacitus auch dem Kaiser Klaudius, der doch wirklich die Censur bekleidet hat, vom Senat bewilligt wurde, spricht für die zweite Ansicht. Denn wozu hätte es über die einem gewesenen Censor vom Hause aus zustehenden Ehren noch eines Senatsdekretes bedurft?

Solche große Leichenbegängnisse fanden stets am hellen Tage statt und glichen gewissermaßen einer Triumphal- oder Cirkusprozession. Das Personal der Libitina stand bei ihnen unter dem Kommando eines Marschalls, dem

schwarzgekleidete Liktoren die Ordnung aufrecht erhalten halfen. Horaz nennt bekanntlich den Herbst die Zeit, wo

„die reifende Feig' und die Hitze
Zieret mit schwärzlicher Schaar von Liktoren den Leichenbesorger."

Einen Hauptunterschied vom „stillen" Begräbniß bildete ferner die Musik der Trompeter, Hornbläser und Flötisten, welche den Zug eröffneten. Auch diese erwähnt Horaz, indem er denjenigen einen vom Volke Bevorzugten nennt,

„der überschreit doch,
Wenn sich auch hundert Wagen und drei Kondukte begegnen,
Alle Drommeten und Hörner am Markt."

Es war überhaupt sprichwörtliche Redensart für sterben wollen: „Zu den Trompetern schicken." Doch scheinen diese sowol als die Hornisten erst später dazu gekommen zu sein; denn die Zwölftafelgesetze erwähnen nur die Flötenspieler und beschränken ihre Zahl auf zehn, woran auch später noch die Aedilen bei den Privatbegräbnissen festhielten. Die Flöte war nothwendig zur Begleitung der Nänien oder der Loblieder auf den Verstorbenen, die während der Prozession und auf der Grabstätte gesungen wurden. Ursprünglich übernahmen diesen Gesang die Hinterbliebenen, besonders die Kinder der Verstorbenen, selbst; aber später bei schwindender Pietät übertrug man das Geschäft bezahlten Klageweibern, welche nun die Libitina auch stellte. Aus einer Stelle Varro's („Dieses Weib wurde einst praefica genannt bis zum punischen Krieg") hat man schließen wollen, daß die Sitte bloß bis in das dritte Jahrhundert v. Chr. gedauert habe. Varro meint jedoch offenbar nur den Namen. Denn noch nach Beendigung der Karthagerkriege sagt Lucilius: „Die Klageweiber, welche, um Lohn gedungen, bei fremdem Begräbnisse weinen, schreien und zerreißen sich weit mehr die Haare," und wenn Horaz vor falschem Lob mit den Worten warnt:

„Wie die Person, die um Lohn bei Leichenbegängnissen wehklagt,
Oft sich kläglicher noch, als der wirklich Betrübte, gebärdet,
Stellt ein Spötter sich mehr noch bewegt, als wer Dich im Ernst lobt,"

so muß man wol an dieselbe Klasse denken. Von des Klodius Begräbniß erwähnt es Cicero als eine Schande, daß Musik, Lobrede und Wehklage dabei gefehlt habe. Bei Cäsar's Leichenbegängniß wurde die Nänie auf dem Forum gesungen und als Germanikus bestattet wurde, wunderte sich nach Tacitus das Volk, daß „die zum Andenken an das Verdienst eingeübten Gesänge" fehlten. Die Klageweiber pflegten sich, wie von ihrem Bildungsgrade zu erwarten steht, in ihrem Lobe zu übernehmen und ihre Lieder kamen bald in den Ruf der Abgeschmacktheit und Albernheit. „Ein geschwätziger Bürger soll mir für ein Klageweib gelten," heißt es im „Trukulentus" des Plautus, „es lobt immer

Andere, ohne sich selbst loben zu können," und in der „Eselskomödie" versichert der Parasit: „Es sind dies keine Possen, denn es sind ja keine Sterbelieder."

Welchen Anstoß würde es aber heute erregen, wenn der Leiche voran ein mimischer Tänzerchor zöge, wenn dessen Direktor selbst den Todten karikirte? Und doch ist dieser der Neigung der Römer zum Burlesken und zum grobkörnigen Witze entsprechende Brauch außer allem Zweifel! Dionysios von Halikarnaß, der ungefähr 30 v. Chr. nach Rom kam, erzählt unter Anderem: „Ich sah aber auch bei Begräbnissen angesehener Männer neben den anderen Aufzügen vor der Bahre Chöre von Satyrtänzern, welche die Sikinnis (einen frechen, muthwilligen Tanz) aufführten." Nach Sueton passirte es bei dem Leichenbegängniß des als geizig verschrieenen Kaisers Vespasian, daß der Obermime, „der, wie es Sitte ist, in Handlungen und Redeweise dem Lebenden nachahmte," laut die Besorger des Begräbnisses fragte, wie hoch dasselbe zu stehen käme und als er hörte: 10 Millionen Sesterzen, ausrief: „Gebt mir 100,000 und werft mich meinetwegen in den Tiber!" Ebenso seltsam war aber die hinter den Bocksspringern folgende Maskenprozession, seit dem Aufkommen des römischen Amtsadels die Krone eines sollennen Leichenpomps. Die an den Wänden der zum Atrium gehörenden Seitenflügel in kleinen, tempelartigen Schränken verwahrten Wachsmasken der Ahnen wurden nämlich von Schauspielern vor das Gesicht genommen, die in Größe und Wuchs den darzustellenden Personen glichen und natürlich auch die Tracht und Insignien, welche den einstigen Inhabern gebührten, anlegten. Man denke sich also eine unendliche Reihe von gold- und purpurstrahlenden Triumphatoren, von würdigen Konsuln, Prätoren und Censoren, deren jedem seine Liktoren mit Fasces und Beilen voranschritten, auf Wagen oder zu Fuß dem todten Nachkommen die Ehre geben, und man wird den Stolz begreifen, mit welchem der erwähnte Aemilius Lepidus zu seinen Söhnen sprach: „Durch der Ahnenbilder Pracht, nicht aber durch die Geldkosten werden die Leichenbegängnisse großer Männer verherrlicht." Bei der Bestattung des Marcellus zu August's Zeit zogen 600 Wagen voll Masken auf, bei der Junia's, der Schwester des Brutus, die Ahnenbilder von nicht weniger als 20 verwandten Familien! Man sah zuweilen ganze Perioden der römischen Geschichte auf diese Weise illustrirt. Von Drusus, dem Sohne des Tiberius, sagt Tacitus: „Sein Begräbniß war besonders glänzend durch den Aufzug der Ahnenbilder, da der Urahn des Julischen Geschlechts, Aeneas, alle Könige der Albaner, der Gründer der Stadt, Romulus, dann der sabinische Adel, Attus Klausus und die übrigen Ebenbilder der Klaudier in langer Reihe zu schauen waren." Nach den Ahnenportraits trug man noch, wenn der Verstorbene eine militärische Laufbahn hinter sich hatte, die Verzeichnisse seiner Siege, die Bilder eroberter Städte und besiegter Völker; dann kamen die trauernden Liktoren mit gesenkten Fasces und endlich auf großem,

elfenbeinernem Paradebett, gewöhnlich hoch aufgerichtet, der Todte selbst. Manchmal, z. B. bei Cäsar's, August's und der späteren Kaiser Bestattung lag die Leiche in einem Sarge, auf dessen Deckel ein bekleidetes Holzbild mit Wachsmaske den Verstorbenen repräsentirte. Die Verwandten folgten, wie bereits erwähnt. Reiche Leute schenkten oft auf dem Sterbebette einer Masse von Sklaven die Freiheit, nur um mit ihrer Güte noch im Tode prunken zu können.

Die vornehmen Kondukte bewegten sich stets durch die frequentesten Straßen nach dem Forum. Dort nahmen die Masken der Vorfahren auf den ihnen von den Liktoren herbeigetragenen kurulischen Elfenbeinstühlen rings Platz und der Sohn oder ein anderer naher Verwandter des Todten bestieg die Rednerbühne und hielt eine zugleich die Verdienste der ganzen hohen Familie mit berührende Lobrede. Diese Ehre wurde nach dem gallischen Krieg auch auf die Matronen ausgedehnt; bei der Ueberschwänglichkeit und Parteilichkeit der Sprecher hat aber diese Sitte, wie Livius und Cicero eingestehen, gerade nicht dazu beigetragen, die Treue und Wahrheit der Geschichte zu stützen.

Die Beisetzung von Personen aus angesehenen Geschlechtern erfolgte stets in dem Familienbegräbnisse oder in einer besonders erbauten Gruft. Diese Gräber, deren Architektonik wir hier übergehen, bedurften ihre besonderen Einrichtungen, insofern man sie in eine Art von wohnlichem Zustand versetzte. Eine unnennbare Masse von Gegenständen des gewöhnlichen Lebens, an denen unsere Museen so reich sind, stammen aus den Gemächern der Todten. Die Waffen des Kriegers, das Ackergeräthe des Landmannes, das chirurgische Besteck des Arztes, die Toilatteninstrumente der Damen vom Spiegel bis zu Kamm und Nadel, Lebensmittel jeder Gattung nebst Messern und Löffeln, Geld, Kleider, Lampen, Götterbilder, Riechfläschchen, Kinderspielzeug: alles findet sich unter dem Schmucke der Gräber. Sehr häufig lag das Monument inmitten eines umfriedigten Garten- oder Ackergrundstückes, dessen Ertrag zu seiner Erhaltung und zur Bezahlung eines besonderen Wächters bestimmt war.

Nach der Beisetzung hielten die Verwandten am Grabmale ein aus gewissen Speisen, namentlich Bohnen, Eiern, Linsen und Salz bestehendes Mahl, wovon dem Todten auch sein Theil hingestellt wurde und um dessen willen oft neben den Familienbegräbnissen steinerne Tische und Bänke angebracht waren. Dann folgte noch an Ort und Stelle die Reinigung der Theilnehmer durch Besprengen mit Wasser und Räuchern mit Lorbeer. An einem der nächsten Tage ging man daran, auch das Sterbehaus zu lustriren, was durch Schwefel, schwarze Nieswurz und Eisenkraut, durch Fegen mit dem Besen und Opferung eines Hammels zu Wege gebracht ward. Die eigentliche Trauer schloß mit dem neunten Tag, an welchem ein größeres Opfer und eine Mahlzeit ausgerichtet zu werden pflegte, bei der Verwandte und Freunde eingeladen wurden und die Etikette das Weg-

lassen der Trauerkleider erheischte. Zuweilen empfing dabei das ganze Volk eine Fleischspende oder ein Geldgeschenk und nicht selten veranstalteten reiche Familien auch Gladiatorenspiele an diesem Tage, eine Sitte, die zum ersten Male im Jahre 264 v. Chr. geübt worden sein soll, aber jedenfalls in dem etruskischen Glauben wurzelte, daß die Geister der Abgeschiedenen durch Menschenblut gesühnt werden müßten. Von einem ehrgeizigen Mammonsknecht sagt deshalb Horaz:

> „Hätt' auf dem Grabmal nicht den Betrag des Staberius Erbe
> Deutlich genannt, dann sollt' er einhundert Paare von Fechtern
> Stellen, dazu einen Schmaus für das Volk nach des Arrius Vorschrift,
> Weizen soviel als Afrika trägt."

Mahlzeiten, verbunden mit Bekränzung der Gräber, Anzünden der in ihnen hängenden Lampen, Spenden von Salben und Weihrauch, von Milch, Oel, Honig und Opferthierblut kehrten jährlich an dem Begräbnißtage oder zu testamentarisch festgesetzten Terminen wieder. Namentlich wurde es später üblich, an bestimmten Tagen Rosen oder Veilchen an die schmausenden Gäste vertheilen und sich auf das Grab legen zu lassen.

Die Männer pflegten wol ihre Trauer über die erwähnten neun Tage, selbst bei den zunächst stehenden Personen, nicht auszudehnen. Wie Dio Kassius berichtet, trauerte der männliche Theil der Residenzbewohner auch nach August's Tode nur wenige Tage und bestimmt sagt Seneka: „Unsere Vorfahren haben den Weibern ein Jahr zur Trauer festgesetzt, nicht, damit sie so lange trauerten, sondern damit es nicht länger geschehe; für die Männer giebt es keine gesetzliche Zeit, weil keine schicklich ist." Das hier genannte Jahr war ein zehnmonatliches Mondjahr. In Bezug auf die Eltern und Kinder wurde das dem Numa zugeschriebene Gesetz immer festgehalten, wenn auch seine Uebertretung keiner strengen Strafe unterlag. Nur die Wittwe durfte vor Ablauf der zehn Monate bloß mit Dispensation des Senats oder des Kaisers wieder heiraten; sonst traf sie, ihren Gatten und den einwilligenden Vater die mit Verlust gewisser bürgerlicher Rechte verbundene prätorische Infamie.





XVII.

Die Geheimnisse der Vesta.

Bei allen Völkern und zu allen Zeiten galt der Herd des Hauses als eine heilige Stätte, theils weil auf ihm das reine Element, das Feuer, brannte, theils weil er, das Symbol der festen Ansiedelung, die Glieder des Hauses um sich versammelte und den sittlichen Mittelpunkt des gesammten Familienlebens bildete. Bei Homer tritt das Herdfeuer noch nicht als Symbol einer persönlichen, den häuslichen Segen befördernden, göttlichen Macht deutlich hervor; aber Odysseus schwört bereits beim gastlichen Tische und dem Herde des Hauses heilige Eide und die hohe Bedeutung, welche man der Feuerstätte beilegte, erhellt recht deutlich aus dem Schutze den sie denjenigen gewährt, die sich zu ihr flüchten und um Schutz oder Aufnahme flehen. Dagegen erscheint in den Homerischen Hymnen und in der Theogonie Hesiod's als fleischgewordenes Herdfeuer die erstgeborene Tochter des selbstsüchtigen Kronos und der leidenschaftlichen Rhea, die keusche Hestia*), welche die um sie werbenden Freier, Apollon und Poseidon, abweist und es vorzieht in jungfräulicher Reinheit und häuslicher Abgeschlossenheit sich der Beglückung der Sterblichen zu widmen. Dafür werden ihr von den Hellenen auch hohe Ehren zu Theil. „Es findet," sagt ein Homerischer Hymnus, „keine Mahlzeit statt, ohne daß der Hestia zuerst und zuletzt Wein gespendet wird." „Sie sitzt," heißt es in einem anderen, „in der Mitte des Hauses und empfängt das Fett, genießt diesen Vorzug auch in allen Göttertempeln und wird alte, ehrwürdige Göttin genannt." Ihr und den übrigen Hausgöttern empfahl man das neugeborene Kind, indem es am siebenten Tag von der Hebamme um den

---

*) Der Name ist identisch mit Vesta und in Verbindung zu bringen mit dem sanskritischen västu, Haus; vergl. das griechische ἄστυ, Stadt, und das germanische Wist, Aufenthalt.

Herd des Binnenhofs getragen und durch diesen Akt, womit gewöhnlich auch die Namengebung verbunden war, in den Schooß der Familie aufgenommen ward. Die an Stelle des geliebten Gemahls dem Tode sich weihende Alkestis betet zuvor bei Euripides am Hausaltare zu Hestia und bittet die Göttin ihre verwaisten Kinder in ihre Obhut zu nehmen, dem Sohne eine brave Gattin, der Tochter einen wackeren Mann zuzuführen. Und wie der heimgekehrte Odysseus sich als Schutzflehender in seinem Palaste auf den Herd neben das Feuer setzt, so greift noch der flüchtige Themistokles im Hause des Molosserkönigs Admetos zu demselben Mittel.

Aber auch der bürgerliche Verein ruhte auf dem patriarchalischen Grunde der Familie und demgemäß befanden sich in den Städten gemeinsame Staatsherde, auf welchen ein immerwährendes Feuer unterhalten wurde. Hestia's Altar bildete sogar den Einigungspunkt ganzer Landschaften, wie ihr denn die Arkader zu Tegea, die Makedonier zu Aegä, die Karier zu Halikarnaß opferten. Nur das ewige Feuer, das im hochheiligen Delphi loderte und von dem auch reine Flamme entnommen wurde, wenn die Feuer in einem ganzen Lande verunreinigt waren, war nicht ihr, sondern Apollon geweiht.

Als Schirmerin des Staatswohles hatte Hestia ihren Sitz im Gemeindehause oder Prytaneion, wo die Prytanen, der ständige Ausschuß des Rathes, sich aufzuhalten und zusammen zu speisen pflegten, eine Ehre, die wohlverdienten Bürgern bisweilen auf Lebenszeit bewilligt wurde. In Athen, wo es auch einen gleichnamigen Blutgerichtshof unmittelbar unter der Akropolis gab, lag das Prytaneion neben dem Rathsgebäude und der Staatsherd befand sich in der sogenannten Tholos, einem Rundbau mit Kuppeldach in welchem die Wände mit den Statuen der Stammheroen geschmückt waren. Da die Benennung dieser Rotunde auf den ganzen Gebäudekomplex übergegangen ist, so nimmt man gewöhnlich an, daß dieselbe zugleich als Speisesaal der Prytanen gedient hat. Indeß erwähnt Pausanias ausdrücklich, daß diese in der Tholos nur geopfert hätten, und trennt in seiner Beschreibung des olympischen Prytaneions die Zelle mit dem Feuer Hestia's von der gegenüberliegenden Halle, in welcher die Sieger der olympischen Spiele bewirthet wurden. Ferner hieß die athenische Tholos auch Skias, d. h. Schattendach, jedenfalls weil sie, wie die Dampfbäder, nur in der Mitte der Kuppel eine Oeffnung zum Durchlassen des Rauches besaß. Denselben Namen führte nun aber zu Sparta eine Volksversammlungsstätte, und zwar ebenfalls nur deshalb, weil an sie eine Tholos mit den Standbildern des Zeus und der Hera angebaut war. Wir berühren diese Einzelheiten hier, da die attische Tholos sammt dem Herdfeuer der Hestia und der damit in enger Verbindung stehende Aufenthaltsort der Prytanen eine überraschende Aehnlichkeit mit dem römischen Vestatempel und dem dazu gehörigen Atrium der Vestalinnen besitzen.

Da der Altar Hestia's im Gemeindehause des Staats seinen Platz hatte, und da ihrer bei allen Brandopfern gedacht wurde, so war es nicht nöthig, ihr besondere Tempel zu errichten. Pausanias sah nur im peloponnesischen Hermione einen solchen, aber ohne Bildsäule. Eben so wenig hört man von regelmäßigen der Herdgöttin zu Ehren gefeierten Festen.

In Italien und speziell bei den Latinern sollte Hestia zu einer weit höheren Bedeutung gelangen. Dort erkannte der ganze Staat mit allen seinen Angehörigen bis in die späteren Zeiten in dieser durch die unverbrüchlichsten Religionssatzungen geheiligten Gottesverehrung das gemeinschaftliche Band aller Familienglieder und Geschlechter zu einem organischen Ganzen, und diese Idee ist es gewesen, welche der römischen Republik ein so feierliches Ansehen gesichert hat, daß diese Staatsform noch nach Jahrhunderten eine Art von Zauber auf die politischen Ansichten der Völker ausübt.

Cicero leitet den Namen Vesta vom griechischen Hestia ab. Ovid dagegen denkt an das Verbum stare, stehen, weil die Erde, deren Symbol nur der Herd mit seinem Feuer sei, aus eigener Kraft im Weltenraume stehe. Diese Identifizirung ist nicht so unbegründet, als sie auf den ersten Blick erscheint; denn auch in Griechenland werden Eigenschaften der Erdgöttin auf Hestia übertragen und die tragischen Dichter vermengen letztere geradezu mit der Gäa. Einen sehr überflüssigen Streit führten aber die römischen Antiquare über die Frage, ob der priesterliche König Numa oder bereits Romulus den öffentlichen Dienst der Vesta gestiftet hätten. Denn aller Wahrscheinlichkeit nach haben schon die ältesten Ansiedler des palatinischen Hügels diesen Kult mitgebracht. Wenigstens deutet hierauf das Vorhandensein desselben in den beiden Mutterstädten Roms, Lavinium und Albalonga, hin. Bei der Zerstörung Alba's waren die Heiligthümer verschont worden, namentlich der Tempel des Jupiter und das der Sage nach von Aeneas aus Troja mitgebrachte Vestafeuer. Wie aber der albanische Jupiter, wenn auch nicht von Rom vernachlässigt, sondern durch feierliche Opfer und dann und wann auch durch Triumphzüge geehrt, doch immer dem kapitolinischen Bruder nachgesetzt wurde, so nahm auch die albanische Vesta der römischen gegenüber nach und nach eine untergeordnete Stellung ein. Man erkennt dies aus den Versen Juvenal's:

„Unweit lagen die Seen, wo Alba noch, liegt sie im Schutt auch,
Wahrt die trojanische Flamm' und verehrt die kleinere Vesta."

Die Jungfrauen dieser Vesta werden noch am Ende des vierten nachchristlichen Jahrhunderts erwähnt, wo sogar laut zweier Briefe des Symmachus noch einmal nach uraltem Herkommen gegen die albanische Vestalin Primigenia und deren Verführer, Maximus, verfahren ward. Allein auch in dem für älter geltenden Lavinium, der geistlichen Metropole des gesammten

Latiums, fehlte es schon nicht an einem Heiligthum der Herdgöttin. Nach einer vom Scholiasten Servius mitgetheilten Legende wurde einst von zwei in demselben schlafenden Vestalinnen die eine, welche ihrem Gelübde untreu geworden war, vom Blitz erschlagen, und auch der lavinischen Vesta wurden von den römischen Konsuln und Diktatoren bei Beginn und Niederlegung des Amtes bestimmte Opfer dargebracht.

In allen latinischen Ansiedelungen befand sich der Vestakult in einem innigeren Zusammenhang mit den Schutzgeistern des Hauses, als in Griechenland. Das alte römische Haus bestand wesentlich aus einer viereckigen Halle, dem Atrium, um welches die Schlafzimmer, Vorrathskammern und Wirthschaftsräume der Familie gruppirt waren und welches sein Licht vermittelst einer Oeffnung in der Decke empfing. Unter diesem Lichtfange, der nebenbei dem Regen Eingang und dem Rauch Abzug gewährte, stand der Herd, und in seiner Nähe der Geldkasten und das Bett des Hausherrn; hier wurde gekocht, gespeist, gesponnen, hier spielte sich überhaupt das ganze tägliche Leben der Familie ab. Am heiligen Feuer in der Mitte hatten die Laren und Penaten ihren Platz, jene die Genien des Fortbestandes der Familie, diese die Beschützer der Vorrathskammer (penus) und überhaupt des wirthschaftlichen Gedeihens oder Haussegens. Wie einst von unseren Vorfahren den freundlichen Geistern des Hauses Speisen und andere kleine Geschenke dargebracht wurden, so stellten die Römer vor die Bilder der Penaten und Laren in silbernen Schüsselchen etwas von dem Mahle, das die Familie genoß. Besonders die Penaten treten überall in den Vordergrund, wo es sich um Freude und Leid der Hausgenossen, um den gemüthlichen Anhalt an das Daheim, an Eltern, Geschwister, Weib und Kind handelt. Unter ihrem Schutze stand das Gesinde des Hauses und in der Mitte des Winters, wo die Familie um den Herd versammelt war, feierte man den Penaten ein fröhliches Fest. Die Dichter setzen deshalb gar oft die Penaten an Stelle des Herdes und nennen diesen ihren Altar, bedienen sich überhaupt ihres Namens, als Symbols einer ruhigen Häuslichkeit, so daß die Bedeutung der im Herdfeuer ursprünglich waltenden Vesta für das Privathaus in der Praxis sehr verwischt wurde. Noch mehr war dies der Fall, als die Mittel des Lebens reichlicher zu fließen begannen, als die Ansprüche auf häusliches Wohlbehagen sich mehr und mehr geltend machten. Da fügte man an das Atrium den offenen, säulenumkränzten griechischen Binnenhof, das Peristyl, verlegte die Wirthschaftsräume an die Seiten dieses hinteren häuslichen Raumes und verwies die Penaten mit dem Herde in eine besondere Küche, die Laren — wenn man ihnen nicht eine besondere Hauskapelle erbaute — in die Hausflur oder an die Eingangsthür des nun lediglich zum Empfangssalon bestimmten Atriums. Es geschah dies bereits nach dem ersten punischen Kriege; zu Cicero's Zeit sprach man von der älteren Einrichtung, wie von einer

Antiquität und nur auf dem Lande blieb auch viel später noch das Wohnzimmer der alten Sitte gemäß zugleich Küche und Speisesaal.

Die Vesta des Hauses gerieth aber im Rom schon dadurch gewissermaßen in den Hintergrund, daß eben das öffentliche Vestaheiligthum, als das religiöse Centrum und Herz der Stadt, die höchste Verehrung beanspruchte.

Wie überhaupt die älteste Gemeindeverfassung ein Nachbild des Familienverbandes war, so fiel auch dem Könige, als Hausvater der Gemeinde, die Verwaltung des Opfers am Herde des Staates zu, wobei ihn die Priesterinnen der Vesta, als die Jungfrauen des Hauses, unterstützten. Ja, die Amtswohnung des Königs, die Regia, stand in unmittelbarer Verbindung mit dem Vestatempel selbst und Ovid sagt deshalb in Bezug auf beide: „Das Gebäude, das jetzt mit Erz gedeckt ist, hatte damals ein Strohdach und seine Wand war aus biegsamer Weide geflochten. Dieser geringe Raum, welcher jetzt das Atrium der Vesta trägt, war damals die große Königsburg des langbärtigen Numa." Auch der Oberpriester oder Pontifex Maximus, der Nachfolger des Königs in der Verwaltung der geistlichen Geschäfte, wohnte, als Beaufsichtiger des Vestadienstes, in diesem Atrium. Eine Konsequenz dieser Sitte war es, daß August im Jahre 14 v. Chr., als er Pontifex Maximus geworden war, einen Theil seines Palastes auf dem Palatin für Staatsgut erklärte und dorthin das Feuer der Vesta bringen ließ, ohne jedoch dadurch den herkömmlichen Dienst im alten ehrwürdigen Tempel aufzuheben. Dieser sammt seinem Atrium lag am Abhange des palatinischen Berges, wo die Heilige Straße (Sacra via) in den Hauptmarktplatz einmündete. Hinter dem Heiligthume lief die Neue Straße (Nova via) am Berge hin und jenseits derselben befand sich noch ein der Göttin geweihter Hain. Einige wollen diesen Platz in der Kirche S. Maria Liberatrice, andere in S. Theodoro wiederfinden.

Das Atrium umfaßte die Zellen der vestalischen Jungfrauen. Denn daß diese dort ihren bleibenden Aufenthalt erhielten, ergiebt sich aus dem Anfange eines Briefes vom jüngeren Plinius, welcher folgendermaßen lautet: „Die Krankheit Fannia's macht mir Sorge. Sie hat sich dieselbe zugezogen, indem sie die Jungfrau Junia pflegte, zunächst freiwillig als Verwandte, dann auch auf Zureden der Priester. Denn wenn die Jungfrauen durch Krankheit genöthigt werden, das Atrium der Vesta zu verlassen, übergiebt man sie der Sorge und Obhut anständiger Frauen."

Als Augustus den Staatsherd auf den Palatin verlegt hatte, schenkte er das Amtslokal des Pontifex Maximus am alten Vestatempel den Vestalinnen und erweiterte dadurch deren Wohnungsräumlichkeiten. Lag dieses Atrium wahrscheinlich vorn nach dem Forum zu, so schloß sich der Tempel selbst hinten an dasselbe an und hatte seinen Eingang von der Neuen Straße her. Einige Gelehrte behaupten zwar, der Tempel habe in keinem Zusammenhang mit den

Wohnungen der Vestalinnen gestanden, weil Servius einmal sagt, das Atrium sei vom Tempel entfernt gewesen; aber sein Ausdruck (remotum) kann ebenso wohl für „getrennt“, „verschieden“ aufgefaßt werden und die Aeußerungen anderer Autoren, welche Atrium und Tempel im Zusammenhang nennen, sowie die Wahrscheinlichkeit im Allgemeinen sprechen dagegen. Das alte Heiligthum selbst war nach den übereinstimmenden Angaben der Alten eine mit einem Kuppeldache versehene Rotunde, und Ovid nennt es deshalb geradezu tholus. Nach einer sein Bild tragenden Münze scheint es, als ob die Kuppel unmittelbar auf den freistehenden Säulen geruht und wirklich nur, wie sich Ovid ausdrückt, das Herdfeuer vor dem Regenwasser geschützt habe. Allein die architektonischen Darstellungen auf den Münzen sind oft bloße Andeutungen der Originale und aus mehreren sogleich näher zu berührenden Gründen nimmt man an, daß der römische Vestatempel mehr dem zu Tivoli geglichen habe, dessen kreisförmige, von zwei Fenstern durchbrochene Wand von zwanzig korinthischen Säulen umgeben gewesen ist, welche das zierliche Gebälk mit der Kuppel trugen. Aus Plinius, dem Aelteren, wissen wir noch, daß die Bronce des Daches syrakusanische war, aus Vitruv, daß dasselbe auf seiner Spitze eine blumenartige Verzierung trug.

In diesem so ungemein an die athenische Tholos erinnernden Raum brannte auf dem Staatsherde das ewige Feuer und zwar, wie dort, als einziges sichtbares Symbol der Göttin selbst. Wir besitzen für das Nichtvorhandensein eines Idols in Menschengestalt das bestimmte Zeugniß Ovid's, der in den Fasten schreibt: „Lange glaubte ich Thor, es sei ein Bildniß Vesta's vorhanden; bald aber lernte ich, daß es keines giebt in dem runden Gewölbe. Ein nie verlöschendes Feuer wird in jenem Tempel genährt: ein Abbild besitzt weder Vesta noch das Feuer.“ Gleichwol zeigen viele Münzen das Bild der Göttin und auch auf der bereits erwähnten steht sie zwischen den vier Säulen unter der Kuppel mit einem Arme zum Himmel emporzeigend, wie die berühmte Vestastatue des Palastes Giustiniani; gleichwol sagt selbst Cicero, der Oberpriester Q. Mucius Scävola sei im Marianischen Blutbade, „vor dem Bilde der Vesta“ ermordet worden, und an einer anderen Stelle, derselbe habe „das Bild der Vesta mit seinem Blute bespritzt!“ Gesetzt auch der Münzschneider habe das Vestabild aus eigener Phantasie hinzugefügt (auch auf einer zweiten Münze steht die Göttin verschleiert und mit der Lanze in der Hand hinter dem Herdfeuer), wie sollte sich, fragt man, der berühmte Redner in einer so bekannten Sache eine beinahe lächerliche Blöße gegeben haben? Zum Glück heißt es im Auszuge des bekanntlich verloren gegangenen 86. Buches des Livius über denselben Vorfall: „Scävola wurde auf der Flucht in der Vorhalle (vestibulum) des Vestatempels getödtet,“ und man hat sich nun mit dem Auswege geholfen, daß jene Bildsäule eben in diesem Vorhofe gestanden habe. Es

giebt aber doch noch eine andere Art, dieser mißlichen Erklärung des Widerspruchs zu entgehen. Wie konnte Ovid, der wol nicht weniger als 40 Jahre seines Lebens in der Hauptstadt zubrachte und den Festkalender erst kurz vor seiner Verbannung begann, gestehen, daß er „lange Zeit" an dem Vorhandensein eines Tempelbildes nicht gezweifelt habe? Ja, es scheint sogar, als ob er erst kurz vor dem Niederschreiben jenes Eingeständnisses zur Erkenntniß der Wahrheit gelangt sei. Denn noch im dritten Buche der Fasten hatte er gesagt, daß bei der Niederkunft der Vestalin Rhea Silvia der Altar der Göttin gebebt und das Standbild derselben mit den jungfräulichen Händen die Augen bedeckt habe! Der Grund seines Irrthums, den wahrscheinlich auch Cicero theilt, liegt darin, daß Männern der Vestatempel mit Ausnahme der Feuerstelle verschlossen war und daß die inneren mit Binsenmatten umspannten Räume desselben nur von den Dienerinnen Vesta's, nicht einmal von dem Pontifex Maximus betreten werden durften. Alles was hinter der unüberschreitbaren Grenze aufbewahrt wurde, war mit einem mystischen Schleier bedeckt, dessen Lüftung Einige zu den wunderlichsten Hypothesen, Andere zum reinen Skeptizismus führte.

Dionysios von Halikarnaß, ein sehr gewissenhafter Archäolog, schreibt: „Was es eigentlich sein mag, das man im Tempel der Vesta aufbewahrt, darüber hat man vielfach gestritten und gezweifelt. Einige haben behauptet, es sei weiter nichts, als eben das Feuer, das sichtbar vor Jedermanns Augen brenne. Andere behaupten, es würden außer diesem Feuer noch andere geheim gehaltene, heilige Gegenstände im inneren Heiligthum der Göttin aufbewahrt, von denen aber nur die Priester und die Jungfrauen unterrichtet wären. Andere sagen auch, es würden in dem Vestatempel die Schätze und heiligen Besitzthümer aufbewahrt, die Dardanos, als er Samothrake verließ, mitgenommen und die nachher Aeneas nach Italien gebracht habe. Andere dagegen meinen, es würde im Vestatempel das von Aeneas nach Italien entführte berühmte Palladium gehütet. Aus allen diesen Muthmaßungen geht hervor, daß die Jungfrauen in der That noch unbekannte Heiligthümer in Verwahrung halten." Fast in gleicher Weise hat sich Plutarch im Leben des Numa und des Kamillus über die mannigfaltigen Meinungen des Publikums hinsichtlich der Vestageheimnisse ausgesprochen. Es kann somit gar nicht auffallend erscheinen, daß man im Allerheiligsten des Tempels unter den mysteriösen Unterpfändern der göttlichen Gnade auch ein besonderes Kultbild der Gottheit vermuthete, zumal da ja kein anderer Tempel ohne Abbild des Besitzers oder der Besitzerin in Rom existirte. Cicero selbst liefert hierzu eine Analogie in den Reden gegen den Räuber Verres, wo er von dem Demetertempel der sicilischen Stadt Katina erzählt: „Im Allerheiligsten stand eine sehr alte Bildsäule der Ceres, von der die Männer nicht wußten, wie sie beschaffen war, ja

nicht einmal, daß sie existirte. Denn Männer haben keinen Zutritt in dieses Heiligthum, weil der Dienst von Frauen und Jungfrauen versehen zu werden pflegt." Cicero's und Ovid's Irrthum ist also sehr verzeihlich. Uebrigens gab es in Rom später mehrere Statuen Vesta's an öffentlichen Orten. So nöthigte Tiberius die Parier, eine Vesta zu verkaufen, und stellte sie in dem von ihm neuerbauten Tempel der Konkordia auf und in dem Servilischen Garten befand sich eine sitzende Vesta mit laszivem Beiwerk aus der verweltlichenden Meisterhand des Skopas.

Durch die Frage nach dem Bilde Vesta's sind wir einmal auf den Inhalt der heiligen Vorrathskammern (penus) des Gotteshauses geführt worden und können nicht umhin uns trotz des Verbotes in denselben etwas neugierig umzuschauen! Da berichtet denn zunächst Livius, daß bei dem Einbruch der Gallier die Jungfrauen der Vesta die schweren Heiligthümer derselben, in irdene Fäßchen verpackt, in einer Kapelle neben der Wohnung des Priesters vom Mars Quirinus vergraben — es galt deshalb später als Gewissenssache, dort auszuspucken — die leichteren aber in den Arm genommen hätten und mit denselben unter Beihilfe eines frommen Mannes, Namens Albinius, nach dem befreundeten Cäre geflüchtet wären. Auch Plutarch sagt im Leben des Kamillus: „Diejenigen, welche sich die Miene geben, mehr von diesen Dingen zu wissen, behaupten, es lägen dort (im Sanktuarium) zwei nicht eben große Fässer, das eine offen und leer, das andere voll und versiegelt: beide aber dürften nur den geweihten Jungfrauen vor die Augen kommen. Andere bestreiten dies und glauben nur, daß damals (beim gallischen Einfalle) die Jungfrauen die meisten Heiligthümer in zwei Fässer gesteckt und vergraben hätten." Hierin scheinen sich aber doch jene Skeptiker geirrt zu haben. Lampridius erzählt nämlich im Leben des Kaisers Elagabal: „In das Allerheiligste der Vesta, welches bloß die Jungfrauen und die Priester betreten, drang er ein und versuchte das geheime Heiligthum zu entwenden. Und als er ein irdenes Gefäß, das ihm die älteste Jungfrau als das wahre zeigte, geraubt und nichts darin gefunden hatte, schlug er daran und zerbrach es. Es that jedoch der heiligen Verehrung keinen Eintrag, weil mehrere ähnliche Gefäße vorhanden sein sollen, damit Niemand das echte entwenden kann." So scheint es hiernach ausgemacht, daß irdene Fässer, in denen überhaupt die Alten sehr verschiedene Gegenstände aufzubewahren pflegten, gewisse Geheimnisse des Vestatempels umschlossen.

Aber auch das Vorhandensein des bereits erwähnten Palladiums ist, wenigstens für die spätere Kaiserzeit, keine Mythe gewesen. Lampridius fährt in der eben citirten Stelle über Elagabal fort: „Dennoch raubte er eine Statue, die er für das Palladium hielt, und stellte sie, in Gold gehüllt, in dem Tempel seines Gottes auf." Noch weitläufiger berichtet darüber

Herodian: „Er ließ das Bild des Pallas, welches den Römern, die es verehren, verborgen und ungesehen bleiben soll, in sein Gemach holen, und führte es dann zur Verheiratung seinem Gotte (dem Sonnengotte vom syrischen Emesa) zu. Bald jedoch erklärte er, er fände keinen Gefallen an der Göttin, die stets in Waffen sei und im kriegerischen Anzug!“ Nach demselben Schriftsteller wurde die Existenz des Palladiums auch bei dem großen Brand unter Kommodus konstatirt. „Als damals,“ sagt er, „auch der Vestatempel vom Brand ergriffen wurde, sah man das Palladium entblößt, welches die Römer so hoch verehren und geheim halten; es soll von Troja hergebracht worden sein. Damals zuerst sollen unsere Zeitgenossen seit seiner Ankunft in Italien dasselbe zu Gesicht bekommen haben. Denn die jungfräulichen Priesterinnen der Vesta rissen das Bild weg, und trugen es über die heilige Straße in den kaiserlichen Palast.“ Bei der Heiligkeit und Unantastbarkeit des Tempels hätten wir keinen Grund zu zweifeln, daß dieses Pallasbild der Kaiserzeit identisch war mit demjenigen, welches im Jahr 241 v. Chr. ebenfalls bei einer Feuersbrunst der Oberpriester Cäcilius Metellus mit Verlust seiner Augen gerettet hatte, wenn nicht Tacitus in Bezug auf den Neronischen Brand ausdrücklich unter den vernichteten alten Tempeln mit aufzählte: „Das Königshaus des Numa und das Heiligthum der Vesta mit den Penaten des römischen Volks.“ Zwar gab es einen besonderen Penatentempel auf der Höhe Velia. Dieser kann aber dem Zusammenhange nach nicht gemeint sein und zu den geheimen Penaten des römischen Volks gehörte das Palladium des Vestatempels in erster Linie. Der Sage nach stellte das ursprüngliche, bei der Gründung Troja's vom Himmel gefallene und von da an in der Burg aufbewahrte Schnitzbild die Pallas Athene so dar, daß sie in der Rechten einen Speer emporhielt, während sich in der Linken Rocken und Spindel befand.

Odysseus und Diomedes raubten dieses Symbol des öffentlichen Wohles und ermöglichten dadurch erst die Einnahme der Stadt; Diomedes aber händigte, nach der römischen Tradition später von Unglück verfolgt und durch Orakelsprüche gemahnt, das Palladium dem Aeneas ein. In Rom betrachtete man es ebenfalls als göttliches Unterpfand der Reichswohlfahrt und so nennen es auch Livius, Cicero, Dionysios und Ovid. Woher das alte Palladium stammte und wie man nach dessen wahrscheinlichem Verluste zu einem neuen kam, diese Fragen werden Niemand beunruhigen, der die Reliquienmanie des Alterthums kennt. Störte es doch den Glauben des Römers an sein Palladium nicht im Geringsten, daß Argos in Griechenland, Lavinium, Luceria und Siris in Italien sich rühmten, das troische Kleinod zu besitzen! Ja, Neu-Ilion leugnete sogar, jemals dasselbe verloren zu haben, und als Fimbria die sullanisch gesinnte Stadt von Grund aus zerstörte, fand sich das Palladium wieder unversehrt unter den Trümmern vor! Im sechsten

Jahrhundert n. Chr. wollte Niemand mehr etwas von dem römischen Pallasbild wissen. Freilich war schon 200 Jahre früher dem Vestakult ein Ende gemacht worden.

Von den übrigen Penatenbildern und Reliquien im Allerheiligsten weiß man gar nichts. Doch kann man auf ihre Beschaffenheit schließen, wenn Timäos sagt, die Raritäten des Vestatempels von Lavinium hätten aus metallenen Heroldsstäben und troischen Thonfiguren bestanden. Die latinischen Penatenfiguren in dem erwähnten Tempel auf der Velia beschreibt Dionys als zwei sitzende, mit Lanzen bewehrte Jünglinge und sie glichen wahrscheinlich den im Vestatempel befindlichen Urbildern. Servius macht nicht weniger als sieben Unterpfänder der römischen Herrschaft namhaft: den Gürtel der Göttermutter Kybele, das thönerne Viergespann der Vejenter (es stand auf dem kapitolinischen Tempel), die Gebeine des Orestes (auf dem Forum in der Nähe des Saturntempels), das Szepter des Priamos, das Gewand der trojanischen Prinzessin Ilione, das Palladium und die vom Himmel gefallenen Ancilien oder Marsschilde. Diese sowol, als die dazu gehörenden Speere verwahrte der Oberpriester in seinem Amtslokal und es war für den Staat ein sehr bedenkliches Vorzeichen, wenn sie sich klirrend bewegten. Endlich fehlte nach Plinius, dem Aelteren, unter den Gegenständen naiver Verehrung auch nicht das uralte Symbol der zeugenden Naturkraft, welchem zugleich der wirksamste Gegenzauber gegen allen Einfluß des Neides inwohnte.

Geweihte Jungfrauen der Vesta gab es anfangs bloß vier. Von Servius Tullius oder Tarquinius Priskus sollen noch zwei zugefügt worden sein und diese Zahl wurde beibehalten bis in die letzten Zeiten des Instituts, wo sieben Vestalinnen erwähnt werden. So lange das Königthum bestand, wählte der König die Dienerinnen der Göttin selbst. So wird von der Mutter der Marszwillinge Romulus und Remus berichtet, die Amulius auserlesen hatte, und Plutarch erzählt dasselbe von den vier ersten von Numa eingesetzten Vestalinnen: Gegania, Verenia, Kanuleja und Tarpeja. Beim Eintritt der Republik ging die freie Wahl auf den Pontifex Maximus über, der, wie es scheint, selbst ohne die väterliche Einwilligung die Gewählte der Gewalt des Vaters entnahm und der Gottheit zueignete. Der Grammatiker Gellius hat uns noch die Formel aufbewahrt, deren sich das geistliche Oberhaupt dabei bediente. Sie lautet: „Als Priesterin der Vesta, um die Opfer zu verrichten, welche eine Vestapriesterin das Recht hat für das römische Volk zu verrichten, nehme ich Dich, Geliebte (amata), in Beschlag, insofern in Dir alle gesetzlichen Erfordernisse vorhanden sind.“ Als aber gegen das Ende des Freistaats große Lauheit und Gleichgiltigkeit in religiösen Dingen einriß und man anfing, dem eigenmächtigen Vorgehen des Oberpriesters Opposition zu machen, ging die Bill eines gewissen Papius durch; nach welcher bei jeder Vakanz im Vesta-

dienste zwanzig Jungfrauen vom Pontifex Maximus gewählt wurden, die dann unter sich zu loosen hatten.

Augustus gab sich besondere Mühe das sinkende Ansehen des Standes der Vestalinnen zu heben. Er vermehrte ihre Ehren und Einkünfte und da bei einer Wiederbesetzung viele Väter sich Mühe gaben, ihre Töchter dem verhängnißvollen Loose zu entziehen, schwur er, daß er gern eine seiner Nichten freiwillig anbieten würde, wenn deren Alter nicht hinderlich wäre. Wenn Dio Kassius nicht übertreibt, wäre er sogar so weit gegangen, wenigstens dem Scheine nach, auch die Töchter von Freigelassenen zur Loosung zuzulassen. Wie hoch es in jener Zeit angeschlagen wurde, wenn ein vornehmer Mann seine Tochter zum Noviziat vorschlug, erhellt aus folgender Notiz des Tacitus aus dem Jahr 19 n. Chr.: „Hierauf legte der Kaiser dem Senate vor, daß eine Vestalin zu wählen sei an Stelle der Occia, welche 57 Jahre lang mit der größten Unbescholtenheit dem Stande der Vestalinnen angehört hatte, und er dankte dem Fontejus Agrippa und Domitius Pollio, weil sie durch Darbieten ihrer Töchter wetteiferten in Dienstbereitschaft gegen den Staat. Vorgezogen ward Pollio's Tochter, aber aus keinem anderen Grunde, als weil ihre Mutter noch in ihrer Ehe verharrte; denn Agrippa hatte durch Scheidung der Familienwürde Eintrag gethan, und der Kaiser tröstete die Verschmähte durch eine Mitgift von einer Million Sesterzen.“ Ebenso erhielt fünf Jahre später eine Vestalin aus dem berühmten Geschlechte der Kornelier, die nach dem Tode einer gewissen Skautia von der Familie freiwillig gestellt worden war, eine Belohnung von zwei Millionen! Erkennt man schon hieraus, daß es in ähnlichen Fällen gar nicht zum gesetzlichen Loosen zu kommen brauchte, so erwähnt dasselbe noch ausdrücklich in Bezug auf die Zeit der Antonine der genannte Gellius. „Diese Loosung nach dem Papischen Gesetz,“ sagt er, „pflegt jetzt nicht nothwendig zu erscheinen; denn wenn Jemand aus anständiger Familie zum Pontifex Maximus geht und ihm seine Tochter zum Priesterthum anbietet, so findet zu Gunsten derselben eine Ausnahme vom Papischen Gesetz statt, falls sie sonst den religiösen Anforderungen entspricht.“

Wird nun aber, höre ich fragen, jene Tochter Agrippa's den reichen weltlichen Trost für das ihr versagte klösterliche Leben nicht mit herzlicher Freude begrüßt haben? Wir müssen es bezweifeln, daß sie eine klare Einsicht in den Unterschied der beiden Lebensstellungen gehabt hat. Denn die römischen Mädchen heirateten zwar sehr jung, oft schon im zwölften Jahre; aber die zur Vestalin Bestimmte durfte nicht älter als 10, und nicht jünger als 6 Jahre sein. Darum ruft der christliche Dichter Prudentius tadelnd aus: „Klein, in zartem Alter werden sie ausgesucht, bevor der freie Entschluß des eignen Willens, glühend vom Lobe der Keuschheit und von Liebe zu den Göttern, das rechtmäßige Band der Ehe verdammt.“ Die meisten Anforderungen, die an die

Novizen gestellt wurden, standen in innigem Zusammenhang mit der außerordentlichen Reinheit und Unbeflecktheit, die einen Grundzug des ganzen Vestakults bildet. Beide Eltern mußten noch am Leben sein und kein Makel, in der älteren Zeit jedenfalls auch nicht der plebejischer Herkunft, durfte an der Familie haften. Aus demselben Grunde mußte die künftige Vestalin frei von allen körperlichen Gebrechen sein und, wie schon berührt, konnte nicht einmal die während des Dienstes erkrankte Jungfrau im heiligen Bezirke bleiben. Triftigen Einwand gegen die Wahl hatte die Schwester einer Vestalin, die Töchter verschiedener Priester und seit August diejenigen Leute, welche die durch drei Kinder erworbenen Rechte besaßen.

Die junge Vestalin wurde nach geschehener Wahl mit Zuziehung eines vogelschaukundigen Augur geweiht und dann in das Heiligthum geführt. Dort fiel zuerst ihr Haarschmuck unter der Scheere und wurde an einem uralten Lotosbaum (einer Rhamnusart), der wahrscheinlich im Haine der Vesta stand und der den Namen „Haarbaum" führte, aufgehangen. Zugleich empfing sie die Tracht ihres neuen Standes. Dieselbe bestand aus weißem, wollenen Stoffe und es gehörte dazu eine diademartige Stirnbinde, von welcher Bänder herabfielen. Dieser Kopfputz mag kleidsam genug gewesen sein, um für elegant zu gelten; denn Prudentius fragt höhnend: „Ist das auch ein Verdienst, daß sie den Nacken hinab nett die Locken wallen lassen oder nett die Schläfe mit Bändchen gürten und Litzen in die Haare flechten?" Während der Opferhandlungen trugen sie außerdem ein weißes und purpurverbrämtes, viereckiges, schleierartiges Kopftuch, das unter dem Kinne durch eine Broche zusammengehalten wurde. Dagegen gehörte der Gebrauch von wohlriechenden Salben und von Blumen zu den verpönten Dingen.

Unterschied sich die Bedeutung der Vestalinnen von der unserer christlichen Nonnen schon dadurch, daß ihr klösterliches Leben lediglich auf die Wohlfahrt des Staates und auf den speziellen Dienst der Göttin, nicht auf das Seelenheil ihrer eigenen Person Bezug hatte, so lag eine weitere Abweichung darin, daß ihr Dienst auf eine bestimmte Reihe von Jahren beschränkt war. Zehn Jahre lang dauerte ihre Lehrzeit, zehn Jahre lang verrichteten sie die Obliegenheiten des Kultes und ebenso lange unterrichteten sie die Novizen. Nach Ablauf dieser Frist konnte die Vestalin austreten und sich auch verheiraten. Allein die Blüte der Jugend und Schönheit beginnt bekanntlich im Süden sehr früh, um desto eher zu welken, und wenn die alten Schriftsteller erzählen, es sei die Rückkehr in das weltliche Leben und die Schließung eines Ehebundes den Wenigsten gut bekommen, so daß sie diesen Schritt ihre ganze Lebenszeit hindurch bedauert hätten, so wollen wir dies aus natürlichen Gründen glauben. Elagabal schändete die Vestareligion dadurch, daß er die Vestalin Okulia Severa vom Herde der Göttin weg heiratete. Die meisten Vestalinnen blieben im Tempel

bis an ihr Ende und da sich der Rang nach der Dienstzeit bestimmte, so pflegte die älteste, welche die Haupthandlung bei den Opfern versah, stets eine hochbejahrte Dame zu sein. Kurz nach der vorhin erwähnten Occia, die nach ihrem 57. Dienstjahre wenigstens 63 Lebensjahre zählen mußte, nennt Tacitus eine Junia Torquata, die nach einer vorhandenen Inschrift 64 Jahre im Atrium der Vesta zugebracht hatte, und ihre Nachfolgerin, Vibidia, legt als „die älteste der Vestalischen Jungfrauen," bei Klaudius Fürbitte für Messalina ein. Die Aelteste war die Führerin, Sprecherin und Vorsteherin der übrigen; die Oberaufsicht über Vestalinnen und Vestadienst mit voller väterlicher Strafgewalt übte der Oberpriester selbst.

Die Stellung der geweihten Jungfrauen der Welt gegenüber war mit vielen hohen Ehren und Auszeichnungen verbunden. Wenn sie auf der Straße erschienen, ging ein Liktor mit dem Ruthenbündel vor ihnen her und selbst die obersten Magistrate traten bei Seite und ließen ihre Fasceu vor ihnen senken. Auch hatten sie das Recht, in einem zweirädrigen, mit einem Bogenzelt versehenen Staatswagen durch die Stadt zu fahren. Im Theater hatten sie seit August ihren reservirten Platz neben der Kaiserin nahe der Bühne im Proszenium, der hohen Loge des vorsitzenden Prätors gegenüber. Nero lud die Vestalinnen auch ein, an den Spielen der Athleten, deren Anblick Augustus dem schönen Geschlecht ganz verboten hatte, theilzunehmen, weil ja auch zu Olympia die Priesterinnen der Ceres dieses Vorrecht genössen. Ob sie dem Anerbieten Folge leisteten, fügt Sueton nicht hinzu. Dagegen besuchten sie bereits in den Zeiten der Republik die blutigen Gladiatorengefechte. Cicero setzt in der Rede für Murena den Fall, daß eine Vestalin ihren Sitz bei dieser Gelegenheit an einen Verwandten abtrat, und Prudentius sagt ihnen nach, sie hätten dabei den rasenden Enthusiasmus ihres Geschlechtes getheilt, sich von ihren Sitzen erhoben, wenn der Blutstrahl emporsprang, und dem Sieger ruhig durch Einschlagen des Daumens das Zeichen zum Todesstoß gegeben.

Der Heiligkeit ihres Dienstes gemäß galt die Person der Vestalin für unverletzlich. Selbst wer auf der Straße unter der Sänfte durchging, in welcher eine Vestalin saß, wurde nach Plutarch mit dem Tode bestraft. Im Vertrauen auf diese Unverletzlichkeit wagte die Vestalin Klaudia im Jahre 143 v. Chr. eine That, die der stolzen Energie, wodurch sich die männlichen und weiblichen Glieder ihrer Familie stets ausgezeichnet haben, alle Ehre machte. Ihr Vater, der Konsul Appius Klaudius Pulcher, hatte ohne besonderen Ruhm das Alpenvolk der Salasser besiegt und zu dem beanspruchten Triumph keine Erlaubniß bekommen. Dennoch bestieg er den hohen Prachtwagen und hielt mit seinen Soldaten den Triumphaleinzug in die Stadt Rom. Empört über die Anmaßung des Mannes wollten ihn die Volkstribunen mit Gewalt herabreißen. Da schwang sich behend seine priesterliche Tochter zu ihm

empor und umfaßte ihn, und was die Scheu vor dem glänzenden Gewande Jupiter's, dessen Abbild der Triumphator war, nicht vermocht hatte, das bewirkte die Ehrfurcht vor der Dienerin Vesta's: ungehindert erreichte Appius das Kapitol und legte seinen Lorbeerkranz in Jupiter's Schooß nieder!

Auch wenn ein Verbrecher zum Tode geführt wurde und es begegnete ihm durch reinen Zufall ein Vestalin, so war sein Leben gerettet. Ihre Fürbitte für Angeklagte durfte vom Richter nicht ohne Weiteres von der Hand gewiesen werden. So spricht z. B. Cicero in der Vertheidigungsrede des Fontejus: „Es streckt zu Euch eine vestalische Jungfrau die bittenden Hände aus, welche sie gewohnt ist, für Euch zu den unsterblichen Göttern auszustrecken. Hütet Euch, daß es nicht gefährlich und stolz erscheine die Beschwörung derjenigen zu mißachten, deren Bitten die Götter nicht verschmähen dürfen, wenn der Staat Bestand haben soll.“ Bekanntlich verzieh der Diktator Sulla dem zur Opposition gehörigen jungen Cäsar nur auf Fürsprache der Vestalinnen. Und während alle Anstrengungen zu Gunsten der schamlosen Gemahlin des Kaisers Klaudius umsonst waren, bewirkte die Bitte der Vestalin Vibidia doch so viel, daß man versprach der Schuldigen eine Vertheidigung zu gestatten. Auch in den Zeiten bürgerlicher Kriege übernahmen die Vestalinnen bereitwillig die Vermittlerrolle. Als sich die Legionen Vespasian's unaufhaltsam gegen die Hauptstadt heranwälzten, beredete der feige Vitellius den Senat, die vestalischen Jungfrauen dem Feinde entgegen zu senden, um Unterhandlungen anzuknüpfen. Der Führer der Flavianer, Antonius, verwarf die Friedensvorschläge, behandelte aber die Vestalinnen ihrem Range gemäß. Geradeso verlangte später der elende Didius Julianus, daß alle Priester nebst den Vestalinnen dem heranrückenden Severus entgegen geschickt würden.

Des großen Ansehens wegen, in welchem der Vestatempel und die heiligen Jungfrauen standen, deponirte man bei ihnen auch oft wichtige Urkunden. Der zu Misenum geschlossene Vertrag zwischen Sextus Pompejus, Antonius und Oktavian wurde den Vestalinnen zur Verwahrung übergeben. Am häufigsten geschah dies aber mit wichtigen Testamenten. So lag bei ihnen der letzte Wille Cäsar's, Oktavian's, Antonius'.

Endlich besaßen die Vestalinnen eine privilegirte civilrechtliche Stellung. Ihr Zeugniß galt vor Gericht ohne einen bekräftigenden Eid. Obwol der väterlichen Gewalt entnommen und der Gottheit geweiht, brauchten sie keinen Vormund, hatten über ihr Vermögen freies Dispositionsrecht und konnten selbst Frauen zu Erben einsetzen. Da aber zwischen ihnen und der Familie jedes Band zerrissen war, konnten sie ohne vorliegendes Testament von Agnaten nichts erben und ebenso fiel ihr eigenes Vermögen, wenn sie nicht testirten, dem Vestatempel anheim. Selbst nach dem Tode genossen sie die früher den Triumphatoren, später nur noch den Kaisern zustehende Ehre,

innerhalb der Stadtmauern begraben zu werden, und zwar befand sich ihr Begräbnißplatz unweit ihres Tempels am Palatin.

Wie jeder andere Tempel, besaß auch das Heiligthum der Vesta seine Ländereien. Diese wurden vom Staate verwaltet, welcher schon von Numa's Zeit her den Vestalinnen einen großen Jahrgehalt, vermuthlich auch in Naturalien zahlte. Durch fromme Schenkungen, Strafgelder und Erbschaften der ohne Testament verstorbenen Vestalinnen mehrte sich dieser Fond. Namentlich von Augustus wird berichtet, daß er auch die Einkünfte der Vestalinnen bedeutend vergrößert habe. Auch Tiberius bedachte letztere in seinem Testamente. So hatten die Vestalinnen jedenfalls ihren reichlichen Unterhalt, wenn es ihnen auch nicht alle Tage leiblich so gut ging, wie bei den Antrittsschmäusen der neu eintretenden Priester, zu denen stets die vier ältesten Vestalinnen geladen wurden und von deren Ueppigkeit ein von Makrobius erhaltener Speisezettel noch Zeugniß giebt!*)

Alle Privilegien und namentlich die Pfründen der Vestalinnen kamen noch einmal lebhaft zur Sprache, als Kaiser Gratian am Ende des 4. Jahrhunderts die Tempelgüter einzuziehen befohlen hatte. Der Senat trat für Erhaltung des Instituts ein und besonders der Redner Symmachus, der als Gouverneur von Rom die rechtliche Stellung des Oberpriesters für den Kaiser vertrat, da Gratian selbst die Würde nicht angenommen hatte. In seiner Eingabe heißt es: „Sogar die Grundstücke, die den Jungfrauen und deren Dienern durch den letzten Willen Sterbender vermacht worden sind, hält der Fiskus zurück. Freigelassene erhalten ihre Legate, Sklaven werden die gerechten Vortheile der Testamente nicht vorenthalten, nur jene ehrwürdigen Jungfrauen werden von dem Genuß der durch Erbschaft erlangten Güter ausgeschlossen. — Das Gesetz unserer Ahnen hatte die vestalischen Jungfrauen und die Diener der Götter mit mäßigem Auskommen und gerechten Privilegien geehrt. Die Unantastbarkeit dieses Geschenkes bestand bis zu den entarteten Wechselkrämern herab, welche den Unterhalt der Keuschheit in Bezahlung niedriger Lastträger verwandelt haben.“ Gegen Symmachus erhob sich der mailänder Bischof Ambrosius mit großer Heftigkeit. „Kaum sieben Jungfrauen werden angestellt,“ sagt er unter Anderem, „dies ist die ganze Zahl, welche die Stirnbinden des bebänderten Hauptes, das Leuchten der mit Purpur besetzten Kleider, der Pomp der von einem Dienerschwarm umgebenen Sänfte, große Vorrechte, ungeheuere Einkünfte, endlich eine vorgeschriebene Keuschheitsfrist zusammen gebracht haben. Mögen sich die Augen ihres Körpers und Geistes erheben und schauen eine Gemeinde voll Schamhaftigkeit, ein Volk voll Unbescholtenheit, eine Versammlung voll Keuschheit. Hier giebt es keine Bänder, als Zierde des

*) B. II. S. 94.

Hauptes, sondern eine unscheinbare Hülle, aber geadelt durch die Uebung der Keuschheit, keine ausgesuchten Reizmittel der Schönheit, nicht purpurne Abzeichen und luxuriöse Genüsse, sondern die Uebung des Fastens, keine Privilegien, keine Geldvortheile." Solche Sprache führten die Gegner und unter Theodosius erlosch das Feuer der Vesta gänzlich; denn aus dieser Zeit erwähnt der Geschichtsschreiber Zosimus eine alte Frau, „die von den Jungfrauen der Vesta noch übrig geblieben war".

Trotz der genannten großen Auszeichnungen, welche die Vestalinnen für das verlorene Glück des häuslichen Lebens entschädigen sollten, war ihr Dienst ein mühevoller und peinlicher und die Kontrole ihrer Pflichten außerordentlich streng. Große Sorgfalt erheischte schon die Hut des Feuers auf dem Staatsherde. Es handelte sich nicht bloß darum, dasselbe stets im Brande zu erhalten, sondern es durften auch gewisse Gestaltungen der Flamme, worin man Winke der Gottheit in Bezug auf die Zukunft erkennen wollte, nicht übersehen werden. Unter den Zeichen des kommenden Bürgerkriegs giebt der Dichter Lukan auch an, daß sich die Flamme der Vesta gespalten und mit geschiedenen Spitzen emporgezüngelt habe. Das Verlöschen des Feuers wurde bekanntlich für das sicherste Zeichen eines großen Unglücks für den Staat angesehen und die unglückliche Vestalin, während deren Wache das böse Omen eingetreten war, wurde zur Strafe vom Liktor des Pontifex Maximus an einem dunklen Orte auf bloßen Rücken mit einer Knute aus Knotenstricken oder Draht gegeißelt. Es geschah dies z. B. im Jahr 206 v. Chr. und Livius erzählt darüber Folgendes: „Mehr als die von auswärts gemeldeten und daheim erblickten Wunderzeichen schreckte die Gemüther der Menschen das Ausgehen des Feuers im Tempel der Vesta. Es wurde die Vestalin, welche in jener Nacht die Wache gehabt hatte, auf Befehl des Oberpriesters P. Licinius mit der Knute gepeitscht. Und obgleich der Vorfall nichts mit einer göttlichen Weissagung zu thun hatte, so beschloß man doch größere Sühnopfer darzubringen und ein Betfest der Vesta anzustellen." Ergiebt sich aus diesen Worten, daß die Jungfrauen abwechselnd für eine ganze Nacht die Verantwortung übernahmen, so erhellt aus einer Stelle des Dionysios, daß sich die älteren dabei der Assistenz der Novizen bedienten. „Die Vestalin Aemilia," heißt es dort, „hatte in einer Nacht, wo sie die Feuerwache zu besorgen hatte, aus Unvorsichtigkeit das Feuer erlöschen lassen, indem sie, selbst sich dem Schlummer überlassend, die Aufsicht einer jungen, noch den Tempeldienst erlernenden Vestalin anvertraute. Die ganze Stadt überfiel angstvoller Schrecken und der Pontifex ließ sogleich eine Untersuchung anstellen, um zu erforschen, ob Aemilia etwa durch Unkeuschheit den Tempel entweiht habe. Die Priesterin aber, im Gefühl ihrer Unschuld und voll Vertrauen auf die geliebte Göttin, streckte im Beisein der Priester und Jungfrauen ihre Arme über dem Altar

empor und flehte: „O Vesta, heilige Schutzgöttin Roms, Du weißt es, daß ich fast dreißig Jahre unsträflichen Wandels mit reinem Herzen und unbeflecktem Körper Deinen Dienst verrichte. Stehe mir nun bei, hilf mir und dulde es nicht, daß Deine Priesterin eines schmählichen Todes sterbe. Sollte ich aber unbewußt gefehlt und etwas Unheiliges gethan haben, so strafe mich dafür, und lasse Rom Deinen gerechten Zorn nicht entgelten." So zur Vesta flehend riß sie von ihrem Musselingewande ein Stück ab und warf es in die kalte Asche des Altars. Sofort loderte aus derselben eine glühende Feuerflamme empor und die gerettete Priesterin dankte mit dem freudetrunkenen Volke der gütigen, hilfreichen Göttin."

Uebrigens wurde das Wiederanzünden des Feuers, wie auch die jährlich am 1. März, dem alten Neujahrstage, stattfindende Erneuerung desselben durch die älteste Art Feuerzeug, zwei an einander geriebene Holzstückchen von glückverheißenden Bäumen, bewirkt, worauf die Vestalinnen den glimmenden Brennstoff in einem ehernen Sieb in den Tempel trugen. In Delphi bediente man sich zu demselbe Zwecke nach Plutarch's Angabe einer Art von Brennspiegel.

Noch ein größeres Vergehen, als die Nachlässigkeit in Beobachtung des Herdfeuers, bildete für die vestalischen Jungfrauen der Bruch des Keuschheitsgelübdes. Wie man selbst das Erlöschen des Feuers mit dem Zorne der Göttin über irgend eine Verletzung der Reinheit ihrer Priesterinnen in Verbindung zu bringen pflegte, hat sich schon aus der Geschichte Aemilia's ergeben. Und der Größe des Verbrechens entsprach die Furchtbarkeit der Strafe, die ihm folgte. In der ältesten Zeit wurde die des verbotenen Umgangs überführte Vestalin mit Peitschenhieben bis zum Tode gegeißelt. Seit Tarquinius Priskus aber ward zum Geißeln auch noch das Lebendigbegraben hinzugefügt. Am kollinischen Thore, innen an dem großartigen Walldamm des Servius Tullius, befand sich der zu dieser Exekution bestimmte Platz, welcher den Namen „Verbrecherfeld" führte. „Hier wird," sagt Plutarch, „ein unterirdisches kleines Gemach hergerichtet, in das man von oben hinabsteigen kann. In demselben befindet sich ein aufgeschlagenes Bett, eine brennende Lampe und ein kleiner Vorrath von den nothwendigsten Lebensmitteln, als Brod, Wasser, Milch und Oel, gleichsam als scheute man sich, den dem höchsten Priesterthum geweihten Leib durch Hunger umkommen zu lassen. Die Verurtheilte selbst wird in eine Sänfte gesetzt, die von außen verschlossen und mit Riemen verwahrt wird, so daß nicht einmal ihre Stimme vernehmbar ist, und so wird sie über den Markt getragen. Stumm weichen Alle aus und geleiten sie lautlos mit außerordentlicher Niedergeschlagenheit. Es giebt kein unheimlicheres Schauspiel und niemals hat die Stadt ein traurigeres Aussehen. Wenn die Sänfte an dem bestimmten Orte angelangt ist, nehmen ihr die Diener die Fesseln ab; der Oberpriester aber verrichtet ein

stilles Gebet und hebt die Hände zu den Göttern empor. Dann führt er die Verhüllte zur Leiter, welche in das Gemach hinabführt. Er selbst wendet sich hierauf mit den anderen Priestern ab, und wenn sie hinabgestiegen ist, wird die Leiter weggenommen, das Gemach zugeschüttet und der Platz dem übrigen Walle gleichgemacht." Der Verführer wurde regelmäßig auf dem Markt entblößt, in einen Block gespannt und zu Tode gegeißelt.

Die römische Geschichte berichtet im Ganzen ungefähr über zwölf Fälle, in denen das vom Pontifex zu Rathe gezogene Priesterkollegium diese schrecklichen Strafen verhängte. Mehrmals ist es dabei vorgekommen, daß das Beispiel des Fehltritts ansteckend wirkte, und der Skandal sich verdoppelte und verdreifachte. So geriethen nach der unglücklichen Schlacht von Kannä zwei Vestalinnen, Opimia und Floronia, in Untersuchung, von denen die eine dem unterirdischen Kerker durch Selbstentleibung entging. Hatte hier der Sekretär des Oberpriesters seine günstige Stellung zur Anknüpfung des unerlaubten Verhältnisses benutzt, so wurden im Jahre 134 v. Chr. mehrere römische Ritter des verbotenen Umgangs mit den Vestalinnen Aemilia, Licinia und Marcia bezichtigt, von denen nur Aemilia mit dem Tode büßte, die beiden anderen, nicht weniger kompromittirten, durch die Beredsamkeit ihrer Anwälte — denn es war über die Sache ein besonderer Gerichtshof eingesetzt worden — gerettet wurden. Der Kaiser Karakalla ließ ebenfalls vier Vestalinnen den Prozeß machen, von denen drei den Tod erlitten, die vierte sich vom Hause hinabstürzte.

Die tragischste Untersuchung gegen Vestalinnen fand unter Domitian statt. Nachdem Vespasian und Titus, wie es scheint, sich den galanten Geheimnissen des Vestatempels gegenüber sehr nachsichtig gezeigt hatten, trat der finstere Domitian mit unnachsichtiger und vorurtheilsvoller Strenge gegen vier Verdächtige auf. Sueton erzählt den Vorgang in folgender Weise: „Nachdem er den Schwestern Ocellata und der Varronilla die Wahl der Todesart freigestellt und ihre Verführer mit Relegation bestraft hatte, ließ er bald darauf Kornelia, die älteste Vestalin, die früher schon freigesprochen, aber nach einem langen Zwischenraume wieder angeklagt und überführt worden war, lebendig begraben. Ihre Liebhaber wurden auf dem Komitium zu Tode gepeitscht, mit Ausnahme eines gewesenen Prätors, der, als der Prozeß noch zweifelhaft war und die Fragen und Foltern keinen sicheren Anhalt lieferten, freiwillig gestand und mit der Verbannung davon kam." Nun erwähnt schon Dio Kassius, bei der Untersuchung sei es so unbarmherzig und brutal zugegangen, daß Helvius Agrippa, einer der Priester, in Folge der Gemüthserschütterung mitten in der Sitzung vom Schlage gerührt worden sei! Durch Plinius, den Jüngeren, wird aber vollends die Schuld Kornelia's sehr zweifelhaft. Er sagt nämlich, Licinianus Valerius — dies war jener Mann

prätorischen Rangs — sei vom Kaiser nach der Hinrichtung der Vestalin mit dem Vorwurfe des verbotenen Umganges nur deshalb belastet worden, weil ein Freigelassener der Kornelia heimlich auf seinen Gütern gelebt habe, und sei der Schuld geständig geworden; doch bleibe es ungewiß, ob er sie wirklich begangen oder ob er bei fortgesetztem Leugnen Schlimmeres befürchtete, da nämlich, wenn die Ueberführung nicht gelungen wäre, die Schmach des Justizmordes auf dem Kaiser ruhte. Auch der römische Ritter Celer war auf dem Forum unter den Geißelschlägen bei der Behauptung geblieben: „Was habe ich gethan? Ich habe nichts gethan!" So wurde dem Licinianus unter der Hand Verzeihung angeboten, wenn er Domitian durch ein Geständniß entlastete. Ueber das Verfahren gegen Kornelia selbst und deren würdiges Betragen schreibt Plinius: „Domitian wollte Kornelia lebendig begraben lassen, um seine Regierung durch ein solches Beispiel zu verherrlichen, und berief als Oberpriester oder vielmehr als unmenschlicher Tyrann, als unumschränkter Gebieter, die übrigen Priester nicht in seinen Palast, sondern auf sein albanisches Landhaus. Hier beging er ein ebenso großes Verbrechen, als das er bestrafen zu wollen sich das Ansehen gab, indem er die Vestalin in ihrer Abwesenheit und ungehört verurtheilte. Die Priester wurden sogleich abgesendet, um sie eingraben zu lassen. Diese, mit erhobenen Händen bald zu Vesta, bald zu den Göttern flehend, rief unter Anderem sehr oft aus: „Mich hält Cäsar für unkeusch, mich, die den Opferdienst besorgte, während er siegte und triumphirte?" Man weiß nicht, ob aus Schmeichelei oder Spott, aus Selbstgefühl oder aus Verachtung gegen den Kaiser, sie wiederholte dies, so lange sie, vielleicht unschuldig, auf jeden Fall aber wie eine Schuldige zum Tode geführt wurde. Ja, selbst dann, als sie in jene unterirdische Behausung hinabgelassen wurde und ihr beim Hinabsteigen das Gewand hängen geblieben war, kehrte sie um und machte es los; und als der Henker ihr die Hand reichte, wandte sie sich mit Abscheu und sprang zurück, um so die entweihende Berührung von ihrem reinen und keuschen Leibe abzuhalten und bis zum letzten Hauche unbefleckt zu bleiben. Mit vollendetem Schamgefühl war sie eifrig bedacht, mit Anstand zu sterben."

In älterer Zeit reichte oft schon ein Abweichen von der vorgeschriebenen Tracht und ein etwas freieres Betragen hin, gegen die Vestalinnen den schlimmsten Verdacht zu erwecken. Eine auffallende Eleganz in der Kleidung lenkte den ersten Argwohn auf die im Jahre 337 v. Chr. verurtheilte Minucia. Achtzig Jahre früher war einer gewissen Postumia der Prozeß gemacht worden, weil sie ebenfalls eine gewähltere Toilette liebte und sich zu unbedachtsam ihrem heiteren Naturell überließ. Sie wurde zwar freigesprochen, aber der Pontifex ermahnte das fröhliche Kind „das Scherzen und Lachen sein zu lassen und sich lieber sittsam, als elegant zu kleiden". Der Verurtheilung

entging auch viel später die Vestalin Licinia, welche deshalb in übeln Ruf gekommen war, weil ihr Verwandter, der reiche, habsüchtige Krassus, durchaus ihr schönes Landgut vor der Stadt erwerben wollte und ihr darum unablässig den Hof machte. Ebenso wurde auch Cicero's Schwägerin, Fabia, die des Umgangs mit Katilina bezichtigt worden war, freigesprochen. Merkwürdig ist der im sechsten Jahrhundert der Stadt Rom vorgekommene Fall der Berufung auf ein auch in Germanien üblich gewesenes Gottesurtheil. Die Vestalin Tuccia reinigte sich nämlich von dem Vorwurfe, die Ordensregel gebrochen zu haben dadurch, daß sie in einem Siebe Wasser aus dem Tiber schöpfte, dasselbe bis zum Tempel trug und dort vor dem Priesterkollegium ausschüttete.

Neben dem Feuer bildet das Wasser ein Haupterforderniß des häuslichen Lebens und die Vestalinnen hatten deshalb überhaupt sehr viel mit dem reinen Elemente zu schaffen. Täglich wurde der Vestatempel mit Wasser besprengt. Dieses durfte aber nicht den Wasserleitungen entnommen werden, sondern mußte frisch fließendes sein. Gewöhnlich holten es die Priesterinnen aus der nach des frommen Numa Freundin Egeria benannten Quelle im schattigen Haine der Kamenen vor dem nach Kapua führenden Thore und trugen es anmuthig auf dem Haupte in irdenen Urnen, die so geformt waren, daß sie gar nicht auf die verunreinigende Erde gestellt werden konnten.

Besondere Sorgfalt erforderte die Zubereitung der als Opfer für Vesta und die Penaten dienenden einfachsten Nahrungsmittel, des gesalzenen Schrotes aus gerösteten und gestampften Dinkelähren und der in einem irdenen Topfe gekochten Salzlake. Unter besonderen Gebeten und heiligen Formalitäten wurden diese Stoffe von den drei ältesten Jungfrauen und nur dreimal im Jahre verfertigt. Das tägliche Geschäft aller Vestalinnen bestand in Gebeten für das Wohl des römischen Volks. Namentlich in Zeiten der Noth oder, wenn grausige Wunderzeichen die Gemüther bewegten, mußten sie bei den zornigen Göttern Fürbitte einlegen. So singt Horaz im Jahre 29 v. Chr. in Bezug auf die bürgerlichen Unruhen und den Aufruhr der Elemente: „Mit welchem Gebete sollen die heiligen Jungfrauen erweichen die ihren Anrufungen kein gnädiges Ohr leihende Vesta?“ Natürlich trat beim Beginne der Monarchie der Kaiser und dessen Familie in den Kreis alles desjenigen, für dessen Bestand und Wohlfahrt sich die Vestalinnen bei ihrer Göttin verwendeten. Wie groß aber im Allgemeinen das Vertrauen auf ihren Einfluß bei der Götterwelt war, sieht man schon daraus, daß man ihrem Gebete die Macht zuschrieb, flüchtige Sklaven, wenn sie noch in der Stadt waren, an der Entweichung zu hindern.

Das Hauptfest der Vesta, die Vestalien genannt, fiel auf den 9. Juni. Jede Familie sendete thönerne Schüsseln mit Opfergaben und die Matronen zogen barfuß zum Gebet für ihren Haushalt in den Tempel. Außerdem wurden

zum Andenken an die Zeit, wo man noch das Getreide auf dem Herde röstete und weder mahlte noch buk, von Müllern und Bäckern der Tag gefeiert; selbst die die Mühlsteine drehenden Esel hatten Rasttag, und wurden durch die Stadt geführt, geschmückt mit Blumen, Kränzen und Halsbändern aus aneinander gereihten kleinen Broten. Kurz vor diesem Feste wurde der ganze Tempel auf das Sorgfältigste gereinigt und der Kehricht an einen besonderen Ort am kapitolinischen Hügel geschafft, damit er sich nicht mit profanem Staube vermischte. Außerdem waren die Vestalinnen bei verschiedenen anderen festlichen Gelegenheiten mit betheiligt. Namentlich gilt dies von der geheimen Nachtfeier der Bona dea, die ausschließlich von Frauen im Hause des obersten Staatsbeamten gehalten wurde und bei der sich einst der berüchtigte Klodius, als Harfenspielerin verkleidet, eingeschlichen hatte. Eines ihrer ältesten und sonderbarsten Geschäfte aber bestand darin, daß sie am 15. Mai in Gegenwart der Priester und Magistrate 24 aus Binsen gefertigte Menschenpuppen, die sogenannten Argeer, in den Tiber stürzten, jedenfalls als Aequivalent für frühere Menschenopfer.





XVIII.

Zwei römische Schauspieler.

Ungefähr drei deutsche Meilen südöstlich von Rom in der verödeten Campagna liegt auf dem vom Krater des Nemisees vorspringenden Bergrücken das Städtchen Lavigna. An derselben Stelle befand sich im Alterthum die Stadt Lanuvium, von deren Dasein heute noch quadratische antike Tufmauern und Substruktionen eines großen Tempels zeugen. Auf einer Villa in der Nähe dieses Ortes erblickte Antoninus Pius das Licht der Welt; auf der zum Gebiete der Stadt gehörenden selonischen Meierei wurde auch ums Jahr 135 v. Chr. der berühmte Schauspieler Roscius geboren. Seine Wiege stand in der ärmlichen Hütte eines Sklaven; denn nach Plinius, dem Aelteren, erkaufte sich der spätere Künstler erst die Freiheit. Sein voller Name Quintus Roscius Gallus läßt auf Zweierlei schließen. Die Freigelassenen pflegten nämlich ihren Sklavennamen hinter dem Familiennamen ihres Herrn zu führen. Gallus wird aber der junge Sklavensohn genannt worden sein, weil sein Vater ein gallischer Kelte war.

Roscier ferner gab es nicht allein in Rom und Ameria, sondern auch eben in Lanuvium. Speziell von den letzten wissen wir, daß sie zu denjenigen vornehmen Familien gehörten, welche sich die Göttin Juno Sospita (die Erretterin) in Lanuvium zur Schutzpatronin erkoren hatten und deren Bild auf ihren Münzen führten. Jene Tempelruinen bei Lavigna bezeichnen noch die Stelle, wo die auch in Rom sehr heilig gehaltene Kultstätte dieser Juno lag, in deren Cella sie selbst stand, in der Linken einen ausgeschnittenen Schild haltend, in der Rechten eine Lanze schwingend, über der Stola bekleidet mit einem zugleich den Kopf bedeckenden Ziegenfelle, die Füße in altväterische Schnabelschuhe gehüllt. Mehr jedoch, als ihre menschliche Gestalt im Tempel, erregte die ehrfürchtige Scheu der gläubigen Menge eine dunkle Grotte im nahen

Haine, wo eine sorgfältig gepflegte große Schlange hauste. Die Schlangen spielten ja überhaupt bei den Römern eine größere Rolle im religiösen Glauben, als bei den Griechen, da sie als die fleischgewordenen Genien der Familienglieder und des ganzen Hauses betrachtet und geehrt wurden, wenn sie sich in den Wohnungen zeigten. Man hegte und fütterte deshalb eine unschädliche Art des Reptils in den Häusern, welche so überhand nahm, daß Plinius, der Aeltere, meint, sie würde den Römern über den Kopf wachsen, wenn sie nicht von Zeit zu Zeit die Feuersbrünste dezimirten. Die lanuvinische Tempelschlange galt ebenfalls, gleich der in allen Heiligthümern Aeskulap's, als leibhaftige Inkarnation der Gottheit selbst und vertrat deshalb die Rolle Juno's an deren Hauptfeste, dem 1. Februar, als Prophetin. An diesem Tage nämlich wurde ihr von einer Jungfrau mit verbundenen Augen ein Opferfladen in die Höhle getragen. Genoß das Thier von der Speise, so galt dies als Zeichen für ein fruchtbares Jahr; verschmähte es sie, so herrschte Trauer und der gute Ruf des Mädchens war dahin. Es scheint, als ob dieses fromme Gaukelspiel eine große Menge Neugieriger aus der Nähe und Ferne herbeigelockt habe. Wenigstens läßt Properz seine Cynthia das Fest besuchen und giebt von der Ceremonie selbst folgende Beschreibung:

„Seit Jahrhunderten haust zu Lanuvium schützend ein Drache —
Da, wo dem seltnen Besuch kaum man ein Stündchen entzieht —
Wo sich der heilige Weg abwärts in die finstere Kluft taucht,
Wo man hinab (Jungfrau, meide so schlüpfrigen Pfad!)
Bringet dem hungrigen Wurm das Geschenk, wenn jährlich er Speisung
Heischet und heis'res Gezisch dringt aus den Tiefen herauf.
Zu dem Opfer hinuntergesandt, erblassen die Mägdlein,
Denn wer böte die Hand gerne dem Drachengebiß?
Jener ergreifet den Fraß, den sie jungfräulich ihm darreicht,
Und in der Jungfrau Hand bebet das Körbchen zugleich.
Zeigt sie sich keusch, kehrt wieder sie heim in die Arme der Eltern;
Aber der Landmann ruft: „Heil dem gesegneten Jahr!"

Es läßt sich voraussetzen, daß in der ganzen Umgegend von Lanuvium, wo seit uralter Zeit der Schlangenkult eine so bedeutende Rolle spielte, dem Erscheinen und Gebaren der Schlangen besondere Aufmerksamkeit zugewendet wurde. So erregte denn auch das Erscheinen eines solchen Thiers in der Wiege des kleinen Roscius Gallus nicht geringes Aufsehen. Cicero schreibt hierüber in dem Buche „Ueber die Weissagung" an seinen Bruder Quintus: „Glaubst Du denn, daß Dein Liebling Roscius selbst oder ganz Lanuvium für ihn gelogen hat? Als dieser noch in der Wiege lag und auf der selonischen Meierei erzogen wurde, wachte einst in der Nacht seine Amme auf und bemerkte beim Schein des daneben stehenden Lichtes, daß den schlafenden Knaben eine Schlange umschlungen hielt. Erschreckt durch den Anblick erhob sie ein Geschrei; sein

Vater aber erzählte den Vorfall den Opferschauern, welche erklärten, das Kind werde an Berühmtheit und Glanz Alles übertreffen. Und jene Erscheinung ciselirte Pasiteles in Silber, Archias aber besang sie in Versen." An einer andern Stelle desselben Werkes witzelt Cicero vom rationalistischen Standpunkt aus über die Sage und hält selbst das Faktum für weiter ausgeschmückt. „Was Roscius betrifft," sagt er, „kann es falsch sein, daß die Schlange ihn umwickelt habe, daß aber in der Wiege eine Schlange sich befand, ist gar nicht so wunderbar, besonders im seloniſchen Gefilde, wo die Schlangen am Herde Jahrmarkt halten. Denn wenn die Seher geantwortet haben, er werde an Berühmtheit und Glanz Alles übertreffen, so wundere ich mich nur darüber, daß die unsterblichen Götter einem zukünftigen Schauspieler seine Berühmtheit angezeigt haben, einem Afrikanus aber nicht."

Der Herr des jungen Sklaven (vielleicht der Vater von dem in der Schlacht bei Mutina gefallenen Cäsarianer Lucius Roscius Fabatus) erkannte an dem geschmeidigen Gliederbau und der natürlichen Anmuth, wahrscheinlich auch an dem besonderen mimischen Talente desselben, zu welchem Beruf er sich vorzugsweise eignete, und da die meisten Schauspieler Sklaven waren und ihre Gage ganz oder zum größten Theil an ihre Herren abliefern mußten, so schickte er ihn, wie es gewöhnlich war, zu einem renommirten Schauspieler in die Lehre. Ueber die schöne Figur des Roscius hat uns Cicero als Zeugniß ein Epigramm aufbewahrt, daß kein geringerer Mann als Quintus Lutatius Katulus, der Besieger der Cimbern auf der raudischen Ebene, gedichtet hat.

Es lautet:

„Jüngsthin stand ich, die Sonne verehrend eben im Aufgehn,
Da zur Linken mir, schau! plötzlich geht Roscius auf.
Zürnet, Ihr Himmlischen, nicht, wenn ich, was ich dachte, gestehe:
Schöner fürwahr als der Gott däuchte der Sterbliche mir."

Man hat in neuerer Zeit nicht mit Unrecht das römische Bühnenwesen der Ciceronianischen Zeit mit den heutigen französischen Theaterzuständen verglichen. Das große Publikum war von ungemeiner Vorliebe für die sogenannten Mimen beherrscht, lockere Possen, deren Inhalt dem Treiben der unteren Schichten der hauptstädtischen Bevölkerung entnommen war. Daneben existirte noch das klassische Trauer- und Lustspiel. Die Masse fand aber keinen Geschmack an ihnen, wenn nicht ihre durch Triumphzüge und Gladiatorengefechte verwöhnten und abgestumpften Augen durch außerordentlichen Reiz prachtvoller Dekorationen, Kostüme u. s. w. geblendet wurden.*) Recht deutlich zeigt sich dies aus einem Briefe Cicero's an seinen Freund Marius, worin er über die Spiele des Pompejus berichtet und unter Anderem erwähnt, daß ihm das ganze Vergnügen durch den überladenen szenischen Apparat gestört worden sei; nicht

*) Vergl. B. I, S. 331 ff.

weniger als 600 Maulesel wären in der „Klytämnestra" auf der Bühne erschienen, 3000 Mischkessel im „Trojanischen Pferd", Reiterei und Fußvolk der verschiedensten Waffengattungen; das Volk habe in Bewunderung geschwelgt.

Noch unersättlicher wurde die Schaulust einige Dezennien später, wo Horaz über den verdorbenen Geschmack mit folgenden Versen klagt:

„Selbst schon der Ritter verlor den Geschmack am Hören; er will nur
Schaun, bald dies, bald das, will ein inhaltloses Vergnügen.
Oft vier Stunden und mehr bleibt weitgeöffnet der Vorhang,
Während Reitergeschwader und Fußvolkschaaren dahin flieh'n,
Könige drauf mit Zwang und gefesselten Händen einhergeh'n,
Allerlei Wagen mit zwei, vier Rädern, Schiffe vorbeizieh'n,
Schnitzwerk dann und ein ganzes Korinth, als Beute, gebracht wird.
Wenn Demokrit noch lebte, der würde dies Alles belachen,
Wenn so ein seltsam Wesen, Gemisch von Kameel und von Pardel,
Oder ein Weißelephant die Blicke des Haufens auf sich zieht;
Würde noch aufmerksamer das Volk, als die Spiele, beschauen,
Was zu Betrachtungen Stoff ihm böte, noch mehr als ein Lustspiel.
Aber der Dichter — das wär' ihm der Thor, der Märchen den tauben
Ohren des Esels erzählt; denn wo wär' eine Stimme so mächtig,
Jenen betäubenden Lärm zu bewältigen unsers Theaters!
Ebenso braust der garganische Wald und der tuskische Meerschwall,
Wie das Gelärm, wenn Fechter zu schau'n sind oder ein Kunstwerk,
Oder des Auslands Schätze. Sobald sich mit solchen beladen
Zeiget der Komödiant, dann klatscht ihm Alles entgegen:
Sprach er bereits Etwas? Kein Wort! Wem gilt da der Beifall!
Seinem Gewand! ist gefärbt mit echt tarentinischem Purpur!"

Zur Zeit des Roscius nahmen wenigstens die Gebildeten noch regen Antheil an den Stücken des Plautus und Terenz. Aber ein großer Theil von ihnen kannte die aufgeführten Dramen beinahe auswendig; er ging daher nicht des Inhalts derselben wegen ins Theater, sondern fand nur an einer feinen künstlerischen Darstellung sein Vergnügen. Aus Cicero's Briefen erkennt man nicht allein seinen Enthusiasmus für die Leistungen großer Schauspieler, sondern auch das lebhafte Interesse, welches seine auswärtigen Freunde an den szenischen Spielen in Rom nahmen. Daß Cäsar im Theater sehr unaufmerksam war, Briefe und Depeschen las und beantwortete, erregte bei Vielen Anstoß und Oktavian vermied es geflissentlich, in denselben Fehler zu fallen.

Durch das immerwährende Anhören ausgezeichneter Redner hatte aber auch die große Menge ein so geschärftes Gehör bekommen, daß sie eben so genau wie das athenische Publikum, den leisesten Verstoß gegen Versmaß und Silbenwerth vernahm. Cicero schreibt in seinen „Paradoxen": „Wenn der Schauspieler nur ein wenig aus dem Rhytmus kommt oder wenn der vorgetragene Vers um eine einzige Silbe zu kurz oder zu lang ist, wird er ausgepfiffen und ausgepocht." Aber eben so streng rügte das Volk Versehen der Dichter, und Horaz sagt z. B.:

„Steht das Gesprochene nicht mit der Lage des Sprechers in Einklang,
Dann läßt Ritter und Volk ein lautes Gelächter erschallen."

Der Hauptnachdruck lag aber bei der Darstellung neben der Rezitation auf dem Gebärdenspiel, worin ja überhaupt die Südländer und besonders die heutigen Italiener Erstaunliches leisten. Für uns ist es geradezu unbegreiflich, wieviel Ausdruck allein in die Bewegungen der Hände, ja, in die Gestaltung und Krümmung der Finger gelegt zu werden pflegte. Quintilian schreibt: „Es läßt sich kaum sagen, wieviel Bewegungen die Hände, ohne welche der Vortrag verkrüppelt wäre, besitzen, da sie beinahe der Fülle der Worte gleichkommen. Denn die übrigen Theile des Körpers unterstützen beim Sprechen; diese sprechen so zu sagen selbst. Oder verlangen wir nicht mit ihnen, versprechen, rufen, entlassen, drohen, bitten, verabscheuen, fragen, fürchten, verneinen? Aeußern wir nicht durch sie Freude, Trauer, Zweifel, Eingeständniß, Reue, Maß, Menge, Zahl, Zeit? Uebernehmen sie nicht bei Bezeichnung von Orten und Personen die Stelle der Adverbien und Fürwörter?" Dann giebt er Anweisungen über die Funktionen der einzelnen Finger und ihrer Konfigurationen. Aber alles Uebertriebene, den Anstand Ueberschreitende mußte streng vermieden werden, und selbst gewisse zur andern Natur gewordene Manieren sah man bloß größeren Künstlern nach. Freilich war die Lebendigkeit und Vielseitigkeit der Gestikulation beinahe eine Nothwendigkeit, da das Mienenspiel durch die seit Terenz aufgekommene griechische Unsitte der Masken unmöglich gemacht war.

Der jüngere Plinius schreibt an seinen Freund Tranquillus: „Hilf mir aus meiner Noth! Wie ich höre, lese ich schlecht, doch nur Verse. Ich gedenke daher bei der nächsten Vorlesung, die ich meinen vertrauten Freunden gebe, einen Versuch mit meinem Freigelassenen zu machen. Ich selbst weiß aber nicht, was ich beginnen soll, so lange er liest, ob ich steif, stumm und wie ein Müßiger sitzen, oder (wie Einige thun) das was er liest, mit Gemurmel, Mienenspiel und Gestikulation begleiten soll. Allein ich glaube, daß ich ebenso wenig zum Gebärdenspiel tauge, als zum Vorlesen. Ich wiederhole daher, hilf mir aus der Noth, und schreibe mir aufrichtig, ob es besser sei, schlecht zu lesen, oder jenes zu thun, oder es auch ganz zu unterlassen." Wer ohne Kenntniß der römischen Vorliebe für die Mimik auf die Stelle stößt, möchte zu entschuldigen sein, wenn ihm gelinde Zweifel an dem Verstande des liebenswürdigen Briefstellers aufsteigen. Allein es geschah schon zu Cicero's Zeit auf dem Theater noch etwas Seltsameres, was uns, als vollständige Störung der Illusion, geradezu unerträglich erscheinen würde. In den Monologen fühlte man sich durch die Steigerung des Affekts bewogen, Gestikulation und Vortrag gänzlich zu trennen. Dem Schauspieler blieb als Hauptsache das in pantomimischen Tanz übergehende Gebärdenspiel, während ein Sänger das Rezitativ

vortrug und ein Flötenspieler Melodie und Takt angab! Dadurch bekam die Musik einen selbständigen Charakter im Drama und aus der ganzen Einrichtung entwickelte sich dann die Kunst der Pantomimen, welche die Tragödie verdrängten und sich durch die ganze Kaiserzeit in der Gunst des Publikums behaupteten.

Um die Leistungen des Roscius beurtheilen zu können, mußten diese Bemerkungen über das Bühnenwesen eingeschaltet werden. Besonders eben der Mimik wendete Roscius in seiner Jugend das sorgfältigste Studium zu. Valerius Maximus berichtet, daß er sowol als sein berühmter Zeitgenosse Aesopus sich oft auf dem Forum unter die Zuhörer mischten, welche dem Rivalen Cicero's, Hortensius, lauschten, um das kunstreiche Mienen- und Gebärdenspiel dieses Redners, der nach Cicero's Urtheil mehr Mimik auf der Rednerbühne entwickelte, als nöthig war, und dem sein Gegner Torquatus geradezu den Beinamen „Schauspieler" gab, für die Bühne benutzen zu können. Auch in späteren Jahren soll er nach demselben Schriftsteller jeden Gest, dessen er sich auf den Brettern bediente, vorher vor dem Spiegel einstudirt haben. So gelangte Roscius bald zu dem Grade der Vollkommenheit in seinem Fache, daß er die studirte Eleganz seiner Darstellungsweise in eine methodische Anweisung zusammenfassen konnte, worin er nebenbei besondere Rücksicht auf die Redekunst nahm. Cicero erklärte es daher sogar als Beweis von Unverschämtheit, wenn ein Kollege des großen Meisters vor dessen Augen spielen könnte; „denn wie kann sich Einer rühren, ohne daß jener sogleich seine Fehler bemerkt?" Ja, man kam bald dahin, seinen Namen sprichwörtlich für die höchsten Leistungen in jedem Fache zu gebrauchen. „Seht Ihr nicht," sagt Cicero im „Redner", „daß Alles, was er thut, vollkommen ist und mit der höchsten Anmuth verbunden? Alles so, daß es ihn gut kleidet und Alle ergötzt und rührt? Schon längst hat er es daher so weit gebracht, daß Jeder, der sich in irgend einem Fache auszeichnet, ‚in seiner Art ein Roscius' genannt wird." Valerius Maximus lobt ihn mit den Worten: „Nicht die Schauspielkunst empfahl den Roscius, sondern dieser die Schauspielkunst." Auch Horaz nennt ihn deshalb „tiefgebildet". Hundert Jahre nach der Ciceronianischen Zeit freilich, wo ein mehr realistischer Zug die Bühne beherrschte, fand man die Manier des Roscius altmodisch und lächerlich. Dies erhellt aus dem Dialog des Tacitus „über die Redner", wo es heißt: „Die Menge der den Gerichtssitzungen Beiwohnenden erträgt ebenso wenig die strenge und schmucklose Weise der alten Zeit, als wenn Jemand auf der Bühne die Gestikulation eines Roscius oder Turpio Ambivius (eines Zeitgenossen von Terenz) nachahmen wollte."

Roscius führt bei den Alten den stehenden Beinamen „der Komiker". Cicero erwähnt als eine seiner Rollen die des großsprecherischen, schuftigen Kuppler's Ballio im „Pseudolus" des Plautus. Auch Quintilian schreibt ihm ausschließlich das Lustspielfach zu, indem er sagt: „Im Langsamen (bei

Vortrag und Bewegung) liegt mehr Pathos. Deshalb war Roscius mehr beweglich, Aesopus mehr gemessen, weil jener in der Komödie, dieser in der Tragödie auftrat." Trotzdem hat man, auf eine Stelle in Cicero's Werk „über den Redner" gestützt, behaupten wollen, daß Roscius auch tragische Rollen übernommen habe. Nachdem nämlich Cicero dort davon gesprochen hat, daß bei der Deklamation an sich affektvolle Stellen durch darauf folgende gewichtigere in Schatten gestellt würden, fährt er fort: „Niemals trägt Roscius folgenden Vers mit dem Gest vor, der ihm gegeben werden kann:

„Denn der Weise fordert für Verdienst nur Ehre, Beute nicht,"

sondern er spricht ihn nachlässig, um auf den folgenden Vers:

„Was erblick' ich? Mit dem Schwert besetzest Du das Heiligthum?"

das Hauptgewicht zu legen, hin zu schauen, sich zu wundern, zu staunen. Ebenso geht es mit jenem andern Vers:

„Schutz wo find' ich?"

Wie nachlässig, wie wenig leidenschaftlich wird er gesprochen! Denn auf ihn folgt der Vers:

„O Vater, Du, o Vaterland, o Priam's Haus!"

Offenbar gehören alle diese Citate nicht in ein Lustspiel, und der Beweis scheint geliefert, daß Roscius auch im Trauerspiel sich versucht hat. Leider dürfen wir aber den Anfang der Ciceronianischen Stelle nicht anders übersetzen als: „Niemals trägt ein Roscius" (d. h. ein guter Deklamator) u. s. w., und zwar aus dem einfachen Grunde, weil der große Komiker im Jahre 62 v. Chr., als Cicero den Dichter Archias vertheidigte, bereits todt war, die Schrift „über den Redner" aber erst sieben Jahre später verfaßt worden ist!

Roscius scheint sich übrigens vom Gebrauch der Maske emanzipiren gewollt zu haben. Denn wie hätte sonst Cicero in dem eben genannten Werk sagen können: „Auf dem Antlitze beruht alles und dort gehört wieder die Herrschaft den Augen; darum hatten unsere Alten recht, welche nicht einmal Roscius sehr beklatschten, wenn er maskirt war." Mit welchem Eifer das Publikum den Vorstellungen des Roscius beiwohnte und folgte, ersieht man aus Cicero's „Brutus", wo es heißt; „Ich will, daß es dem Redner so gehe, daß, sobald sich das Gerücht verbreitet, er werde sprechen, die Plätze auf den Bänken besetzt werden, das Tribunal sich füllt, der Zuhörerkreis dicht, der Richter gespannt ist, daß dann, sobald der, welcher sprechen will, auftritt, von dem Publikum Stillschweigen beobachtet wird, häufige Zeichen des Beifalls und der Bewunderung erschallen, wenn er in Lachen oder Weinen ausbricht; ja, wer es von ferne sieht und nicht weiß, um was es sich handelt, muß sofort einsehen, daß jener gefällt und daß ein Roscius auf der Bühne steht."

Cicero klagt an einer andern Stelle darüber, daß das Publikum dem

Redner weniger Nachsicht zu schenken pflege, als den Vertretern anderer Fächer, und wieder nimmt er Roscius zum Beispiel und erwähnt, daß wenn dieser einmal seine Künstlerlaune gehabt oder nicht mit der gewohnten Meisterschaft gespielt habe, das Publikum einfach sagte: „Roscius wollte heute nicht spielen", oder „Roscius litt an schlechter Verdauung". Einmal freilich passirte es auch dem Koryphäen der Komik, daß das Volk während seines Spiels, wahrscheinlich aus einer die Politik berührenden Veranlassung, lärmte und tobte, was Cicero so unverzeihlich fand, daß er nach Makrobius deshalb eine Tadelrede verfaßte. Im Alter, als die Geschmeidigkeit der Glieder ermattete, ließ Roscius, wie Cicero berichtet, den Flötenspieler die Melodien etwas langsamer nehmen, um bequemer mit seiner Mimik folgen zu können, und auch dies sah ihm die Menge gern nach.

Auch Roscius hielt eine Schule für angehende Schauspieler und bildete sich also die Mitglieder seiner Truppe selbst heran. Die Strenge, welche der Meister gegen sich selbst übte, bewies er auch in der Ausbildung seiner Schüler. Von einem derselben, Panurgus, sagt Cicero: „Roscius nahm ihn nicht bloß in sein Haus, damit es hieße, er sei der Scholar von Roscius, sondern er unterrichtete ihn auch mit viel Anstrengung, Aerger und Mühseligkeit. Je geschickter und talentvoller nämlich Einer in seinem Fache ist, mit desto mehr Zorneseifer und Gereiztheit wird er es lehren. Denn wenn er das, was er schnell sich angeeignet hat, langsam begreifen sieht, ärgert er sich zu Schanden." Und so heißt es bei Cicero auch im Werke „über den Redner": „Oft habe ich Roscius sagen gehört, er habe noch keinen Schüler finden können, dem er seinen vollen Beifall schenken mochte, nicht als ob keine des Beifalls würdige ihm vorgekommen wären, sondern weil er selbst nicht den geringsten Fehler ertragen konnte."

Dafür stand aber auch seine Schule in großem Rufe und wer von ihm gebildet war, konnte des Beifalls auf der Bühne beinahe gewiß sein. Auch hierüber liefert Cicero interessante Einzelheiten. „Welche andere Erwartung, Neigung und Gunst," sagte er, „brachte Panurgus mit sich auf die Bühne, als daß er Schüler von Roscius war? Alle, welche diesen liebten, waren jenem günstig, welche diesen bewunderten, schenkten jenem Beifall, welche endlich nur den Namen des Roscius gehört hatten, hielten jenen für wohlgebildet und vollkommen. So ist die Masse; Weniges schätzt sie nach dem Maßstabe der Wahrheit, Vieles nach dem ihres Vorurtheils. Was jener verstand, darauf sahen sehr Wenige; Alle fragten, wo er es gelernt hätte. Man glaubte es könnte gar nichts Schlechtes und Verkehrtes von ihm geleistet werden. Wäre er aus der Schule des Statilius gekommen: Niemand hätte ihn sehen mögen, obgleich Statilius den Roscius an Kunstgriffen übertraf. Denn Niemand hätte glauben wollen, daß von einem schlechten Schauspieler ein guter Komiker gebildet werden könnte,

ebenso wenig wie von einem nichtswürdigen Vater ein braver Sohn abstammen kann. Weil er von Roscius kam, schien er sogar mehr zu verstehen als er verstand. Dasselbe begegnete neulich dem Komiker Eros. Als derselbe nicht allein durch Pfeifen, sondern auch durch Schimpfwörter von der Bühne vertrieben worden war, nahm er, wie zu einem Altar, seine Zuflucht zum Hause, Unterricht, Schutz und Namen des Roscius. Und so gelangte er, der kaum zu den letzten Schauspielern gehört hatte, in kurzer Zeit unter die ersten. Was hob ihn empor? bloß die Empfehlung des Roscius."

Der eben genannte Lehrling Panurgus brachte dem Roscius nicht nur vielen Aerger, sondern verwickelte ihn auch schließlich in einen skandalösen Prozeß. Er war der Sklave des Fannius Chärea, wahrscheinlich eines reichen Freigelassenen, und dieser hatte mit Roscius das Uebereinkommen getroffen, daß das Spielgeld des Panurgus zwischen Herrn und Lehrer getheilt werden sollte. Ein gewisser Flavius aus Tarquinii ermordete aber den jungen Komödianten und entschädigte Roscius mit einem Landgute, das angeblich 17,550 Mark Werth hatte. Fannius, der eine gleich große Abfindungssumme erhalten haben soll, beanspruchte aber später noch die Hälfte von der dem Schauspieler zu Theil gewordenen und verklagte ihn darauf. Cicero, der schon früher aus Freundschaft für Roscius dessen Schwager Quintius vor Gericht vertheidigt hatte, übernahm die Anwaltschaft für seinen Liebling. Wir wissen jedoch nicht, wie dieser ins Jahr 77 v. Chr. fallende Streit entschieden worden ist.

Cicero nennt in der nur fragmentarisch vorhandenen Rede seinen Klienten einen begüterten Mann, der sich nicht versucht fühlen könnte, den Gegner um 6—9000 Mark zu betrügen. Er hatte recht; denn die Leistungen des großen Mimen wurden anständig honorirt. Plinius schlägt dessen Jahreseinnahme auf 90,000 Mark an (die gleichzeitige Tänzerin Dionysia stand sich auf 24,000) und Makrobius behauptet, daß er für jeden Spieltag 1000 Denare = 700 Mark erhalten habe und außerdem die Besoldung für seine Truppe. Im Jahre 77 v. Chr. hatte er bereits 10 Jahre lang auf seine Gage verzichtet, also wie Cicero meint, auf die artige Summe von 1,050,000 Mark. Gerade dadurch zeichnete er sich in den Augen der Römer vortheilhaft vor seinen Kunstgenossen aus und beseitigte für sich die gegen seinen Stand herrschenden Vorurtheile in Bezug auf die verächtliche Lohnarbeit. Auch Cicero hebt diese Uneigennützigkeit überall hervor. In der Vertheidigungsrede sagt er: „Die Mühe des Verdienstes hat Roscius auf sich genommen, der den Verdienst der Mühe verschmäht. Dem römischen Volke zu dienen hat er bis jetzt noch nicht aufgehört, sich selbst schon längst."

An einer andern Stelle heißt es: „Kann wol an diesem Manne ein Vergehen haften, der in sich mehr Ehrlichkeit, als Kunst, mehr Wahrheit, als Schule besitzt, den das römische Volk noch für einen bessern Menschen hält, als

er Schauspieler ist, der eine ebenso große Zierde des Senats wäre wegen seiner Uneigennützigkeit, wie er eine Zierde des Theaters ist wegen seiner Kunstfertigkeit?" Daß es ihm leid thue um Roscius, als Menschen, daß er gerade ein Schauspieler sei, spricht der Redner noch in zwei anderen Reden aus und die Wärme, mit der er überall den Künstler erwähnt, beweist deutlich, daß es mehr als Kunstinteresse war, was ihn an jenen fesselte. Weniger von Gewicht für die allgemeine Anerkennung des Roscius ist, daß ihn auch Sulla bevorzugte und mit einem goldenen Ringe, den damals nur Senatoren, Ritter und Magistrate tragen durften, beschenkte. Denn der Diktator war in seinem Umgange nicht wählerisch und zog überhaupt gern Tänzer und Schauspieler in seine Gesellschaft.

Daß Roscius kurz vor 62 v. Chr. gestorben ist, ergiebt sich, wie bereits gesagt, aus der Rede Cicero's für den Dichter Archias, in welcher ihm der ehrenvolle Nachruf gewidmet ist: „Wer unter uns ist wol so gefühllos und unempfindlich gewesen, daß er vom Tode des Roscius neulich ungerührt blieb? Obgleich derselbe im Greisenalter gestorben ist, so kam es uns wegen seiner außerordentlichen Kunst und Anmuth vor, als dürfe er gar nicht sterben."

Von dem großen Zunftgenossen des Roscius, dem gleichzeitigen Klaudius Aesopus, wissen wir in Betreff der Herkunft gar nichts. Sein römischer Name deutet auf Freilassung von einem Klaudier, sein griechischer läßt aber deshalb nicht unbedingt auf griechische Abkunft schließen, weil ja die römischen Herren sehr gewöhnlich ihren Sklaven berühmte griechische Namen beilegten. Aesop wurde kein Nebenbuhler des Roscius, sondern wendete sich dem tragischen Fache zu; daß er auch im Lustspiel auftrat, ergiebt sich wenigstens nicht aus den Versen des Horaz:

„Früg' ich einmal, ob mit Recht auch Atta's Stücke noch heute
Unsere Bühne beschreiten, die safranduftende: schamlos
Hieß' ich dem ganzen Senat, daß ich tolldreist wagte, zu tadeln,
Was doch ein ernster Aesop, ein gebildeter Roscius spielte,
Sei's weil ihnen nur das, was sie schön finden, für schön gilt,
Oder sie nennen es Schande, dem jungen Geschlechte zu folgen,
Preiszugeben im Alter, was einst, als Knaben, sie lernten."

Denn offenbar steht des Lustspieldichters Atta Name hier überhaupt für die in des Horaz Zeit veraltete dramatische Literatur, wozu besonders die nationalen Lustspiele gehörten. Das Trauerspiel gestattete dem Darsteller weniger Freiheit in der Gebärdensprache, als die Komödie. Alles war gemessener, würdevoller; die Maske war unumgänglich nothwendig und der Schwerpunkt lag noch in der feinen Modulation der Stimme. Daher kam es auch, daß nach Cicero's Zeugniß das römische Publikum, durch die wohlklingende Stimme Aesop's verwöhnt, in Pochen und Pfeifen ausbrach, sobald dieser heiser wurde!

Aesopus scheint seine Rollen mit Ernst aufgefaßt und mit großer Leidenschaftlichkeit durchgeführt zu haben. Es gerieth ihm daher auch die Darstellung

des höchsten tragischen Affekts am glücklichsten. Wenn Cicero sagt, es sei ihm bei dem Feuer seiner Blicke und Bewegungen oft vorgekommen, als habe eine Gewalt dem Tragöden das Selbstbewußtsein geraubt, so wird dieser Enthusiasmus durch eine von Plutarch berichtete Anekdote bestätigt. Als er nämlich einst im „Atreus" des Attius die Titelrolle spielte und eben für die an seinem Bruder Thyestes zu nehmende Rache mit sich zu Rathe ging, lief ein Diener unvermuthet vorüber und Aesopus war in seine Rolle so vertieft, daß er mit dem Szepter den Unglücklichen zu Boden schlug! Etwas Aehnliches geschah später zu Lukian's Zeit. Dort ließ sich ein Pantomime, der den „rasenden Ajax" gab, von seinem Eifer so weit übermannen, daß er einem Taktschläger das Kleid zerriß, einem Flötenspieler die Flöte wegnahm und damit dem neben ihm stehenden Odysseus ein Loch in den Kopf schlug. Auch die Zuschauer geriethen mit in halben Wahnsinn, sprangen auf, schrieen und rissen sich die Kleider ab!

Von Aesop kennt man mehr Lieblingsrollen als von Roscius. Außer dem Atreus des Attius spielte er z. B. in der „Andromache" desselben Dichters die Titelrolle. Dann stellte er den Vater von Ajax, den Teukros und Telamon vor, die Klytämnestra und Iphigeneia, den Agamemnon und Brutus und den von Paris vor Troja verwundeten Eurypylos, während er sich zur Uebernahme des Ajax selbst nur selten hergab.

Im November des Jahres 60 schrieb Cicero an seinen Bruder Quintus, damals Statthalter von Kleinasien: „Licinius, der Dir bekannte Sklave unseres Freundes, des Tragöden Aesopus, ist entflohen. Er hat sich zuerst in Athen bei dem Epikureer Patro als freier Mann aufgehalten. Von dort kam er nach Asien. Darauf hat ein gewisser Plato aus Sardes, ein Epikureer, der oft in Athen sich aufzuhalten pflegt und der sich gerade dort befunden hatte, als Licinius hingekommen war, nachdem er hinterdrein aus einem Briefe Aesop's erfahren hatte, daß es ein entlaufener Sklave sei, den Menschen festgenommen und zu Ephesus in Gewahrsam gegeben, ob in öffentlichen oder in eine Stampfmühle, konnte ich aus dem Briefe nicht recht erkennen. Weil er nun in Ephesus ist, so wünschte ich, daß Du auf jede Weise den Burschen aufspürtest und mit der größten Achtsamkeit ihn sogar mit Dir nähmest. Sieh nicht darauf, daß der Mensch nichts werth ist; aber Aesopus ist so erbittert über die Frechheit und Schurkerei des Sklaven, daß Du ihm keinen größeren Gefallen erzeigen kannst, als wenn Du denselben ihm wieder verschaffst." Mehr als aus einem an die Oeffentlichkeit tretenden Buch erkennt man aus diesem Privatbriefe die Zuneigung und Liebe Cicero's zu Aesop.

Drei Jahre später benutzte dieser eine passende Gelegenheit, um auch dem Staatsmann einen zarten Beweis seiner Freundschaft zu liefern. Cicero weilte noch im Exil und sehnte sich unaussprechlich nach Rom zurück. Da beschloß endlich der Senat die Italer aufzufordern, bei der Volksberathung über den

Rückberufungsantrag zahlreich zu erscheinen, und dankte zugleich allen Städten, die den Konsular freundlich aufgenommen hatten. Es wurden gerade szenische Spiele gegeben, als sich diese Nachricht unter dem Volke verbreitete. Aesop entschloß sich sofort durch gelegentliche und improvisirte Anspielungen dasselbe zu Gunsten des Freundes zu stimmen. Hören wir Cicero selbst den Eindruck schildern! „Hat nicht", sagt er in der Rede für Sextius, „als die Nachricht von jenem Senatsbeschlusse, der im Tempel der Virtus zu Stande gekommen war, bis zu den Spielen und in das Theater drang, der große Künstler unter Thränen und während seine frische Freude mit Schmerz und Sehnsucht nach mir sich mischte, offenbar meine Sache mit viel eindringlicheren Worten geführt, als ich selbst es für mich hätte thun können? Denn des großen Dichters Geist gab er nicht bloß durch seine Kunst, sondern auch durch seinen Schmerz wieder. Bei den Worten: „Wie? er, der den Staat sicheren Griffes stützte, aufrichtete und auf Seite der Achiver stand?" meinte er, daß ich auf Eurer Seite gestanden habe, zeigte auf Eure Reihen hin. Alle wollten die Stelle noch einmal hören. „Der in bedenklicher Lage," fuhr er fort, „doch kein Bedenken trug sein Leben darzubieten, und sein Haupt nicht schonte." Unter welchem Applaus wurden diese Worte gesprochen! Man beklatschte ja mit Hintansetzung des Spiels die Worte des Dichters, die Absicht des Schauspielers, die Sehnsucht nach mir! „Groß als Freund, groß im Kriege, mit großem Geiste begabt" (letzteres fügte Aesop selbst aus freundlicher Gesinnung hinzu). Unter wie tiefem Seufzen trug er dann in demselben Stücke*) noch folgende Stelle vor: „O Vater!" Mich, mich Abwesenden, glaubte er, wie einen Vater, beweinen zu müssen, den Q. Catulus und viele Andere oft im Senat Vater des Vaterlandes genannt haben. Unter wie viel Thränen berührte er meine Heimsuchung durch Feuersbrunst und Gebäudezerstörung, indem er die Vertreibung des Vaters, die Noth des Vaterlandes, den Brand und Ruin des Hauses beklagte! So schön spielte er, daß, als er nach Schilderung des ehemaligen Glückes zu den Worten überging: „Dies Alles habe ich in Flammen aufgehen gesehen", auch meine Feinde und Neider sich der Thränen nicht zu enthalten vermochten. — Folgende Stelle hat der beredte Dichter für mich geschrieben, der muthige Schauspieler in Bezug auf mich rezitirt, indem er auf alle Bänke hinwies, den Senat, die römischen Ritter, das gesammte römische Volk anklagte: „Ihr laßt ihn in der Verbannung leben, Ihr habt ihn vertreiben lassen, Ihr duldet, daß er vertrieben ist." Wie groß damals der Beifall von allen Seiten war, wie groß die Kundgebung der Zuneigung des gesammten römischen Volks in der Angelegenheit eines nicht zur radikalen Richtung gehörenden Mannes, hörte ich damals; die zugegen gewesen sind, können es leichter bemessen. Und während der Schauspieler so

*) Es scheint die Andromache des Attius gewesen zu sein.

wehmüthig meine Sache vertrat, beweinte er mein Unglück so sehr, daß seine herrliche Stimme oft durch Thränen gehemmt wurde. — Im „Brutus" nannte er meinen Namen in folgender Weise: „Tullius, der die Freiheit den Bürgern gefestigt hatte." Tausendmal wurde da capo gerufen."

Damals war aber der Stern Aesop's bereits im Untergehen begriffen. Denn schon zwei Jahre später (55), als Pompejus großartige Spiele gab, wird seiner als eines ausgedienten Veteranen gedacht. Cicero schreibt nämlich in dem bereits angezogenen Brief an Marius: „Ehrenhalber waren auf die Bühne diejenigen zurückgekehrt, von denen ich glaubte, daß sie eben ehrenhalber die Bühne verlassen hätten. Dein Liebling, unser Aesopus, spielte so, daß ihm Jedermann abzutreten erlaubte. Als er (in der Klytämnestra) zu schwören begann, versagte ihm die Stimme bei den Worten: „Wenn ich wissentlich täusche". Uebrigens erwähnt Cicero noch, daß damals das Volk doch, wahrscheinlich aus Rücksicht auf die großen Verdienste des Künstlers, sich sehr nachsichtig gegen ihn zeigte.

Aesopus besaß nicht die Genügsamkeit des Roscius. Er ließ sich fort und fort honoriren und erwarb ein fürstliches Vermögen. Er brauchte aber auch viel mehr als sein Kunstgenosse, weil er an Ueppigkeit mit den größten Lebemännern jener Zeit wetteiferte. Der ältere Plinius erzählt, daß er einst auf einer Schüssel, die auf 17,400 Mark geschätzt war, die Zungen von solchen Vögeln, die zum Singen von Melodien oder zum Sprechen abgerichtet waren und von denen er das Stück nicht unter 1,050 Mark bezahlt hatte, auftischte, „nur um die Kopie der menschlichen Zunge zu schmecken und ohne an seine reichen, nur durch die Stimme verdienten Einkünfte zu denken." Dennoch hinterließ er seinem Sohn ein Vermögen von 351,000 Mark. Dieser scheint aber ein vollständiger Taugenichts gewesen zu sein. Cicero schreibt im Jahre 41 v. Chr. an Attikus, es mache ihm nicht nur sein Schwiegersohn Dolabella Kummer, sondern auch der Sohn Aesop's, und man ist wol berechtigt, daraus zu schließen, daß damals der Schauspieler bereits todt war und Cicero sich durch seine Freundschaft für den Verstorbenen verpflichtet hielt, um den Sohn Sorge zu tragen. Derselbe ging in der Verschwendung so weit, daß er dem berüchtigten Beispiele des Antonius und der Kleopatra folgte und große in Essig erweichte Perlen verschluckte und auch seinen Gästen vorsetzte! Horaz hat ihn durch folgende Verse verewigt:

„Nahm des Aesopus Sohn eine seltene Perle Metella's,
Ließ sie in Essig zergehn, um so Millionen auf einmal
Hinter zu schlürfen, so sag', war er mehr bei Sinnen, als hätt' er
Eben den Schatz in den reißenden Fluß, in Kloaken geworfen?"





XIX.

Zwei griechische Frauen.

1.

Thukydides legt dem Perikles in Bezug auf den durch das Beispiel der heldenmüthig Gefallenen unter den Mitbürgern zu hoffenden edeln Wetteifer auch die speziell an das weibliche Geschlecht gerichteten Worte in den Mund: „Von der Euch angeborenen Natur nicht herabzusinken, ist für Euch sehr verdienstlich und groß ist der Ruhm desjenigen Weibes, von dessen Vorzügen oder Fehlern das wenigste Gerede unter den Männern herrscht.“ Entspricht aber dieser von Plutarch aus schon halb romanisirenden Lebensansichten getadelte Ausspruch ganz der durch der Sitte strengen Bann gebotenen Beschränkung der Helleninnen auf die Wände des väterlichen oder eheherrlichen Hauses — nicht umsonst ließ Pheidias seine Aphrodite Urania den einen Fuß auf eine Schildkröte setzen! — so begreift man leicht, wie wirklich ein aus dem Schatten der griechischen Gynäkonitis in die Oeffentlichkeit dringender böser Ruf schwerer in das Gewicht fallen mußte, als bei uns, wo die Verhältnisse des häuslichen Lebens viel durchsichtiger und dem Lichte zugänglicher sind. Kam nun noch hinzu, daß der Gemahl der übel Beleumundeten eine hervorstechende Persönlichkeit war, so haftete der Makel nur desto länger und zäher an ihrem Namen. Niemand hat dies in herberem Maße erfahren, als des weisen Sokrates Gattin Xanthippe. Nicht genug, daß spätere Philosophen und Biographen sie als einen Dornstrauch auf dem Lebenswege des Meisters darstellten und ihre Person schon im Alterthum zu einer „vielberüchtigten“ machten; seit Einwanderung der klassischen Literatur in die Schulen der nördlichen Barbaren ist die arme Frau auch hier das sprichwörtliche Vorbild des Weibes, „wie es nicht sein soll“, geworden; ja, durch den fatalen Umstand, daß ihr Name mit einem selteneren Buchstaben beginnt,

wurde sie, wenn auch in Gesellschaft eines Großkönigs von Persien, den deutschen Fibelsprüchen einverleibt und dadurch unauslöschlich dem Gedächtnisse des geringsten Idioten eingeprägt! Und wenn nur ihre Schuld noch einen tragischen Anstrich hätte! Wenn man nur Mitleid für sie fühlen könnte, wie für eine Phädra, Klytämnestra, Medeia! Steht sie uns nicht seit unserer Kindheit vor Augen mit röthlichem, gesträubtem Haar, gelbem Gewande, geballten Fäusten, zum Keifen geöffnetem Mund, von Zorn entstellten Mienen, kurz als abschreckendes Beispiel der Unverträglichkeit, der Unweiblichkeit, der höchsten Unliebenswürdigkeit? „Xanthippe, die Frau des Philosophen Sokrates," sagt der römische Grammatiker Gellius, „soll sehr mürrisch und zanksüchtig gewesen sein und wüthete sich Tag und Nacht in weiblichem Hader und Verdrusse ab." Für ein solches Exemplar des schönen Geschlechts sich zu interessiren, hält allerdings sehr schwer. Wie, wenn man aber doch der Unglücklichen Unrecht zugefügt hätte, wenn wenigstens Vieles als Uebertreibung bezeichnet werden könnte, so daß sich ihr Charakter gar nicht als ein überwiegend abstoßender herausstellte? Zwar haben mehrere Versuche, die bisher zur Ehrenrettung Xanthippe's gemacht worden sind, wenig Erfolg gehabt und es gehört überhaupt beinahe in das Reich der Unmöglichkeiten, geschichtlich anrüchigen Namen einen echten guten Klang zu verschaffen; dennoch lohnt es sich hier schon deshalb ein Vorurtheil zu bekämpfen, weil damit ein näheres Eingehen auf das Verhältniß der beiden Geschlechter in Hellas überhaupt verbunden sein muß.

Wir wissen nicht, wer Xanthippe's Eltern gewesen sind. Jedenfalls waren es arme Leute; denn wenn auch Platon in seinem Staat den Grundsatz verwirft, sich eine Frau von gleichem Stand und Vermögen zu suchen, so wurde derselbe in Athen doch durchgängig befolgt und besonders ein unvermögender Mann, wie der Sohn des Bildhauers Sophroniskos und der Hebamme Phänarete, scheute sich, um die Tochter eines Reichen anzuhalten. Dann hätte ja auch in diesem Falle die zugebrachte Mitgift seinen Vermögensverhältnissen aufgeholfen, während er nach eigenem Geständnisse so arm war, daß er seine finanzielle Leistungsfähigkeit höchstens auf eine Mine (78 Mark), sein ganzes Vermögen aber mit Einschluß des Häuschens auf 5 Minen veranschlagt. Eine weitere, delikatere Frage ist, ob Xanthippe schön gewesen sei, oder ein Seitenstück zu ihrem würdigen Gemahl gebildet habe, der nach eigener humoristischer Schilderung durch seine untersetzte Statur, sein Embonpoint, seine vorquellenden Augen, seine Stulpnase und seinen breiten Mund mit aufgeworfenen Lippen dem Modell des Apollon oder Adonis weniger nahe kam, als dem des Seilenos. Daß aber Xanthippe jenes anmuthige Ebenmaß der Glieder nicht entbehrte, welches ein herrliches Erbtheil für die Töchter des sonnigen Hellas war, gilt uns auch deshalb für fast gewiß, weil die Verleumdung, die ihr soviel aufbürdete, sicher ihre Häßlichkeit zu betonen nicht unterlassen haben würde.

Außerdem giebt uns schon die sehr naturalistische Aeußerung des Xenophontischen Sokrates: „Wir sehen darauf, von welchem Weibe wir die besten Kinder bekommen dürften, und mit einem solchen verbinden wir uns,“ eine Garantie dafür, daß er keine mißgestaltete Ehehälfte gewählt habe, vorausgesetzt freilich, daß nicht sein Vater, wie es oft zu geschehen pflegte, ohne ihn zu fragen und rein geschäftsmäßig die bezügliche Entscheidung getroffen hatte! Es würde letzteres um so wahrscheinlicher werden, wenn sich erweisen ließe, was sich bei Plutarch und Cicero findet, daß Sokrates in seiner Jugend nicht frei vom Hange zu Ausschweifungen gewesen sei. Für eigene freie Wahl spricht aber entschieden die bedeutende Altersdifferenz, welche zwischen ihm und Xanthippe obgewaltet haben muß, da von deren drei Söhnen Lamprokles ein Bursche von 14—16 Jahren, die beiden anderen, Sophroniskos und Menexenos, aber noch kleine Kinder waren, als ihr Vater, mehr als 70 Jahre alt, starb. Es läßt sich sogar mit Recht voraussetzen, daß Sokrates 25 Jahre vor seinem Tod noch nicht mit Xanthippe verheiratet war. Denn 424 v. Chr. kamen die „Wolken“ des Aristophanes zur Aufführung und sicher hätte sich der Komiker bei seinem Ausfalle auf Sokrates, den er als Vertreter der ganzen Sophistik hinstellt, einen so dankbaren Stoff zur Satire nicht entgehen lassen, wenn die Ehe desselben als eine nicht ganz glückliche bekannt gewesen wäre.

Was endlich die Bildung Xanthippe's betrifft, so kann sie nach dem bereits Angeführten nicht über dem Niveau der gewöhnlichen weiblichen Erziehungsresultate im damaligen Athen gestanden haben und dieses war leider ein sehr niedriges! Fern gehalten von allem öffentlichen Unterricht, lernten die Mädchen im Dunkel ihres sich selten öffnenden Zwingers von ihren Müttern und Wärterinnen neben den Handarbeiten des Spinnens, Webens und Stickens und der edlen Kochkunst höchstens nothdürftig lesen und schreiben. Ohne anregende Belehrung und bildende Einflüsse von außen verträumten sie daher wol oft ihre Tage, wie Euripides, der Weiberfeind, sagt: „ein träges Nichts, unnütz in Einfalt brütend, still im Hause sitzend“, oft wol auch ihre höchste Freude in den glänzenden Erfolgen der Toilettenkünste findend, wie denn Aristophanes in seiner „Lysistrata“ die Kalonike sprechen läßt:

„— — Wir, wir sitzen da, mit Blumen hübsch
Geputzt in safrangelbem Kleid und wohlgeschmückt
In Schleppgewändern neu'ster Art und Modeschuh'n.“

Ein Glück war es dann zu nennen, wenn der Herr Gemahl mit genug Geduld ausgestattet war, das schüchterne, unwissende Püppchen zur Vorsteherin seines Hauswesens heranzubilden, und wenn dieses so viel Sanftmuth und guten Willen besaß, wie die fünfzehnjährige junge Frau des Ischomachos, von welcher Xenophon sagt, sie habe vorher „so wenig als möglich gesehen und

gehört“ und sei so blöde gewesen, daß ihr Mann erst nach einiger Zeit ein vernünftiges Gespräch mit ihr beginnen konnte! So großer Mangel an gegenseitiger Bekanntschaft kann freilich bei uns kaum vorkommen, wo man das Sichfinden des Herzens zum Herzen als das Hauptmotiv zur Schließung des Ehebundes zu betrachten gewohnt ist; doch wurde dort die Gefahr der nachfolgenden Täuschung und Reue durch die größere Nüchternheit des ehelichen Verhältnisses paralysirt.*)

Wir nehmen also an, daß Xanthippe als arme, wohlgestaltete, wenig unterrichtete Jungfrau in das Haus des Sokrates eintrat. Das geringe Glück, welches sie dort nach der Ansicht des Alterthums fand und verbreitete, und die üble Laune, in der sie sich stets befunden haben soll, würde sofort eine leichte Erklärung erhalten, wenn ein Vorwurf, den man dem Sokrates gemacht hat, sich stichhaltig erwiese. Nicht weniger als fünf Gewährsmänner nämlich zitirt der Grammatiker Athenäos, die jenen zum Mormonen stempeln wollten, indem sie ihn der Digamie mit Myrto, einer Enkelin Aristeides, des Gerechten, ziehen und dieses Verhältniß sogar einem zur Zeit des peloponnesischen Krieges wegen Mangel an Männern erlassenen Volksbeschlusse gemäß für ein gesetzlich erlaubtes ausgaben. War jedoch schon der bekannte Stoiker Panätios gegen diese Behauptung aufgetreten, so hat man nach neueren Untersuchungen dieselbe allgemein als müßige Erfindung erkannt. Es sei aber auch von uns fern, in dem Unterschiede der Jahre oder in der körperlichen Unschönheit des Sokrates eine Entschuldigung für dessen Ehehälfte aufsuchen zu wollen.

Wohl aber dürfen wir die Frage aufwerfen: Hatte Sokrates wirklich auch das Zeug zu einem guten Ehemanne im attischen Sinne? Wird er viel gethan haben, um die Flamme seines häuslichen Herdes in reinem Lichtglanze zu erhalten? Bei aller Achtung vor seiner Frömmigkeit und Besonnenheit, seiner feinen geselligen Bildung und Erhabenheit über menschliche Schwäche, bei allem Glauben an seine Mission, als Reformator der Philosophie, und an seine Aufopferung für die Sache der Wahrheit und Tugend, hegen wir einen starken Zweifel an seinem Beruf zu einem guten Gatten und Hausvater. Die demokratischen Einrichtungen des attischen Staatslebens waren schon an sich nicht dazu angethan, dem Familienleben Vorschub zu leisten; denn nicht im Hause, sondern in der Oeffentlichkeit befand sich die Heimat des Mannes und gerade diese Forderung des Staats führte zur Entfremdung zwischen den Gliedern des Hauses, zur Vernachlässigung der Frau insbesondere. Schon als echter Grieche war daher Sokrates zum zärtlichen und gemüthlichen Ehemann verdorben. Ersieht man dies deutlich aus der eben angeführten Aeußerung über den Zweck der Ehe, wobei wir noch verschwiegen haben, daß er seinem halbwüchsigen

*) Vgl. B. I, S. 250 ff.

Sohne gegenüber hinzusetzte: „Glaube nicht etwa, daß die Menschen der sinnlichen Freuden halber Kinder erzeugen; die Straßen und die öffentlichen Häuser wimmeln von Dirnen, welche diesem Bedürfnisse entgegenkommen," so ist es wieder eine echt nationale Härte, wenn er bei Xenophon zu Kritobulos spricht: „Giebt es wol Jemanden, dem Du mehr wichtige Angelegenheiten anvertraust, als Deiner Frau? giebt es aber zugleich Jemanden, mit dem Du weniger sprichst, als mit Deiner Frau?" „Niemanden," antwortet Kritobulos, „oder wenigstens sehr wenige Menschen." Unwillkürlich vergleicht man bei dieser Frage und Antwort ein Beispiel von einem Zwiegespräch zwischen Mann und Frau, das uns die „Lysistrata" des Aristophanes bietet:

„Stets trugen wir Frau'n in dem früheren Krieg und der Drangzeit Alles geduldig,
Mit bescheidenem Sinn, wie's Frauen geziemt, was auch Ihr Männer verübtet.
Ihr ließt uns ja nicht muxen einmal, deswegen gefielt Ihr uns gar nicht.
Da pflegten wir dann, in der Seele betrübt, Euch wol zu befragen mit Lächeln:
„Was ward heut' über den Frieden von Euch im versammelten Volke beschlossen?
Was wird in die Säule gekerbt?" — „Was geht das Dich an?" sagte der Mann dann,
„Du schweigst mir davon!" Und ich schwieg still."

Aber auch in den letzten Stunden seines Lebens zeigte Sokrates, daß in ihm der Philosoph über den Menschen und speziell den Gatten und Vater den Sieg davon trug. Platon, der überhaupt nichts Ehrenrühriges von Xanthippe erwähnt hat, wiewol ihm so vielfache Gelegenheit dazu sich bot, läßt den Phädon erzählen: „Als wir in den Kerker traten, fanden wir Sokrates eben erst der Kette entledigt, Xanthippe aber, die Du ja kennst, mit ihrem Kinde bei ihm sitzend. Als uns nun Xanthippe sah, schluchzte sie auf und sagte Einiges nach Art der Weiber, wie: O Sokrates, zum letzten Mal werden nun Deine Freunde mit Dir sprechen und Du mit ihnen! Sokrates aber sprach zu Kriton hinblickend: Kriton, es bringe doch Einer diese nach Hause! Hierauf führten einige von Kriton's Leuten Xanthippe fort, indem sie jammerte und sich schmerzlich gebärdete." Wer in diesen Zeichen des Mitgefühls und der Trauer „etwas Wildes, auf die heftige Gemüthsart der Frau Hindeutendes" erblicken will, der kennt die bei Begräbnissen ganz gewöhnlichen Ausbrüche des Schmerzes von Seiten der Weiber nicht, der vergißt, daß die stumme Verinnerlichung des Schmerzgefühls höhere Bildung und kälteres, nordisches Blut zur Voraussetzung hat! Wohl aber wundert man sich über Sokrates, der ohne alle gemüthliche Erregung sofort nach Xanthippe's Weggang sich die von den Fesseln gedrückte Stelle des Fußes reibt und dabei über den Zusammenhang des äußern Schmerzes und Wohlgefühls zu philosophiren beginnt. Wahrlich, man glaubt hiernach an die kühle Antwort, die er nach Diogenes von Laerte auf die Frage, ob es besser sei zu heiraten oder nicht, gab: „Was Du von Beiden thust, es wird Dich reuen!"

Es kann aber auch ferner keine Frage sein, daß Xanthippe unter gewissen Eigenthümlichkeiten ihres Mannes zu leiden hatte und daß ihre Geduld durch dieselben auf manche harte Probe gestellt wurde. Sokrates war den Gewohnheiten seiner Zeitgenossen gegenüber ein Sonderling, ein Pedant. Die Verachtung der schönen Form aus stetem Festhalten des Nützlichkeitsprinzips artete bei ihm vielfach in gänzliche Verachtung des konventionellen äußeren Anstandes aus, deren natürliche Konsequenz später die Bettlermanieren der Cyniker waren. Unbeschuht und ohne Unterkleid, Winter und Sommer in demselben groben Mantel ging er einher, und wenn Aristophanes den Strepsiades zu seinem Sohne von ihm und seinem Schüler Chärephon sagen läßt:

> „Du rede nicht so Schlechtes von den trefflichen,
> Geistvollen Männern, welche, rein aus Sparsamkeit,
> Sich nie die Haare schoren, nie sich salbten, nie
> Zum Baden in die Wanne stiegen,"

so mag die Hausfrau noch mehr Anstoß an solchen Ausflüssen der Bedürfnißlosigkeit genommen haben. Man rechne dazu, daß er Stunden lang, ohne zu hören und zu sehen, auf einer Stelle stand, daß er, um seinen Körperumfang zu mindern, nicht ins Freie spazieren ging — von Bäumen und Gegenden, meinte er, könne man ohnehin nichts lernen! — sondern solo sich zu Hause in der Tanzkunst übte, daß er noch als alter Mann Unterricht in der Musik nahm und natürlich sein Daheim mit den Versuchen behelligte, Stimme und Lyra in Einklang zu bringen! Und wenn endlich der geistvolle Aristophanes in vollem Ernste keinen Unterschied gemacht hat zwischen dem Streben des Sokrates und der Scheinweisheit der Sophisten, wie sollten wir annehmen können, daß Xanthippe vermöge ihrer Bildung im Stande gewesen sei, das Treiben ihres Mannes richtig zu würdigen? Wie sollte sie es nicht bitter empfunden haben, daß er sie und ihre Kinder darben ließ, während seine vermeintlichen Kollegen sich von jedem Schüler für den Kursus 6—9000 Mark ausbaten? Doch mehr als alles dies konnte eine reizbare weibliche Natur in Verzweiflung bringen, wenn Sokrates, wie wir es uns kaum anders denken können, seine Gedankenhebammenkunst, seine Sucht, Alles begrifflich zu fassen, auf dem Wege der Katechese bei Xanthippe in Anwendung gebracht hat. Das schöne Geschlecht will einmal bei keinem Volke Etwas von verstandesmäßigem Abstrahiren und Räsonniren wissen, hat eine angeborene Antipathie gegen die Logik, vollends, wenn man es durch fortgesetztes Ausfragen in Widersprüche verwickelt und dahin zu bringen sucht, mißtrauisch gegen seine Behauptungen zu werden und am Ende einzugestehen, daß es eigentlich nichts, gar nichts wisse! Kurz, wenn überhaupt an der bekannten Anekdote etwas Wahres ist, Xanthippe habe einst nach längerer Gardinenpredigt das Waschbecken über Sokrates gegossen und dieser dann

gemeint, er wisse wohl, daß zum Donnerwetter der Xanthippe auch der Regen kommen werde, so gestehen wir offen, daß wir lieber die Ursache der Heftigkeit in einem verunglückten Belehrungsversuche des Sokrates suchen, als in einem Anfalle von Eifersucht gegen denselben, weil er, ganz in volksthümlicher, wenn auch vergeistigter Weise den Umgang mit schönen Knaben suchte oder vielleicht — was auch passirte — nach einer beim Becher mit Freunden durchschwärmten Nacht erst am andern Nachmittag nach Hause kam!

Weil Sokrates den ganzen Tag außerhalb des Hauses, auf dem Markte, in den Gymnasien, in den Werkstätten der Handwerker zubrachte, fiel seiner Gattin auch die alleinige Sorge für die Erziehung der heranwachsenden Söhne anheim und leider scheint es dem großen Weisen nicht besser ergangen zu sein, als manchem späteren Professor der Pädagogik oder Philosophie. Die Erziehungsresultate in der eigenen Familie waren die am wenigsten befriedigenden. Wenigstens schreibt Seneka, man weiß nicht, nach welcher Quelle: „Sokrates widerstand der Armuth, die noch durch häusliche Lasten erschwert wurde, den Strapazen des Krieges und der Noth zu Hause, mag man nun seine sittenrohe, zungenfertige Frau betrachten oder die ungelehrigen, mehr der Mutter als dem Vater nachgerathenden Kinder."

Auch aus einer Stelle in Xenophon's „Denkwürdigkeiten", aus der wir schon eine Aeußerung des Sokrates hervorgehoben haben, ergiebt sich etwas Aehnliches. Dort ist der älteste Sohn, Lamprokles, auf seine Mutter aufgebracht, „weil kein Mensch im Stande ist, ihre Heftigkeit zu ertragen", und, „weil sie Dinge sagt, die Niemand für sein ganzes Leben hören möchte"; ja, er glaubt, das Ungestüm seiner Mutter sei schwerer zu ertragen, als das eines wilden Thieres! Hier fühlt sich denn doch Sokrates gedrungen, den Sohn auf die Pflicht der Dankbarkeit gegen die Mutter hinzuweisen und an Alles zu erinnern, was dieselbe an ihm von Kindesbeinen an gethan; charakteristisch genug jedoch ist der Trost, den er hinzusetzt: „Wie aber? Kommt es Dir empfindlicher vor, zu hören, was sie vorbringt, als den Schauspielern, wenn sie in den Trauerspielen einander die ärgsten Dinge sagen? Weil sie, glaube ich, nicht meinen, daß von den Sprechenden der Scheltende schelte, um zu beschimpfen, noch der Drohende drohe, um Schaden zu thun, so ertragen sie es leicht."

Am wichtigsten ist endlich für uns das in den nächsten Worten derselben Stelle enthaltene Urtheil des Sokrates über den Charakter seiner Frau. „Du aber," sagt er zu Lamprokles, „der Du wohl weißt, daß die Mutter das, was sie Dir sagte, in keiner bösen Absicht sagt, sondern daß sie Dir so viel Gutes wünscht, als keinem Andern, bist zornig auf sie? Oder glaubst Du, daß Deine Mutter böse gesinnt sei gegen Dich?" Auf die Antwort des Sohnes, daß er dies nicht glaube, fährt er fort: „also diejenige, welche es gut mit Dir meint und, wenn Du krank bist, soviel sie kann, dafür sorgt, daß Du gesund werdest und

an nichts Mangel leidest, die noch überdies von den Göttern Gutes für Dich erfleht und Gelübde darbringt, die nennst Du unerträglich? Mich dünkt, wenn Du eine solche Mutter nicht ertragen kannst, so könntest Du wol das Glück selbst nicht ertragen." Hier spricht es ja Sokrates geradezu aus, daß die leidenschaftliche Heftigkeit seiner Frau lediglich ein Temperamentsfehler sei, von dem ihr gutgearteter Charakter unberührt bleibe. Zugleich liegt aber auch in dieser Erkenntniß und Trennung der Hauptschlüssel zu seiner stillen Gelassenheit, welche, als sicherstes Mittel, das schnell aufflackernde Strohfeuer des Affekts dämpfte und seiner Gattin so imponirte, daß sie nach seinem Tode von ihm rühmte, sie habe ihn stets mit demselben heitern Gesicht das Haus verlassen und in dasselbe zurückkehren gesehen. Es erleichtert übrigens jene Erzählung Xenophon's das Verständniß einer anderen, unsere Xanthippe noch mehr gravirenden Stelle, welche, so zu sagen, als die Mutter von allen später über sie in Kurs gesetzten Klatschgeschichten anzusehen ist. In seinem „Gastmahl" läßt nämlich Xenophon dem Sokrates, nachdem sich ein paar Kunsttänzerinnen produzirt hatten, die Aeußerung entfallen, die weibliche Natur sei nicht schlechter, als die des Mannes und bedürfe nur der Stärke und des guten Willens; wer daher ein Weib habe, solle sie dreist unterrichten, worin er Vortheil von ihrem Wissen ziehen wolle. Da sagt Antisthenes: „Warum bildest Du denn, wenn Du diese Ansicht hast, nicht auch Xanthippe heran und behilfst Dich mit einer Frau, die, wie ich glaube, unter allen vorhandenen, dagewesenen und zukünftigen die unverträglichste ist?" „Weil ich sehe," antwortet Sokrates, „daß auch Diejenigen, welche gute Reiter werden wollen, sich nicht die lenksamsten, sondern hitzige Pferde anschaffen; denn sie glauben, wenn sie diese im Zaum halten könnten, werde es ihnen leicht sein, auch mit den anderen fertig zu werden. Auch ich, der den Umgang mit Menschen zu meinem Geschäft machen wollte, habe mir diese genommen, wohl wissend, daß ich mich leicht in alle anderen Menschen schicken würde, wenn ich sie ertragen könnte." Antisthenes, der sich in schon vorgerücktem Alter dem Sokrates anschloß, trieb das Streben seines Lehrers nach Unabhängigkeit von allen äußeren Dingen bis zur inhumanen Karikatur, prahlte zuerst mit Bettlertasche, Stock und zerrissenem Mantel, und verhielt sich besonders gegen staatliches Gemeindeleben, Ehe und Familie ganz gleichgiltig. Ihm mag Xanthippe unter allen Freunden ihres Mannes am wenigsten hold gewesen sein; ihm stand deshalb auch am besten der erwähnte plumpe Ausfall gegen sie. Wenn aber Sokrates darauf erwidert, gerade ihrer Heftigkeit wegen habe er sie geheiratet, so sieht man doch klar, daß er dies nicht im Ernste meint, sondern in humoristischer Weise den Vorwurf der Inkonsequenz parirt, vielleicht weil er es gerade dem Antisthenes gegenüber für ungeeignet fand, die guten Eigenschaften seiner Hausfrau hervorzuheben.

Ueberhaupt muß man bei allen von Aelian, Diogenes, Plutarch

u. a. aufgetischten Anekdoten die Leute ansehen, von denen die Anschuldigungen ausgehen. Die Aeußerung des Antisthenes wird z. B. von Plutarch und Gellius dem Alkibiades zugeschoben, und Diogenes setzt noch hinzu, Sokrates habe auf den Vorwurf, Xanthippe sei doch unerträglich wegen ihres Scheltens, geantwortet: „Ich habe mich daran gewöhnt, wie ich auch das ewige Rasseln der Räder anhöre; auch Du erträgst ja das Geschrei der Gänse.“ Für den Roué Alkibiades — der komische Dichter Pherekrates nannte ihn „den Mann aller Weiber“ — hätte freilich Xanthippe noch weniger gepaßt. Behandelte er doch seine eigene Frau, die tugendhafte und ihn zärtlich liebende Hipparete, so gemein, daß sie ihn verließ und es über sich vermochte, öffentlich und persönlich ihre Scheideklage dem Archon einzuhändigen! Wenn es also wahr sein sollte, was Aelian erzählt, daß Xanthippe einen schönen Kuchen, welchen Alkibiades dem Sokrates schickte, aus dem Korbe warf und mit Füßen trat, so mag sie es gerade deshalb gethan haben, weil sie Manches, was ihr an ihrem Gemahl nicht gefiel, dem Einflusse seines jüngeren Freundes zuschrieb. Allein wir haben gerechte Ursache, an diesem Ausbruche von Furiosität zu zweifeln; denn in einem anderen Buche erzählt derselbe kritiklose Sammler wörtlich Folgendes: „Als ehrgeiziger Mann hatte Alkibiades dem Sokrates mehrere Geschenke zugeschickt. Da nun Xanthippe die Sendung staunend betrachtete und annehmen wollte, sagte Sokrates: „Nein, auch wir wollen mit Alkibiades im Ehrgeize wetteifern und unsere Ehre darin suchen, daß wir das, was er geschickt hat, nicht annehmen.“ Von den Vergrößerungen der Klatschsucht lassen sich noch ein paar Beispiele klar nachweisen. Da erzählt z. B. Diogenes: „Als Sokrates einst reiche Leute zu Tische gebeten hatte und Xanthippe sich schämte, sagte er: „Sei ohne Furcht; denn machen sie keine Ansprüche, so werden sie mit uns fürlieb nehmen; sind sie aber schlimm, so machen wir uns nichts aus ihnen!“ Hier also, wo wenigstens Angehörige ihres Geschlechts heute noch ein Aufbrausen ganz gerecht finden dürften, benimmt sich Xanthippe sehr gut. Dagegen liest man bei Plutarch etwas ganz Anderes: „Als Sokrates,“ schreibt er, „einst aus der Ringschule den Euthydemos mitgebracht hatte, war Xanthippe darüber zornig und warf nach vielen Schimpfreden endlich den Tisch um. Da stand Euthydemos auf und wollte gekränkt fortgehen. Aber Sokrates sagte: „Flog nicht neulich bei Dir eine Henne in's Zimmer und that dasselbe, ohne daß wir uns darüber ärgerten?“ Die Glaubhaftigkeit der Plutarchischen Erzählung wird überdies noch dadurch geschwächt, daß dieselbe in einer anderen Schrift, aber in Bezug auf den Hausdrachen des alten Weltweisen Pittakos wiederkehrt.

Mehrere sich widersprechende Geschichtchen drehen sich ferner um die Kleidung und deren Verwechselung. Zu ihrem Verständnisse gehört zu wissen, daß der Mantel oder Ueberwurf (das Himation) des weiblichen Geschlechts sich

weder in Farbe und Stoff, noch im Schnitte wesentlich von dem der Männer unterschied. Er konnte also von Mann und Frau gemeinschaftlich getragen werden und ein solcher Tausch wurde selbst dann, wenn jeder Theil sein eigenes Himation besaß, nöthig, falls der eine das seinige dem Walker zum Reinigen gegeben hatte. Von Theophrast wird es als Zeichen des Filzes angemerkt, daß er zu Hause bleibe, wenn sein Himation beim Walker sei, und nach Aelian befand sich Epameinondas oft in dieser Lage. Dagegen kann man der Behauptung Aelian's, daß des Phokion sittsame Frau sich mit dem Himation ihres Mannes bei Ausgängen begnügt habe, nur Glauben schenken, wenn man an die langjährige Abwesenheit dieses Staatsmannes und Feldherrn denkt. Von Xanthippe erzählt nun derselbe Autor, sie habe sich einst geweigert, in dem Himation ihres Mannes einem Schauspiel beizuwohnen, und Sokrates habe ihr gesagt: „Siehst Du nun, wie Du nicht hingehst, um zu sehen, sondern vielmehr, um gesehen zu werden?“ Wenn man bedenkt, wie wenig Sokrates auf sein Aeußeres sah, so liegt in dem Erwähnten noch kein Vorwurf für Xanthippe. Dagegen heißt es in den „moralischen Betrachtungen“ des Kaisers Markus Antoninus, Sokrates habe einmal in einem ganz schlechten Gewande zu Hause gesessen, weil ihm seine Frau das Himation weggenommen hätte und damit ausgegangen wäre! Thut sie hier also mit Gewalt, wozu sie sich dort nicht einmal auf Zureden verstehen wollte, so finden wir schließlich bei Diogenes die Sache auf die höchste Spitze getrieben: sie reißt dem Sokrates auf offenem Markte das Himation (doch wol hier das ursprünglich ihrige?) vom Leibe, so daß anständige Leute ihm den Rath geben, die Hände zu seiner Vertheidigung zu brauchen. Geduldvater Sokrates aber erwidert: „Wol damit Ihr, während wir uns mit den Fäusten schlagen, rufen könnt: Bravo Sokrates! Bravo Xanthippe!“ Auch aus dieser Geschichte erhellt also, wie ein scheinbar keinen Schatten auf die arme Frau werfender Umstand ins Ungeheuerliche gesteigert worden ist. Und es ist nicht bloß die Anekdotenjägerei der späteren Gelehrten und die Rivalität der Philosophenschulen, durch die solche müßige Erfindungen in Umlauf kamen, sondern der philosophische Gleichmuth des Sokrates war auch ein sehr beliebter Vorwurf in den Rhetorenschulen und je höher er dann gepriesen wurde, desto schlimmer mußte um des rednerischen Effekts willen die Behandlung sein, die er von seiner Ehehälfte zu erdulden hatte!

Ueberblicken wir noch einmal die Belastungs- und Entlastungszeugen, so können wir nicht umhin, zu behaupten, daß alle Anekdoten, die sich bei den späteren Schriftstellern zu Ungunsten Xanthippe's finden, von den verbürgten guten Zügen aufgewogen werden. Zu diesen fügen wir noch das Urtheil hinzu, welches sie nach Diogenes von Laerte über die Unschuld des Sokrates vor dessen Tod abgab. „Du wirst ungerecht hingerichtet,“ sagte sie, worauf er entgegnete: „Du wolltest wol gerechter Weise?“ Wir wollen also nicht mit

Wieland behaupten, daß Sokrates vielleicht in ganz Attika keine Frau hätte finden können, die besser für ihn gepaßt hätte; aus den Andeutungen Xenophon's aber folgt, daß Xanthippe ein Weibchen war, dessen lebhaftes Temperament sich leicht zum Zorn neigte, das aber nie eine geschichtliche Berühmtheit erlangt hätte, wenn ihm eben nicht das Glück oder Unglück zu Theil geworden wäre, eines Sokrates Gattin zu werden. Andererseits charakterisirt Xanthippe geradezu den Typus der mit der fortschreitenden Bildung und der damaligen Emanzipation in Kontrast gerathenden, gewöhnlichen Athenerin und dies wird sich am Deutlichsten zeigen, wenn wir ihr das Ideal einer emanzipirten Frau derselben Zeit gegenüberstellen.

2.

Das Unnatürliche in der Stellung des weiblichen Geschlechts zu Athen datirt nicht etwa erst von der Zeit nach den Perserkriegen. Schon unter den Solonischen Gesetzen sprechen mehrere für den Gegensatz jener historischen Dämmerzeit zu den ethisch höher stehenden Sitten des sogenannten heroischen Zeitalters, für eine schon weit vorgeschrittene Herabwürdigung des Weibes und der Ehe. Dieses Zurückbleiben der richtigen Stellung der Geschlechter hinter den Fortschritten der Civilisation, oder vielleicht richtiger: dieses Zurückgehen auf die Seite der Barbarei infolge der Kulturüberfeinerung erzeugte schließlich eine unglaubliche Laxheit der Moral, die freilich auch mit der leichtblütigen Genußsucht und dem sinnlich begehrlichen Charakter der Liebe überhaupt in Einklang stand. Die geschlechtlichen Sünden unserer großen Städte übertreffen wol an Umfang und Raffinement bedeutend das Hetärenwesen der hellenischen, selbst des durch seine 1000 Hierodulen berüchtigten Korinths; allein die vom Staate und von der Religion privilegirte Prostitution trat dort viel unverhüllter und arroganter auf. Was bei jungen Leuten stehende Sitte war, schmälerte den Ehemännern nicht ihre Achtung in den Augen der Welt und beinahe kein solennes Konvivium gab es, bei dem nicht gefällige Flöten- oder Citherspielerinnen zu den größten Laszivitäten Veranlassung gaben. Kurz, man hielt es nicht für unmoralisch, jede sinnliche Leidenschaft gewähren zu lassen, wenn man nur auch nebenbei den menschlichen und göttlichen Geboten gemäß legitime Nachkommenschaft zu erzielen suchte. Am nacktesten findet sich diese Maxime ausgesprochen in der dem Demosthenes zugeschriebenen Rede gegen Neära, wo es geradezu heißt: „Buhlerinnen hält man sich nur zum Vergnügen, Kebsweiber aber zur täglichen Pflege und Bedienung; Frauen dagegen heiratet man, um ebenbürtige eheliche Kinder zu zeugen und im Hause eine treue Wächterin zu haben.“ Selbst Platon hält die Prostitution für ein nothwendiges Uebel und wünscht in seiner Gesetzgebung nur den Wegfall des öffentlichen Skandals. Wie weitherzig Sokrates sich gegen seinen noch nicht erwachsenen

Sohn über dasselbe Thema äußerte, haben wir bereits gesehen. Noch viel auffälliger ist sein Besuch bei der Courtisane Theodote, welchem Xenophon ein ganzes Kapitel der „Denkwürdigkeiten" gewidmet hat. Nicht genug, daß er auf das Anpreisen der Schönheit Theodote's hin sofort sich mit seinen Schülern nach ihrer Wohnung aufmacht und ihr, die sich gerade malen läßt, unter Anerkennung ihrer körperlichen Vorzüge den scherzhaften Beweis führt, daß im Grunde sie selbst ihnen für den Besuch dankbar sein müsse: er geht auch näher auf ihr Gewerbe ein und ertheilt ihr Rathschläge über die Kunst „Freunde zu erjagen," ja zuletzt sogar über die zweckmäßigste Art, ihre Gunstbezeugungen zu vertheilen! Nach freundlicher Einladung von beiden Seiten trennt man sich, ohne daß eine tadelnde Silbe dem Mund des Philosophen entfällt, ohne daß er einen Versuch macht zur Bekehrung und Besserung. Ueber diesen Mangel an echter Moral hilft uns keine sophistische Beschönigung hinweg; hier steht der echte Grieche vor uns, der am Stein keinen Anstoß findet und uns zeigt, wie ganz anders geartet der sittliche Maßstab seiner Landsleute in solchen Dingen eben war.

Sokrates lebte aber auch gerade in der Zeit, wo das Hetärenwesen so zu sagen einen Aufschwung nahm. Natürlich gab es nämlich schon früher verschiedene Abstufungen unter den Dienerinnen der Aphrodite Pandemos und wer von ihnen den Eindruck der Gestalt durch glänzende Einrichtung, feine Tournure, fröhliche Laune und sprühenden Witz zu steigern wußte, erhob sich weit über den Schwarm der gemeinen Dirnen. So sagt z. B. der Dichter Eubulos von einer Hetäre: „Wie speiste sie anständig; nicht wie die anderen, welche, Schnittlauch zusammenballend, sich die Wangen vollstopfen und häßlich in das Fleisch einbissen, sondern sie pflegte von jedem Weniges zu kosten, wie eine milesische Jungfrau." So blendete auch Theodote ihren Besuch nach Xenophon durch eine reiche Ausstattung des Hauses, durch glänzende Toilette und durch eine Schaar reizender Kammerzofen (auf die Frage nach der Quelle ihres Wohlstandes erwidert sie naiv genug: „Es kommt vor, daß mir ein Freund Wohlthaten erzeugt, und davon lebe ich"). Das Heraustreten aus dem engen Banne der Sitte ward den Hetären besonders dadurch erleichtert, daß sie meist Ausländerinnen waren und oft schon von Kindheit an eine freiere Luft eingeathmet hatten. Letzteres war besonders bei denen der Fall, welche aus den jonischen Städten Kleinasiens stammten, wo raffinirte Genußsucht und asiatische Ueppigkeit längst die Fesseln der hellenischen Hausgesetze gesprengt hatten und der demi monde schon eine höhere Rolle zu spielen gewohnt war. Nirgends war aber der Boden geebneter und empfänglicher für das Unkraut der Emanzipation des Fleisches als in Attika zu Sokrates' Zeit. Durch den Einfluß der Sophistik war der Respekt vor dem Hergebrachten, vor allen Resultaten der bisherigen Kultur gründlich aus den Gemüthern gewichen. Der

Geist war gerade darüber, alle seine alten Formen zu zertrümmern, alle Satzungen im Leben des Staates, der Religion und der Familie mit der Fackel der freien Reflexion und Aufklärung zu beleuchten und mit muthwilliger Ausgelassenheit niederzureißen, was sich der selbstgefälligen Subjektivität nicht als vernünftig erweisen wollte. Von diesem ungeheuern Umschlag im Denken und Leben blieb natürlich die einfache Griechin unberührt; bei dem Mangel an Schulunterricht profitirte sie nicht einmal Etwas von den mannigfaltigen Kenntnissen, welche jene Encyklopädisten des Alterthums unter das Volk ausstreuten. Jene schönen Einwanderinnen dagegen machten sich gerade diese Zeitrichtung zu Nutzen, indem sie Interesse an dem herrschenden Treiben nahmen oder heuchelten, sich die Schlagwörter des Tages aneigneten und, wenn sie das Zeug dazu besaßen, sogar hinter die rhetorischen und politischen Handwerksgeheimnisse der Weisheitsvirtuosen zu kommen trachteten.

Am glänzendsten bewährte sich in diesem Streben die berühmte Freundin des Perikles, welche sich zur armen Xanthippe verhält, wie der bunte Schmetterling zur lichtscheuen Motte. Sie war die Tochter des Milesiers Axiochos, stammte also gerade aus der reichsten und wollüstigsten unter den jonischen Städten. Wie und warum sie nach Athen kam, wissen wir nicht; da wir aber Aspasia nicht soweit zu verklären vermögen, daß wir leugneten, sie sei eine Hetäre gewesen, so setzen wir voraus, daß sie kam, um ihre Schönheit zu verwerthen. Dazu stimmt auch, wenn Plutarch erzählt, man habe gesagt, sie sei eine Nachahmerin ihrer Landsmännin Thargelia gewesen, die, nicht bloß mit außerordentlicher Schönheit, sondern auch mit der Gabe besonderer Beredsamkeit ausgestattet, die angesehensten Männer verführt, aber zugleich als politische Intriguantin im Dienste des persischen Königs in Hellas gewirkt habe. Andere setzen noch hinzu, sie habe nacheinander 14 Männer geheiratet und sich endlich einen König von Thrakien erangelt! Freilich scheinen besonders Diejenigen der Aspasia jene Lehrmeisterin zugeschrieben zu haben, welche auch ihr Betheiligung an den politischen Vorgängen nachsagten.

Jedenfalls hielt sich Aspasia einige Zeit in Athen auf, bevor Perikles eine so starke Leidenschaft für sie faßte, daß er nach Scheidung von seiner Frau sie deren Stelle vertreten ließ. Ueber die Zwischenzeit wissen wir aber gar nichts. Denn wenn man neuerdings behauptet hat, sie sei damals Vorsteherin einer wirklichen Hetärenschule gewesen und habe ihr mehr als zweideutiges Haus zum Sammelplatz der angesehensten und gebildetsten Athener erhoben, so läßt sich dies leicht widerlegen. Plutarch schreibt zwar, Sokrates sei oft bei ihr gewesen und Männer, welche sie kannten, hätten sogar ihre Frauen mitgenommen, um aus ihrem Umgange Nutzen zu ziehen, „obgleich sie kein anständiges und ehrbares Gewerbe trieb, sondern junge Buhldirnen unterhielt", und scheint also die Sache wirklich in jenem Sinne aufgefaßt zu haben. Ja, der Sammler

Athenäos geht noch weiter und sagt: „Aspasia importirte eine Menge schöner Weiber und es füllte sich durch sie Hellas mit Hetären." Man muß jedoch bedenken, daß aus Gründen, die wir später berühren werden, Aspasia noch viel mehr von der Verleumdung zu leiden gehabt hat, als Xanthippe. Es gehörten z. B. damals schöne, junge Sklavinnen zu den Luxusbedürfnissen jeder wohlhabenden Frau, wie ja eben von Theodote die Menge ihrer schönen und wohlgekleideten Dienerinnen bei Xenophon hervorgehoben wird. Je freier der Ton im Hause war und je ungezwungener der Verkehr der Herrin mit männlichem Besuch, desto öfter mag es wol auch vorgekommen sein, daß eine ursprünglich nur zur Folie bestimmte Zofe ein Liaison auf eigene Rechnung anspann. Möglich, daß mehrere solcher Verhältnisse, verbunden damit, daß andere Hetären überhaupt begannen, sich Aspasia zum Vorbilde zu nehmen, jenem abscheulichen Gerüchte zur Unterlage dienten. Sicherlich wenigstens veranlaßte ein solcher Vorfall die einfältige Volkssage vom eigentlichen Grunde des peloponnesischen Kriegs, mit der sich selbst Aristophanes beschmutzte, indem er nach dem Tode des Perikles in seinen „Acharnern" schrieb:

„Doch stahlen junge Burschen nun, am Becherspiel
Berauscht, die Metze Simätha weg aus Megara,
Worauf in wilder Schmerzenswuth die Megarer
Zwei Dirnen stahlen dafür von Aspasia.
So brach der Anfang dieses Kriegs gewitterschwer
Auf Hellas' Volk um dreier H . . . n willen los,
Und blitzend, donnernd rüttelte das Hellenenland
Im Zorn zusammen Perikles, der Olympier."

Da man Aspasia auch zur Veranlasserin des im Jahre 440 v. Chr. entbrannten Kriegs mit der Insel Samos stempeln wollte und da ihr mit seinem Vater Perikles gleichnamiger Sohn, der 406, als General, der Schlacht bei den Arginusen beiwohnte, doch nicht nach 436 geboren sein kann, so ergiebt sich aber zugleich hieraus, daß bereits vor 440 Aspasia ihren eigenen Hausstand in Athen aufgegeben hatte. Es war also nicht ihr eigenes Haus, in welchem die feinsten Gentlemen Athens, die gefeiertsten Künstler und Philosophen verkehrten, in welchem auch Sokrates ihr häufig Besuche abstattete, sondern das des Perikles selbst, den ja auch nach Plutarch sein ungerathener Sohn Xanthippos seiner Cirkel wegen zum Gespötte zu machen versuchte. Im Hause des hochherzigen, edlen Perikles aber uns die gefeierte Wirthin als Bordellmutter zu denken, sträubt sich doch Verstand und Gefühl.

Wir wissen also nicht, wie Aspasia vor ihrer Vereinigung mit Perikles lebte, doch muß man voraussetzen, daß sie die Bildungselemente, die ihr Athen in so reichem Maße bot, eifrigst benutzte, um vermöge ihres herrlichen Talents die philosophischen Bestrebungen der Männerwelt zu fassen und zu würdigen, und daß sie besonders in der Kunst zu reden Erhebliches leisten lernte. Die un=

widerstehliche Anmuth ihrer Unterhaltung fesselte den Sokrates so, daß ihn Xenophon sowol als Platon ihrer Aussprüche Erwähnung thun lassen. In dem Gespräche über die Freundschaft, das sich in Xenophon's Memorabilien findet, sagt Sokrates zu Kritobulos: „Aspasia hat mich einst belehrt, geschickte Freiwerberinnen, die viel Gutes der Wahrheit gemäß von ihren Auftraggebern erzählten, verständen die Kunst, Ehen zu Stande zu bringen; durch lügnerisches Lob aber stifteten sie keinen Nutzen. Denn die Getäuschten haßten nicht nur einander selbst, sondern auch die Freiwerberin. Und darin habe ich ihr Recht geben müssen." Auch im „Haushalter" Xenophon's erwidert Sokrates auf die Frage des Kritobulos, ob Diejenigen, welche gute Weiber besäßen, dieselben selbst dazu gebildet hätten: „Es verlohnt sich die Mühe, dies zu überlegen. Aber ich werde Dich auch zu Aspasia führen, welche Dir dies Alles noch einsichtsvoller, als ich, darthun wird."

Wird hier der schönen Milesierin besondere Autorität in Fragen, die das eigene Geschlecht betrafen, beigelegt, so kann man auch glauben, daß ihre Freunde die eigenen Frauen bei ihr einführten. Ja, wir besitzen noch eine Probe solcher Konversation. Bei Cicero und Quintilian findet sich nämlich ein Fragment aus der von Aeschines, dem treuen Schüler des Sokrates, herrührenden Schrift „Aspasia", welches zu dem Schlusse berechtigen könnte, daß sich Aspasia sogar die Sokratische Beweismethode angeeignet hat. „Sage mir," beginnt sie zu Xenophon's Frau, „wenn nun Deine Nachbarin besseren Goldschmuck besitzt, als Du, wünschest Du lieber den ihrigen oder den Deinigen?" Auf die Antwort: „Den ihrigen," fährt sie fort: „Wenn sie nun aber ein Kleid oder sonstigen weiblichen Putz von größerem Werth haben sollte, ziehst Du ihren Besitz dem Deinigen vor?" Als dies bejaht wurde, sagte sie: „Nun, wenn sie aber einen besseren Mann hat als Du, wirst Du ihren Mann lieber wollen oder den Deinigen?" Hier erröthete die Frau. Sodann wird Xenophon durch Katechisation auf dasselbe Glatteis geführt und Aspasia spricht am Ende: „Weil Ihr nun beide mir das allein nicht geantwortet habt, was ich allein hören wollte, so will ich Euch Eure beiderseitigen Gedanken sagen. Nämlich sowol Du, Frau, willst den besten Mann, als auch Du, Xenophon, willst die ausgesuchteste Frau haben. Wenn Ihr es daher nicht soweit bringt, daß es weder einen besseren Mann noch eine ausgesuchtere Frau auf der Erde giebt, so werdet Ihr wahrhaftig immer das, was Ihr für das Allerbeste erachtet, gerade am meisten vermissen, daß Du nämlich Gatte seist der besten Frau und Du an den besten Mann verheiratet." Wir wissen nicht, welche Absicht Aeschines bei Herausgabe seiner Schrift hatte; aber, als Zeitgenosse der Aspasia, konnte er doch den Ton, der bei ihr herrschte, nicht fälschen.

In anderer Weise als Xenophon läßt Platon seinen Sokrates von Aspasia sprechen. Deutet dort Alles auf reine Hochachtung hin, so läßt sich

hier eine etwas ironische, spöttische Haltung nicht verkennen. Der Dialog „Menexenos“ legt bekanntlich dem Sokrates eine improvisirte Leichenrede in den Mund, wie sie bei der Gesammtbestattung der im Kriege Gefallenen von besonders dazu gewählten Rednern gehalten zu werden pflegte. Diese oratorische Probe will nun Sokrates nur als Reminiscenz aus einem Vortrage Aspasia's gelten lassen. „Sie hatte gehört,“ sagte er, „daß die Athener im Begriffe wären einen Sprecher zu wählen, und so trug sie mir Einiges aus dem Stegreif vor, was man sagen müsse, während sie Anderes schon früher durchdacht hatte, als sie, scheint mir, die Leichenrede fertigte, welche Perikles hielt, und einige Ueberbleibsel davon hier zusammenfügte.“ Außerdem nennt sich Sokrates hinsichtlich der Beredsamkeit geradezu einen Schüler Aspasia's, als einer trefflichen Lehrerin, die viele andere und zwar gute Redner gebildet habe und sogar einen sehr ausgezeichneten, Perikles, des Xanthippos Sohn. „Ich bin ja bei ihr in die Schule gegangen“, fügte er hinzu, „und habe beinahe Schläge bekommen, weil ich immer vergeßlich war.“ Wiewol einige Gelehrte in alter und neuer Zeit dies Alles und die Rede dazu für baare Münze genommen haben und die Athener selbst soviel Gefallen an diesem Platonischen Leichensermon fanden, daß er nach Cicero's Zeugniß jährlich an einem bestimmten Tage öffentlich vorgelesen werden mußte, so führt doch — und dies hat bereits Plutarch eingesehen — der Gegensatz, in welchem der in der Einleitung gemachte Ausfall gegen die sophistischen Redekünstler der Zeit und die so gern auf ihre ruhmvolle Vergangenheit selbstgefällig zurückblickenden Athener zu dem gerade in der getadelten Weise die Nationaleitelkeit schmeichelnden Inhalt der Rede steht, nothwendig auf den Gedanken, Platon habe im Menexenos nur eine Persiflage der offiziellen Prunkreden liefern wollen, vielleicht ein ironisches Gegenstück zu der berühmten Perikleischen. Wenn daher Perikles, von dem es bei Thukydides heißt: „Er war ein Mann, ebenso redemächtig wie thatengewaltig,“ und Sokrates selbst Schüler der Aspasia in der Beredsamkeit genannt werden, so fällt dadurch allerdings ein ironisches Streiflicht auf den rhetorischen Dilettantismus der genialen Frau; zugleich aber erhellt daraus, daß der Ruf das Ungewöhnliche ihrer Bildung eher zu vergrößern als zu verkleinern trachtete.

Uebrigens hat es die Schmähsucht späterer Philosophen und Grammatiker nicht unterlassen, den Umgang Aspasia's mit Sokrates zu verdächtigen und dem Weisen einen Grad von zärtlicher Leidenschaft für seine Lehrerin beizulegen, den Xanthippe unmöglich mit Gleichmuth hätte ertragen können. So sagt der Dichter Hermesianax:

„Auch durchglühte den Mann, den weit vor den Andern Apollon's
Ausspruch weise genannt, Kypriens Flammengewalt
Zürnend, den Sokrates, einst; um die leichteren Sorgen der Liebe
Tief in der sinnigen Brust war er nun emsig bemüht,

Stets hinwandelnd zum Haus Aspasia's; nirgend den Ausgang
Findend, da doch so viel Weg' in den Schlüssen er fand."

Als Perikles die Aspasia kennen lernte, war er bereits längere Zeit verheiratet. Es scheint aber allerdings, als ob bei Schließung dieser Ehe weniger Rücksicht auf Neigung, als auf Stand, Verwandtschaft und Vermögen gewaltet habe. Die Braut war die geschiedene Frau des steinreichen Hipponikos und die Mutter des als Verschwender und Mäcen der Sophisten bekannten Kallias gewesen. Sie schenkte auch dem Perikles zwei Söhne, Xanthippos und Paralos. Aber ihre Verbindung war, wie Plutarch sich ausdrückt, beiden Theilen „nicht behaglich", und es war ein Glück, daß dem Lösen der Fesseln nach athenischen Brauch nichts im Wege stand. Mit ihrer und der Verwandten Einwilligung überließ Perikles seine Frau sogar auf der Stelle einem Andern! Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß die Trennung durch seine zärtliche Leidenschaft für Aspasia beschleunigt wurde und nach Plutarch nahm er auch sofort die Geliebte in sein Haus. Dem Sichfinden und Sichverstehenlernen dieses gleichsam für einander geschaffenen Paares folgte ein harmonisches, dem echten Höhepunkt der Humanität nahekommendes Zusammenleben. Wie kalt muß das gewöhnliche Verhältniß zwischen den athenischen Ehegatten gewesen sein, wenn es auffiel, daß Perikles täglich, wenn er auf den Markt ging und wieder nach Hause kam, Aspasia mit einem Kusse grüßte! Der klugen, hochgebildeten Frau ist es zuzutrauen, daß sie die Entwürfe und Sorgen des Mannes theilte, unter dem, wie Thukydides richtig bemerkt, die athenische Staatsverfassung nur dem Namen nach demokratisch, der Wirklichkeit nach monarchisch war, und ihm rathend und tröstend zur Seite stand. Recht deutlich bezeugen dies auch die ihr von den komischen Dichtern gegebenen Namen: Hera, Dejaneira, Omphale, durch die man eben ihren Einfluß auf den irdischen Zeus oder Herakles des Staates andeuten wollte; noch deutlicher aber sieht man es daraus, daß man die nothwendigsten und folgerichtigsten Ergebnisse der Perikleischen Politik, wie den samischen und den peloponnesischen Krieg, der allzugroßen Nachgiebigkeit gegen die Launen Aspasia's, die Eupolis deshalb auch Helena nennt, zugeschrieben hat.

Dennoch gab es genug Wolken, welche den reinen Himmel des Glücks, das Perikles und Aspasia in ihrer Vereinigung gefunden hatten, trübten. Zunächst war ihre Verbindung keine Ehe vor dem Gesetze. Denn nur eine athenische Bürgerin konnte die Frau eines Atheners werden und Perikles selbst hatte durch eine neue Bill diese Grundbedingung des Bürgerrechtes verschärft. Zwar erregte das Konkubinat wenig Anstoß und der Fall, daß ein Kebsweib die Stelle der Hausfrau einnahm, war gesetzlich vorgesehen und geschützt; aber die Kinder aus solchen Verbindungen trafen die Nachtheile und der Makel der Illegitimität. Auch Perikles mag es weniger schmerzlich empfunden haben,

daß selbst auf der Bühne gehässige Anspielungen auf die Vergangenheit Aspasia's vorkamen, als daß der Sohn derselben kein ebenbürtiger Erbe war, nachdem die Pest seine beiden Söhne aus erster Ehe weggerafft hatte. Er bat daher das Volk um Aufhebung seines eigenen Gesetzes. Doch dieses gestattete nur ausnahmsweise die Legitimation des jüngeren Perikles durch Aufnahme in die väterliche Geschlechtsgenossenschaft. Außerdem rächte sich aber doch auch die Nichtberücksichtigung der aus der ersten Ehe herrührenden sittlichen Verpflichtungen. Es ist kaum wahrscheinlich, daß der älteste Sohn, Xanthippos, wie Plutarch behauptet, nur deshalb gegen seinen Vater bis an seinen Tod grollte und dessen Feinden den Stoff zu Verleumdungen und Angriffen der unwürdigsten Art lieferte, weil ihm dieser die Mittel zu einem verschwenderischen Leben vorenthielt und eine auf seinen Namen aufgenommene Geldsumme zu bezahlen sich geweigert hatte. Jedenfalls lag ein tieferer Grund der Differenz in dem mißlichen Verhältnisse des Sohnes zur Stiefmutter und hierauf deuten gerade die von ihm ausgegangenen Verunglimpfungen des häuslichen Lebens und Verkehrs hin. Diese Klatschereien wurden von zurückgesetzten Literaten und grimmigen politischen Gegnern in der gemeinsten Weise ausgebeutet und vergrößert.

Zuletzt wagten sich die Mißvergnügten aus dem Verstecke hervor und nachdem der erste indirekte Schlag gegen Perikles dessen genialen Freund Pheidias getroffen und von seiner Seite gerissen hatte (er mußte flüchten), richtete sich der zweite Angriff auf Aspasia selbst. Ein der reaktionären politischen Partei angehöriger Lustspieldichter, Hermippos, im Bunde mit einem religiösen Fanatiker, Namens Diopeithes, klagte sie der Religionsverletzung und der Kuppelei an. Zu beiden Anklagepunkten läßt sich die Veranlassung leicht errathen. Da kurz darauf auch Anaxagoras, das Haupt der athenischen Lichtfreunde, der in dem freundschaftlichsten Verkehr mit dem Hause des Perikles stand, der Gottlosigkeit angeklagt, in die Verbannung gehen mußte, so scheint es, als ob man einige unvorsichtige Aeußerungen der vom Rationalismus angesteckten Aspasia aufgegriffen und benutzt habe. Noch leichter war es, in den auffallenden Besuchen freigeborener Damen von echt athenischem Vollblut bei der einstigen Hetäre eine von dieser angestellte Gelegenheitsmacherei zu wittern und auf diese Weise nicht bloß sie zu verderben, sondern auch Perikles selbst zu beschimpfen. Ihm warf man überhaupt eine Menge galanter Exzesse vor, beschuldigte den Pheidias, daß er ihm die sein Atelier besuchenden Schönen verkupple und behauptete, daß sein Freund Pyrilampos, ein Liebhaber von Pfauen, diese damals sehr selten und hoch bewunderten Thiere zu Geschenken für die von Perikles bevorzugten Frauen verwende! Die Gefahr, in welche Aspasia durch die Anklage gerieth, war nicht gering, und Perikles übernahm ihre Vertheidigung selbst. Sie wurde freigesprochen. Daß aber ihr Anwalt dabei mehr Thränen vergossen und mehr Bitten an die Richter verschwendet

haben soll, als wenn es sich um sein eigenes Leben gehandelt hätte, zeugt nur von seiner großen Liebe zur Angeschuldigten; denn hätte er, wie Sokrates, solche damals ganz gewöhnliche Mittel vermieden, so würden sich die Geschworenen beleidigt gefühlt haben und die Verurtheilung wäre sicher erfolgt!

Trotz der Freisprechung erbleichte von da an der Stern Aspasia's. Viel bitteres Leid brach über das Haus des Perikles herein. Nachdem kurz vor Ausbruch des peloponnesischen Kriegs die Anklage auf Veruntreuung gegen ihn erhoben worden war, beraubte ihn bald darauf die schreckliche Pest seiner liebsten und tüchtigsten Freunde, seiner Schwester und endlich auch seines Lieblingssohnes Paralos. In der Mitte des dritten Kriegsjahres ward er selbst ein Opfer der Epidemie. So löste der Tod diese Verbindung, welche den Hellenen das Vorbild einer würdigeren Stellung der Geschlechter zu einander hätte werden können. Allein es war zu spät. Der sittliche Boden war zu tief unterwühlt, als daß jetzt die Versöhnung einer humanen Kultur mit der Natur und ihrem ewigen Gesetze hätte eintreten können. Am allerwenigsten war die Selbstemanzipation des weiblichen Geschlechts der richtige Weg dazu; sie führte von da ab nur immer weiter auf dem abschüssigen Pfade der Demoralisation.

Aspasia verheiratete sich nach dem nicht zu bezweifelnden Zeugnisse des Aeschines zum zweiten Mal. Es widerstrebt dies unserm Gefühl, weil wir das Andenken des großen Todten gerade von ihr würdiger geehrt wissen möchten. Ihre Wiederverheiratung muß sofort nach dem Tode des Perikles erfolgt sein. Dieser starb im Herbst 429, und ihr zweiter Mann, der Demagog Lysikles, fiel bereits wieder 428 auf einem Kriegszug in Karien. Wir können kaum glauben, daß Liebe diese Vereinigung stiftete, wenn wir nicht annehmen, daß sich Lysikles schon vor dem Tode des Perikles in ihrer Nähe befunden hat. Eher mag ehrgeizige Spekulation von seiner Seite, die süße Gewohnheit des Tonangebens und vielleicht die ungesicherte Zukunft ihrerseits den Anstoß geliefert haben. Daß Lysikles nebenbei durch Viehhandel reich geworden war, schadete ihm in den Augen der den Handel verachtenden Athener; im Allgemeinen pflegte aber in jener Zeit der ausgearteten Demokratie mehr auf Beredsamkeit, Klugheit und Reichthum gesehen zu werden, als auf das Gewerbe und nur die Komiker ließen es sich nicht entgehen, zu bemerken, daß die Reden nach Leder, Lampen u. s. w. röchen. Uebrigens läßt sich kaum denken, daß die hochbegabte Aspasia sich bloß durch äußere Rücksichten zu dieser Heirat habe verleiten lassen und man kann deshalb dem Aeschines kaum Glauben schenken, wenn er bei Plutarch dem Lysikles einen gemeinen Charakter beilegt. Das übrige Leben Aspasia's verschwindet in Dunkelheit. Ihr Name aber lebte 20 Jahre später noch einmal glänzend in Kleinasien auf, indem es dem jüngeren Kyros beliebte, die schöne Phokäerin Milto, die liebste seiner Haremsfrauen, ebenso wie die gefeierte Freundin des Perikles zu nennen.



XX.

Zwei römische Schulmeister.

Die nationale Verflachung, der unerquickliche Kosmopolitismus, welcher im letzten Jahrhundert der römischen Republik alle Schichten der Gesellschaft mit hellenischer Tünche überkleidete, äußerte auch einen bedeutenden Einfluß auf Erziehung und Unterricht. Nicht genug, daß die griechische Sprache und die griechischen Wissenschaften sich als integrirende Bestandtheile der italischen Bildung einbürgerten; auch auf den lateinischen Unterricht ging griechischer Geist und griechische Methode über. Die Häufung des Bildungsstoffes erzeugte eine Erweiterung der Disziplinen, eine Verlängerung der Lernzeit und eine Steigerung der Unterrichtsziele, und da überhaupt die Ausbildung des Körpers durch Gymnastik, die in Hellas so harmonisch mit der Kultur des Geistes Hand in Hand ging, bei den Römern nur als Vorbereitung zum Kriegsdienste getrieben wurde, so bekommt durch die vorwiegende Berücksichtigung der geistigen Ansprüche, sowie auch durch die Benutzung der griechischen Sprache als eigenthümlichen Bildungszweiges, der damalige Unterricht manche Aehnlichkeit mit dem modernen und es verlohnt sich deshalb um so mehr, an ein paar durch auffallende Absonderlichkeit ausgezeichneten Lehrern aus dem Ende der Republik und der ersten Kaiserzeit auch die Verhältnisse, in welchen sich die Vertreter der Pädagogik der Schule und dem Leben gegenüber befanden, näher zu beleuchten.

In dem unruhigen Konsulatsjahre Cicero's (63 v. Chr.) geschah es, daß aus dem ungefähr dreißig Meilen von Rom entfernten Benevent, einer schon damals durch Fruchtbarkeit der Gegend und belebte Straßenzüge in blühendem Zustande befindlichen Stadt Samniums, der Schulmeister Orbilius Pupillus nach der Hauptstadt übersiedelte. Berufungen von Professoren kannte man in jener Zeit noch nicht; alle Schulen waren Privatunternehmungen, um die sich

der Staat nicht kümmerte. Der Mann aus Benevent kam also jedenfalls nach Rom, um hier durch eine auf eigenes Risiko etablirte Anstalt mehr Ruhm und Gewinn zu erzielen, als in seiner Vaterstadt, wo wahrscheinlich, wie in Venusia, dem Geburtsorte des Horaz, die Söhne wichtigthuender Centurionen die Hauptrolle unter der Schuljugend spielten. Keineswegs aber war Orbilius ein Glücksritter nach Art seiner griechischen Kollegen, die damals schaarenweise nach Rom strömten, um ihre Weisheit an den Mann zu bringen, welche auch bei immer stärker werdender Nachfrage genug Käufer fand. Orbilius hatte überdies keine Ursache, auf Fortuna's Gunst zu bauen; er hatte eine schicksalsschwere Vergangenheit hinter sich liegen und die Blüte des Mannesalters bereits überschritten, denn er zählte genau fünfzig Jahre; aber er brachte eine reiche Berufserfahrung mit. Seine Eltern scheinen gerade nicht in ärmlichen Verhältnissen gelebt zu haben, da Orbilius schon als Knabe mit großer Lust den Wissenschaften oblag; vielleicht trieb sein Vater ein einträgliches Handwerk.

Aber eine entsetzliche Katastrophe vernichtete plötzlich des Knaben Jugendglück. Seine beiden Eltern wurden, wie Sueton in seinen kurzen Biographien berühmter Grammatiker erzählt, an einem und demselben Tage ermordet. Da dies nicht bei einem räuberischen Ueberfalle geschah, sondern „durch die Arglist ihrer Feinde", so ist es leicht möglich, daß politische Motive zu Grunde lagen und daß der Vorfall mit den erbitterten Parteikämpfen vor dem Ausbruche des Bundesgenossenkrieges in Zusammenhang stand. Ob die Familie zufällig schon den Beinamen Pupillus, d. h. „Waise", „Mündel", führte, oder ob der junge Orbilius infolge seiner Verwaisung von seinen Landsleuten so genannt wurde, wissen wir nicht. Jener Schlag beraubte ihn wahrscheinlich aller Existenzmittel; denn er sah sich gezwungen, auf irgend eine Weise sein Brot zu verdienen, und da er kein Handwerk gelernt hatte, so übernahm er ein subalternes Amt im Dienste der städtischen Behörden, entweder, als Liktor, mit dem Stecken vor den hochvermögenden Zweimännern oder den Aedilen Benevents herschreitend, oder, als beflügelter Amtsbote, deren Befehle verkündend, oder — und dies ist wol das Wahrscheinlichste — als Schreiber oder Rechnungsführer in der Kanzlei beschäftigt. In allen diesen Fällen war der Lohn ebenso gering, als das Ansehen des Standes vor der Welt; denn wenn sich in Rom nur Leute niederer Herkunft zu solchen Anstellungen drängten, so war es natürlich in einer Provinzialstadt nicht anders.

Nur wenige Jahre kann Orbilius diesen friedlichen Dienst bekleidet haben, als er, vielleicht um das Jahr 90 v. Chr., zur militärischen Laufbahn überging. Ob dies aus freiem Entschlusse geschehen sei oder ob ein Aushebungskommissär ihn ausfindig gemacht habe, bleibt dunkel; beinahe möchte man sich aber für das Zweite entscheiden, weil seit Marius die Konskription in ganz Italien stattfand, weil sein kleines Amt ihm nicht Dienstfreiheit ver-

schafft haben mag und weil zum Diensterlaß jeder Zeit eine reiche Geldspende für die mit der Aushebung betrauten Offiziere unerläßlich war. Als Vaterlandsvertheidiger diente der künftige Schulmonarch nach Sueton in Makedonien. Zu dieser Provinz gehörte aber auch Thessalien und es ist mehr als wahrscheinlich, daß er dort den zwischen 87 und 85 sich abspielenden Krieg gegen den pontischen Mithridates mitmachte. Er brachte es sogar hier bald zum Adjutanten des Legionsobersten, vielleicht weniger durch seine Tapferkeit, als durch seine Federgewandtheit, da nun die Kanzlei des Kommandirenden zu seinem Ressort gehörte. Sein Posten stand aber immer noch einen Grad unter dem Hauptmanne, wenn er auch im Avancement vom Gemeinen an die zehnte Stufe einnahm! Der Sold betrug also wol höchstens das Doppelte des gewöhnlichen, d. h. damals etwa 300 Mark, und Orbilius legte deshalb bald seine Auszeichnung, einen mit zwei Hörnchen verzierten Helm ab, um — zur Kavallerie überzutreten, zu der er vielleicht eine besondere Passion verspürte und bei der ihm wenigstens die dreifache Löhnung winkte. Die Zeit, wo die Blüte der aristokratischen Jugend sich zum Reiterdienst stellte, war damals längst vorüber. Die römischen Ritter wurden wol noch vom Censor gemustert und hielten jährlich einmal einen glänzenden Paradeaufzug durch die Stadt; aber die Reiterei im Felde bestand lediglich aus Nichtrömern, besonders Kelten und Germanen, nebenbei auch aus italischen Freiwilligen. Es war also eine sehr bunt gemischte Truppengattung und Orbilius mag sich in solcher Umgebung vereinsamter als je gefühlt haben und oft genug in trübe, bittere Stimmung gerathen sein. Seine Dienstzeit hätte eigentlich zwanzig Jahre gedauert. Es scheint aber doch, als ob sie auf irgend eine Weise verkürzt worden sei. Es heißt nämlich bei Sueton: „Nachdem er den Kriegsdienst überstanden, kehrte er zu den Studien zurück, mit denen er sich schon von den Knabenjahren an eifrig befaßt hatte (es läßt sich voraussetzen, daß er auch als Soldat an seiner Weiterbildung arbeitete!), und war lange öffentlicher Lehrer in seiner Vaterstadt, bis er endlich im fünfzigsten Jahre nach Rom zog.“ Bei vollständigem Ausdienen der üblichen Jahre wäre schwerlich eine „lange“ Zeit für sein Lehramt in Benevent übrig geblieben.

Als Orbilius nach Rom kam, hatte sich der Unterricht schon in verschiedene Stufen gespaltet, wenn auch die Lehrziele der einzelnen Schulanstalten noch keineswegs fest standen. Auf den Elementarlehrer folgte der Grammatiker und von diesem gingen die jungen Leute zum Professor der Rhetorik über. Orbilius ist lange mit Unrecht in jeder Weise herabgesetzt worden; er lehrte keineswegs die ersten Elemente des Lesens, Schreibens und Rechnens, sondern muß den wissenschaftlich gebildeten Grammatikern oder Mittellehrern zugerechnet werden. Dennoch wird die Einrichtung seiner Schule ebenso einfach und den Gewohnheiten des Südens angemessen gewesen sein, wie die der niedrigeren

Lehranstalten, d. h. er miethete sich außer seinem Logis eines jener luftigen Lokale, die außerdem auch zum Ausstellen von Verkaufsgegenständen zu dienen pflegten und aus verandaähnlichen Vorbauen parterre oder auf dem flachen Dache bestanden, welche nach der Straße zu ganz offen waren. Von hier aus erschallten nun schon in der frühesten Morgenstunde zum Aerger der unerbittlich dadurch den Armen des Schlafes entrissenen Nachbarn die Stimmen der bei Lampenschein in lautem Chore rezitirenden Schüler, unterbrochen von dem „Donnern" des „laut schreienden" Lehrers.

Die Schule des Orbilius erwarb sich bald einen guten Ruf. Fünf Jahre nach ihrer Eröffnung ward der junge Horaz nach Rom gebracht. Sein Vater war in Erziehung desselben so gewissenhaft, daß er nicht nur die besten Lehrer, deren sich kein Senators- oder Rittersohn schämen konnte, aussuchte, sondern auch selbst an Stelle des sonst zu diesem Zwecke dienenden Pädagogus oder Hofmeisters den Lehrstunden beiwohnte. Es gereicht also dem Orbilius zur Ehre, daß der ältere Horatius seinen Sohn ihm anvertraute, und der Dichter nennt unter allen seinen Lehrern gerade nur den Mann aus Benevent. Auch Domitius Marsus, ein bedeutender Epigrammendichter, genoß seinen Unterricht. Von Horaz erfahren wir nebenbei, daß Orbilius Pupillus nach allgemeiner Sitte seinem Unterricht die lateinische Uebersetzung der Odyssee von dem merkwürdigen Poeten, Schauspieler und Schulmeister Livius Andronikus zu Grunde legte. Die roh gezimmerten und harten saturnischen Verse derselben wurden den Knaben vorgesprochen und diktirt, auswendig gelernt und in singendem Tone stehend wiederholt. Dabei sah der Lehrer nicht bloß auf die Rechtschreibung, auf Grammatik und Metrik, sondern knüpfte auch an die Erklärung geschichtliche, mythologische, geographische Notizen. Ob Orbilius das philologische Gebiet überschritt und auch rhetorische Uebungen vornahm, wissen wir nicht; wenn wir es aber auch annehmen, so waren letztere gewiß nur propädeutischer Natur und beschränkten sich auf die ersten Versuche im Freisprechen und Stilisiren.

Trotz des rühmlichen Namens, den sich Orbilius bei den Zeitgenossen errang, hat ihn die Nachwelt zu einem abschreckenden Beispiel gestempelt, indem sie sich unter einem Orbilius einen allezeit schlagfertigen, gefühllosen Schultyrannen dachte. Und allerdings hat Sueton einen Vers von Domitius Marsus aufbewahrt, welcher lautet:

„Wen Orbilius einst mit Ruth' und Peitsche gezüchtigt",

und noch gravirender ist die Aeußerung von Horaz:

„Nicht als wär' ich ein Feind von des Livius Versen und wünschte
Alles vertilgt, was Orbilius einst unter Schlägen — noch weiß ich's —
Vordeklamirt dem Knaben."

Aber es trifft ein guter Theil des Vorwurfs den ganzen römischen Lehrerstand, der sich, wie der griechische, von dem Gebrauch der Ruthe und sogar der Peitsche viel zu versprechen pflegte. Prügelten schon die dem Sklavenstande angehörenden Hofmeister die ihnen anvertrauten Knaben oft bei dem geringsten Vergehen, so war es in der Schule geradezu Regel, dem Verständniß mit dem Stocke nachzuhelfen. Quintilian sagt: „Wiewol es gewöhnlich ist und von Chrysippus nicht getadelt wird, daß die Lernenden geschlagen werden, so mag ich doch nichts davon wissen." Seine Gründe drangen jedoch nicht überall durch. Noch Martial nennt den Stengel des Gertenkrauts „das Szepter der Pädagogen" und schilt auf einen neben ihm wohnenden Lehrer, der vom ersten Hahnenschrei an seine Prügeltrachten auszutheilen pflegte. Ja, die einzige Abbildung einer Schulstube, die wir aus dem Alterthum besitzen, ein pompejanisches Gemälde, stellt den Moment einer solchen Strafexekution dar. Niedergeschlagen sitzen drei Bildungsobjekte an ihren Plätzen, hinter welchen, augenscheinlich gelangweilt, wartende Hofmeister und Diener stehen und lehnen. Im Vordergrunde aber saust die vergeltende Ruthe auf den Rücken eines Delinquenten herab, den ein vierter Mitschüler an den Armen über seinen Rücken gezogen hält, während der fünfte durch Emporheben der Beine die Kehrseite des Unglücklichen in eine prügelrechte schiefe Ebene verwandelt!

Was Orbilius betrifft, so kommen auch die sittlichen Zustände der Zeit in Anschlag, die in höchsten und niedrigsten Kreisen den schrecklichsten Verfall offenbarten und unfehlbar auf sein Schülerpublikum ihren Rückschlag äußern mußten. Die jüngeren Brüder jener Modeherren der Katilinarischen Zeit mögen die Bubenstücke ihrer Vorbilder nur zu bald zu üben begonnen und beim Schwinden aller erziehenden Unterstützung von Seiten des Hauses den Lehrer oft bis zum Verzweifeln geärgert haben! Wenn solchen verzogenen, keine Autorität achtenden Burschen gegenüber Orbilius zum Stocke griff, so ist ihm dies wol um so eher zu verzeihen, als er durch seinen langjährigen Militärdienst an strengen Gehorsam und pünktliche Pflichterfüllung gewöhnt war. Es wäre überhaupt vollkommen ungerechtfertigt, wollte man ihn deshalb zu einem Lehrer machen, der im Schlagen und Strafen ein Vergnügen, eine Art von Erholung gesucht habe, ungefähr so, wie der von Friedrich Jakobs in seinem klassischen Brief an Döring geschilderte Professor oder wie der Schwabe Johann Jakob Häberle, welcher binnen einem halben Jahrhundert über 900,000 Stockschläge und 24,000 Ruthenhiebe, 18,000 Maulschellen und Ohrfeigen und 1,115,800 Kopfnüsse ausgetheilt haben soll! Doch läßt sich auch nicht leugnen, daß die Herbigkeit der Lehr- und Wanderjahre in dem Charakter des Orbilius ihren Nachgeschmack zurückgelassen haben muß. Er war reizbar, kurz angebunden und von göttlicher Grobheit. Kollegen, die andere Grundsätze, als er, befolgten und vertheidigten, nahm er auf das Bitterste

mit und wehe überhaupt Jedem, der ihm zu nahe trat! Einst diente er als Zeuge gegen einen Angeklagten vor Gericht. Dessen Vertheidiger, der Vater des nachmaligen Kaisers Galba, wollte den ihm wohlbekannten Schulmeister verblüffen, und sich stellend, als kenne er den Beruf desselben nicht, fragte er malitiös: „Was treibst Du und welches Handwerk hast Du gelernt?" — „Ich pflege Bucklige im Sonnenschein zu frottiren!" erwiderte barsch Orbilius; der Sachwalter war nämlich so mißgestaltet, daß schon ein anderer Zeitgenosse von ihm gesagt hatte, sein Geist habe sich ein schlechtes Quartier ausgesucht! Dagegen zeugt es wieder von seiner Ehrlichkeit ebensowol als von wissenschaftlichem Sinne, daß er, wie Sueton berichtet, ein in falsche Hände gerathenes Werk des gelehrten Grammatikers Pompilius Andronikus wieder auslöste und unter dem Namen des Autors herausgab (was ihm schon deshalb keinen Gewinn einbringen konnte, da die Buchhändler kein Honorar zahlten). Verschiedene Andeutungen Sueton's beweisen auch, daß Orbilius mit mehreren eigenen Schriften an die Oeffentlichkeit getreten ist, und wie er überhaupt in Rom zu Ruf würde gekommen sein, wie ihm Benevent, und noch dazu auf seinem Kapitole, eine Statue errichtet haben würde, wenn er nur als qualifizirter Stockmeister gewirkt hätte, ist schwer einzusehen. Wieland und viele, die ihm nachbeteten, hat daher über Orbilius ganz schief geurtheilt, indem er schrieb: „Orbil war ein abgedankter Soldat, der den Schulszepter aus Noth ergriffen hatte, als der Knabe Horaz bei ihm lesen und schreiben lernte. Wahrscheinlich reichte seine eigene Gelehrsamkeit nicht weit und er las mit seinen Schülern den Livius (Andronikus), weil es der Autor war, aus dem er selbst lesen gelernt hatte."

Die merkwürdigste Schrift des Orbilius war ohne Zweifel diejenige, in welcher er seine eigenen langjährigen Erfahrungen niederlegte, insbesondere über das Verhältniß der Schule zum Hause. Sie führte den bezeichnenden Titel: „Der Vielgeplagte" und enthielt nach Sueton Klagen über die Kränkungen, die den Lehrern durch die Nachlässigkeit und Eitelkeit der Eltern zugefügt würden, „ein Thema", sagt Gottl. Lange, ein Vertheidiger des Orbilius, „das in neuerer Zeit oft wieder behandelt worden ist und immer wieder behandelt werden wird, worin aber auch der Aufschluß über die Grämlichkeit manches wackeren Schulmannes liegt."

Orbilius war natürlich auch in seiner derben und geraden Weise gar nicht der Mann dazu, wie es die durch die devote Schmeichelei und Heuchelei der Griechen verwöhnten Vornehmen wollten, sich zu geben oder sich in wegwerfender Weise behandeln zu lassen. So wird er sich denn durch Wahrheit und Offenheit manchen Verdruß zugezogen haben, den ein Geschmeidigerer und Gefügigerer vermieden hätte. Dazu kam, daß man wol die Lehrer der Wissenschaften benutzte und bewunderte, aber im sozialen Leben verachtete. Gelehrte

Männer waren ja für Geld zu kaufen und wenn sie auch ungeheuere Summen kosteten, so waren sie eben weiter nichts, als Sklaven. Auch die Schulinhaber waren mit wenigen Ausnahmen Freigelassene und nur Leute niedrigen Standes wagten es daher, sich ihnen beizugesellen und sich mit einem Berufe zu befassen, an dem auch, als einem Lohngewerbe, ein Makel haftete. So schreibt selbst Cicero in seinem Werke „über den Redner“: „Aber (sagt man) das Lehren verträgt sich nicht mit der Ehre! Gewiß, wenn es, wie in der Schule, getrieben wird; wenn aber auf dem Wege des Ermahnens, des Ermunterns, des Fragens — so weiß ich nicht, warum man nicht lehren wollte, falls man einmal dadurch die Leute besser machen kann.“ Orbilius erlebte es noch in seinem 69. Jahre, daß Cäsar die öffentliche Achtung des Lehrerstandes dadurch hob, daß er allen Dozenten das römische Bürgerrecht ertheilte. Er selbst war wol seit dem Bundesgenossenkriege, als Beneventer, dieser Ehre theilhaftig geworden.

Endlich hatte es vielleicht Orbilius gerade seinen eckigen Manieren mit Schuld zu geben, wenn er, wie Sueton erzählt „mit größerem Rufe als Gewinn“ lehrte. Ueberhaupt durfte ja der Mittellehrer weniger fordern als der Rhetor und des letzteren Ehrensold betrug zu Juvenal's Zeit nicht ganz 450 Mark für jeden Schüler. Am besten fuhren wol Diejenigen, welche, wie der gewandte und artige Zeitgenosse und Kollege des Orbilius, Antonius Gnipho, gar keine Uebereinkunft über das Schulgeld trafen, sondern dies der Liberalität der Eltern anheimstellten. Orbilius kam wenigstens nicht dazu, sich einen Sparpfennig für sein Alter zurückzulegen und doch war es ihm beschieden, beinahe das hundertste Jahr zu erreichen! So dozirte er denn fort, bis die Kräfte abnahmen und die Zahl der Schüler sich verringerte. Schon in der genannten Schrift erwähnte er, daß er „unter den Dachziegeln“, also wahrscheinlich mehrere Treppen hoch, wohnte, als einer von denen, „welchen,“ wie Juvenal sagt, „allein vor Regen der Dachstein Schirm verleiht, wo die zärtlichen Tauben nisten.“ Zuletzt verlor er sein treffliches Gedächtniß gänzlich, so daß ein Vers des spitzigen Jambendichters Furius Bibakulus lautete: „Wo ist Orbil, der Wissenschaft Vergeßlichkeit?“ Wie es heute noch so oft geschieht, hatten die bitteren Erfahrungen des Vaters seinen Sohn dennoch nicht abgehalten, denselben Beruf zu wählen. „Er hinterließ einen Sohn,“ heißt es bei Sueton, „der ebenfalls Lehrer der Grammatik war.“ Es scheint, als habe Sueton die Bildsäule des Orbilius Pupillus zu Benevent sich selbst zeigen lassen; denn er weiß genau, daß sie auf der linken Seite des Kapitols stand und daß der Gefeierte in sitzender Gestalt und im griechischen Mantel (wodurch man ihn wahrscheinlich als zur griechischen Gelehrten- und Philosophenzunft gehörig bezeichnen wollte) aus Marmor gebildet war, während zwei jener großen cylindrischen Kapseln, in denen die Bücherrollen verwahrt wurden, neben ihm standen.

Orbilius starb ungefähr ein Dezennium vor Christi Geburt. Der zweite Schulmann, dem wir Beachtung schenken, wird gerade zu Anfang unserer Zeitrechnung das Licht der Welt erblickt haben. Es liegen also zwischen der Zeit, wo Orbilius aufhörte zu wirken und seinem Auftreten, als Grammatiker, kaum fünfzig Jahre. Wie mancherlei änderte sich dennoch in dieser kurzen Periode im Schulwesen! Hatten die Bürgerkriege am Ende des Freistaats auf alle literarischen Verhältnisse störend und hemmend gewirkt, so traten die Studien und wissenschaftlichen Interessen unter Begünstigung des Hofes bald so in den Vordergrund, daß geistige Kultur und Bildung schnell aufhörte, das Besitzthum Weniger zu sein. Natürlich gewannen dadurch Schulen und Lehrer an Schätzung und Umfang. Der Unterricht wurde rationeller und schmiegte sich passender an die verschiedenen Altersstufen an. Besonders aber wuchs das Material, indem man, von stümperhaften Uebersetzungen absehend, die Meisterwerke der eigenen Literatur den Schülern vorlegte und Cicero, Virgil, Horaz und andere nationale Schriftsteller zu traktiren begann. Andererseits freilich wurden diese Fortschritte paralysirt durch die wachsende Verderbniß und die Charakterlosigkeit der häuslichen Erziehung. Die Blasirtheit und Altklugheit der Jugend brachte den ungebundenen Ton des lasterhaften Hauses mit zu dem Lehrer und strebte auch bei vorhandenem Eifer immer mehr nach dem Genusse des prickelnden Schaumes, als nach gründlicher Befriedigung des Wissensdranges. Besonders schwärmte das Zeitalter für die öffentlichen Produktionen einer sophistischen Rhetorik und die Examenprobe des römischen Schülers war ein deklamatorisches Schaustück. Viele Lehrer gingen aus Ehrgeiz oder Gewinnsucht auf die Thorheiten des Zeitalters ein. Namentlich zogen die Grammatiker die Künste der Rhetorik in ihren Bereich hinein, so daß Quintilian sagt: „Es ist doch höchst lächerlich, daß man einen Knaben nicht eher zum Lehrer der Deklamirkunst schicken zu dürfen glaubt, als bis er schon zu deklamiren versteht." Höchst ungünstig charakterisirt die Nachgiebigkeit und Unselbständigkeit der Lehrer Tacitus in seinem Gespräche über die Redner. Nachdem davon die Rede gewesen ist, daß die jungen Leute zu Hause und in der Schule von nichts sprächen, als von Schauspielern, Gladiatoren und Pferden, fährt er fort: „Selbst die Lehrer unterhalten sich über keinen Gegenstand häufiger mit ihren Zuhörern. Denn sie sammeln sich Schüler nicht durch Strenge der Zucht, noch durch Beweise von Talent, sondern durch lakaienhafte Wohldienerei und durch den Köder des Schmeichelns."

Ein recht auffallendes Beispiel für die Möglichkeit, in jener Zeit bei der niedrigsten Gesinnung und dem unsittlichsten Lebenswandel sein Glück als Lehrer machen zu können, liefert eben Quintus Remmius Fannius Palämon, dessen Blüte in die Regierungszeit der Kaiser Tiberius, Kaligula und Klaudius fällt. Er stammte aus Vicenza im Venetianischen und war ein

geborener Sklave. Die Arroganz und Zungenfertigkeit, welche er später entwickelte, stand vielleicht nicht außer Zusammenhang mit seinen ersten Lebensumständen; denn die im Hause aufwachsenden Sklaven wurden theils von den Gebietern verhätschelt, theils lernten sie auch genau die Geheimnisse und schwachen Seiten derselben kennen und infolge dessen war ihre Dreistigkeit und geschmeidige Schlauheit sprichwörtlich. Sein Herr, Remmius Fannius, scheint frühzeitig gestorben zu sein. Die Wittwe verkannte oder mißachtete die Fähigkeiten des jungen Burschen und steckte ihn in die Spinnstube, wo die Spinnmädchen die Spindel drehten und die Weberschiffchen durch den Aufzug schwirrten, begleitet von zeitverkürzendem Gesang der Weber und Weberinnen. Die Erlernung der Weberei, einer Kunst, welcher in der guten alten Zeit die Hausfrauen selbst im Atrium obgelegen hatten, wird dem anstelligen Palämon nicht schwer gefallen sein. Wer konnte auch wissen, wozu ihm einst diese Kenntnisse nützen sollten? denn er lernte nichts umsonst in seinem Leben, dieser Egoist. Da geschah es aber, daß das Söhnlein des Hauses soweit heranwuchs, daß es zur Schule wandern mußte, und Palämon wurde seines Dienstes enthoben und dem Knaben zukommandirt, um diesem, der sich nach dem guten Ton nicht mit dem großen Pennale, das Bücherrollen und Schreibmaterialien u. dgl. enthielt, befassen durfte, als Träger desselben zu dienen. Als literarischer Handlanger seines Herrn bekam Palämon auch das Recht, unentgeltlich in dessen Unterrichtsstunden zu hospitiren. Hier ging ihm eine neue Welt auf und kein Schulmeister von Vicenza wird wol einen wissensdurstigeren Zuhörer gehabt haben, als der Schnurrant Palämon war! Wir wollen dem eigentlichen Remmius Fannius nicht Unrecht thun; aber wir glauben doch darin nicht zu irren, daß er weniger lernte, als sein Famulus. Dieser wurde übrigens einige Zeit später, vielleicht durch Testament seiner Herrin, freigelassen (wobei er den Familiennamen seiner Herrschaft der Sitte nach zwischen den Sklavennamen Palämon und den neu gewählten Vornamen Quintus setzte) und widmete sich ganz der Philologie. Nachdem er sich vielleicht schon in Oberitalien im Lehramte geübt hatte, zog er unter Tiberius nach Rom. Hier gewann er bald pädagogischen und wissenschaftlichen Ruf und galt endlich für den ersten Grammatiker der Residenz. Eine ungemeine Gewandtheit im Sprechen und ein großes Sachgedächtniß fesselte die Leute. Er war wol im Stande, den unverschämten Anforderungen an die Gelehrsamkeit der Lehrer, welche Juvenal in seiner siebenten Satire aufzählt, entsprechen zu können. Außerdem verfertigte er aber auch Gedichte aus dem Stegreife und schrieb in verschiedenen künstlichen Strophenarten. In der Grammatik war er scharfsinnig und seine Eintheilung der Redetheile, wie seine Definition der Pronomina, Konjunktionen und Präpositionen wurden von späteren Grammatikern adoptirt. Auch scheint er der Erste gewesen zu sein, der die Interjektion als besonderen Redetheil erkannt hat. Kurz, er

galt als eine Autorität in seinem Fache. Als solche bezeichnet ihn auch Quintilian, indem er ihn neben dem berühmten Aristarch nennt, und Juvenal, indem er den Palämon figürlich für die ganze Grammatikerzunft setzt und an einer Stelle von den überbildeten Frauen sagt:

„Ich hasse auch jene,
Welche mir immer von neuem die Kunst des Palämon abhaspelt,
Stets beachtend den Brauch und die regelnde Satzung der Sprache,
Als Altforscherin mir unerkundete Verse bereit hält,
Und Ausdrücke, von uns überhört, der altfränkischen Freundin
Tadelt. Dem Eheherrn muß Sprachschnitzer zu machen erlaubt sein.“

Zu seinen Schülern zählte der Satiriker Persius und der edle Quintilian. Wenn dieser in seiner Anweisung zur Redekunst von einigen Schuleinrichtungen seiner früheren Lehrer spricht, so hat man volles Recht, dabei vorzüglich an Palämon's Schule zu denken. „Ich weiß,“ sagte er, „daß eine recht nützliche Sitte von meinen Lehrern beobachtet wurde, indem sie uns Knaben in Klassen getheilt hatten und nun nach den Kräften des Geistes die Reihe des Vortrags bestimmten; so deklamirte Jeder an einem höheren Platze, je nachdem seine Fortschritte zuzunehmen schienen. Darüber wurden Urtheile ausgetheilt und es herrschte unter uns ein außerordentlicher Wetteifer um den Preis; Oberster der Klasse zu sein, war das Herrlichste. Jedoch wurde der Beschluß nicht nur einmal gefaßt; der dreißigste Tag gab es dem Besiegten in die Hand, den Kampf zu erneuern. So wurde der Höhere durch den Erfolg nicht lässig und den Besiegten reizte der Schmerz, die Schmach von sich abzuwenden. So weit ich dem Urtheile meines Geistes traue, möchte ich behaupten, daß jene Maßregel einen kräftigeren Sporn für unseren wissenschaftlichen Eifer abgegeben hat, als die Ermahnungen der Lehrer, die Aufsicht der Hofmeister, die Wünsche der Eltern.“ Palämon hatte es um so nöthiger, seine Schüler nach Klassen zu sondern, als er ungemein großen Zulauf gehabt zu haben scheint. Nach Sueton brachte ihm seine Schule jährlich 400,000 Sesterzen oder 87,000 Mark ein. Diese Summe ergiebt schon 200 Schüler, wenn man das von Juvenal genannte Honorar der Rhetoren für diesen Fall gelten lassen will; so hoch (2000 Sesterzen jährlich) darf man aber schwerlich greifen und man kann daher getrost seine Schülerzahl auf 300 stellen.

Wir denken nun bei den Klassen sogleich an getrennte Schulzimmer und ebensoviele Unterlehrer als Klassen. Wie man aber noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts bei uns oft mehrere Schulklassen in einem Auditorium gleichzeitig unterrichtete, findet sich für jene Zeit keine Spur von geschiedenen Räumen; ja, auch die Unterlehrer, welche allerdings erwähnt werden, erinnern mehr an die aus reiferen Schülern gebildeten Monitoren der Lankaster'schen Methode, als an Kollegen des Direktors.

Es scheint, als ob der literarische und pädagogische Ruf unserem Palämon über den Kopf gewachsen sei. Er bekam allmählich einen so hohen Begriff von seinem Werthe, daß endlich seine Einbildung die zeitgenössischen Gelehrten mehr ergötzt als geärgert haben mag. Sueton hat uns einige Proben seiner thörichten Arroganz aufbewahrt. So soll er geprahlt haben, daß die Wissenschaften mit ihm auf die Welt gekommen wären und mit ihm auch untergehen würden! Auch rühmte er sich, daß ihn einst Straßenräuber nur um der Berühmtheit seines Namens willen verschont hätten (vielleicht glaubten sie eher, bei einem auf einer Ferienreise begriffenen Schulmeister sei nicht viel zu holen). Terentius Varro, den fleißigsten und gelehrtesten Römer (er soll 620 Bücher verfaßt haben!), welchen er wahrscheinlich wegen seiner Systemlosigkeit und seines altfränkischen Festhaltens am nationalen Römerthum haßte, wagte er geradezu mit dem in Rom den höchsten Grad der Dummheit bezeichnenden Ehrennamen „Schwein“ zu belegen. Endlich äußerte er — vielleicht doch nur in halbem Scherze! — schon Virgil habe auf ihn, als den einstigen höchsten Kritiker aller Poeten und deren Produkte, hingewiesen, weil nämlich in dessen dritter Idylle, als Schiedsrichter des Wechselgesangs, ein benachbarter Hirt, Namens Palämon auftritt!

Diese Selbstüberhebung bildete jedoch noch nicht die schlimmste seiner Eigenschaften. Alle grobsinnlichen Neigungen der herabgewürdigten, sittlich erniedrigten Menschenklasse, welcher er ursprünglich angehörte, suchten in ihrer ganzen Gemeinheit Befriedigung, sobald der Erfolg in seiner Berufsthätigkeit die Mittel dazu bot. Er ergab sich allen Vergnügungen und Ausschweifungen, an denen das hauptstädtische Leben so widerlich reich war. An Unkeuschheit wetteiferte er mit den berüchtigsten Roués, so daß wir das, was Sueton darüber berichtet, nicht wiederzugeben vermögen. Als besonderes Zeichen seiner Ueppigkeit und Verschwendung erwähnt derselbe Autor nur, daß er mehrere Male am Tag sich zu baden pflegte, während hierzu eigentlich nur die Stunde nach der Siesta bestimmt war. Es bekommt diese Notiz erst ihr rechtes Licht, wenn man bedenkt, daß die zu jener Zeit mit der luxuriösesten Pracht ausgestatteten Thermen Orte der unsinnigsten Schwelgerei und Vergnügungssucht waren. Das warme, bei zu häufiger Wiederholung entnervende Bad selbst war eigentlich nur Nebensache. Das Meiste kosteten die theueren Salben, die Zechgelage, die Rendezvous, und schon im „Trinummus“ des Plautus legt der rechnende Sklave ein Hauptgewicht darauf, was wurde „verschmaust, vertrunken, versalbt, verwaschen in den Bädern“. Kurz wir müssen es dem Sueton glauben, daß Palämon nicht im Stande war, mit seinen Einnahmen aus der Schule seinen Aufwand zu bestreiten. Aber er wußte sich zu helfen, indem er sein industriell-spekulatives Talent zu Rathe zog.

Zunächst verwerthete er die in seiner Jugend erworbenen Kenntnisse im

Webersache. Hatte seine Herrin in Vicenza, wie alle wohlhabenden Leute, für den Hausbedarf spinnen und weben lassen, so errichtete er für weniger bemittelte Personen, die ihre Bedürfnisse kaufen mußten, eine Fabrik von Stoffen und fertigen Kleidern, die dann in mehreren Magazinen in der Stadt zum Verkaufe standen. Doch damit begnügte er sich nicht. Wie mancher Präzeptor suchte er sich wol einen oft von der Konkurrenz angefeindeten Nebenverdienst zu verschaffen, indem er die Lieferung des nöthigen Schreibmaterials für seine Schüler übernahm? Dies wäre für Palämon zu kleinlich gewesen; auch bemalte ja meist die Jugend nur die Rückseiten schon beschriebener Blätter! Er legte eine Papierfabrik an (wozu in Rom der Rohstoff aus dem Vaterland der Papyrusstaude importirt zu werden pflegte) und lieferte eine so verfeinerte Nachahmung des alexandrinischen Amphitheaterpapiers, daß sein Fabrikat unter dem Namen „Fannisches Papier" zur vorzüglichsten unter allen Sorten emporstieg, während jenes nur den vierten Rang bis dahin eingenommen hatte. Dieses Unternehmen mag ihm großen Nutzen gebracht haben; denn erst unter Klaudius kam ein nach dem Kaiser benanntes Papier auf, welches nicht bloß glatt und dünn war, sondern das Fannische auch an Dichtigkeit übertraf.

Doch den besten Wurf that er vermöge seines praktischen Blickes durch eine ökonomische Spekulation. Die Ländereien in der Nähe der Stadt standen damals niedrig im Preise und viele von ihnen waren auch durch Nachlässigkeit in der Kultur zurückgekommen. Nun hatte aber gerade ein gewisser Acilius Sthenelus, ein Mensch von niedriger Herkunft, aber ein tüchtiger Landwirth, auf dem ungefähr fünf Stunden von Rom entlegenen Gebiet von Nomentum, wo eine treffliche Weinsorte wuchs, ein Landstück von sechzig Morgen durch sorgfältige Kultur so emporgebracht, daß er es für 87,000 Mark wieder verkaufte. Palämon folgte diesem Beispiel und erwarb ein Landstück um 129,000 Mark, worauf er nach der Theorie des Sthenelus den Weinbau begann. Wenn Plinius, der Aeltere, dem wir auch diese Nachricht verdanken, meint, Palämon habe das Unternehmen aus reiner Prahlerei und nicht aus kühner Entschlossenheit angegriffen, so irrt er wol darin, daß er die bei Palämon im Dienste des Egoismus stehende Energie unterschätzt. Der Erfolg war kein Zufall, sondern das Resultat kluger Berechnung. Genau dem Sthenelus nachahmend im öfteren Umgraben des Bodens und Behacken der Pflanzen erzielte er von Jahr zu Jahr reichlichere Ernten und im achten Jahre verkaufte er die Weinlese, wie sie an den Reben hing, für 87,000 Mark, also zwei Drittheile des Gutspreises! Die Leute strömten zusammen, um die Unmasse der Trauben zu sehen — nach Sueton trug ein einziger Weinstock deren 365! — während die benachbarten Oekonomen, ihrer Faulheit nichts vergebend, die Erfolge des Palämon seinen gelehrten Kenntnissen zuschrieben, vielleicht sogar von geheimen Zaubermitteln munkelten! Zuletzt wurde der reiche Philo-

soph Annäus Seneka so lüstern nach dem Besitze des Grundstückes, daß er seinen tiefen Widerwillen gegen Palämon und den Aerger darüber, daß er demselben einen Triumph auch auf diesem Gebiete einräumen mußte, überwand, mit ihm über den Kauf in Unterhandlung trat und endlich 522,000 Mark, also das Vierfache des ursprünglichen Kaufgeldes, dafür bezahlte.

Daß Palämon zu der Zeit, wo Seneka als Gelehrter und Hofmann auf dem Gipfel seines Ansehens stand, noch lebte, beweist wenigstens, daß er sein Leben über fünfzig Jahre brachte. So alt, wie Orbilius, wird er seiner Lebensweise nach schwerlich geworden sein und, wäre es geschehen, so hätte er wol nicht in einer Dachstube geendigt. Palämon paßte zu Allem mehr als zum Lehrer und zum Erzieher der Jugend; ja, die Kaiser Tiberius und Klaudius hatten unverhohlen geäußert, er sei der Letzte, dem man Knaben und Jünglinge anvertrauen dürfte. Aber Alles half nichts; die Menge ließ sich durch den Flitterschein seines Wissens blenden und Palämon, wenn er seine Memoiren geschrieben hätte, würde wol nicht den Titel „Der Vielgeplagte“ gewählt haben, sondern den passenderen: **Mundus vult decipi!**





XXI.

Aus dem Leben eines griechischen Virtuosen.

Wie die Gymnastik bei den Hellenen aus einem trefflichen Erziehungsmittel, das der geistigen Bildung ihre ergänzende andere Hälfte, die leibliche Vervollkommnung, hinzufügte, allmählich in die Athletik, diesen handwerksmäßigen Betrieb der Turnkunst, umschlug, so war es auch kein Wunder, daß bei der eigenthümlichen Empfänglichkeit des Volkes für die Musik und nach Aufnahme derselben unter die nothwendigen Unterrichtsdisziplinen des heranwachsenden Geschlechts die Tonkunst zur verfeinerten Technik des Virtuosenthums führte. In beiderlei Hinsicht lag für Solche, welche die Kunst als Lebensaufgabe oder als Erwerbsquelle sich wählten, ein hauptsächlicher Antrieb in der Menge von festlichen Gelegenheiten, bei denen man sich vor Tausenden von Zuschauern und Zuhörern hervorthun und neben dem hochehrenden Kranze aus dem heiligen Laube der Gottheit auch reellere Preise gewinnen konnte; ja, es läßt sich behaupten, daß das öffentliche Auftreten der Virtuosen ebenso, wie der dramatischen Künstler, nur in Festzeiten gewöhnlich war.

Bei den delphischen Apollinarspielen hatten die musikalischen Wettkämpfe anfangs, dem Charakter des Gottes als Musenvorstehers entsprechend, ausschließlich stattgefunden und der Hymnus auf Apollon nebst dem episch-lyrischen Drachenkampfe wurde mit und ohne Gesangbegleitung auf der Kithara und eine Zeit lang auch auf der Flöte variirt, bis endlich auch gymnische Agonen und Pferderennen von den Amphiktyonen hinzugefügt wurden. Auch bei der nemeischen und isthmischen Festfeier spielten musikalische Künstler um die Wette. Während eines solchen Konzerts in Nemea geschah es z. B., daß dem bekannten Feldherrn der Achäer, Philopömen, dadurch eine Ovation vom Publikum bereitet ward, daß bei einer politisch kräftigen Stelle im Gesange eines Kitharavirtuosen Alle unter Beifallklatschen nach dem Platze des gefeierten Helden hinschauten. Bereits zu Perikles' Zeit hatte man musikalische Vor-

träge auf der Kithara und der Flöte, mit und ohne Gesang, auch mit den Panathenäen, dem Hauptfeste Athena's, der Göttin aller Kunstweisheit, in der heitern Hauptstadt Attika's verbunden. Der große Staatsmann selbst hatte diese Neuerung beantragt und fügte nach Annahme der Bill von Seiten des Volkes seinen übrigen Prachtbauten ein besonderes Konzerthaus hinzu, dessen Plan rasch allenthalben Nachahmung fand, weil es in praktischer Weise seinem Zwecke entsprach. Man begreift überhaupt nicht, wie in den riesig ausgedehnten, nach oben sich erweiternden und ganz offenen Räumen der Theater ein Saiteninstrument im Solospiel irgend welchen Effekt hervorbringen konnte, wenn man auch annimmt, daß der Schallkasten der Kithara meist aus Metall bestand. Perikles half diesem Uebelstande ab, indem er zu seinem Odeion (eigentlich: „Gesanghaus") nur den vierten Theil des üblichen Theatermaßstabs nahm und den Raum mit Rücksicht auf die Akustik durch ein Dach schloß. Dieses war kegelförmig und weil man nach Plutarch gleich anfangs eine Aehnlichkeit zwischen dem Gebäude und dem Zelte des persischen Königs (nebenbei auch mit dem spitzen Kopfe des Perikles!) erblicken wollte, entstand in der Folge die von Vitruv überlieferte unglaubliche Sage, das Dach sei aus den Mastbäumen und Segelstangen der bei Salamis erbeuteten persischen Schiffe gebildet worden!

Die Kitharasänger traten bei allen feierlichen Gelegenheiten — auch Nero in seiner musikalischen Verrücktheit ahmte dies nach — in derselben festlichen Tracht auf, in welcher einst Apollon selbst, ihr Schutzgott, der Sage nach in Delphi als Sänger an der Spitze der aus Kreta berufenen Priester eingezogen war: „Schön und hoch schreitend, in göttliche, duftende Gewänder gekleidet; lieblich erklingt seine Laute unter dem goldenen Plektron." Schlegel faßt in seinem „Arion" die ganze Erscheinung in die bekannten Verse zusammen:

„Gehüllt sind seine schönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar:
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter, faltiger Talar;
    Die Arme zieren Spangen;
    Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.
Die Zither ruht in seiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein."

Ein deutliches Bild von einem musikalischen Wettkampfe liefert uns die Schrift Lukian's gegen die Büchernarren, wo unter anderem folgende Erzählung vorkommt: „Ein Tarentiner, Namens Euangelos, ein in seiner Vaterstadt nicht unangesehener Mann, wünschte in den pythischen Spielen zu siegen. An den dazu nöthigen Leistungen in der Gymnastik verzweifelte er zwar, da es ihm an Körperkraft und Schnelligkeit gebrach; mit der Kithara aber und dem Gesange glaubte er leicht den Preis erwerben zu können, bestärkt

von verwünschten Schmeichlern, die laut schrieen und lobten, sobald er nur das Geringste zum Besten gab. Er kam also nach Delphi und trat sonst dort glänzend auf, hatte sich aber auch ein mit Gold gesticktes Gewand machen lassen und einen Kranz aus goldenen Lorbeerblättern, in welchem Smaragde die Stelle der Beeren vertraten. Die Kithara selbst war ein Wunder der Schönheit und Kostbarkeit, ganz aus Gold, mit Gemmen und blitzenden Edelsteinen besetzt, während mitten darauf die Musen nebst Apollon und Orpheus in Relief ausgeführt waren. Als nun der Tag des Wettstreites herankam, waren drei Künstler vorhanden. Den Euangelos traf das Loos, in der Mitte zu singen und zwar nach dem Thebaner Thespis, der seine Sache nicht schlecht machte. Von Gold und Brillanten strahlend, trat der Tarentiner auf und prächtig schimmerte der Purpur des Gewandes unter der goldenen Stickerei hervor. Durch alles dies verblüffte er das Theater und versetzte die Zuhörer in wunderbare Erwartung. Als aber endlich das Spielen und Singen angehen sollte, präludirte er in unharmonischer und unrhytmischer Weise und sprengte gleich drei Saiten, indem er zu ungestüm hineingriff; darauf begann er einen so schwächlichen und ungeschulten Gesang, daß alle Anwesenden in ein Gelächter ausbrachen und die Kampfrichter, unwillig über die Dreistigkeit, ihn unter Ruthenschlägen aus dem Theater treiben ließen. Da bot der goldene Euangelos einen lächerlichen Anblick, indem er weinte und von den Peitschenträgern über die Bühne gezerrt wurde, mit Blut besudelt infolge der Schläge und die Edelsteine seiner Zither vom Boden auflesend. Kurz nach ihm trat ein gewisser Eumelos aus Elis vor, eine alte mit hölzernen Wirbeln versehene Kithara in der Hand haltend und in einem Gewande, das sammt dem Kranze kaum zehn Drachmen werth war; da er aber gewandt sang und kunstgerecht spielte, so siegte er."

Wie die Virtuosen sich zuweilen auch zankten und an das Publikum appellirten, ersieht man aus einer Stelle Strabo's, wo derselbe dem Geschichtschreiber Timäos nacherzählt. Bei einem pythischen Feste war der Kitharöde Eunomos aus Lokri in Unteritalien mit seinem Kollegen Ariston aus dem benachbarten Rhegion in Streit über das Loosen gerathen. Ariston bat die Delphier, ihm beizustehen, indem er sich auf die von Apollon veranlaßte Kolonisirung Rhegion's berief und seine Vorfahren als dem Gotte geweiht bezeichnete. Eunomos dagegen, ein witziger Kopf, sagte, solche Leute wie die Rheginer dürften sich gar nicht bei Vokalkonzerten betheiligen, da bei ihnen sogar die Grillen stumm wären, die gesangreichsten unter den Thieren. Als hierauf die Vorträge begannen, gefiel Ariston recht gut und hatte Hoffnung den den Sieg zu erlangen. Dennoch wurde seinem Gegner der Lorbeerkranz zu Theil; denn nachdem ihm eine Saite geplatzt war, setzte sich eine Grille auf das Instrument und ergänzte den fehlenden Ton — ein Mythus, der dadurch ent-

standen zu sein scheint, daß auf der Kithara, welche die Statue des Eunomos zu Lokri trug, eine Grille abgebildet war!

Außer den zahlreichen Festen übten aber auch später die Höfe kunstliebender Fürsten viel Anziehungskraft auf die wanderlustigen, zum Theil auch genußsüchtigen und geldgierigen Virtuosen, besonders da man dort im engeren Kreise die Musik als Zugabe bei Schmäusen und Gelagen betrachtete. Freilich das hohe Ansehen, das im heroischen Zeitalter die Barden, wie Demodokos und Phemios, bei den Königen genossen hatten, kehrte deshalb nicht zurück. Man erblickte nicht mehr die Spur des Gottes selbst in dem begeisterten Gesange, man lauschte nicht mehr mit Stolz und Schmerz den nationalen Heldensagen: man schätzte die Kunst als angenehmes Mittel des Zeitvertreibs, aber man sah den Künstler über die Achsel an, als einen bezahlten Lohnarbeiter, Banausen. Das Verwerthen, Ingeldumsetzen der gelernten Fertigkeit war es, was die Musiker in der Achtung beeinträchtigte, nicht etwa die oben berührte Möglichkeit, bei den Kampfspielen wegen Mangel an Befähigung und wegen Ueberschreitung der Festordnung körperlicher Züchtigung anheimzufallen, was jedem Hellenen bei solchen Gelegenheiten passiren konnte.

Zwischen der Musik, als erziehendem Mittel, und dem Virtuosenthum unterscheidet auch Aristoteles fein und scharf. „Es ist offenbar," sagt er, „daß die Musik, als Unterrichtszweig, der späteren Lebenspraxis nicht hinderlich sein darf und den Körper nicht herabwürdigen und zu kriegerischen und staatlichen Leistungen unbrauchbar machen. Und es ginge dies auch beim Erlernen, wenn man weder auf kunstgerechte Wettkämpfe abzielende Uebungen anstellte, noch Kunststücke und Schnörkeleien sich anzueignen suchte, welche jetzt sich in die Wettkonzerte eingeschlichen haben und von da in den Unterricht"; und noch stärker äußert er sich später: „Wer sich mit der Musik, welche auf die Wettkämpfe ausgeht, befaßt, thut es nicht der Ausbildung seiner eigenen Trefflichkeit wegen, sondern um des noch dazu niedrigen Vergnügens der Hörer willen. Deshalb urtheilen wir, daß es keine Beschäftigung für Freie ist, sondern daß sich dies mehr für Miethlinge und Handwerker eignet. Der Zweck nämlich, weshalb sie geübt wird, ist ein schlechter. Denn der Zuhörer, der gewöhnlich ungebildet ist, pflegt bald dieses bald jenes Musikstück zu verlangen, so daß er auch die Künstler, die seinen Geschmacke folgen, verbildet."

Es war nothwendig, die antiken musikalischen Verhältnisse, welche hier und da eine Parallele mit den modernen zulassen, im Allgemeinen kurz zu berühren, um für das Leben und Treiben unseres Künstlers im Voraus mehr Verständniß zu schaffen. Wir würden von demselben nicht viel mehr wissen, als daß er ein berühmter Kitharaspieler gewesen, wenn nicht sein Humor und allezeit fertiger Witz beinahe nachhaltiger gewirkt hätten, als seine musikalischen Leistungen, und wenn nicht die von ihm erzählten Anekdoten besonders von dem

Dichter Machon (um 280 v. Chr.) und von dem Grammatiker Athenäos (um 225 n. Chr.) gesammelt worden wären. Wer also seine große Tour durch die hellenische Welt verfolgen will, muß auch heute noch die Produkte seiner scharfen Zunge mit in Kauf nehmen!

Stratonikos war ein jüngerer Zeitgenosse des Philosophen Aristoteles und wird, da er in seinen besten Jahren zwischen 322 und 310 gestorben ist, wahrscheinlich nur wenige Jahre älter, als der große Alexander gewesen sein. Nach einer von Athenäos angeführten Notiz des Philosophen Phanias stammte er aus dem kunstsinnigen Athen; wir wissen aber weder etwas von seinen Eltern, noch ob es ihm verstattet war, das ihm angeborene Talent sogleich in der Jugend durch guten Unterricht zu fördern und ohne Hindernisse die musikalische Laufbahn einzuschlagen. Uebrigens mag seine Stimme nicht von bester Qualität gewesen sein; denn er wurde nicht Kitharöde oder Kitharasänger, sondern nur Kitharist oder Kitharaspieler. Diese Richtung der Kunst, die sich bereits in der Mitte des 6. Jahrhunderts bei den pythischen Spielen als besonderer Zweig des Wettkampfes eingebürgert hatte, erforderte natürlich mehr technische Fertigkeit in der Behandlung des Instruments, das sonst vor dem Gesange zurücktrat. Stratonikos scheint seinen Unterhalt im Anfange durch dieselbe Beschäftigung erworben zu haben, mit welcher er auch später die Zeit zwischen seinen öffentlichen Vorstellungen ausfüllte, nämlich durch Unterrichten. Ehe er in Ruf kam, war der Zulauf eben nicht groß. Als er einst in dieser Periode von Jemand gefragt wurde, wie viele Schüler er denn habe, antwortete er: „Mit den Göttern zwölf.“ Es befanden sich aber in seinem Lehrzimmer die Statuetten der neun Musen und Apollon's! Später stieg dagegen die Zahl seiner Schüler sehr bedeutend. Wenigstens kam in einer Komödie seines Zeitgenossen Philetäros in Bezug auf einen renommirten Koch die Stelle vor: „Er scheint mir mehr Schüsseln zu haben, als Stratonikos Schüler.“ Aus seiner Lehrerpraxis selbst aber bringt Athenäos eine Probe, die gerade nicht auf die sogenannte „himmlische Geduld“ hindeutet. „Zu einem Makedonier, der bei ihm das Kitharaspiel lernte, aber nichts von dem ihm Geheißenen that, sagte er endlich erbittert: Nach Makedonien!“

Daß er auch in fremden Städten Unterricht ertheilte, erhellt aus folgender Stelle des Athenäos: „Als er in einer kleinen Stadt Stunden gab, sagte er: Das ist keine Stadt (πόλις), sondern ein Raum (μόλις).“ Sein Unterricht beschränkte sich aber keineswegs auf die technische Handhabung der Kithara, sondern, wie Phanias versichert, war er der Erste, der seine Schüler auch in der Theorie der Tonkunst unterwies. Außerdem machte er die Kithara vielsaitiger und stellte eine neue Tonleiter auf. Der Künstlerstolz des Stratonikos scheint im Verhältnisse zu seinen Leistungen gestanden zu haben und seine Aeußerungen treten uns um so rücksichtsloser entgegen, je weniger überhaupt

die konventionelle Höflichkeit bei den Alten bis zur überbescheidenen Selbstverleugnung getrieben zu werden pflegte, von der sich freilich auch bei uns gerade die Virtuosen immer mehr emanzipiren. Zunächst schonte er seine musikalischen Kollegen nicht im Geringsten. Als er auf Rhodos den Kitharasänger Propis gesehen und gehört hatte, der eine vielversprechende Gestalt, aber eine schlechte Stimme besaß, und man ihn nach seinem Urtheile fragte, antwortete er lakonisch: „Kein übler, großer — Fisch!" In Byzanz wohnte er zur Festzeit den Wettkämpfen im Theater bei. Ein Kitharasänger hatte den Eingang seiner Partie gut gesungen, machte aber mit den übrigen Theilen Fiasko. Kaum war er fertig, so ließ Stratonikos durch den Herold ausrufen: „Wer den Sänger anzeigt, der das Vorspiel gesungen hat, wird 1000 Drachmen erhalten!"

Bei einer andern Gelegenheit, wo er zum Konzert eines Kitharöden eingeladen worden war, sagt er am Schlusse:

„Diesem verlieh der Vater das Eine, das Andre versagt' er,"

und als man ihn fragte, was er denn mit diesem Homerischen Verse meinte, war seine Antwort: „Schlecht die Kithara zu spielen hat er ihm verliehen, schön zu singen aber ihm versagt." Noch schlimmer machte er es einem Kollegen, der freilich auch neben seinem ehrlichen Namen Kleon den ominösen Beinamen „Ochse" führte. Da dieser beim Singen abscheulich detonirte und die Lyra nicht zu behandeln verstand, sagte er: „Bis jetzt sagte man: Was versteht der Esel von der Lyra? jetzt heißt es aber: Was hat der Ochse mit der Lyra zu schaffen?" Höchst komisch ist auch die Art, auf welche er sich aus einer Verlegenheit zog, wie sie auch heute noch Leuten von Fach zustoßen kann. Ein reicher Mann, der Dilettant auf der Harfe war, hatte ihn einst zu Tische geladen. Die Bewirthung war lecker und fein; aber der eitle Hausherr konnte kaum die Zeit erwarten, wo die Tafel aufgehoben wurde und das Trinkgelage begann, um den Meister mit seinen eigenen Leistungen zu regaliren. Leider spielte er herzlich schlecht und unser Musiker, der nicht einmal Jemand zur Unterhaltung hatte, fing bald an, unheimliche Langeweile zu empfinden. Was sollte er aber thun? Entfliehen konnte er seinem Peiniger nicht und allzu grob auszufallen verbot ihm die Rücksicht auf die genossene Gastfreundschaft. Er zerbrach also absichtlich seine Trinkschale, verlangte vom Sklaven eine größere und leerte sie hastig ein Mal um das andere, bis er süß entschlummerte, die Entwickelung dem Zufall anheim stellend. Bald darauf aber kamen andere Gäste, die bereits an einem Symposion theilgenommen hatten und nun nach griechischer Sitte weiter zogen, in dasselbe Haus und fanden Stratonikos berauscht. Sie fragten ihn also später, woher es gekommen wäre, daß er sich so schnell bezecht hätte, worauf er entgegnete: „Der hinterlistige und verruchte Harfenspieler hat mich, wie einen Stier, gefüttert und dann an der Krippe todtgeschlagen." Man könnte in der Mitleidlosigkeit und Bitterkeit des Künstlers gegen

seinesgleichen nur Aeußerungen des Brotneides finden wollen, in Bezug auf welchen ja schon der Menschenkenner Hesiod singt:

„Töpfer zürnet dem Töpfer, den Zimmerer hasset der Zimm'rer,
Und so neidet den Bettler der Bettler, den Sänger der Sänger."

Allein das stolze Selbstgefühl, dessen Ausfluß sein herbes Urtheil über Alles war, das unter dem Niveau der Künstlerschaft stand, bewährte er auch in anderen Aeußerungen und Handlungen. „Als er in Sikyon seine Nebenbuhler besiegt hatte," schreibt Athenäos, „weihte er in dem dortigen Asklepiostempel eine Trophäe mit der Inschrift: „Stratonikos zum Andenken des Siegs über die schlechten Kitharaspieler." Es ist sehr wahrscheinlich, daß dieser Wettstreit an den von Pindar erwähnten sikyonische Pythien stattgefunden hat, wo die Sieger Kränze und silberne Schalen empfingen. Die Selbständigkeit seines Urtheils soll er aber auch in kühner Weise dem Könige von Aegypten Ptolemäos I. gegenüber gewahrt haben. Denn als dieser sich über die Zitherspielkunst mit ihm unterhielt und Manches durchaus besser wissen wollte, wird dem Virtuosen die Aeußerung in den Mund gelegt: „Etwas Anderes, o König, ist das Skeptron, etwas Anderes das Plektron." Aehnlicherweise sagte er zum kritisirenden Schuster Mynnakos: „Was über den Knöchel hinaufgeht, darüber hast Du kein Urtheil!"

Eine weitere Probe seiner Empfindlichkeit gab er der reichen und kunstfreundlichen Stadt Rhodos. Als er sich hier hören ließ und Niemand die Hand zum Beifall rührte, verließ er das Theater mit den Worten: „Wenn Ihr nicht einmal das spendet, was Euch nichts kostet, wie kann ich hoffen, von Euch eine Beisteuer zu erhalten?" Diese Anekdote ist auch deshalb interessant, weil sich aus ihr ergiebt, daß die Virtuosen, wie es auch von den Athleten feststeht, bei dem Publikum Kollekten veranstalteten, wenn nicht vorher ein bestimmtes Honorar stipulirt worden war (nach Athenäos bekam der Kitharöde Amöbeus in Athen für jeden Tag seines Auftretens 4500 M.). Es wird dies auch dadurch bestätigt, daß Stratonikos zu Einem, der ihn nur lobte, um, wie es schien, ein Geschenk von ihm zu bekommen, sprach: „Ich bin selbst ein Bettler, und zwar ein größerer als Du." Endlich stimmt aber auch damit der übermüthigste Ausspruch, welcher sich von ihm bei Athenäos findet. Als er gefragt wurde, warum er in ganz Griechenland herumreise und nie in einer Stadt bleibe, erwiderte er: „Von den Musen sind mir alle Hellenen tributpflichtig gemacht worden, damit ich eine Abgabe für ihren Mangel an Musensinn eintreibe!". Wie wäre es auch sonst zu erklären, daß, wie der ältere Plinius erwähnt, drei Virtuosen aus demselben Jahrhundert: Ismenias, Dionysodoros und Nikomachos, sich durch den Besitz von kostbaren Gemmen und Edelsteinen hervorthaten, mit denen sie wahrscheinlich, wie jener Tarentiner Euangelos, in ihren Konzerten prahlten? Plinius fügt in Bezug auf seine Zeit hinzu:

„Zufällig haben sich mir beim Anfange dieses Abschnittes gerade diese Beispiele dargeboten solchen Leuten gegenüber, welche sich diese Prahlerei aneignen, so daß es sich zeigt, daß sie von Musikanteneitelkeit aufgeblasen sind."

Stratonikos war jedoch trotz aller Ueberhebung nicht so verblendet, daß er nicht tüchtige Meister in seinem Fache anerkannt und sogar in Schutz genommen hätte. Wenigstens gilt dies von Timotheos, dem berühmten Dichter, Komponisten, Flöten- und Kitharaspieler, welcher auch die Ehre hatte, bei der Hochzeitsfeier Alexander's zu Susa mitzuwirken. Als ein gewisser Polyidos sich brüstete, daß sein Schüler Philotas den Timotheos besiegt hätte, sagte Stratonikos, jener scheine gar nicht zu wissen, daß er wol (als Plebs) Abstimmungen zu Stande bringe, Timotheos aber die Gesetze (im Griechischen ein Wortspiel mit „Tonweisen")! Ueberhaupt war sein Witz mit viel Welt- und Menschenkenntniß gepaart. So begegnete er z. B. einst einem Bekannten und sprach sein Bedauern gegen ihn aus, daß er sich in schlechten Umständen befände, und als dieser sich wunderte, woraus er dies schließen wollte, sagte er: „Dein Schuhwerk würde nicht so blank sein, wenn Du es nicht selbst gewichst hättest."

Seine Reisen machte Stratonikos, wie es Sitte war, in Begleitung eines Sklaven. Wiewol es damals an Wirthshäusern an den Landstraßen nicht fehlte, so zog man doch stets (wie auch noch später in Griechenland und Italien) gastfreundliche Aufnahme in einem Privathause, die jedoch selten mit voller Bewirthung verknüpft war, dem Unterkommen in der Herberge vor, wo man Gesellschaft der buntesten Art antraf und mit dem betrügerischen Wirth um jeden Bissen feilschen mußte. Dies erklärt den Aerger unsers Freundes über einen allzu freigebigen Gastfreund, von dem er anfangs geglaubt hatte, daß er sein Haus nur ihm, dem berühmten Virtuosen, geöffnet habe. Die einzige Begebenheit nämlich, die Aelian, der Zeitgenosse Plutarch's, von Stratonikos erzählt, lautet also: „Der Kitharöde Stratonikos war von Jemand sehr gefällig aufgenommen worden und freute sich über die erhaltene Einladung um so mehr, als er sich in einem fremden Lande befand, wo er keine ihm ein Unterkommen sichernde Verbindung hatte. Er fühlte sich daher dem Manne dankbar verbunden, der ihm so bereitwillig eine Wohnung in seinem Hause gewährt hatte. Als er aber noch einen Zweiten und einen Dritten eintreten sah und bemerkte, daß das Haus für keinen verschlossen war, der dort einkehren wollte, sagte er zu seinem Diener: „Gehen wir fort von hier; denn es scheint, wir haben eine Holztaube statt einer Haustaube, ein Wirthshaus statt eines Gastfreundes Wohnung gefunden!" Als ein in Land- und Seereisen erfahrener Mann wurde er einst von einem Hasenfuß gefragt, welcherlei Art von Schiffen er für die sichersten hielte, die scharf gebauten oder die bauchigen? „Die auf der Werfte liegenden," war die Antwort.

Doch sehen wir uns etwas genauer seine Reiseziele an! Als geborener

Athener mag er wol bald die nahe Inselwelt der Kykladen durchstreift haben. Plutarch wenigstens läßt ihn in seiner Schrift „über die Verbannung“ auf dem kleinen Felseneiland Seriphos seinen Wirth fragen, auf welches Verbrechen denn dort die Strafe des Exils gesetzt wäre, und als dieser antwortete: „auf leichtsinnige Streiche,“ den Musiker erwidern: „Warum hast denn Du noch keine gemacht, um von diesem Neste fortzukommen?“ Aus dem eigentlichen Griechenland werden bei Athenäos bloß die Städte Sikyon und Korinth genannt; es unterliegt aber keinem Zweifel, daß er auch an den Nationalfesten zu Olympia, Nemea und Delphi sich betheiligt haben wird. In Elis und Thessalien war er gewiß; denn als man ihn fragte, ob die Böoter oder die Thessaler ungebildeter und bäurischer wären, sagte er: „Die Eleer.“ Auch meinte er einst, die Athener sollten eigentlich weiter nichts thun, als Mysterien feiern und Festaufzüge halten, und die Eleer sollten sich lediglich um die Ordnung von Wettkämpfen kümmern, weil sie das am besten besorgten; die Spartaner müßten aber eigentlich dazu dasein, um beiden das Fell zu gerben, wenn sie Fehler begingen! Im üppigen Korinth passirte ihm etwas Unangenehmes. Eine alte Frau ging ihm lange nach und schaute ihn immer staunend an, bis endlich Stratonikos ihr zurief: „Bei den Göttern, Mutter, sage mir doch, was Du willst und warum Du mich immer so anblickst?“ „Ich berechnete,“ sprach sie, „wie schwer Du Deiner Mutter gewesen sein mußt, da Du der Stadt Schmerz verursachst, wenn sie Dich einen Tag beherbergt!“ Hier war also der Spötter selbst der Gefoppte und zugleich wirft die Anekdote kein eben schmeichelhaftes Licht auf sein Aeußeres. Dennoch braucht man sich deshalb nicht gleich eine Falstaffgestalt vorzustellen. Bei der bis ins Mannesalter fortgesetzten gymnastischen Durcharbeitung des Körpers und bei der im eigentlichen Hellas herrschenden Sitte, mehr Gewicht auf die Zubereitung als auf die Menge der Speisen zu legen, war der Seilenentypus überhaupt viel seltener, als bei uns Nordländern, und jeder Inhaber eines Embonpoint lief Gefahr, besonders bei öffentlichem Erscheinen, dem Fluche der Lächerlichkeit zu verfallen. Als z. B. der Byzantiner Leon, ein Zeitgenosse des Stratonikos, als Gesandter seiner Vaterstadt nach Athen kam und in der Volksversammlung auftrat, entstand ein schallendes Gelächter; denn er hatte ein umfängliches Bäuchlein. Ohne in Verlegenheit zu gerathen, sagte er: „Was lacht Ihr, Athener? Vielleicht, weil ich so stark und dick bin? Ich habe eine noch viel dickere Frau zu Hause und wir vertragen uns doch zusammen in einem kleinen Hause, so lange wir einig sind!“

Aber, wird man sagen, es läßt sich doch aus jener Hypertrophie der Schluß ziehen, daß der lustige fahrende Meister den Genüssen des Gaumens in zu reichem Maße ergeben war? Darauf gestehen wir allerdings, daß Stratonikos viel Furcht vor dem Durste gehabt zu haben scheint; denn nach Athenäos er-

zählte Klearchos, ein Schüler des Aristoteles, in seinem Buche über die Freundschaft, Stratonikos habe sich nie zur Ruhe begeben, ohne seinem Sklaven aufzutragen, ihm zu trinken zu holen, „nicht weil er Durst habe, sondern damit er keinen bekomme." Doch so wie Jeder, dessen Schritte zuweilen das Zipperlein hemmt, viele Beispiele von Leidensgefährten, die wahre Muster von Mäßigkeit sind und gewesen sind, in Bereitschaft hat, so dürfte uns auch Stratonikos wegen des korinthischen Mütterleins das an ähnlicher Entstellung leidende Porträt des weisen Sokrates vorhalten und wir wagen deshalb keine weiteren Vermuthungen. Die nächste Stadt, deren Besuch seinerseits man bezeugt, ist die makedonische Residenz Pella, wo er möglicherweise noch an Philipp's Hofe gastirte, der ein großer Freund von Musik und von gutem Witze war. Vor seiner Hinreise war er von Mehreren vor den dortigen Badestuben gewarnt worden, weil das Wasser jener Gegend die Milzsucht erzeugte. Beim Besuche des Bades sah er sich daher aufmerksam um; aber er konnte nichts Auffallendes entdecken. Im Gegentheil sah er, wie die jüngeren Leute fleißig turnten und wohlgepflegte Glieder und gesunde Hautfarbe hatten. Schon glaubte er, man habe ihm etwas aufgeheftet; allein beim Herausgehen bemerkte er, daß der Garderobier eine hochaufgeschwollene Milz hatte, und nun sagte er: „Dieser sitzt offenbar da und bekommt bei Empfangnahme der Kleider auch sogleich die Milz jedes Eintretenden zur Aufbewahrung, damit drinnen kein Mangel an Platz entstehe." Zu diesem von Machon versifizirten Geschichtchen fügt Athenäos hinzu: „In Pella kam er an einen Brunnen und fragte, ob das Wasser trinkbar wäre. Als nun die das Brunnenseil Ziehenden antworteten: Wir wenigstens trinken es, sagte er: Dann ist es nicht trinkbar. Die Leute hatten nämlich eine blasse Farbe."

Pella zunächst treffen wir ihn weiter nach Nordosten in Abdera an der thrakischen Küste. Stratonikos war eines Festes wegen zugereist; aber er ließ es sich nicht nehmen, die von den Alten zu ihren Schildbürgern gestempelten Einwohner der Stadt zu verspotten. Bei allen Festspielen war es Sitte, daß eine Anzahl von Herolden der dirigirenden Behörde zur Verfügung stand, da bei solchen Gelegenheiten gar mancherlei zur Kenntniß der Festversammlung gebracht werden mußte. In Abdera hatte aber fast jeder Bürger sich einen Ausrufer angeschafft und ließ allerhand Bagatellen verkündigen. Der Schalk Stratonikos ging also auf den Fußspitzen langsam durch die Stadt, die Augen fest auf den Boden geheftet. Natürlich dauerte es nicht lange, so fragte ihn ein Fremder theilnehmend, was ihm denn zugestoßen wäre, daß er sich mit den Füßen so sehr in Acht nähme? Darauf antwortete er: „Sie sind ganz gesund, Fremdling, und ich laufe noch mit den Schmarotzern um die Wette zu Tische, aber ich bin in Angst und Sorge, daß ich nicht einmal auf einen Herold trete!" Auch das nicht weit von Abdera nach Osten gelegene Maroneia bekam

seinen Theil vom Spötter ab. Die Gegend war berühmt durch einen überaus starken Rothwein, von dem schon Homer den König von Ithaka sagen läßt, daß man 20 Maaß Wasser zu einem Becher mischen könne, ohne der Blume und dem Feuer des Gewächses Abbruch zu thun. Während sich nun Stratonikos bei einem Symposion dieses Getränk, wenn auch sicher in anderer Mischung, schmecken ließ, wettete er mit der Gesellschaft, daß er, mit verbundenen Augen in der Stadt herumgeführt, überall sagen wollte, wo er sich befände. Es geschah; aber als sie ihn eine Strecke weit geführt hatten und fragten, antwortete er, ohne sich zu besinnen: „Einer Schenke gegenüber; denn Eure ganze Stadt ist eine Schenke!"

Noch östlicher, am Ausflusse des Hebros (Maritza) berührte er die alte Handelsstadt Aenos; jedoch gefiel ihm hier, wie schon in Maroneia, das thrakische Klima nicht und er meinte, es wäre dort acht Monate lang Kälte und vier Monate Winter. Endlich treffen wir ihn auch in Kardia an der Westseite des Halses vom thrakischen Chersones. Dort hatte er wieder am Warmbade zu tadeln, dieser den Griechen und Römern zur Körperpflege so unentbehrlich gewordenen Einrichtung; der betrügerische Bader hatte ihm schlechte Seifenerde und salziges Wasser verabreicht. Der Zitherspieler erzählte später, er sei dort zu Land und zu Wasser blokirt gewesen. Möglich, daß auch eine andere das Bad betreffende Anekdote nach Kardia gehört. Athenäos erzählt nämlich: „Als er einst aus einem kalten und schlechten Bade herauskam und daneben eine prächtig geschmückte Heroenkapelle sah, rief er aus: Ich wundre mich nicht, hier so viele Dankinschriften zu erblicken; denn Jeder, der dort badet, stiftet hier eine Tafel für seine Rettung." Seines Aufenthaltes in Byzanz ist bereits gedacht worden. Er scheute sich aber auch nicht vor dem verrufenen Pontus. Dort besuchte er die bithynische Handelsstadt Herakleia, deren üppiges Leben ihn veranlaßte, beim Scheiden am Thore sich ängstlich umzuschauen, weil es ihm, wie er sagte, so vorkäme, als ginge er aus einem Freudenhause, wobei man doch nicht von den Leuten gesehen werden möchte. Ja, sogar zu einem skythischen Könige in der Krim, Namens Berisades (jedenfalls dem nach seinem Tode vergötterten Pärisades I., zwischen 349 und 311), der ein großer Musikfreund war, begab er sich und hielt sich lange an dessen Hofe auf. Als ihn endlich die Sehnsucht nach Griechenland übermannte und Berisades auf die Bitte, ihn zu entlassen, nicht eingehen zu wollen schien, sagte Stratonikos ganz trocken: „Du bist wol gesonnen, hier zu bleiben?" und bewog dadurch jenen zu einer gnädigeren Miene.

Die kleinasiatische Küste des Mittelmeeres durchstreifte er nach allen Richtungen. Er weilte in Ilion, Assos, Pergamon, Ephesos und Milet. In dem zu letzterem gehörigen, wegen seiner Seebarben gelobten Hafenort Teichiussa, der eine sehr gemischte Bevölkerung hatte, sah er auf der Begräbnißstätte lauter nichthellenische Gräber. „Komm," sagte er zu seinem Diener, „hier wollen

wir ja fortgehen; denn da scheinen nur die Fremden zu sterben und Niemand von den Städtern." Wenige Meilen von Milet, tiefer ins karische Land hinein, lag Mylassa am Fuße eines steilen Marmorberges, der den Einwohnern treffliche Gelegenheit geboten hatte, die Stadt mit herrlichen Tempeln und Säulenhallen zu schmücken. Da aber, wenigstens damals, die Bewohnerzahl nicht im Verhältniß zur Größe der Gebäude stand, so trat der Spötter Stratonikos mitten auf den Markt und rief: „Höret mich an, Ihr Tempel!" Von seinem Aufenthalte in Rhodos ist die Rede gewesen. Er war der Insel gar nicht hold und nannte die Rhodiser wegen ihrer Unmoralität „weiße Kyrenäer"; auch meinte er, die Insulaner bauten sich Häuser, als wären sie unsterblich, tafelten aber, als müßten sie bald sterben! Rhodos gegenüber lag die den Rhodiern botmäßige karische Stadt Kaunos, berühmt durch ihre Feigen, aber berüchtigt durch ihre ungesunde Lage. Auf ihre Einwohner wendete Stratonikos den Vers an:

„Wie die Geschlechter der Blätter, gerade so sind die der Menschen."

Vater Homer hatte damit die Hinfälligkeit und Vergänglichkeit der Sterblichen bezeichnen wollen; Stratonikos aber meinte den krankhaften Teint, der bei den dunkleren Südländern ins Olivengrüne zu spielen pflegt. Als man ihn nun darüber tadeln wollte, daß er die Stadt als ungesund verspottete, erwiderte er mit erheucheltem Erstaunen: „Wie sollte ich es wagen, diese Stadt ungesund zu nennen, wo selbst die Todten herumwandeln?" Noch weiter von da nach Osten zu besuchte unser Virtuos die Städte in Lykien und Pamphylien. In Phaselis zankte sich sein Sklave mit dem Bader über das Badegeld; denn es herrschte dort die Sitte, daß die Fremden ein höheres Eintrittsgeld zahlten als die Einheimischen. Da fuhr er ihn mit den Worten an: „Du Schurke! Um einen Dreier hättest Du mich beinahe zu einem Bürger von Phaselis gemacht!" Auch in Side, wo pythische und olympische Spiele abgehalten wurden, ist Stratonikos aufgetreten. Während er aber die Phaseliten die elendesten Menschen in Pamphylien nannte, erweiterte er bei den Siditen dieses Prädikat auf die ganze Welt.

Wir nähern uns nun dem Orte, wo Stratonikos seiner Spottsucht zum Opfer fallen sollte, der Insel Kypros. Dieselbe hatte Alexander, der Große, unter dem Regiment einheimischer Vasallenfürsten gelassen, unter denen Nikokreon oder Nikokles*) die hervorragendste Rolle gespielt und sich auch durch sein Verfahren gegen den Schüler Demokrit's, Anaxarchos aus Abdera, den Ruf eines unversöhnlichen, grausamen Menschen erworben hat. Dieser Philo-

*) Die Identität der beiden Namen scheint gerade daraus zu erhellen, daß nicht bloß Diodor (XIV., 59 und 79; XX., 21) sie verwechselt, sondern auch noch, und zwar viel auffallender Athenäos (VIII., 41 und 46) und daß die Gemahlin des Nikokreon bei Machon Biothea, die des Nikokles bei Diodor Axiothea heißt, was wol mehr als zufällige Aehnlichkeit ist. Daß Diodor den Nikokles Fürsten von Paphos nennt, ist irrelevant, da er im Jahre 313 von Ptolemäos die Satrapie von ganz Kypros erhielt.

soph, welcher das höchste Gut in Seelenruhe und Leidenschaftlosigkeit setzte, war ein beständiger Begleiter Alexander's und zeichnete sich durch seine Freimüthigkeit aus.

Bei einem Gastmahle, wahrscheinlich während des glänzenden Siegesfestes in Phönikien, wo die kyprischen Fürsten Nikokreon und Pasikrates die Ausrichter der Wettkämpfe waren, wendete sich Alexander an den als Gourmand bekannten Gelehrten mit der Frage, was er über die Gerichte der Tafel urtheilte. „Es ist Alles prächtig," antwortete dieser, „nur hätte noch der Kopf eines Satrapen aufgetischt werden sollen." Von diesem Moment an warf Nikokreon, der das Wort auf sich bezog, einen bittern Haß auf Anaxarch. Das Unglück wollte, daß der Philosoph auf einer Seereise durch den Sturm an die Küsten von Kypros verschlagen wurde. Nikokreon ließ ihn in einem Mörser mit eisernen Keulen zerstampfen, wobei Anaxarchos ausgerufen haben soll: „Stampfe nur die Hülse des Anaxarch! Ihn selbst triffst Du nicht!" Es läßt sich nicht berechnen, ob dies vor oder nach der Anwesenheit des Stratonikos auf Kypros geschehen sei. Nikokreon scheint die Musik überhaupt sehr geliebt zu haben. Diogenes, der Laertier, erzählt, daß der eretrische Philosoph Menedemos mit seinem Freunde Asklepiades einst der Einladung Nikokreon's zu einem feierlichen Opferfeste gefolgt sei. Menedemos war so unvorsichtig, den reizbaren Tyrannen durch Freimüthigkeit zu verletzen, indem er sagte, wenn die Zusammenkunft sovieler Gelehrten und Künstler etwas Schönes sei, so müsse das Fest alle Tage stattfinden, wenn aber nicht, so sei es auch jetzt überflüssig, und auf die herablassende Aeußerung Nikokreon's, daß er nun einen ganzen Tag den Philosophen widmen wollte, erwiderte, man müßte zu jeder Zeit die Philosophen hören. Nur das diesem Gespräche folgende, ausgezeichnete Spiel eines Flötisten besänftigte den aufsteigenden Zorn des Fürsten. Die beiden Freunde machten sich aber schnell aus dem Staube und als unterwegs das Schiff vom Sturm geschüttelt ward, seufzte Asklepiades: „Die Virtuosität des Flötenspielers hat uns gerettet, die Freimüthigkeit des Menedemos aber an den Rand des Verderbens gebracht." Vielleicht war der Flötenspieler jener Dorion von dem Athenäos erzählt: „Während Dorion bei Nikokreon auf Kypros speiste, lobte er einen Pokal. Und Nikokreon sprach: „Wenn Du willst, wird Dir derselbe Künstler einen zweiten fertigen." Dorion aber erwiderte: „Dir wol; mir aber gieb diesen da!" Zwischen 322 und 310 muß Stratonikos zu Nikokreon gekommen sein, da er vorher noch mit Ptolemäos Lagi zusammen war und der Tyrann von Kypros 310 selbst ums Leben kam. Ueber die Veranlassung zum Tode des Virtuosen und über die Todesart selbst stimmen Phanias und Machon nicht überein, wiewol sie beide nicht lange nach dem Ereignisse geschrieben haben. Phanias sagt, Stratonikos sei durch Gift von Nikokreon umgebracht worden, weil er die Söhne des Fürsten lächerlich gemacht habe. Da aber nach Diodor Nikokreon keine Prinzen hatte, möchte man eher

dem andern Gewährsmann Glauben schenken, der auch seine Sache umständlicher vorträgt. Als die Abendtafel vorüber war und das Symposion begann, trat die Gemahlin des Fürsten, Biothea, in Begleitung ihrer Kammerzofe ins Zimmer, um dem Spiele des Stratonikos zu lauschen. Leider begegnete ihr Etwas, das erst viel später der Kaiser Klaudius durch ein besonderes Edikt für solche Gelegenheiten zu erlauben sich vorgenommen haben soll, und als sie kurz darauf, vielleicht um ihre Verlegenheit zu verbergen, auf eine Knackmandel trat, war der Musikus so ungalant und impertinent, zu sagen: „Dies war jetzt ein anderer Ton!" „Und in der Nacht", heißt es weiter, „bezahlte er dieses Wortes wegen im tiefen Meere seine Freimüthigkeit."

Diejenigen, welche das Schicksal des munteren Künstlers interessirt, wird es beinahe zum Troste gereichen, das schreckliche Ende seiner Mörder kennen zu lernen. Diodor schreibt hierüber: „Als Ptolemäos erfuhr, daß Nikokles, der Fürst der Paphier, insgeheim sich Antigonos verbündet hatte, sandte er von seinen Vertrauten den Argäos und Kallikrates dahin, mit dem Auftrag, den Nikokles aus dem Wege zu räumen. Diese fuhren nach der Insel, zogen von dem Feldherrn Menelaos Truppen an sich und ließen das Haus des Fürsten mit Soldaten umstellen, eröffneten ihm den Beschluß und geboten ihm, selbst seinem Leben ein Ende zu machen. Er versuchte es zuerst, sich gegen jene Vorwürfe zu vertheidigen; als aber Niemand ihm Gehör schenkte, tödtete er sich selbst. Da nun seiner Gattin Axiothea der Tod ihres Gemahls gemeldet wurde, ermordete sie ihre eigenen Töchter, die noch Jungfrauen waren, und bewog auch die Frauen der Brüder des Nikokles, mit ihr den Tod zu wählen, ungeachtet Ptolemäos den Frauen Sicherheit zugestanden hatte. Während so der Palast voll Mord und unerwarteter Trauerfälle war, verschlossen die Brüder die Thore, steckten das Gebäude in Brand und tödteten sich selbst."

Es ist Schade, daß wir nichts darüber erfahren, ob Stratonikos mit dem großen Alexander, welcher die Unterhaltung der Schauspieler und Musiker bei weitem den gymnischen Agonen vorzog, zusammengetroffen ist oder nicht. Unter den bei der Hochzeit Alexander's konzertirenden Meistern, die Athenäos nach Chares aus Mitylene anführt, befand sich unser Virtuos nicht. Doch waren, wie Plutarch erzählt, dreitausend Künstler aller Art aus Griechenland dazu verschrieben worden, und wer kann wissen, ob nicht Stratonikos auf der Nachfeier zu Ekbatana unter den Auftretenden war? Wenn er nicht in die Nähe des Königs gekommen ist, so beweist wenigstens gerade dieser Umstand, wie reich damals Griechenland an hervorragenden Virtuosen gewesen sein muß.





XXII.

Griechisches und römisches Badeleben.

Die alten Hellenen kannten kein besseres Mittel, den Körper von Müdigkeit zu befreien, als ein warmes Bad. Schon die Homerischen Recken, wenn sie, mit Schweiß und Staub bedeckt aus der Schlacht oder von der Reise kommen, geben sich stets diesem Genusse hin und beanspruchen ihn als Gäste im fremden Hause. Nicht anders war es in der historischen Zeit. Aristophanes läßt den Dionysos in seinen „Fröschen" ausrufen;

„O König, o Zeus! Ha, dieser Schmerzen Zahl, wie groß!
Ich will sogleich zum nächsten Badehause geh'n:
Vor all der Mühsal laufen mir die Nieren auf!"

und Aristoteles wirft in seinen „Problemen" die Frage auf: „Warum muß man die Folgen körperlicher Anstrengung im Sommer durch Baden vertreiben, im Winter durch Einsalben?" Es ist also kein Wunder, daß man die natürlichen warmen Quellen, deren heilende Kräfte man außerdem bald wahrnehmen mußte, schon früh zu demselben Zweck benutzte, wenn auch der zum täglichen Bedürfniß werdende Gebrauch der warmen Bäder in älterer Zeit den Vorwurf der Verweichlichung und Ueppigkeit nach sich zog. Im Zusammenhang mit dieser Benutzung der warmen Quellen als Stärkungsmittel steht es, daß sie sämmtlich dem Herakles geheiligt waren und den Namen „Heraklesbäder" führten. Der gewaltige Heros bedurfte nach seinen außerordentlichen Kämpfen und Arbeiten auch ein übermenschliches Maß von Erquickung. In den „Wolken" des Aristophanes fragt der Vertreter des Unrechts den des Rechts und der alten Sitte, aus welchem Grunde er die warmen Bäder verbiete, und als er die Antwort erhält:

„Weil sie verderblich durch und durch, den Mann zur Memme machen,"

entgegnet er:

„Nun sahst Du kalte Bäder je, die Herakleisch heißen?
Und doch, wo war ein stärk'rer Held?"

Bei den heißen Quellen der Thermopylen stand nach Herodot ein Altar des Herakles. Bei Himera und Egesta auf Sicilien ließen der Sage nach die Nymphen zur Erholung des Helden die warmen Bäder entstehen. Die Quellen des ciminischen Sees öffnet er selbst, indem er eine Stange in die Erde stößt. Im etruskischen Cäre führte die Hauptquelle im Warmbade seinen Namen. Selbst in Ungarn hat man bei heißen Quellen eine Inschrift gefunden, die ihn den Schutzgeist des Ortes nennt.

Die Wildbäder Griechenlands waren alle Schwefel- oder Salzquellen. Schwefelhaltig waren zunächst die Sprudel in dem Thermopylenpasse, von den Eingeborenen recht bezeichnend „Kochtöpfe" genannt. Daß es hier Vorrichtungen zu bequemer Benutzung des heilkräftigen Wassers gab, ist aus Pausanias und Philostratos ersichtlich. Jener behauptet, das blaueste Wasser in den Thermopylen gesehen zu haben, und zwar habe es der Quelle angehört, „die sich in das Bassin ergießt, das die Eingeborenen den Weiberkochtopf nennen". Philostratos aber erzählt von dem reichen Sophisten Herodes Attikus, er habe „die für Kranke heilsamen Badeanstalten bei Thermopylä" restaurirt. Etwas über eine Meile von dem berühmten Olympia lag das elische Dorf Herakleia mit einer Heilquelle, „die", wie Pausanias sagt, „von allerlei Krankheiten und Beschwerden des Leibes befreite." So gab es auch warme Quellen bei Phigalia in Arkadien, zu Lebedos, Teos und Klazomenä in Kleinasien, zum Theil mit prächtigen Einrichtungen ausgestattet.

Das berühmteste Wildbad Griechenlands war aber unstreitig Aedepsos, auf der Insel Euböa am Euripus gelegen. Seine Quellen, die heute noch von Kranken besucht werden, hatten, wie Plinius erzählt, versteinernde Kraft und wurden schon lange vor der römischen Periode von Leuten, die Hilfe verlangten oder dem Vergnügen nachgingen, frequentirt. Der Grammatiker Athenäos hat uns darüber folgende interessante Notiz aufbewahrt: „In Aedepsos erschien einst, gesondert von den anderen Sprudeln, eine Quelle, die hart am Meere kaltes Wasser führte. Und die Leidenden, welche davon tranken, verspürten danach große Besserung. Daher strömten weit und breit die Menschen herbei, um das Wasser zu gebrauchen. Deshalb legten die Beamten des Königs Antigonos, die recht haushälterisch sein wollten, eine Abgabe für die Trinkenden auf die Quelle: aber sie vertrocknete in Folge dessen!" Unter den Römern, die Aedepsos besuchten, steht Sulla oben an. Als dieser nach dem Frieden mit Mithridates noch eine Zeit lang in Athen verweilte, fühlte er in den Füßen jene mit Schwere verbundene Taubheit, die Strabo in seinem verloren gegangenen Geschichtwerk, wie Plutarch erzählt, „das Stammeln des Podagra" genannt hat. Sogleich begab er sich nach dem Badeorte und gebrauchte

die warmen Quellen, indem er dabei nach seiner Weise vergnügt und guter Dinge war und seine Zeit in Gesellschaft von Schauspielern zubrachte, die er vielleicht dort vorgefunden hatte. Plutarch fügt hinzu, daß ihm, als er einst am Gestade des Meeres promenirte, einige Fischer sehr schöne Fische als Geschenk brachten. Er freute sich darüber und als er erfuhr, daß sie aus dem böotischen Flecken Halä stammten, sagte er: „Lebt denn noch Jemand von den Haläern?“ Die armen Leute wurden sprachlos vor Furcht; denn er hatte nach der Schlacht bei Orchomenos die Stadt zerstören lassen. Allein Sulla ließ sie getrosten Muthes heimkehren, weil sie „mit keineswegs schlechten und verächtlichen Fürsprechern“ zu ihm gekommen wären. Zu Plutarch's Zeit scheint Aedepsos noch in höherem Flor gestanden zu haben, als früher. Er sagt in der Schrift über die Bruderliebe, daß die Vorzüge der verschiedenen Wasserbassins, Wohnungsräume und Säulenhallen ebenso den Stoff zur Unterhaltung den vornehmsten Ständen geboten hätten, wie die Leistungen der Sänger und Kitharaspieler. Auch in seinen „Tischgesprächen“ lobt er Aedepsos, das er natürlich sehr genau kannte, weil er aus dem benachbarten Chäronea gebürtig war. Dort heißt es: „Aedepsos auf Euböa, dessen Warmbäder ein Werk der Natur sind, das viel Stoff zu anständigen Vergnügungen in sich birgt und mit Wohnhäusern und Zimmern wohl versehen ist, kann für einen gemeinschaftlichen Sammelplatz Griechenlands gelten. Und während dort viel Geflügel und viele Landthiere gefangen werden, liefert auch das Meer gute Produkte für die Tafel, indem es viele edle Fische an reinen und tiefen Stellen ernährt. Den höchsten Flor erreicht der Ort in der schönsten Zeit des Frühjahres; denn Viele kommen zur gewohnten Zeit (also zur „Saison“) dorthin und leben gesellig zusammen in vollem Ueberfluß und beschäftigen sich in der Muße mit ernsten Unterhaltungen.“ Am liebsten speiste man der frischen Fische wegen am Ufer des Meeres und die Badeärzte empfahlen den Kranken gewisse Fische, als die leichteste Zukost.

Während der römischen Herrschaft gewannen die ägyptischen Bäder, als klimatische Kurorte, großen Zulauf. Die italischen Aerzte pflegten besonders ihre hektischen Patienten an die Ufer des Nils zu senden. Der jüngere Plinius ließ seinen Freigelassenen Zosimus, einen Schauspieler, die Reise dahin machen, weil er an Blutauswurf litt. Er kehrte gekräftigt zurück. Als sich aber später das Uebel wieder zeigte, rieth er ihm, die Milchkur auf dem Lande zu brauchen. Sein Oheim, der Naturforscher, wollte von keiner dieser beiden Kurarten etwas wissen, sondern empfahl gegen die Schwindsucht den Aufenthalt in harzreichen Nadelwäldern.

In unmittelbarer Nähe von Alexandria, hart am Meere, lag zunächst der Flecken Taposiris, von dem Strabo erwähnt, daß er das ganze Jahr hindurch vergnügungssüchtige Städter und Fremde beherbergte. Dann lag am Anfange des von Alexandria nach Kanobos führenden Kanals das Dorf

Eleusis, welches „mit Wohnungen für Fremde und Lusthäusern versehen war für Herren und Damen, die sich der Erholung hingeben wollten, ein Anfang der zu Kanobos herrschenden Schwelgerei." Der Kanal selbst wurde, nach Strabo, Tag und Nacht nicht leer von Barken, welche ganze Gesellschaften hin und zurück führten und an seinen Ufern gaben sich die Lustfahrer unter Schmausen und Tanzen der ausgelassensten Heiterkeit hin. Kanobos selbst lag unweit der westlichsten Nilmündung, war mit wohl eingerichteten und herrlich gelegenen Gasthäusern reichlich versehen und machte vermöge seines durch erfrischende Seewinde gemäßigten Klimas einen so bezaubernden Eindruck, daß Ammianus Marcellinus meint, man könnte dort glauben, nicht mehr innerhalb der Grenzen unserer Welt zu weilen! Die Kranken konnten sich in dem dortigen berühmten Serapistempel orakelhafte Anweisungen für ihre Kuren holen. Die Gesunden stürzten sich in den Strudel des wegen seiner Zügellosigkeit sprichwörtlich gewordenen Vergnügungslebens. „Niemals wird Jemand," schreibt Seneka, „der an ländliche Zurückgezogenheit denkt, sich Kanobos auswählen, wiewol Kanobos Niemandem verbietet, mäßig zu sein." Juvenal endlich sagt von den südlichen Grenzbewohnern Aegyptens: „Zwar ist dort das Land uncivilisirt; was aber Schwelgerei betrifft, steht, so viel ich selbst bemerkt habe, der Barbarenhaufe hinter dem berüchtigten Kanobos keineswegs zurück."

Von den außeritalischen Badeorten sei hier noch Baden bei Zürich erwähnt, dessen Tacitus bereits im ersten Jahrhundert n. Chr. als eines nach Art einer Landstadt gebauten und durch den anlockenden Gebrauch der Heilquellen stark besuchten Ortes gedenkt. Unter den italischen Landschaften waren an Mineralquellen vorzüglich Kampanien und Etrurien reich. Aus der großen Zahl derselben nennen wir nur die berühmtesten und folgen dabei der Aufzählung Martial's, der über die prächtigen Badeeinrichtungen eines gewissen Etruskus schreibt:

„Wenn Du nicht in Etruskus' Thermen badest,
Oppianus, so stirbst Du ungebadet,
So wird Dir nie ein andres Wasser wohlthun,
Kein aponischer Quell, der Mädchen fremd ist,
Nicht der See Sinuessa's und des heißen
Passer, oder des stolzen Anxur Fluthen,
Phöbus' Wasser und Bajä nicht, die Krone."

Der heiße Schwefelquell Aponus befand sich in der Nähe von Padua. Er ist vom Dichter Klaudian in einem besonderen Idyll besungen worden und soll der weiblichen Sittsamkeit gefährlich gewesen sein. Eben so stark besucht, wie dieser Kurort, war Sinuessa in Kampanien, gleichfalls mit warmen Quellen versehen, die gegen Podagra, Wahnsinn und Hysterie vorzügliche Dienste leisten sollten. Während der allmächtige Freigelassene des Klaudius, Narcissus, hier seine gichtigen Füße kurirte, schaffte Agrippina den schwachen Kaiser durch

vergiftete Pilze aus dem Wege und ebendaselbst machte der abscheuliche Helfershelfer Nero's, Tigellinus, auf des Kaisers Otho Geheiß seinem Leben mit dem Rasirmesser ein Ende. Daß es auch in Sinuessa Gäste gab, die nur zum Vergnügen hingekommen waren, beweist ein anderes Epigramm Martial's:

„Als Philostratos einst am Quell Sinuessa's vom Schmause
In sein Miethquartier kehrte, gedrängt von der Nacht,
Wär' er beinah dem bösen Geschick Elpenors*) verfallen;
Denn er stürzete jäh sämmtliche Stufen hinab.
Keine so große Gefahr, Ihr Nymphen, hätt' er erlitten,
Wenn an der Stelle des Weins Eure Gewässer er trank."

Die Quellen des Passer befanden sich ebenfalls in Kampanien. Dieses Bad sowol, als das zu Anxur oder Tarracina scheinen gerade zu Martial's Zeit in Mode gekommen zu sein. Nach einer anderen Andeutung von ihm hielt sich der Kaiser Domitian gern in Anxur auf. Der Geschmack wechselte überhaupt und das Ansehen der Badeorte war bedeutenden Schwankungen unterworfen. „Als ich jünger war," sagt Martial, „machte es mir Vergnügen, dahin zu eilen, wo ein Wasser gepriesen ward, und ich scheute nimmer den Weg, wie lang er auch war."

Das „Wasser des Phöbus" ist das dem Apoll geheiligte Warmbad von Cäre, das bereits erwähnt worden ist. Zu Anfang des zweiten punischen Krieges färbten sich plötzlich die dortigen Quellen blutroth, was man für ein sehr böses Vorzeichen ansah.

Auch Bajä, das zwischen Misenum und Puteoli am Golfe von Neapel lag, besaß heiße Schwefelquellen, aber in so reichem Maße, daß sich kein anderes Bad mit ihm messen konnte. Das weißlich-trübe Wasser war an manchen Stellen so heiß, daß man bequem Fische darin sieden konnte. Von vorzüglichem Nutzen waren aber außerdem die Schwefeldämpfe, welche an mehreren Orten dem vulkanischen Boden entstiegen, wo man heute noch in Gruben von geringer Tiefe den erstickenden Dunst erhalten kann. Man benutzte denselben zu Schwitzbädern. Seneka sagt deshalb verächtlich von Bajä: „Was sollen mir jene heißen Bassins? was jene Schwitzkammern, in welche der trockene Dampf eingeschlossen wird, der den Leib schwächen soll?" Auch Horaz, dem der berühmte Arzt Antonius Musa die Vertauschung Bajä's mit einem Kaltwasserbad angerathen hatte, singt in Bezug auf die Schwitzkur:

„Freilich das Myrtengebüsch mit dem schwefligen Dampfe verschmähen,
Ihn, der den Krankheitsstoff, so fest er auch sitze, vom Körper
Austreibt, ja, das empfindet der Badeort, zürnet dem Kranken,
Der sich erfrecht, nun Magen und Kopf einer klusischen Quelle
Unterzuhalten, nach Gabii zieht, in die kältere Gegend."

Die bauliche Einrichtung eines solchen Schwitzbades, wie das auch vom Arzt Celsus erwähnte „im Myrtenhain" war, lernt man noch genauer aus einer

*) Elpenor, ein Gefährte des Odysseus, stürzte im Rausche vom flachen Dache der Zauberin Circe.

kurzen Schilderung des Dio Kassius kennen. „Das warme Wasser," schreibt er, „läuft vom Fuß der Berge nach dem Meere zu in die Bassins und der Dampf wird durch die Röhren in hoch gelegene Zimmer geleitet, wo man schwitzt. Auf beiden Seiten sind prächtige Gebäude aufgeführt und zum Aufenthalt für Gesunde und Kranke auf's Bequemste hergerichtet." Ganz dieselbe Art und Weise, durch Bleiröhren den Dampf über den hohlen Boden der Badestuben zu führen, erwähnt übrigens auch Klaudian von der aponischen Schwefelquelle. Ueber die Wirkungen der Bäder spricht sich Plinius folgendermaßen aus: „Im Allgemeinen sind sie den Muskeln von Nutzen, speziell den Füßen und Hüften, auch bei Verrenkungen und Brüchen; sie entleeren die Eingeweide und heilen Wunden. Besonders helfen sie gegen Kopf- und Ohrenschmerzen, die Quelle Cicero's auch gegen Augenleiden." Genießbar waren die Quellen zu Bajä nicht.

So unzweifelhaft aber auch die heilende Naturkraft in Bajä sich offenbarte: sie allein wäre nicht hinreichend gewesen, um jenem Badeort einen so glänzenden Vorrang vor allen anderen zu verschaffen und das Städtchen zum berühmtesten Modebad der alten Welt zu erheben. Strabo sagt von Neapel: „Es besitzt auch Neapel heiße Quellen und die Bädereinrichtungen sind nicht schlechter, als die zu Bajä. An Frequenz aber steht es weit nach; denn dort wächst eine zweite Stadt, nicht kleiner als Puteoli, empor, indem sich ein fürstlicher Palast an den andern reiht." So heilsam auch Bajä für die Kranken sein mochte, dieselben bildeten wol stets die Minderzahl der Kurgäste. Die Mehrzahl begab sich an jenen Strand des milden Klima's, der herrlichen Gegend, der Heiterkeit und Ungezwungenheit wegen, die im Verkehre dort herrschte. Die paradiesische Anmuth der Lage von Bajä preist mit beredten Worten Martial, wenn er singt:

> „Bajä, der holden Venus goldnes Uferland,
> Das lieblichste Geschenk der gütigen Natur,
> Bajä, schon, Flakkus, tausendfach von mir gelobt,
> Wird nie genug gelobt, der wunderschöne Ort."

Schon Marius, Cäsar und Pompejus hatten sich auf den grünenden Bergen, die den Strand umsäumten, burgartige Landhäuser bauen lassen. Später liebte man es dagegen, so nahe als möglich an das Meer oder in dasselbe hinaus zu bauen. Bereits Horaz schreibt:

> „Kaum hat der Reiche gesagt: nichts Schöneres giebt es als Bajä's
> Reizende Bucht! so empfinden des ruhlos strebenden Herren
> Baulust See'n und Meere."

Der jüngere Plinius besaß zwei Villen am Lago di Como, die er mit den römischen Bauten bei Bajä vergleicht; denn die eine lag nach dem älteren Geschmacke auf der Höhe und hatte die Aussicht auf den See; die andere berührte dessen Wasser, so daß man die Angel vom Fenster aus werfen konnte. Die

Kaiser überboten einander in der Pracht ihrer bajanischen Marmorpaläste. Noch Alexander Severus führte in Bajä herrliche Bauten auf und legte mit Meerwasser gespeiste Teiche an und Kaiser Tacitus besaß eine eigene Villa ebendaselbst. Das blaue, vom Wohlgeruche der zu jeder Jahreszeit blühenden Blumen überhauchte Meer belebte sich täglich und besonders gegen Abend mit buntbemalten Gondeln, voll fröhlicher Passagiere, die da, mit Rosen bekränzt, zechten und schmausten. Die meisten Lustfahrten fanden auf dem lukriner See statt, einem nur durch einen schmalen Damm vom Meere getrennten Busen, und seit Agrippa's Zeit auch auf dem mit demselbem in Verbindung gesetzten averner Landsee.

Martial zählt unter den Vermuthungen über das Thun und Treiben des Kanins Rufus auf:

„Ob er zum heißen Bajä jetzt gereist sein mag,
Und faul sich im lukriner See herumkahnt dort?“

und beweint in einem andern Epigramme den Tod des im lukriner See ertrunkenen Knaben Eutychus.

Ueber das Leben im Badeort selbst und zwar in der Nähe der Kursäle besitzen wir glücklicherweise eine recht lebendige Schilderung aus der Feder des Philosophen Seneka. Er schreibt an Lucilius aus Bajä: „Du kannst mir glauben, es ist für einen, der den Studien obliegt, die Stille gar nicht so nothwendig, als es scheint. Siehe, der verschiedenartigste Lärm umgiebt mich hier von allen Seiten; denn ich wohne gerade über dem Bade. Stelle Dir nun alle Arten von Stimmen vor, welche die Ohren in Zorn zu setzen vermögen. Wenn die Stärkeren sich üben und die mit Blei beschwerten Hände schwenken, wenn sie sich abarbeiten oder einem Arbeitenden nachahmen, höre ich ihr Stöhnen, so oft sie den angehaltenen Athem ausströmen lassen, ihr Pfeifen und rauhes Keuchen; wenn ein fauler Salber dazwischen kommt, so höre ich das Geräusch der auf die Schultern klatschenden Hand, welche den Ton ändert, je nachdem sie flach oder hohl auffällt. Wenn aber der Ballschläger hinzutritt und die gemachten Bälle zu zählen anfängt, dann ist Alles vorbei. Laß nun noch einen Skandalmacher erscheinen und einen ertappten Dieb und den Mann, welchem seine Stimme im Bade so gefällt. Füge dann Diejenigen hinzu, welche mit ungeheurem Rauschen des Wassers in das Bassin hineinspringen. Außer Jenen, deren Stimmen doch wenigstens natürlich sind, denke Dir nun noch den Haarrupfer, der seine Stimme immer und immer wieder dünn und gellend ertönen läßt, um sich recht bemerkbar zu machen, und nie schweigt, außer wenn er die Achselhaare ausreißt und einen Andern an seiner Stelle zu schreien zwingt. Weiter kommen dann die verschiedenen Ausrufe des Konditors und der Wursthändler und der Herumträger aus den Garküchen, die ihre Waaren mit einer auffallenden Modulation der Stimme feilbieten.“ Selbst in der Nacht wurde man gestört durch die Serenaden der Verliebten und deren rivalisirendes Gezänk.

Wahrscheinlich lagen auch die Speisewirthschaften selbst ganz in der Nähe der Badeanstalten; denn der Philosoph sagt ferner, er wolle ebenso wenig mitten unter den Garküchen wohnen, wie unter Folterknechten.

Ueber die Ueppigkeit und sittliche Laxheit des bajanischen Lebens fällt Seneka von seinem stoischen Standpunkte aus ein sehr strenges Urtheil, indem er sagt, der Ort habe angefangen, „eine Herberge der Laster“ zu sein. Was er freilich als Merkmale dieser Depravation angiebt, findet sich bereits 100 Jahre früher unter den Vorwürfen, welche die Ankläger dem von Cicero vertheidigten Cölius gemacht haben, der mit der berüchtigten Klodia zusammen in Bajä gewesen war; Cicero nennt: „Ausschweifungen, Liebschaften Ehebruch, Ausgelassenheit am Meeresgestade, Gastmähler, Nachtschwärmereien Gesang, Musik, Gondelfahrten,“ also lauter Dinge, die später auch im Schwange waren und die auch Cicero's Zeitgenossen, Varro, veranlaßten, eine scharfe Satire auf Bajä zu schreiben. Der ganze Unterschied zwischen Seneka's und Cicero's Zeit wird daher in Bezug auf das Badeleben von Bajä sich darauf beschränken, daß die Zügellosigkeit desselben bis zu Nero's Regierung in demselben Maße gestiegen ist, wie die Unsittlichkeit der Römer überhaupt bis dahin zugenommen hat. Nur trat allerdings in Bajä zu allen Zeiten an die Stelle des konventionellen Tones der Residenz eine größere Ungezwungenheit im Umgang beider Geschlechter und ein Sichgehenlassen, das von den herbeiströmenden Roués*) und Hetären natürlich bis zur Frechheit gesteigert wurde. Darum ist es wol sehr richtig, wenn Seneka ferner sagt: „In Bajä erlaubt sich die Schwelgerei sehr viel; dort entfesselt sie sich mehr, gleich als ob die Ungebundenheit von dem Orte abhinge.“ Als Beispiel hierzu paßt, was Cicero von Klodia spricht: „Munkelt denn nicht die Nachbarschaft, das Gerede der Leute von ihr? Spricht nicht Bajä selbst darüber? Ja, es spricht nicht bloß, sondern es schreit laut, die Zügellosigkeit der einen Frau sei so hoch gestiegen, daß sie sich nicht einmal nach Einsamkeit, Finsterniß und dergleichen Hüllen der Unehre umsehe, sondern bei den schändlichsten Dingen sich über ein zahlreiches Publikum und das helle Tageslicht freue.“ Der Knüpfung zärtlicher Verhältnisse leistete natürlich Bajä großen Vorschub. Deshalb vergißt auch Ovid nicht, den Ort als Gelegenheitsmacher zu empfehlen, und meint, schon Mancher sei mit einer Herzenswunde nach Hause zurückgekehrt und habe geseufzt: „Keineswegs so heilsam, wie die Fama sagt, ist dies Gewässer.“ Der eifersüchtige Dichter Properz schreibt an seine in Bajä weilende, leichtfertige Geliebte Cynthia:

„Hat vielleicht ein Schelm Dir Liebe geheuchelt und feindlich
Cynthia's Namen sogar meinen Gedichten entrückt?
Lenktest Du lieber in keckem Vertrauen auf niedliche Ruder

*) Juvenal erwähnt, daß selbst bankerotte Schuldner der Residenz den Rücken kehrten und zu den Austern von Bajä eilten.

In dem lukrinischen See emsig den winzigen Kahn,
Oder umschlöß' ein Bad Dich im seichten Gewässer des Flusses
Und die gefällige Flut wiche der rudernden Hand,
Eh' du dem schmeichelnden Kosen von Andern ein williges Ohr leihst,
Am schweigsamen Gestad' traulich zum Plaudern geschmiegt.
— —
Nicht als kännt' ich Dich nicht und vergäße, wie hohl ein Gerücht sei,
Aber in Bajä schreckt leichtes Getändel sogar.
— —
Aber verlasse auch, bitte, nur bald das verrufene Bajä!
Manches Verhältniß noch löst das verruchte Gestad.
Pfui des Gestades, dem immer ein züchtiges Mädchen verhaßt war!
Bajä, Aergerniß Liebender, sei mir verflucht!"

So läßt sich denn auch annehmen, daß ein Fall, über welchen sich Martial lustig macht, nicht vereinzelt dastand. Eine gewisse Lävina war, als keusche Penelope, nach dem Badeorte gekommen und hatte sich, als Helena, von einem jungen Manne entführen lassen!

Das fröhliche Treiben in Bajä überdauerte die Macht- und Glanzperiode des römischen Kaiserreichs. Noch der Konsul Symmachus unter Theodosius besuchte das Bad öfter und schreibt einmal an seinen Freund Marcianus aus Bajä, wo er mit seiner Familie verweilte: „Ich fürchte nicht, daß Du glaubst, ich möge in so anmuthiger Gegend und bei solcher Fülle von Genüssen üppig werden. Ich führe allenthalben ein dem Konsularen geziemendes Leben und bleibe ernst selbst auf dem Lukrinersee. Kein Gesang kommt auf den Barken vor, keine Schwelgerei bei Tische. Auch finden weder häufige Besuche der Bäder noch ausgelassene Schwimmübungen von Seiten der jungen Leute statt. Du mußt wissen, daß man bei der Ueppigkeit gegen den Ort, wo man sich befindet, keine Anklage erheben darf." Dies hieß allerdings muthiger gehandelt, als Seneka that, der nach kurzem Aufenthalte dem verführerischen Platze Adieu sagte. Ja, die Bäder von Bajä sind bis über das Mittelalter hinaus besucht worden. Und jetzt? Nur Trümmerhaufen bezeugen die Stätten, wo Bajä mit seinen prächtigen Bädern und Villen gestanden hat; der einst so belebte Hafen ist versandet; die Umgegend verödet und versumpft und von der Malaria vergiftet. Diese traurige Verwilderung steht freilich mehr als die einstige Herrlichkeit in Einklang mit den historischen Schauerszenen, die sich zu Anfang der Kaiserzeit daselbst abspielten. Dort verschied Marcellus, der hoffnungsvolle Neffe und Schwiegersohn des Augustus, wie man allgemein glaubte, vergiftet durch die ränkesüchtige Livia. Dort ließ Nero seine Mutter Agrippina zuerst auf einer dazu vorgerichteten Prachtgaleere im Meere Schiffbruch leiden und dann auf ihrer Villa am lukriner See mit Schwertern und Knütteln erschlagen.







